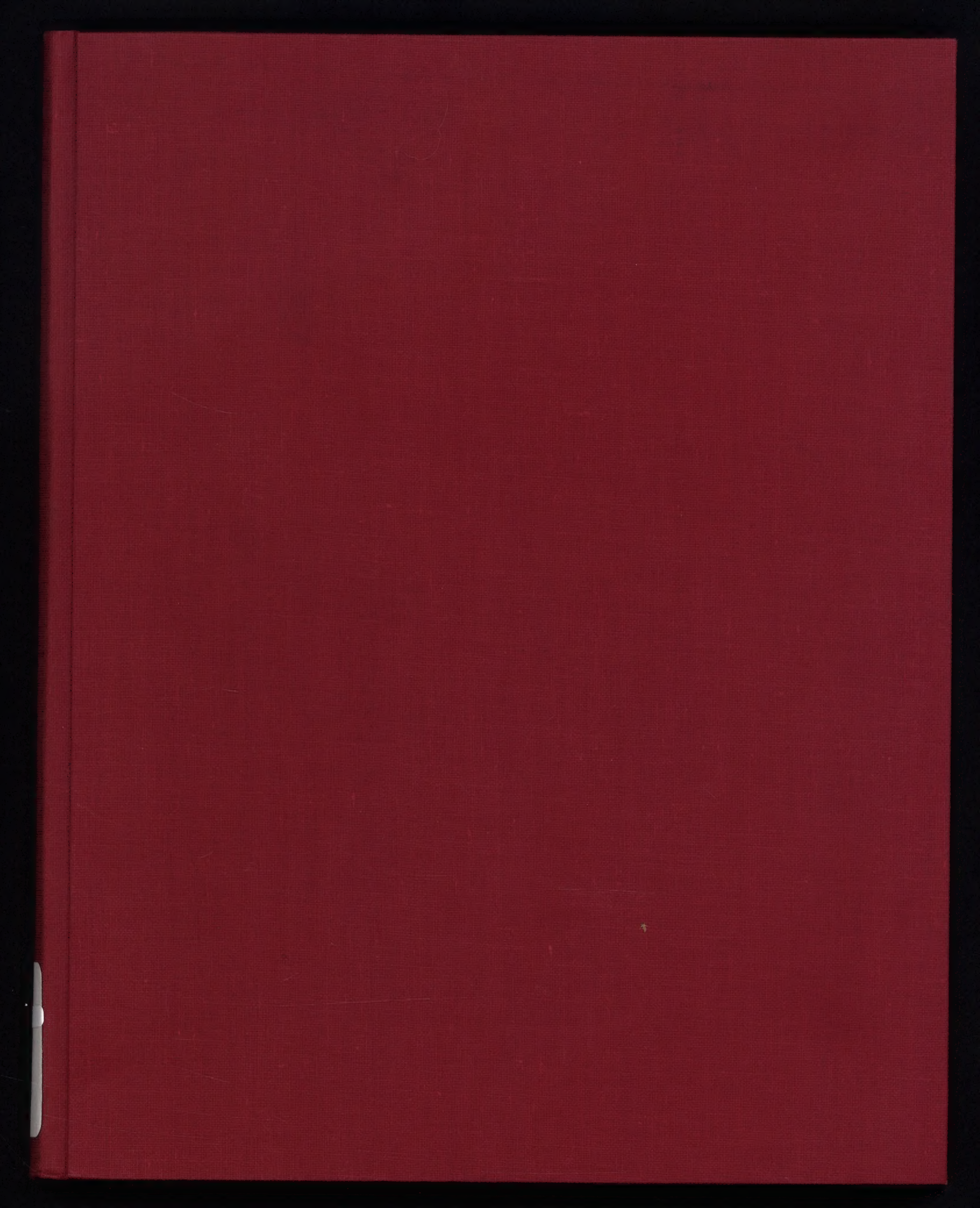
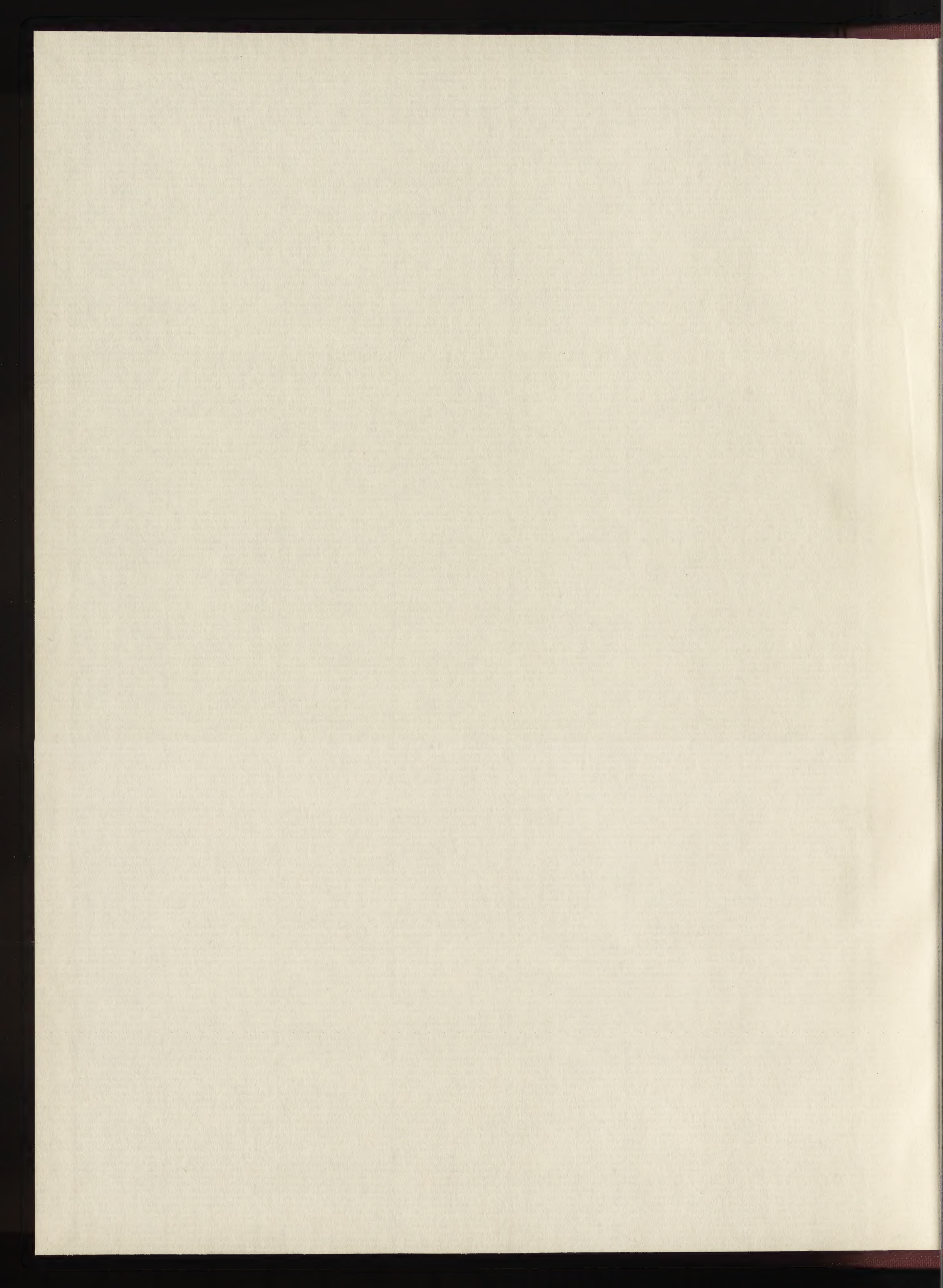




Hessenland

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Dreizehnter Jahrgang.

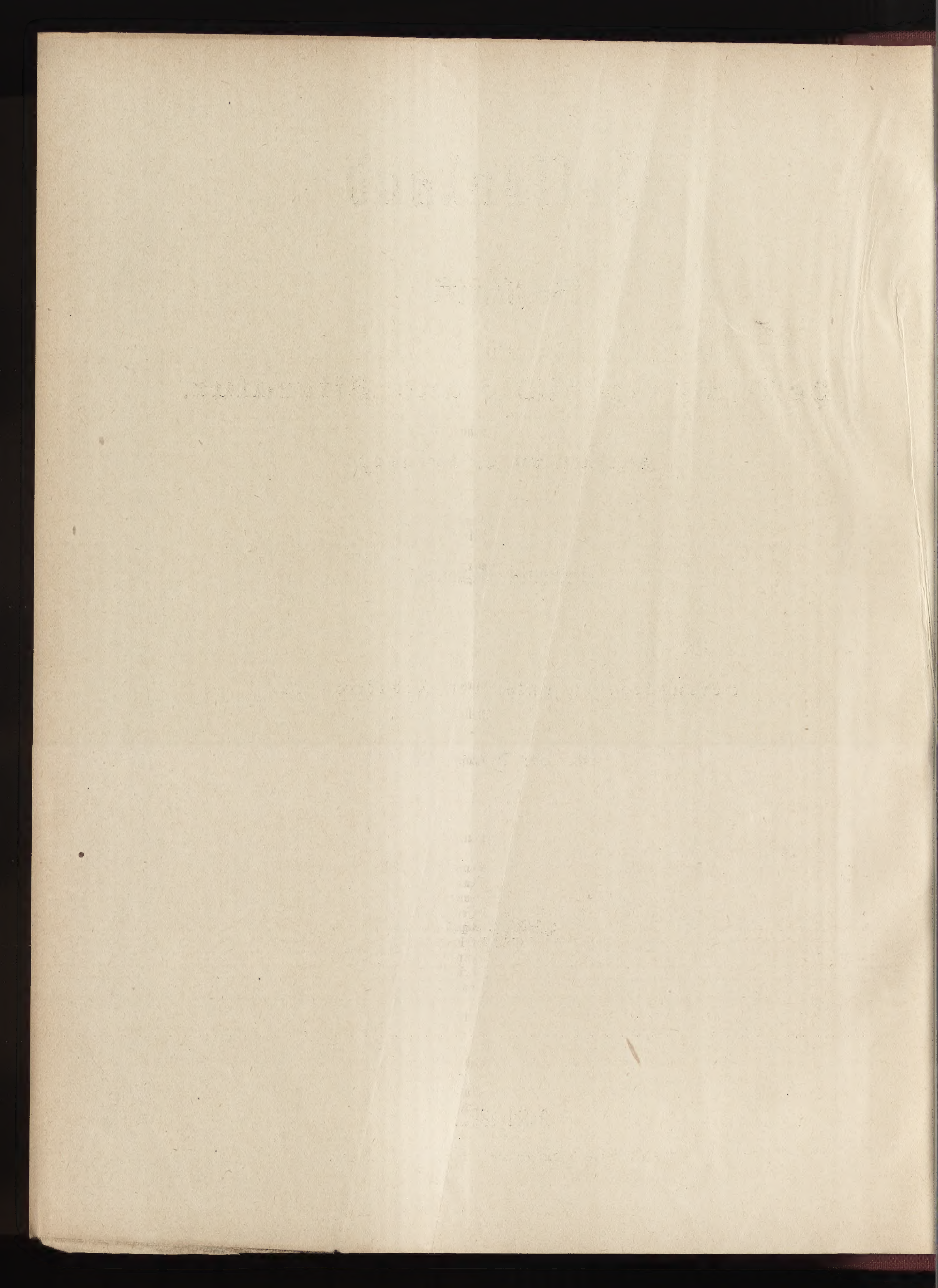
Herausgegeben unter der Redaktion von

Dr. W. Grotefend.



Kassel 1899.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.



Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1899.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Literarhistorisches.

Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Gedichte.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.



№ 1. XIII. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1899.

Des Jahrhunderts letztes Jahr!

„Laß ruh'n den Griffel jetzt zu dieser Stunde
Und gieb von meinen Kindern treulich Kunde,
Die deinem Urtheil anvertraut!
Du sahst sie alle durch die Völker schreiten,
Du sahest Fluch und Segen sie bereiten —
Dein Griffel bannte ihre Schuld.
Mach' du mich frei von jedem eitlen Wahne,
Bevor in der Jahrtausend Oceane
Mich Wog' auf Woge überschäumt.“ — —

Und die Geschichte giebt in elfter Stunde
Dem fragenden Jahrhundert treulich Kunde
Von seiner Zeiten Lauf. —
„Ich sah ihr Licht sich hoffnungsfroh entzünden —
Sah manches Jahr erfolglos, trübe schwinden,
In meinem Buch ein leeres Blatt!
Ich habe streng die Zeit der Schmach gerichtet,
Das Unverdiente von der Schuld gesichtet
Und hab's der Nachwelt aufbewahrt!

Ein jedes Jahr, das in der Völker Leben
Entfachte Kraft zu geistig hohem Streben,
Schrieb ich mit gold'nen Zeichen ein!
Du kannst, Jahrhundert, stolz zur Rüste gehen,
Kannst auf Jahrzehnte freudig rückwärts sehen,
Die deinem Haupt den Lorbeer aufgedrückt!
Dein letztes Jahr — schon rauschen seine Schwingen —
Was wird's dem Menschen, wird's den Völkern bringen?
Der Besten Wunsch, wird er gehört?!“

Ein Brausen weht durch mitternächt'ge Stunde –
Ein Klingen aus der eh'rnen Glocken Munde —
Und „Friede“ dröhnt der letzte Schlag!

Jeannette Bramer.





Theodor Schwedes.

Von Otto Gerland.

War so ziemlich allen Deutschen in den ersten zwei Dritteln dieses Jahrhunderts die Uebung schwerer Entsagung aufgelegt, indem so viele berechtigte Wünsche unerfüllt blieben, so traf doch wohl kaum einen Theil unseres Vaterlandes dies Loos härter als unser ehemaliges Kurhessen, das trotz seines großen Landesvermögens, trotz der ihm verliehenen reichen Naturschätze, trotz der Arbeitsamkeit und Nüchternheit seiner Bevölkerung nicht gedeihen konnte, sondern immer mehr zurückkam. Nicht die Verfassungskämpfe allein waren daran Schuld, solche Kämpfe hatten auch andere Staaten durchzufechten, sondern es lag an der nicht allzugroßen Fähigkeit der leitenden Kreise, das Land zweckmäßig zu verwalten und durch Förderung des materiellen Wohlstandes die Klagen über politische Mißstände zu beschwichtigen*), wie dies z. B. König Ernst August von Hannover so meisterhaft verstand, daß ihm sein Volk trotz seines großartigen Verfassungsbruchs ein Denkmal mit der Inschrift: „Dem Vater des Vaterlandes" setzte. Ueber die Verfassungskämpfe, die unserem Lande beschieden waren, ist schon viel geschrieben worden, jetzt aber liegt ein Buch**) vor, das uns in die Geschichte der hessischen Staatsverwaltung einführt und namentlich über Kurhessens Beitritt zum Zollverein, die Weserschifffahrt und den hessischen Eisenbahnbau die werthvollsten Mittheilungen bringt, mit Rücksicht darauf aber, daß diese Angelegenheiten noch für eine Reihe anderer deutscher Staaten, ja für die deutsche Geschichte überhaupt von großer Bedeutung sind, ein Interesse weit über die Grenzen des ehemaligen Kurstaates hinaus in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Fräulein Auguste Schwedes zu Kassel, die zweite Tochter des verstorbenen Direktors der vormaligen Ober-Berg- und Salzwerksdirektion, Geheimrath Schwedes, hat es unternommen, das Leben und Wirken ihres Vaters aus dessen hinterlassenen Briefen und Aufzeichnungen und unter Zuhilfenahme eigener Erinnerungen zu schildern, und es liegt uns diese Arbeit nun in einem stattlichen, elegant ausgestatteten, mit einer zweckmäßig eingerichteten Inhaltsübersicht versehenen Bande vor. Anfangs war diese Arbeit nur für die Familie bestimmt, und sie enthält deshalb auch vieles, was nur für diejenigen Interesse haben mag, welche dem Schwedes'schen Familienkreise nahe stehen konnten; da aber darin so vieles erzählt wird, was auch für weitere Kreise von Interesse ist, so hat sich die Verfasserin auf freundliches Zureden entschlossen, ihr Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben, wofür wir der verehrten Dame unseren wärmsten Dank sagen müssen, indem sie damit über manchen dunkel gebliebenen Theil unserer hessischen Geschichte helles Licht verbreitet. Es soll hier nur auf einiges besonders Interessante, soweit das öffentliche Leben von Schwedes in Betracht kommt, hingewiesen werden, im Allgemeinen kann man nur auf den reichen Inhalt des Buches selbst aufmerksam machen.

Theodor Schwedes wurde am 23. März 1788 als Sohn des Rentmeisters Schwedes zu Sababurg und dessen Gattin, geb. Wille, geboren, studirte die Bergwissenschaften zu Göttingen, trat dann in den westfälischen Staatsdienst ein, machte die Freiheitskriege als Premierlieutenant im freiwilligen Mineurcorps mit und wurde nach der Rückkehr in die Heimath 1814 zum Berginspektor in Rommershausen (Schönstein) ernannt. Während des Krieges war er dem Kurprinzen, dem späteren Kurfürsten Wilhelm II., bekannt geworden und hatte diesem durch die mannhafte Begründung der Ablehnung der Aufforderung zur Theilnahme am Glücksspiel Eindruck gemacht; bei der Neueinrichtung der hessischen Staatsverwaltung 1821 wurde er als erster Rath bei der neu errichteten Ober-Berg- und Salzwerksdirektion bestellt, auch im gleichen Jahr in den vom Staat gegründeten Handels- und Gewerbe-

*) Vgl. auch Bähr: Das frühere Kurhessen. Kassel 1895. S. 42—43.

**) Theodor Schwedes. Leben und Wirken eines kurhessischen Staatsmannes von 1788—1882. Nach Briefen und Aufzeichnungen dargestellt von Auguste Schwedes. Wiesbaden, bei Bergmann, 1898. X und 400 S. 8°.

verein berufen und zu dessen Vorsitzenden gewählt. 1828 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied der staatswissenschaftlichen Prüfungskommission, und, um dies gleich hier vorweg zu nehmen, 1831 wurde er zum Geheimen Oberbergrath, 1835 aber zum Direktor der Ober-Berg- und Salzwerksdirektion ernannt. Auch wurde ihm 1831 die Stelle eines einstweiligen Referenten im Finanzministerium, dann auch die Spezialaufsicht über den Betrieb und die Verwaltung der Münze übertragen, und gleichzeitig wurde er mit der Leitung der Steuerdirektion in Abwesenheit des Steuerdirektors Meisterlin betraut. Auf seine Anregung beantragte Oberbürgermeister Schomburg im Landtag die Gründung einer Handels- und Gewerbeschule zu Kassel, die auch in's Leben gerufen wurde und Anfangs mit den besten Kräften bedacht wurde; haben doch Wöhler, Bunsen, Philippi, Buff und Duncker*) daran gewirkt. Da man aber regierungsseitig der Schule gar kein Interesse entgegenzubringen wußte, sogar hinter dem Rücken der Direktion Lehrer geringerer Bedeutung einschob, so mußte die Schule trotz ihrer schönen Anfänge bald verkümmern, weshalb Schwedes 1839 auf die ihm 1832 übertragene Mitgliedschaft an der Direktion verzichtete.

Inzwischen hatte Preußen die Steuerpolitik begonnen, auf deren Grundlage allmählich die Einheit Deutschlands erwachsen sollte. Anhalt und Hessen-Darmstadt waren nothgedrungen bereits der preußischen Steuergemeinschaft beigetreten, Oesterreich aber begann in richtiger Erkenntniß der Folgen eines unter preußischer Leitung stehenden Zollvereins dagegen zu arbeiten und suchte die Gründung eines mitteldeutschen Zollvereins zu bewirken, worauf das damals noch von England abhängige Hannover mit Leidenschaft einging, sodaß, wenn diese Bemühungen Erfolg gehabt hätten, das preußische Zollgebiet in zwei Theile gespalten, der preußische Plan also vereitelt worden wäre. Kurhessen war die natürliche Verbindung zwischen den beiden Hälften des preußischen Staats, und von der Entscheidung dieses Staates hing damals die Weiterentwickelung des Zollvereins und damit das Schicksal Deutschlands ab. Es ist das Verdienst von Schwedes, daß Kurhessen auf die preußische Seite gelenkt wurde. Es herrschte damals in den leitenden Kreisen Kassels, vielleicht veranlaßt durch die unerquicklichen Verhältnisse zwischen Kurfürst Wilhelm II. und seiner Gemahlin Auguste, einer preußischen Prinzessin, aber lebhaft genährt durch die sich zu jener Zeit erhebende mystische Partei, eine stark preußenfeindliche Stimmung. Deshalb trat der Kurfürst dem Vertrag über Gründung eines mitteldeutschen Zollvereins bei, obgleich ihm Schwedes an der Hand einer Landkarte nachwies, wie sehr Kurhessen dadurch geschädigt werde. Als aber dann 1831 der förmliche Antrag Preußens auf Beitritt zum preußischen Zollverein in Kassel eintraf, da siegte die Ansicht von Schwedes gegen die namentlich auch von Meisterlin vertretene gegentheilige Anschauung, und der Kurfürst schloß sich für sein Land an Preußen an. Es war ein Glück, daß Meisterlin den Vertretern Preußens gegenüber eine solche Stellung eingenommen hatte, daß diese jede Verhandlung mit ihm ablehnten, weshalb Schwedes mit dieser Aufgabe betraut wurde, und es traf sich ebenso glücklich, daß Schwedes wiederum statt Meisterlins zu den 1832 zu Berlin beginnenden Verhandlungen über die Gründung des großen deutschen Zollvereins als Vertreter Kurhessens unter dem Titel eines technischen Beiraths des bei dem Berliner Hofe beglaubigten kurhessischen Gesandten von Steuber gesandt werden mußte, weil sich Meisterlin weigerte, seinen Namen hinter den des Gesandten zu setzen. Schwedes hat dann die Stellung eines kurhessischen Zollvereinsbevollmächtigten bis 1845 mit Eifer und Erfolg bekleidet.

Es mag eingeschaltet werden, daß Schwedes auf seiner ersten Reise nach Berlin über Weimar bei Goethe eingeführt wurde, der sich in einer längeren Unterredung eingehend über die interessante geognostische Beschaffenheit Hessens aussprach.

Bedeutsam sind die ersten Eindrücke, welche Schwedes von Preußen hatte: „Die preußischen Posten", schreibt er, „sind vortrefflich, und ich werde unseren hessischen etwas zur Besserung einrühren. Ueberhaupt sehe ich allenthalben, daß doch die preußische Regierung recht kräftig und intelligent ist." „Berlin", heißt es in einem anderen Brief, „ist doch eine großartige Stadt und interessant, wie mich heute der flüchtige Blick hinein gelehrt hat. Es hat alles einen großen, kräftigen Anstrich, woran man sieht, daß man in einem Lande lebt, wo lange gut regiert worden ist. Das Militär hat allenthalben ein lebhaftes Aussehen und ist wie aus einem Guß. Wenn Preußen einmal losschlagen muß, so be-

---

*) Als 1854 die Professur der Mineralogie und Geognosie zu Marburg zu besetzen war, wandte sich die Fakultät an Alexander von Humboldt mit der Bitte um den Vorschlag einer geeigneten Kraft. Dieser erwiderte, wie uns Schwedes erzählt: „Wie könnt ihr fragen, ihr habt ja Duncker in Kassel."

kommt es gewiß ein großes Uebergewicht." Diese Aeußerungen machten in Kassel solchen Eindruck, daß seine Gattin ihm anheim gab, mit Rücksicht auf die hessischen Verhältnisse seine Ansichten und sein Lob über die preußischen Verhältnisse seinen Freunden gegenüber nicht zu laut auszusprechen.

Daß ein Werk wie die Gründung des Zollvereins einerseits nur unter gegenseitigem Nachgeben, mit Opfern und andererseits nur unter möglichstem Anschluß an die bestehenden Verhältnisse zu Stande zu bringen war, bedarf nicht der Bemerkung. Welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, wie die ganze Angelegenheit mehr als einmal am vollständigen Scheitern war, empfinden wir auf das lebhafteste aus den genauen Erzählungen von Schwedes: „Ohne den festen Willen des Königs Friedrich Wilhelm III., die deutsche Gesinnung des Königs Ludwig von Baiern und ohne Männer wie Maaßen, Bernsdorf, Eichhorn, Kühne und März (den Baier) wären alle Anstrengungen gescheitert". Welche Schwierigkeiten Schwedes gegenüber seiner eigenen Regierung durchzukämpfen hatte, dafür mag nur ein Beispiel gegeben werden. Der Vertrag war in Kassel geprüft, und es ging vom Finanzministerium die Nachricht ein, daß die Allerhöchste Ratifikation erfolgt sei, die Urkunden auch alsbald nachfolgen würden. Es war bereits Ende November 1833 herangekommen, und am 1. Januar 1834 sollte der Vertrag in Kraft treten. Der kurhessische Gesandte von Wilkens und Schwedes nahmen daher keinen Anstand am 28. November an der Auswechslung der Vertragsurkunde Theil zu nehmen, unter Vorbehalt der nachträglichen Uebergabe der unterwegs befindlichen diesseitigen Urkunden. Diese kamen dann allerdings an, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, sie nicht eher auszuwechseln, als bis Kurhessen noch neue, von Seiten sämmtlicher betheiligten Staaten unzulässige Bedingungen bewilligt worden seien. Diesem Befehl nachzukommen, hieß den Kurstaat in eine verzweifelte Lage versetzen. Schwedes war daher sofort entschlossen, diesen Befehl nicht auszuführen, sondern die Urkunden auszuwechseln und die Folgen dieser Handlung auf seine alleinigen Schultern zu nehmen. von Wilkens stimmte ihm zu, Schwedes setzte den preußischen Vertreter davon in Kenntniß, tauschte die Urkunden aus und meldete dies nach Kassel, wo die Nachricht in den maßgebenden Kreisen die größte Erregung bewirkte. Er brach aber der Sache dadurch die Spitze ab, daß er, als er sich bei dem sehr ernst aussehenden Kurprinzen meldete, alsbald das Wort ergriff, erklärte, daß er direkt gegen den Befehl gehandelt und dadurch sich allerdings eines hohen Grades von Ungehorsam schuldig gemacht habe, daß dies aber mit vollem Bewußtsein der persönlichen Gefahr für ihn und mit voller Ueberlegung geschehen sei; es sei klar gewesen, daß die Ausführung des Befehls die kurfürstliche Regierung im höchsten Grade kompromittirt und in eine ganz unhaltbare Lage gebracht haben würde. Er begründete dies, hob die Zustimmung des Gesandten hervor und erklärte es für seine Pflicht, alle Folgen dieser Handluug zu übernehmen. Bezeichnend für die eigentliche, erst allmählich zurückgedrängte Natur des Kurprinzen ist es, daß er sich befriedigt fühlte und dies eigenmächtige Handeln Schwedes nicht nachgetragen hat. Kurhessen kann aber Schwedes nicht dankbar genug für die mannhafte That sein, denn nun erst war dem Handel und der Industrie die Möglichkeit gegeben, sich zu entwickeln, wovon sie reichliche Früchte gezogen hat. Aber auch die preußische Regierung hat, noch nach der Einverleibung Kurhessens, Schwedes stets zu erkennen gegeben, wie hoch sie dessen Auftreten gewürdigt hat.

Auch einige Orden erhielt Schwedes aus Anlaß der bisherigen und späteren Zollvereinsverhandlungen. Da er von verschiedenen Staaten alsbald Kommandeurkreuze erhalten hatte, so wies er das ihm von Baiern angebotene Ritterkreuz zurück.

(Schluß folgt.)

Die Hessen vor Belgrad 1717.*)

Von Gustav Siegel.

Wie oft erklingt wohl nicht im Hessenlande jahraus, jahrein das ewig junge Lied vom tapferen Prinzen Eugen, „dem edlen Ritter, der dem Kaiser wiedrum kriegen wollte Stadt und Festung Belgarad"? Wie wenig aber ist es wohl noch bekannt, daß in der denkwürdigen Schlacht, von der das Lied berichtet, auch hessische Krieger tapfer ihr Schwert geschwungen, ja daß sie sogar im Verein mit einem bairischen Regiment durch die Erstürmung der feindlichen Hauptstellung die Entscheidung herbeiführten?

*) Nach v. Stamford, „Das Regiment Prinz Maximilian"; v. Ditfurth, „Bilder aus der hessischen Kriegsgeschichte" u. A.

Und doch war es 1717 keineswegs zum ersten Mal, daß hessen-kasselische Truppen gegen den alten Erbfeind der Christenheit im Felde lagen. Schon 1685 und 1686 hatten sie sich in Ungarn, 1687 auf Morea mit ihm gemessen und der althessische Schlachtruf „Schurri, Schurri druff!“ gehörte seitdem gerade nicht zu den angenehmsten Erinnerungen der Türken. Als nun der Sultan 1717 auf's Neue mit furchtbarer Heeresmacht gegen die kaiserlichen Erbländer heranrückte, säumte unser damaliger Landgraf Karl keinen Augenblick, dem Kaiser ein stattliches Regiment Fußtruppen zur Verfügung zu stellen. Er wählte hierzu ein schon vielfach bewährtes Regiment, von dem einzelne Theile bereits die oben erwähnten Feldzüge in Ungarn und auf Morea mitgemacht hatten, das Regiment „Prinz Maximilian“.*) Dasselbe zählte im Frieden 15 Kompagnien zu 50 Mann, war also nur 750 Mann stark. Um es auf Kriegsfuß zu bringen, wurde zunächst ein anderes Regiment, das des Obristen von Baumbach, mit ihm vereinigt, außerdem gaben die übrigen zehn hessischen Regimenter je 100 Mann an es ab. Das Regiment zählte nun 2500 Mann, die in zwei Grenadier- und fünfzehn Füsilierkompagnien eingetheilt waren. Von letzteren bildeten je fünf ein Bataillon. Die Grenadierkompagnien blieben selbstständig. Bewaffnet war die Mannschaft mit Steinschloßflinten nebst Bajonett. Als Seitengewehr diente ein langer, schwerer Pallasch. Zur Kleidung gehörten ein bequemer, bis zu den Knieen reichender Rock aus dunkelblauem Tuch, mit Futter aus rothem Boy und ebensolchen Aufschlägen, vorn doppelt übereinander zu knöpfen; ferner ein Kamisol aus dem Stoffe des Rockes; lederne Hosen, die unter dem Knie über die Strümpfe geschnallt wurden, lange wollene Strümpfe, Juchtenschuhe mit Schnallen und Doppelsohlen und endlich ein schwarzer Filzhut mit leicht aufgeschlagener Krempe, weißer Schnur und der hessischen Kokarde. An Leibwäsche führte jeder Mann zwei Hemden aus guter Leinwand und zwei weiße Halstücher bei sich. Zur Ausrüstung gehörte ein Ranzen oder Schnappsack zur Aufnahme der Wäsche und sonstiger Vorräthe und eine Pulvertasche. Jener wurde über die rechte, diese über die linke Patrontasche getragen. Außerdem führte jeder Füsilier an Schanzzeug eine Hacke mit Stiel bei sich. Die Grenadiere machten insofern eine Ausnahme, als sie statt der Filzhüte spitze Blechmützen und statt der Patrontaschen größere Taschen zur Aufbewahrung ihrer Handgranaten trugen.

*) Heute II. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 82.

Chef des Regiments war der 1689 als Sohn des Landgrafen Karl geborene Prinz Maximilian. Er hatte sich schon im spanischen Erbfolgekriege am Rhein und in den Niederlanden gegen die Franzosen rühmlichst ausgezeichnet. 1712 war er zum General ernannt worden. Er begleitete das Regiment in den Feldzug, behielt auch den Befehl über dasselbe bei, während die eigentliche Führung dem Obristen Gottfried Ernst von Wutginau als sog. „Zweitem Obrist“ übertragen ward. v. Wutginau, ein geborener Schlesier, war gleichfalls ein bewährter Offizier. Frühzeitig in hessische Kriegsdienste getreten, hatte er unter dem Erbprinzen Friedrich bereits die Feldzüge der Hessen in Niederland, Italien und in Deutschland mitgemacht. Seit 1715 war er Oberst. Die Bataillone wurden von den Oberstwachtmeistern von Schenk, Prinz Christian zu Anhalt-Bernburg und von Kietzell geführt. Oberstlieutenant des Regiments war Georg Rudolf von Seyfertitz, ein früherer kursächsischer Offizier.

Obwohl Ausrüstung, Bewaffnung und Bekleidung des Regiments allen Anforderungen entsprachen, wurde letztere doch der Gleichmäßigkeit wegen vollständig erneuert. Vor dem Ausmarsche ließ Landgraf Karl die Truppe überdies sehr genau mustern. Die damit beauftragten Kommissare wies er durch ein eigenhändiges Schreiben an, neben anderem auch Mann für Mann zu befragen, ob niemand mit Gewalt und Unlust zum Dienste gezwungen sei. Schließlich unterzog der Landgraf das Regiment noch persönlich einer eingehenden Besichtigung.

Am 24. Mai erfolgte dann der Abmarsch aus Hessen, wahrscheinlich vom südlichsten Theile des Landes, von Schwarzenfels, aus. Am 25. überschritt das Regiment bei Schweinfurt den Main, am 7. Juni erreichte es Donauwörth. Hier empfing es der kaiserliche Oberkriegskommissar, der es abermals zwei Tage lang scharf musterte und für den Kaiser in Eid und Pflicht nahm. Am nächsten Tage erfolgte die Einschiffung auf der Donau; am 16. Juni landete man in Wien. Prinz Maximilian war bereits hierhin vorausgeeilt, um sich dem Kaiser vorzustellen. Am 18. führte er ihm im Beisein des ganzen Hofes auch das Regiment vor. Durch das schöne kriegerische Aeußere, die straffe Mannszucht und die vorzügliche Waffenfertigkeit erwarb sich dieses die allgemeine Bewunderung. Besonderes Aufsehen erregten namentlich bei der Wiener Bevölkerung die Tambours und Pfeifer

des Regiments, lauter Neger, die statt der Filzhüte blanke Stahlhelme und statt der Halstücher silberne Halsbänder mit dem hessischen Löwen trugen und fremdartige, nie gehörte Weisen spielten. Hocherfreut konnte daher der hessische Gesandte von der Malsburg dem Landgrafen nach Kassel berichten: „Das Regiment ist am 18. in gar guter Ordnung und ohne einige dabey würklich vorgefallene Fehler Jhro Kais. Majestät vorgeführt worden. Jhre Kais. Majestät haben über die schöne Mannschaft und gute Ordnung ein sonderbahres Vergnügen bezeigt und solches des Prinzen Durchlaucht in gnädigen Ausdrücken bezeuget." Schon vor der Besichtigung hatte der Kaiser den Prinzen überdies zum kaiserlichen Generalwachtmeister ernannt.

Schon am nächsten Tage, am 19., setzte das Regiment die Fahrt donauabwärts fort bis Peterwardein. Am 10. Juli traf es im kaiserlichen Feldlager bei Semlin angesichts des Feindes und der Festung Belgrad ein.

Hier sollten die Hessen bald Gelegenheit finden, ihre Kriegstüchtigkeit durch die That zu beweisen. Am 13. Juli riß ein furchtbarer Sturm die von den Kaiserlichen über die Donau und Save geschlagenen Schiffbrücken hinweg. Damit wurde die Verbindung mit den Belagerungsarbeiten auf dem linken Saveufer unterbrochen. Die Türken suchten sich nun diesen Umstand schnell zu Nutze zu machen. Am 17. in aller Frühe landeten sie mit über 2000 Mann am linken Saveufer, um die hier aufgeführten Werke der Belagerer zu vernichten und gleichzeitig einen Keil in den Einschließungsring zu treiben. Ihr Hauptangriff richtete sich gegen die zum Schutze der seitherigen Brücke angelegte Schanze. Er schien umsomehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als die Besatzung des Werkes nur 60 Mann zählte, dazu von jeder Verbindung mit dem Hauptheere abgeschnitten war. Sie gehörte fast ausschließlich dem Regiment „Prinz Maximilian" an. Auch die Offiziere, Hauptmann von Kanne und Lieutenant von Donop, waren Hessen.

Kalten Blutes sah die kleine Schaar die feindlichen Massen, lauter Kerntruppen (Janitscharen) unter furchtbarem Geheul heranrücken und von allen Seiten zugleich die Schanze bestürmen.

Mit unerschütterlicher Ruhe leitete Hauptmann von Kanne die Abwehr, unablässig feuerten er und Lieutenant von Donop die Vertheidiger an. Auch von diesen erwies sich jeder einzelne als ein Held. Lange Zeit tobte der Kampf, ohne daß die Türken trotz ihrer gewaltigen Uebermacht erhebliche Fortschritte gemacht hätten. Da endlich gelang es ihnen, an einer von Vertheidigern entblößten Stelle über die Brustwehr zu klettern und nun die Besatzung im Innern der Schanze schwer zu bedrängen. In diesem gefährlichen Augenblick raffte der Hauptmann von Kanne einen Theil seiner Leute zusammen, stürzte sich mit ihnen auf die Türken und warf sie nach erbittertem Ringen über den Wall bis in den Graben zurück. Aber immer schwieriger wurde die Lage. Unausgesetzt erneuerten die Feinde den Sturm, nicht achteten sie der entsetzlichen Verluste, welche ihnen die Besatzung der Schanze zufügte. Wieder vergingen drei Stunden, viele der Vertheidiger waren schon gefallen, viele verwundet, Pulver und Blei begannen zu mangeln, die Mehrzahl war bereits auf die blanke Waffe angewiesen, jeden Augenblick drohte die Woge der Feinde über dem Rest der Vertheidiger zusammen zu schlagen. Schon setzten die Türken zum letzten entscheidenden Sturme an, da brachen plötzlich drei Grenadier-Kompagnien aus dem Buschwerk am Ufer in ihre Flanke; Hauptmann von Kanne raffte gleichfalls alle Mannschaften, die noch kampffähig waren, zusammen und stürzte sich damit auf den Feind. Da geräth dieser in Unordnung; Bestürzung zieht in seine Reihen ein, eine regellose Flucht beginnt, die Schanze ist gerettet.

Wodurch kam nun den Hessen noch im letzten Augenblicke die Hilfe? Wohl war der feindliche Angriff vom kaiserlichen Lager aus sogleich bemerkt worden, aber der Befehlshaber des linken Flügels mochte wohl annehmen, daß, bevor Hilfsmannschaften übergesetzt würden, die Schanze vom Feinde genommen sei. Erst nachdem der Kampf stundenlang gedauert hatte, ward dem Oberbefehlshaber, Prinzen Eugen, Meldung erstattet. Unverzüglich eilte dieser herbei, von Kanne bemerkte ihn, sprang auf die Brustwehr und schwenkte seinen Hut, zum Zeichen, daß er in höchster Noth sei und die Schanze nicht mehr lange halten könne. Sofort befahl Prinz Eugen die Einschiffung der drei Grenadier-Kompagnien, die dann unbemerkt von den Türken landeten und ihnen im entscheidenden Augenblick in die Flanke fielen.

Die zum Tode erschöpften Vertheidiger wurden nun abgelöst. Nur wenige von ihnen waren noch unverletzt; der vierte Theil (14 Mann) war gefallen oder tödlich verwundet. Prinz Eugen belobte die Uebriggebliebenen auf's Höchste. Sie wurden mit großen Ehren in's Lager geleitet. Jeder erhielt ein Geschenk. Der Dienst, den sie dem ganzen Heere geleistet, war freilich auch nicht gering. Der Verlust der Schanze hätte die

Herstellung einer neuen Brücke sehr erschwert. Die Verbindung zwischen den Kaiserlichen wäre unterbrochen worden, und eines großen Einsatzes an Menschenleben und Zeit hätte es bedurft, die Schanze wieder zu nehmen und eine andere Brücke zu schlagen. An den Kaiser berichtete Prinz Eugen: „Man kann die Standhaftigkeit und Bravour, welche sowohl die in der Redoute (Schanze) kommandirt gewesten Offiziere und Gemeinen als oberwähnte drei Grenadierkompagnien bezeuget, nicht genugsahm anrühmen, massen sie nicht nur mit dem Feuer, sondern mit den gepflanzten Bajonetten besonders tapfer gefochten haben."

Unter den Vertheidigern der Brückenschanze, die nach Zerstörung der Schiffbrücke so heftig von den Türken berannt wurde, befand sich auch der Musketier Johannes Rau. Er hatte gar redlich seinen Mann gestanden und manchem Türken das Lebenslicht ausgeblasen. Dabei hatte er es freilich nicht hindern können, daß ihm in dem mörderischen Handgemenge ein Janitschar einen furchtbaren Säbelhieb quer über die Brust versetzte, der indessen nur das Bandelier und die Uniform zerschnitt, auf der Haut aber nur einen rothen Streifen erzeugte. Er hatte auch darum die Sache nicht weiter beachtet. Erst nach Beendigung des Kampfes, als Prinz Maximilian die tapferen Vertheidiger beglückwünschte, wurde er wieder daran erinnert. „Na, Du Wißkopp," redete ihn sein prinzlicher Chef an, „Dich haben se aber scheints scheene in der Mache gehot, wie bist de denn dervunne gekommen?" „Hochfürstliche Durchlaucht," war die Antwort, „mein Vatter, der Wachtmeister bei den rothen Dragonern ‚Graf zur Lippe' war, hat mir beim Auszug gesagt: ‚Hännes, Du ziehest jetzunder gegen den Erbfeind, fürchte Gott und bliebe dem gnädigen Landgrafen getreu. Vor Hauen, Schießen und Stechen bin ech de gut, ziehe nur vor dem Gefechte din Hemmede links an und sprich dinnen Spruch.' Das habe ich denn bisher noch alle Zeit und auch heute Morgen gethan, und es hat mir gepaßt, wie Ew. Hochfürstliche Gnaden zu schauen belieben." Darauf hat dann Prinz Maximilian sehr gelacht und gesprochen: „Na, wenn's weiter nichts braucht, als die Hemden links anzuziehen, wollen wir gar bald in Konstantinopel sein." Das Rezept des Musketiers hat sich übrigens auch für die Folge bewährt. Noch manche Schlacht hat der „Hännes" unter'm hessischen Löwenbanner schlagen helfen, durch Gottes Hand treulich vor tödtlichem Schuß bewahrt. Und als er alt und feldunfähig geworden war, da hat ihn sein Landesherr in das neue Invalidenhaus zu Karlshafen versetzt. Dort hat er seine Tage dann ruhig und friedlich beschlossen.

(Schluß folgt.)



An der Schwelle des Jahrhunderts.

Die letzte Stufe des Jahrhunderts ist erstiegen,
Und rückwärts blickend hält der Wand'rer inne,
Allein der Geist der Jahre, die dahinten liegen,
Erscheint ihm klein, befriedigt nicht die Sinne.

Verlangend spürt er schon den neuen Zeitgeist wehen,
Durch seine Seele geht ein selig Ahnen:
„In Glück und Frieden wird die Menschheit neu erstehen,
Ein neu' Jahrhundert gehet neue Bahnen!" . . . . .

Nein, deutlich will ich Dir die Zukunft offenbaren,
Ob auch der Schleier noch nicht weggenommen:
Ach, blicke nur zurück. Wie in vergangnen Jahren
Wird Freud' und Leid und Haß und Liebe kommen.

Eduard Rausch.



Erika.

Von H. Keller-Jordan.

(Nachdruck verboten.)

Die altmodische Uhr, die in dem stillen Zimmer auf der Kommode stand, that neun dumpfe Schläge. So dumpf, als habe sie es mit der Zeit begriffen, daß hier jedes Geräusch fast unheimlich widerhallen müsse und man vor seiner eigenen Stimme erschrecken. Das Mädchen, welches über einen Stickrahmen gebeugt am Tische saß, der mitten im Zimmer unter einer rosa verschleierten

Lampe stand, reckte den Kopf und blickte lächelnd auf die alte Kamerädin, die sich durch nichts in ihrem Laufe beirren ließ.

„Noch bei der Arbeit, Fräulein Erika?"

Das Mädchen rückte den Rahmen näher und stickte weiter. Sie wußte, es konnte niemand anders sein, die da eingetreten war, als ihre Nachbarin, die Frau Pfarrer, die mit ihr das kleine Wittwenhaus gemeinschaftlich und zwar auf dem gleichen Gange bewohnte. Die alte Dame legte die Hand auf des Mädchens Schulter.

„Gleich bin ich fertig, gleich, Frau Pfarrer", sagte Erika mit ihrer sanften Stimme, während sie den Kopf hob und der Freundin zulächelte. „Nur dies Blatt noch."

„Aber Ihre Augen, liebe Erika, Sie sollten sorgsamer sein."

Erika schob den Stickrahmen zur Seite, wickelte etwas hastiger, als es sonst ihre Art war, die Goldfäden zusammen, legte sie in das braune Holzkästchen auf dem Tisch und schaute dann, während sie ihre beiden Arme von sich streckte, wie erlöst auf.

Die Frau Pfarrer hatte sich inzwischen an die andere Seite des runden Tisches gesetzt und sah in das blasse, ausdrucksvolle Gesicht Erika's.

„Es fehlt Ihnen etwas, Kind", sagte sie, „denn Sie sehen schon seit gestern müde und gequält aus, sogar die dunkeln Ränder sind wieder da, die Sie während der langen Pflegezeit Ihrer Mutter hatten."

„Nein, es fehlt mir nichts", sagte Erika, „nur die Augen brennen mir ein wenig, das ist alles. Aber das wird ja nun besser. Es ist dies die letzte Goldstickerei, die ich abzuliefern habe, die Leute in Breslau sind coulant. Ich soll in Zukunft nur mit bunter Seide arbeiten und darauf freue ich mich."

„Und die Bezahlung?" fragte die Frau Pfarrer.

„Die wird sich so durchschnittlich bei fünfstündiger Arbeit auf etwas über 100 Mark im Monat belaufen."

„Also doch weniger."

„Nein, im Gegentheil. Ich habe ja im letzten Jahre 7—8 Stunden gearbeitet, Frau Pfarrer."

„Freilich, das war auch zu viel."

„Sie wissen, ich wollte die Schulden los sein, die ich während meiner Mutter Krankheit machen mußte. Aber auf die Dauer möchte ich das Leben so nicht weiter führen." Und sie blickte mit ihren ernsten grauen Augen sehnsüchtig in die gegenüberliegende Ecke des Zimmers, wo der Rosalampenschimmer ein dunkles, elegantes Pianino streifte, das wie verirrt zwischen den übrigen einfachen, altmodischen Möbeln stand.

„Ja, ja, das war eine Ueberraschung", nickte die Frau Pfarrer, „das hätte Ihre gute Mutter noch erleben müssen."

Erika sah gedankenversunken vor sich hin.

„Ja, sie hätte sich gefreut, daß der Bruder wenigstens sterbend ihrer gedacht; mein armes Mütterchen."

„Sie war aber doch auch wirklich zu fein für ein Pfarrhaus auf dem Lande, liebe Erika", warf die alte Dame ein, „ich bitte Sie, eine Baronesse, und . . ."

„Zu fein? Wie meinen Sie das?"

„Nun ich meine nur so, es waren doch ganz andere Verhältnisse."

„Freilich, ganz andere, das hat meine gute Mutter oft gesagt, aber viel feinere, edlere. O, Sie haben keine Ahnung, welchen Geist mein Vater über die Stätte auszuströmen wußte, in welcher er waltete! Jedem Baum, jeder Pflanze und jeder Stimmung der Natur entlockte er Gedanken! Und meine Mutter — wie war sie glücklich! Mir ist es noch heute, als höre ich ihre süße Stimme, wenn sie im Garten, unter der Linde, neben meinem Vater saß und gleich der Nachtigall Lied um Lied schmetterte! Zuweilen auch saß sie stumm", fuhr Erika wie im Traume fort, „an meinen Vater gelehnt, und wir schauten alle drei, wie die Sonne hinter den Bergen versank, das glühende Roth sanft verblich und die Nebel über die Wiesen schlichen. Der Vater wußte das alles zu erklären und zu genießen, und meine Mutter hat sich sicher niemals in die erleuchteten Säle der Gesellschaft zurückgesehnt, wo, wie sie sagte, alle bösen Leidenschaften zu wuchern pflegen, die hier draußen in der Einsamkeit die Hand Gottes ferne hielt."

„Aber die Verhältnisse — ich meine die äußeren Verhältnisse, waren doch so andere", wiederholte die Frau Pfarrer, die mit ihrem Gatten ein weniger idyllisches Leben geführt hatte, sanft.

„Ja, die waren andere gewesen, freilich. Das hat meine Mutter oft gesagt. In ihrem Elternhause wußte man aus lauter Rücksichten für Andere nichts von einer innigen Familienzusammengehörigkeit. Theater, Bälle, Diners und alle möglichen Vergnügungen jagten sich. Anstatt in stillen Stunden den Sinn des Lebens zu durchdenken und Eindrücke in sich zu verarbeiten und zu tauschen, sah man sich oft ganze Tage nicht allein, hatte Sorge um unwesentliche Dinge, wie Bewirthung, Toilette, und die Art, wie man Diesem und Jenem gegenüber treten soll und, kurz, Einer wollte es dem Anderen zuvor thun. Aber, es soll ja auch Leute geben, die einen solchen Boden brauchen."

Die Frau Pfarrer nickte mit dem Kopfe.

„Ja, die Menschen, wenigstens viele, brauchen dieses äußere Leben, und ich meine besonders den Ueberfluß und die Pracht, die müsse ihre Mutter doch zuweilen vermißt haben."

„Vermißt?" Und Erika sah mit ihren großen Traumaugen verständnißlos in das Gesicht der Freundin.

„Warum sollte sie Dinge vermissen, die keinen Werth haben?"

„O, diese Dinge haben für Viele großen Werth, liebe Erika, man muß nur das rechte Verständniß dafür haben. Aber Sie kennen das Leben so wenig, Sie wissen nicht, wie verschieden die Bedürfnisse der Menschen sind. Ihre Großeltern z. B. meinten doch auch, als sie gegen die Heirath Ihrer Mutter waren, diese einfachen Verhältnisse in einem Pfarrhause könnten keine Dame von ihrer Erziehung und ihren Gewohnheiten beglücken."

„Aber sie haben sich geirrt, gründlich geirrt! Meine Mutter hat diese Heirath niemals bereut, auch dann nicht, als die lange Krankheit meines Vaters kam — sie früh Wittwe wurde, und die Sorge bei uns Wache hielt."

„Sie war eben eine Idealistin Ihre gute Mutter — und eine geduldige, gottergebene Seele."

„Und sie hatte ihre Innenwelt, Frau Pfarrer, ihre reiche, von meinem Vater bestellte Innenwelt, die ihr nichts, gar nichts zu rauben im Stande war."

„Man nennt das eine glücklich und harmonisch veranlagte Menschennatur, liebes Kind, die aber auch nicht in alle Verhältnisse passen würde. Ihr Vater war eben ein gelehrter, seltener Mann, aber er hat es doch nicht verstanden, den vielen Dingen, die er z. B. Sie gelehrt hat, praktischen Werth zu geben."

Erika begriff nicht recht, was die Frau Pfarrer meinte.

„Wozu brauchten Sie z. B. so gründlichen literarischen und historischen Unterricht und sogar Latein?"

„Ach so — Sie meinen ich könne das jetzt nicht verwerthen," sagte das Mädchen gedankenversunken, „aber daran hat mein Vater nicht gedacht, er wollte durch die Erkenntniß des Großen und Schönen meine Seele eindrucksfähiger machen — mir für das Leben etwas Unsterbliches mitgeben, das mich befähigen sollte, jedem Schicksal würdig entgegen zu treten."

Die Frau Pfarrer schüttelte nachdenklich den Kopf. Ihre Blicke streiften dabei die weiche, biegsame Gestalt des Mädchens, das eben mit einfacher Grazie den Stickrahmen gegen die Wand lehnte und dann zum Piano ging.

Sie spielte den Choral: Wie schön leuchtet der Morgenstern — sie spielte ihn mit der Seele.

Die alte Dame faltete die Hände und senkte das Gesicht.

Ueber Erika's Haarknoten zuckte zuweilen, je nachdem sie den Kopf bewegte, ein glühender Schein und färbte das lichte Braun in kupferfarbenes Roth — auch die dichten Löckchen, die sich um Ohr und Stirne drängten, spielten in Licht und Schatten und verliehen dem ernsten Profil einen zauberischen Reiz. —

Die Frau Pfarrer saß noch immer mit gefalteten Händen — ihr war es, wenn Erika spielte, als ob die Engel beteten.

* * *

Am nächsten Sonntag, nach der Vormittagskirche, trat Erika schüchtern in das Zimmer der Frau Pfarrer.

„Nun?" fragte diese, die große Brille abnehmend, sie hatte, wie es ihre Gewohnheit war, die Gesangbuchverse noch einmal nachgelesen, „sind Sie krank, Kind?"

„Weil ich nicht in der Kirche war? O nein, nur etwas aufgeregt — nicht in der rechten Stimmung."

Die Frau Pfarrer legte jetzt auch das Buch fort, in welchem sie gelesen hatte.

„Sie — nicht in der rechten Stimmung, Fräulein Erika? Ja, was ist denn da vorgefallen?"

Das Mädchen senkte das Gesicht und zuckte mit dem kleinen Saffianschuh, der ihren Fuß umschloß, hin und her.

„Vorgefallen ist eigentlich nichts," ging es zaghaft über ihre Lippen, „gar nichts. Dr. Keber — Sie wissen doch der Bruder meiner Freundin Ella, der jetzt in Barmen Direktor der chemischen Fabrik geworden ist — der —"

„Der Sie damals öfter besuchte, als Ihre Mutter krank war?"

„Ja der, der hat an mich geschrieben."

„Der will Sie doch nicht etwa gar heirathen und trägt es Ihnen gar nicht nach, daß Sie ihn und seine Schwester damals, freilich aus Rücksicht für Ihre kranke Mutter, niemals begleiteten, wenn er sie abzuholen kam?" rief die alte Dame, während sie sich erhob und dicht vor das Mädchen trat.

Erika nickte, aber sie war blaß geworden. Dann griff sie in die Tasche und legte den Brief auf den Tisch.

Die Frau Pfarrer griff hastig danach, setzte die Brille wieder auf und las.

Während dessen stand Erika, in ihrem schlichten Halbtrauerkleid, neben dem geöffneten Fenster und

blickte auf die gehügelten Gärten und den Schnee der Kirschblüthen, die ein sanfter Frühlingshauch durch die Lüfte trug. Sie hatte dieses Bild schon unzählige Male in sich aufgenommen in glücklichen, gottseligen und in elenden Stunden, mit dem Herzen voll wonnetrunkener Lebensträume und in der Todesstunde der Mutter — sie hatte die Bäume in Blüthe, mit kahlem Geäst im November-sturm und in leuchtendem Raureif der Weihnachts-zeit gesehn, aber niemals hatte sie diese fremde Angst empfunden, die ihr das Herz zusammen-preßte, als ob sie vor einem Verhängniß stände.

Die Stimme der Frau Pfarrer erschreckte sie förmlich — sie krallte ihre Hand um das Gesimse des Fensters.

„Ja, habe ich es denn nicht immer gesagt, mein liebes Kind,“ rief die alte Frau, ihre Arme um das Mädchen schlingend, „daß noch einmal etwas ganz besonders Gutes über Sie kommen müsse — ganz etwas Besonderes! Das ist ja herrlich, herrlich! Dieser junge Mann, der mir damals schon so außerordentlich gut gefiel, der hat ja jetzt eine geradezu brillante Stellung, — ich gratulire — ich gratulire,“ und sie ergriff un-gestüm des Mädchens Hände, die sich eiskalt in die ihren gruben.

„Wenn das Ihre Mutter erlebt hätte!“

„Ja, meine Mutter,“ löste es sich endlich von den starren Lippen Erika's, „meine Mutter — „glauben Sie, daß es sie glücklich gemacht haben würde —.“

„Ei, das versteht sich doch ganz von selbst — dieser Mensch, dieser blonde Troubadour von damals, der unsere einsame Straße unsicher machte und sich die Augen nach Ihnen blind schaute, der ist ja förmlich durch die Liebe zu Ihnen geadelt worden, Erika, da dürfen Sie sich wahrhaftig schon etwas einbilden. Aber was machen Sie denn um Gotteswillen für ein Gesicht? Sie sind ja todten-blaß. Sie armes Kind — das Glück übermannt Sie — Sie sind ja so etwas auch gar nicht gewöhnt.“

„Er thut mir so grenzenlos leid, der arme Keber,“ sagte Erika sanft, während sie ihre Hände krampfhaft ineinander grub, „warum gerade ich — ich, Frau Pfarrer, ich, die ich für dieses Leben weiter nichts gewollt habe.“

„Aber um Gotteswillen, Erika, sind Sie denn so ganz anders als alle anderen Menschen — die Frau findet ja doch nun einmal in der Familie und der Liebe ihr Glück. Da sitzen Sie Tag für Tag in der kleinen Pfarrerwittwen-Behausung, die Ihnen das Konsistorium aus Anerkennung Ihrer Tugend und Ihrer verlassenen Lage gelassen hat, und sticken mit Goldfäden Priestergewänder und Altardecken, und nun schickt Ihnen der gütige Vater da oben endlich einen verklärenden Sonnen-schein in Ihr Dämmerleben, und Sie wären wahr-haftig im Stande — aus Gott weiß was für altväterlichen Ideen, diesem Glück das Fenster zu schließen. Sie armes, gequältes Kind.“ —

Ein Strahl der goldenen Frühlingssonne fiel über Erika's blasses Gesicht und schlängelte sich an ihrer schlanken Gestalt nieder bis zum Boden. Sie ließ es geschehn, sie regte sich nicht — ihre Hände lagen krampfhaft ineinander.

„Haben Sie schon mit der Frau Superintendent unten im ersten Stock gesprochen, Fräulein Erika?“

„Nein, o nein. Ich kam nur zu Ihnen, Frau Pfarrer, weil meine gute Mutter mir sagte, ich solle mich bei ernsten Lebensfragen an Sie wenden.“

Und Erika trat jetzt vom Fenster zurück und ergriff die Hände der Freundin.

„Es thut Ihnen leid, mein armes Kind,“ sagte diese herzlich, „Ihr stilles Heim hier zu lassen.“

Erika nickte gedankenversunken.

„Langjähriges Leid nistet sich in den Herzen fest und hat oft eine vergiftende Macht.“

„O, ich war allzeit glücklich hier, Frau Pfarrer,“ antwortete das Mädchen hastig, „still glücklich — bis der Tod kam — freilich — aber wenn wir unseren Todten nachleben, so hat es doch auch etwas Versöhnendes. Ein großer, tiefer Schmerz wird uns oft theurer, als flüchtiges Glück.“

Sie hatte die letzten Worte leiser — wie für sich allein gesprochen — mit einem Blick, der aus der Tiefe eines innern Lebens kam, aus einer geheimnißvollen Werkstatt, wie sie nur in einem einsamen, in sich gekehrten Sein lebendig wird.

„Man muß nicht immer nur der todten Mutter leben, liebes Kind,“ sagte die alte Dame liebevoll, „das Weib soll dem Manne anhangen. Keber ist ein achtbarer Mensch, die Familie Ihnen befreundet, Sie haben ihn allzeit leiden mögen. Ist es nicht so?“

Erika nickte.

„Nun gut, dann besinnen Sie sich nicht weiter und hören Sie auf meinen Rath. Schreiben Sie Dr. Keber — schreiben Sie ihm heute noch, daß er kommen möge.“

„Sehen Sie,“ fuhr die alte Dame wärmer fort, „Sie kennen das Leben noch nicht, liebe Erika, nur ganz wenige Blätter haben Sie in dem großen Buche gelesen. Sie ahnen nicht, wie beglückend die Liebe des Weibes — die Liebe der Mutter ist.“

Ein leiser Schauer ging durch des Mädchens Leib.

„Und dann glücklich zu machen, Erika, zu sehen, täglich zu fühlen, wie ein Anderer mit seinem ganzen Sein — sogar ein Stärkerer als wir —

Nahrung schöpft aus der großen, tiefen Liebe — die. —"

Erika schluchzte — sie hatte die Selbstbeherrschung verloren.

„Kommen Sie, liebes Kind," unterbrach sich die Frau Pfarrer selbst, „Sie sind angegriffen, auch an das Glück muß man sich erst gewöhnen. Erholen Sie sich — und dann schreiben Sie gleich an Dr. Keber — ich kann mir denken, wie ungeduldig er ist.

Wollen Sie?"

Erika nickte. Dann wischte sie die Thränen energisch fort, erhob sich und legte ihre Hand in die der Freundin.

„Bis heute Abend, Frau Pfarrer, ich danke," sagte sie ruhig, „ich werde an Dr. Keber schreiben, Sie haben recht."

Die Frau Pfarrer küßte sie auf die Stirne und sah ihr nach, wie sie schemenhaft über die Schwelle der Thüre glitt.

„Sonntagsmenschen, Sonntagsmenschen," sagte sie sanft lächelnd — „alle drei — der Vater, die Mutter und das schöne, begabte Kind. Ich habe es immer gewußt, daß sie glücklich werden muß."

* * *

Gegen Abend sah die Frau Pfarrer durch ihren Fensterspiegel, wie Erika, in ihrem dunkeln Barett, langsam, beinahe müde, den Berg herauf kam. Sie nickte befriedigt vor sich hin. „Gottlob, jetzt ist der Brief fort" — und dann dachte sie daran, ihr kleines Fremdenzimmer zu richten und Dr. Keber bei sich zu beherbergen. Sie mußte Mutterstelle bei dem Mädchen vertreten und den Anstand wahren in jeder Beziehung — ja, das wollte sie. —

Als es dann dunkel wurde, horchte sie hinüber in Erika's Zimmer. Sie spielte wie immer am Sonntag in der Dämmerung leise, fremde Melodien auf dem geerbten Pianino, Melodien, die sie selbst erdachte, ruhig und zauberisch, aber mit eigenem Rhythmus — wie aus einer anderen Welt.

Die Frau Pfarrer, bei der man sich als sie Kind und Mädchen war, vergebens bemüht hatte ihr die nothwendigsten Begriffe von Musik beizubringen, stand jedesmal, wenn Erika so ohne jede Mühe die Tasten bezwang, wie vor einem Wunder, dem man nicht nachsinnt, aber das man auf sich wirken läßt.

„Gottlob, es ist still in ihr geworden", dachte sie, „und das Glück hoffnungsfreudiger Liebe zieht in ihr Herz. Frau Direktor Dr. Keber — mit einem Gehalt von 10 000 Mark, freier Wohnung rc. in der Stadt — und ein Landhaus zur Verfügung! Es ist ja begreiflich, daß eine solche Aussicht sie überwältigen mußte. Wie sie wohl mit ihrem schönen, weiten Blick und ihrer ruhigen, vornehmen Art durch die glänzenden Zimmer schreiten wird?" Die Frau Pfarrer lächelte. Bis jetzt, mit ihren 28 Jahren hat sie es ja noch gar nicht einmal gewußt, wie reizvoll und schön sie ist — wie ausdrucksvoll die hohe schlanke Gestalt, in ihrer bescheidenen Würde.

Und was die Frau Superintendent sagen wird, wenn sie es erfährt? Frau Direktor Dr. Keber!

Aber plötzlich — sie hatte schon die Thürklinke in der Hand — übermannte es sie. Sie dachte zum ersten Male auch an sich selbst — und wie es einsam und dunkel im Hause werden würde ohne das Mädchen! Das stille Pfarrhaus oben auf dem Hügel, wo alternde Wittwen ihr Leben ausweinen und wo sich dann kein lieblicher Frühlingssonnenstrahl mehr in die öden Räume verirrt. —

Sie war unhörbar eingetreten und überblickte den Raum mit wehmüthiger Theilnahme. Alte, einfache Möbel aus dem Elternhause des verstorbenen Vaters — ein paar gute Stiche, die einst das idyllische Pfarrhaus an der Weser geschmückt hatten — das Abendmahl von Leonardo da Vinci, eine Rafael'sche Madonna und das bekannte Lutherbild mit der Bibel. Alles ernst, einfach! Und doch war ein Zauber über dem Allen ausgegossen, der aus des Mädchens geschmackvoll gebildetem Sinn und ihrer Seele kommen mußte. Die blühenden Blumen am Fenster, die lauschige Ecke, mit der Büste des Großvaters und dem Blättergesäusel einer Königspalme, die Erika's Stolz war. Und dann das Piano mit der Büste Beethoven's, vor dem sie saß und ihre stillen Lieder träumte.

Die Frau Pfarrer trat näher und küßte sie auf den Scheitel.

„Alles in Ordnung, liebes Kind?"

„Alles!" Erika erhob sich und neigte sich über der Freundin Hand.

Sie sah blaß aus, mit einem fast überirdischem Zug im Gesicht, einem Zug, wie ihn Märtyrer zu haben pflegen, wenn sie sich die Kraft abgerungen einer großen Idee zu leben. Sie legte den Arm in den der Freundin und führte sie zu dem kleinen Tisch am Fenster, wo, von wucherndem Epheu umrankt, die Photographie eines jungen Mannes stand, eines jungen Mannes mit sympathischem Gesicht, dunkelem Haar und ernsten Augen.

„Das ist doch nicht Dr. Keber?" fragte die alte Dame.

„Nein, aber der junge Dozent Dr. Richard Wilpert, der damals starb, als meine Mutter schon so krank war — Sie erinnern sich wohl noch — und um den sie so tief getrauert hat."

„Nun und?"

„Richard Wilpert war mein Verlobter," hauchten die Lippen des Mädchens. „Sagen Sie nichts, Frau Pfarrer, ich bitte Sie," flehte Erika als sie bemerkte wie diese Miene machte zu sprechen, „ich weiß alles, was Sie sagen wollen, alles, was ich mir selbst gesagt habe und was sich doch nicht überwinden läßt. Ich weiß, daß mich die Menschen da draußen, die mitten im Leben stehen, verspotten und verlachen würden, aber ich weiß auch, daß ich mit meiner Seele gleiche Bahn wandeln muß — und die — die läßt niemals von ihm."

„Hat Ihre Mutter darum gewußt, Erika?" fragte die alte Dame mit vibrirender Stimme, in der beinahe Ehrfurcht vor der Macht dieser Liebe lag.

„Ja, sie wußte daß mir in ihr ein unsterblicher Schatz bliebe, den ich hüten würde mit dem heiligen Vestafeuer unwandelbarer Treue."

Die Frau Pfarrer hatte sich erschöpft in den alten Stuhl gesetzt, in dem Erika's Vater gestorben war — sie begriff nicht alles, was sie sah und hörte, aber sie war bis in's Innerste bewegt.

„Haben Sie auch bedacht, wie lang das Leben sein kann und wie allein Sie stehn, Erika?" hauchte sie aber doch endlich in des Mädchens Ohr —, „wie Sie arbeiten müssen über Ihren Stand hinaus — wie Sie dereinst vielleicht krank und verlassen sein werden?"

Das schöne Mädchen hatte sich zu den Füßen der alten Dame niedergesetzt und weinte still. „Ich weiß alles," sagte sie, „alles! Ich bin Wittwe wie Sie, mit dem Reichthum unvergessener Stunden, dem frohen Arbeitsmuth und der bewährten Kraft auszuharren in der Pflicht, die ich mir selbst auferlegt habe."

Und dann erhob sie sich, löste das Bild aus dem Epheu, gab es der Freundin und sagte beherzt, aber unter Thränen: „Lesen Sie! An dem Tage, wo Richard so jäh und unerwartet starb, schrieb ich diese Worte auf die Rückwand seines Bildes."

Und die Frau Pfarrer las:

„Die Todten sind nicht todt, sie geben die Herzen nicht frei, die ihnen gehörten."

„Amen!" hauchte Erika und faltete ihre Hände.



Hans Hooß von Schrecksbach.*)

Höste vo Schrecksbach dä gekahnt?
Hooße Hens wör häe genahnt.
Ach, es wörr inn gurrer Brurer,
Im Prozesse doch ä Lurer.

Amol ömm ä Stäckche Weß
Fuhrt hä o mol inn Prozeß.
Onn dos woer, do läbt hä noch,
Alleweul leit im Groob hä doch.

Däckäuts Clooshinn woers gegonnt,
Däß hä dä Prozeß gewonn;
Hooße Henß wörs nett sefräre,
Neikärche hatt so schlächt entscheere.

Ö nu gongs i Marbook loos,
Hooße Hens stong werre bloos;
Does muß doch derr Deiwel seng,
Sääre: „Ich muß noch gewenn."

In Kassel woerds nohmohl prowiert,
Manchmöl woer hä hinspaziert.
Doch nu Alles nimmt a Eng —
Hett fall de Entscheereng seng.

Unn i Kassel schäun de Sonn,
Döert wöerd dä Prozeß gewonn.
Hooße Henße Freed wöer grooß,
Hä eult noch derr Heemett looß.

Die Kienigstrooß wöer emm so eng,
Dunnerwettersches Gezwäng;
Hä kährt i inm Weeße Hoob,
Nomm sich noch ä Stäckche Brod;

Läß ä Schnäpsche sich noch gah
Onn fröet: „Woß seng schilk ich dah?"
Hä bezoohlt seng Schelligkeet,
Packt de Quergsack off mett Freed.

Hatt ä Leebche Brod noch dränn,
Onn ä Woerscht, onn weeße Zwänn,
Onn ä Bagettche Reuter A B,
On ä Halstuch fäär seng Frää.

Hooße Henß hatte gurre Ruh,
Hä eult noh demm Bahnhoop zu,
Gätt off des Gloosfenster loos
Onn sprächt: Ich foehr jetzt nach Trees.

Gatt merr schweng mool ä Biljett,
Däß ich nett dä Zook verspätt.
„Ja der Zug nach Treis ist fort",
Säät der mett der streefig Kapp.

Hooße Henß woer nett verstommt,
Hä hatt dä Prozeß gewonn.
„Ö bann ich glich extra foehr,
Sächzig Doeler ziehl ich boer.

*) In Nr. 24 des Jahrgangs 1896 vom „Hessenland" auf S. 331 ist der dem Gedichte zu Grunde liegende Thatbestand bereits erzählt worden. Trotzdem möchten wir dasselbe unsern Lesern nicht vorenthalten, da es von einem Dichter aus dem Volke stammt. Sein Verfasser ist der Schuhmacher Knauff in Zella bei Ziegenhain.

Voß kosts bann ich extra foehr?" —
„Fünfzig Thaler zahlt Ihr baar." —
„Schärrt deß Extrawäengche o
Foffzig Doeler seng hei dor". —

Doo sprenng deer mett der streefig Kapp
Nooch demm mett der ganz root Kapp
Onn mällt dä Extrazook dann o.
Däer woerd starr onn säet boß doo:

„Na, der Zook däe wöer barraat soglich".
Hooße Henß bi sperrte sich
Bi hä zu demm Zook nie stähk,
Rär globt, hä hätt sich rähcht genehet.

Dä Zook hä päff, onn fuhr glich opp,
Derr Dellegraf mächt ö glich fott
Onn mellt inn Extrazook nach Trees,
Vo Kassel aus do wär seng Rees.

Bi der Tellegraf luff ih,
Der Inspäckter starr bläpp stieh.
„Är Leut, bär wäett da döes wull seng,
Does muß gewäß inse Kronbrinz seng!"

Däer wäll sich mool de Schwalm betrachte,
Däß hä mohl känn läennt deere Trachte.
„Frää lang merr schweng dä nauwe Röeck",
Säet häe, „onn öch die nauwe Kapp!"

Demm aale Böergemeester döert är Trees
Wöds ö gestöecht, bär off derr Rees;
Där möecht sich do o glich ferrächt,
Dä feinste Röeck wöett äusgebärscht.

Onn där Cilinder köemm onn Köpp,
Do gongs dänn schwatze Wäeg glich nopp;
Ducht, bi dä Kronprinz hä woll grüße,
Bi hä äemm falle woll zu däe Füße.

Onn bi hä nu onn Bahnhoop köemm,
Denn Zook seng komme mer vernomm.
Die Mensche, die wöenn ganz gespahnt,
Bann inse Kronprinz jetzt olandt.

Där Spröech wöett noemol döerchstudiert
Vo demm Inspäckter; doch eß fährt
Där Zooksfehrer dän Zook schoo ih,
Onn jeder woll omm näechste stieh.

Die Dähre die woette offgeräffe,
Die Mänsche die wonn ganz befäffe,
Äß köemm kä Mäensch demm Zook nett raus —
Nur Hooße Weeißer mächt sich naus.

Doch frählt däh sich — hä wöer dä Mann —
Onn möcht: Hä! Hä! Ähr guckt mich ann;
Honn bloß zwälf Känn, boß kümm'r ich mich,
Offfräffe duhn sä doch mich nich!



Aus alter und neuer Zeit.

Sylvesternacht. Es pflegt heutzutage in den Sylvesternächten vorzukommen, daß nächtlicher Unfug verübt und die Ruhe der friedliebenden Bürger gestört wird. Nun, in den Tagen unserer Väter scheint es nicht viel besser gewesen zu sein. Vor uns liegt eine „Gouvernements-Ordre" des damaligen Gouverneurs von Kassel, General von D., vom 1. Januar 1822, welche folgendermaßen lautet:

„Ruhe und Ordnung ist in dieser Nacht in hiesiger Stadt erhalten worden, es wird dieses zum bleibenden Beyspiel der Garnison bemerklich gemacht, daß Zucht und Sittlichkeit die ruhigen Einwohner dieses Orts, für vorhinnige barbarische Gebräuche sichergestellt haben, welches dieselben mit Dank erkennen."

Aus diesem Schriftstück geht hervor, daß die Verübung barbarischer Gebräuche in der Sylvesternacht befürchtet, aber durch militärische Vorsichtsmaßregeln glücklich verhindert worden war. Sollten uns aus unseren Leserkreisen Einsendungen zugehen, welche über diese „barbarischen Gebräuche" Näheres brächten, würden wir denselben gern Aufnahme gewähren.

Nassauern. Veranlaßt durch Ihre Anfrage auf Seite 317 der Nr. 24 der Zeitschrift „Hessenland" vom 16. Dezember 1898 über die Bedeutung des Worts „Nassauern" theile ich Folgendes mit: Im 1898er Kalender für die Stadt Frankfurt a. M. findet sich Seite 70 folgende Notiz: „Die Bedeutung des Ausdrucks Nassauern kennt wohl jeder, aber nicht jeder seine Entstehung. Das frühere Herzogthum Nassau besaß keine Universität; die zum Studium Berechtigten sahen sich daher genöthigt, eine Hochschule außer Landes zu besuchen. Nun hatten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Studirenden nur dann Aussicht, im Lande eine Staatsstellung zu erlangen, wenn von ihnen die damals hannoversche Universität Göttingen besucht worden war. Die nassauischen Fürsten, von jeher sehr auf Hebung des Wohlstandes und des Wohlergehens ihrer Landeskinder bedacht, unterstützten daher auch gern

und freudig jeden Emporstrebenden, dem es an Mitteln gebrach, sich allein auszubilden. So war denn auch in Göttingen ein von der nassauischen Regierung unterhaltener freier Mittagstisch für unbemittelte nassauische Studenten eingerichtet. Diesen Freitisch benutzten jedoch bei günstiger Gelegenheit auch solche Studenten, die nicht aus Nassau stammten, und diese wurden dann von ihren Kommilitonen scherzweise ‚Nassauer‘ genannt, weil sie an dem nassauischen Freitisch ‚genassauert‘ hatten. Die ersten ‚Nassauer‘ waren also alles Andere, nur keine Nassauer.“ M.

Hessische Todtenschau von 1898.

Generalmajor z. D. Eduard von Tresckow, 60 Jahre alt, Kassel, 1. Januar. — Buchdruckereibesitzer Johann August Koch, 76 Jahre alt, Marburg, 3. Januar. — Fabrikbesitzer Dr. med. Eduard Wiederhold, 62 Jahre alt, Kassel, 10. Januar. — Pfarrer Georg Schaub, Wilhelmshöhe, 18. Januar. — Privatmann Emil von Boxberger, 70 Jahre alt, Fulda, 21. Januar. — Professor Dr. Woldemar von Schröder, Heidelberg, 28. Januar. — Buchdruckereibesitzer Jakob Plaut, 75 Jahre alt, Wien, 3. Februar. — Seminardirigent a. D. Dr. Jakob Stein, 62 Jahre alt, Kassel, 6. Februar. — Geh. Hofrath Professor Dr. Rudolf Wilhelm Schmitt, 67 Jahre alt, Radebeul bei Dresden, 18. Februar. — Privatmann August Basse, 71 Jahre alt, Kassel, 19. Februar. — Kaufmann Ernst Deichmann, 62 Jahre alt, Kassel, 1. März. — Praktischer Arzt Dr. med. Otto Wittich, 33 Jahre alt, Borken, 7. März. — Geh. Regierungsrath Provinzialschulrath a. D. Karl Erwin Kannegießer, 64 Jahre alt, Kassel, 8. März. — Rechnungsrath Wilhelm Hirschfeld, 80 Jahre alt, Kassel, 16. März. — Oberverwaltungsgerichtsrath Dr. Wilhelm Scheffer, 53 Jahre alt, Berlin, 20. März. — Hofrath Dr. Hans Wachenhusen, 70 Jahre alt, Marburg, 23. März. — Rechnungsrath Adolf Paar, 92 Jahre alt, Kassel, 31. März. — Fabrikbesitzer Georg Marquardt, 49 Jahre alt, Kassel, 15. April. — Kaufmann Helwig Hooß, 67 Jahre alt, Kassel, 16. April. — Pfarrer Georg Christian Leo Vilmar, 82 Jahre alt, Willingshausen, 17. April. — Geh. Oberpostrath a. D. Gustav Schaum, 66 Jahre alt, Marburg, 22. April. — Kommerzienrath Karl Heinrich Döring, Hanau, 23. April. — Bildhauer Friedrich Gibhardt, 28 Jahre alt, Kassel, 24. April. — Major z. D. Emil Heym, 63 Jahre alt, Kassel, 28. April. — Erzbischof Dr. Georg Ignaz Komp, 69 Jahre alt, auf der Reise von Mainz nach Freiburg i. Br. — Bergrath Köbrich, 55 Jahre alt, Bozen, 1. Mai. — Redakteur Dr. Gottlieb Theodor Kellner, 78 Jahre alt, Philadelphia, 15. Mai. — Fabrikant Winkler, 58 Jahre alt, Hanau, 18. Mai. — Pfarrer Ernst Wittich, 33 Jahre alt, Gensungen, 30. Mai. — Hauptkassirer a. D. August Damm, 74 Jahre alt, Kassel, 7. Juni. — Kanzleirath Georg Gonnermann, 76 Jahre alt, Kassel, 12 Juni. — Privatmann Johannes Dötenbier, 78 Jahre alt, Kassel, 19. Juni. — Oberlehrer a. D. Wilhelm Moesta, Kassel, 20. Juni. — Forstmeister Ernst Aßmann, 55 Jahre alt, Kirchditmold, 26. Juni. — Oberst z. D. August von Schnehen, 74 Jahre alt, Kassel, 27. Juni. — Ober- und Corpsauditeur a. D. Robert Matthaeas, 62 Jahre alt, Kassel, 7. Juli. — Amtsgerichtsrath a. D. August Köhler, 76 Jahre alt, Kassel, 8. Juli. — Gymnasiallehrer a. D. Heinrich Rathmann, 67 Jahre alt, Fulda, 8. Juli. — Direktor Dr. Ludwig Henkel, 54 Jahre alt, Aussig a. d. Elbe, 13. Juli. — Oberpostkassenbuchhalter a. D. Wilhelm Möller, 76 Jahre alt, Kassel, 15. Juli. — Geh. Rechnungsrath Otto Jacobs, 87 Jahre alt, Kassel, 16. Juli. — Baurath Wilhelm Brüning, Marburg, 17. Juli. — Professor Dr. August Roßbach, 75 Jahre alt, Breslau, 23. Juli. — Geh. Regierungsrath Professor Dr. Karl Knies, 77 Jahre alt, Heidelberg, 4. August. — Oberstabsarzt a. D. Dr. Ernst Alexander Platner, 85 Jahre alt, Witzenhausen, 12. August. — Hofbuchhändler Ernst Hühn, 55 Jahre alt, Kassel, 15. August. — Domkapitular Hermann Breitung, 56 Jahre alt, Fulda, 17. August. — Pfarrer Sigismund Frankfurth, 74 Jahre alt, Kassel, 29. August. — Kreisgerichtssekretär a. D. Wilhelm Stern, 78 Jahre alt, Kassel, 5. September. — Oberamtmann Ernst Engelbrecht, Rothwesten, 8. September. — Stadtarchivar Louis Demme, 53 Jahre alt, Hersfeld, 9. September. — Geh. Regierungsrath Hermann Consbruch, 41 Jahre alt, Berlin, 19. September. — Obersteuerinspektor Georg Ernst Dörr, 66 Jahre alt, Kassel, 25. September. — Fabrikant Otto Schlaffe, 52 Jahre alt, Kassel, 29. September. — Geheimer Justizrath Professor Dr. August Ubbelohde, Marburg, 30. September. — Ehrendomkapitular Professor Andreas Schick, 64 Jahre

alt, Fulda, 1. Oktober. — Landrath Werner von Trott zu Solz, 48 Jahre alt, Rotenburg a. F., 4. Oktober. — Stabsarzt a. D. Dr. med. Gustav Stiehl, 68 Jahre alt, Kassel, 8. Oktober. — Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Heinemann, Eschwege, 16. Oktober. — Kaufmann Louis Scheurmann, 60 Jahre alt, Kassel, 26. Oktober. — Amtsrath Ludwig Suntheim, 59 Jahre alt, Jesberg, 8. November. — Privatmann Karl Weber, 71 Jahre alt, Kassel, 13. November. — Landschaftsmaler Emil Zimmermann, 40 Jahre alt, Kassel, 9. Dezember. — Historien- und Genremaler Professor Georg Cornicelius, 73 Jahre alt, Hanau, 9. Dezember. — Dr. phil. Hubert Scheck, 70 Jahre alt, Kassel, 13. Dezember. — Baurath Louis Müller, 56 Jahre alt, Straßburg, 13. Dezember. — Justizrath Rudolf Craß, 62 Jahre alt, Hersfeld, 16. Dezember. — Stabsarzt a. D. Dr. Theodor Karl Strippel, 63 Jahre alt, Allendorf a. W., 18. Dezember. — Privatbaumeister Friedrich Potente, 69 Jahre alt, Kassel, 26. Dezember.



Aus Heimath und Fremde.

Oberpräsidentenwechsel. Der bisherige hochverdiente, allgemein beliebte Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, Excellenz Magdeburg, ein geborener Nassauer, der während seiner Amtsführung stets bestrebt war, persönliche Liebenswürdigkeit, großes Wohlwollen und strenge Unparteilichkeit zu bekunden, ist zum Präsidenten der Oberrechnungskammer in Preußen ernannt worden und wird somit leider von Hessen scheiden. An seine Stelle tritt der Staatsminister a. D. Excellenz Graf Robert von Zedlitz-Trützschler, ein Niederschlesier, ein hervorragend befähigter und thatkräftiger Mann, der sich als Oberpräsident der Provinz Posen früher bereits sehr bewährt hat.

Geschichtsverein zu Fulda. In der Dezembersitzung des Fuldaer Geschichtsvereins, welche am 14. d. M. im kleinen Saale der „Harmonie" stattfand, sprach Professor Dr. Leimbach über die Verhandlungen, welche vor dem Vollzuge der Säkularisation der Fürstabtei Fulda vom 11. September bis 22. Oktober 1802 zwischen dem Erbprinzen von Oranien-Nassau, dem Fürstbischof Adalbert von Harstall und dem Kapitel geführt wurden. Die Darlegungen des Redners boten viel Interesse, zumal sie mit Ausnahme von drei von dem Vortragenden in den Mittheilungen des Diözesan-Geschichtsvereins veröffentlichten Aktenstücken durchaus auf ungedrucktem Quellenmaterial beruhten. Die nächste Versammlung des Geschichtsvereins wird am 18. Januar 1899 stattfinden. In dieser Versammlung wird Lehrer Vonderau über Fuldaer Pfahlbauten sprechen.

Universitätsnachrichten. An Stelle des verstorbenen Geheimen Justizraths Professor Dr. Ubbelohde wählte der Senat der Universität Marburg den Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Ernst Küster daselbst zum Vertreter derselben im Herrenhause. — Oberarzt Dr. Nebelthau von der medizinischen Klinik zu Marburg, bisher Privatdozent, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Denkmalspflege. Vom Beginn des Jahres 1899 ab soll mit dem „Centralblatt der Bauverwaltung" ein in 14tägigen Zwischenräumen Mittwochs unter dem Titel: „Die Denkmalpflege" erscheinendes Beiblatt verbunden werden, das die Bestimmung hat, den Interessen der Erhaltung und Wiederherstellung der vaterländischen Baudenkmäler zu dienen. Neben Berichten der im Besonderen mit dem Schutze und der Aufzeichnung der Kunstdenkmäler betrauten Provinzial-Konservatoren 2c. (für den Regierungsbezirk Kassel Konservator Dr. Bickell zu Marburg), sowie neben Erörterungen über Einrichtung, Arbeitsweise und Ausbau soll der Inhalt des Blattes vorzugsweise in Aufsätzen über Untersuchungen, Aufnahmen und Wiederherstellungen von Baudenkmälern bestehen, welche auch mit Abbildungen ausgestattet werden können. Aber auch kleinere Mittheilungen über vorgeschichtliche sowohl wie kunst- und baugeschichtliche Funde, über Aufdeckung von alten Wandmalereien, über Erfahrungen in der Technik der Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten u. dergl. mehr, werden dem neuen Blatte willkommen sein. Indem wir auf das letztere an dieser Stelle empfehlend hinweisen, richten wir an unsere Leser die Bitte, den Bezirkskonservator für das ehemalige Kurfürstenthum Hessen Dr. Bickell (Marburg, Kugelgasse 1) von allem in dessen Bereich auf den oben bezeichneten Gebieten zu Berichtenden in Kenntniß zu setzen.

Todesfälle. Am 9. Dezember verstarb in Hanau, wo er im Jahre 1825 geboren war, der

Historien- und Genremaler Professor Georg Cornicelius, ein Schüler des Malers Pélissier an der Akademie daselbst, der außerdem in Antwerpen und Dresden studirt hat. Nach Beendigung seiner Studien ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er bis an sein Lebensende gewirkt hat, seit 1888 als Königl. Professor. Der Verstorbene wurde als Mensch wie als Künstler allgemein hochgeschätzt. Von seinen Bildern seien hier folgende genannt: Luther die Thesen anschlagend (Hamburg), Christus und die Samariterin (London, Kunstverein), Erweckung von Jairi Töchterlein, die heilige Elisabeth auf Befehl Konrad's von Marburg gegeißelt, der Verrath des Judas, Christus und der Versucher (Berlin, Nationalgallerie) sowie die Genrebilder: Zigeunerkinder, das Ständchen, die in Bezug auf Charakteristik und Kolorit besonders gut gelungenen Mönche im Gebet (1863), deutsche Landsknechte in Rom, Hänsel und Grethel, Aschenbrödel u. s. w. — Am 26. Dezember verschied zu Leipzig im 23. Lebensjahre der Studiosus Graf Friedrich von Schaumburg, der älteste der beiden noch lebenden Söhne Sr. Durchlaucht des Prinzen Philipp von Hanau. Die Trauer um den so zeitig heimgerufenen hochbegabten Jüngling, der am 29. Dezember zu Oberurff bestattet wurde, wird im Hessenlande in weiten Kreisen getheilt.

Personalien.

Verliehen: dem Konsistorialpräsidenten von Altenbockum zu Kassel der Rang der Räthe 2. Klasse; dem Forstmeister Franz zu Mackenzell der rothe Adlerorden 3. Klasse; dem Hegeförster Lampmann in der Karlsaue bei Kassel der Kronenorden 4. Klasse mit der Zahl 50; dem Oberlehrer Winchenbach zu Hersfeld der Titel „Professor"; dem Obersteuerinspektor Schultz in Marburg der Charakter als Steuerrath; dem Oberpostdirektionssekretär Gerhardt zu Frankfurt a. M. der Charakter als Rechnungsrath; desgleichen dem Büreauvorsteher-Sekretär Asp beim Stempel- und Erbschaftssteueramt zu Kassel; dem Spezialkommissionssekretär Ziegner zu Marburg der Charakter als Kanzleirath; desgl. dem Kreissekretär Hartbegen zu Eschwege; den Domänenpächtern Reinecke zu Immichenhain, Hartmann zu Coverden und Lüning zu Bellenhausen der Charakter als Oberamtmann.

Ernannt: Se. Excellenz Magdeburg, Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, zum Chef-Präsidenten des Rechnungshofes des Deutschen Reichs und der Oberrechnungskammer zu Potsdam; der Staatsminister a. D. Graf von Zedlitz-Trützschler, Excellenz, zum Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau; Landgerichtsrath Ebenau zu Limburg a. L. zum Oberlandesgerichtsrath zu Kassel; Gerichtsassessor Avenarius zum Amtsrichter zu Abterode; Dr. Heßberger zu Fulda zum Mitglied des Direktoriums der Zentralgenossenschaftskasse zu Berlin, unter Beilegung des Ranges der Räthe 4. Klasse und des Titels Bankdirektor; Kuratus Rink zu Oberrodenbach zum Pfarrer in Bieber; der außerordentliche Pfarrer Herbold zum Pfarrer in Schwarzenborn; praktischer Arzt Dr. Cauer zu Arolsen zum Kreisphysikus zu Schlüchtern; Forstassessor Teske zum Oberförster in Wanfried; Referendar Wenning zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Amtsgerichtsrath Dr. Schotten zu Rotenburg nach Frankfurt a. M.; Oberförster Tiebel zu Wanfried nach Misdroy.

Gewählt: Schuldirektor Dr. Arndt zu Eschwege zum Direktor des städtischen Realgymnasiums zu Halberstadt.

Entlassen: Gerichtsassessor Otto Müller aus dem Justizdienste in Folge Zulassung zur Rechtsanwaltschaft zu Hanau.

Verlobt: Architekt und Bauunternehmer Edmund Krug in Campinas (Brasilien) mit Fräulein Else Schäfer (Kassel, Weihnachten); Kaufmann Ernst Timaeus mit Fräulein Auguste Rocholl (Kassel, Weihnachten); Kaufmann Heinrich Magersuppe mit Fräulein Minna Hölke (Kassel, Dezember).

Vermählt: Fabrikant Richard Schnell mit Fräulein Ottilie Gerhardt (Kassel, 8. Dezember); Oberlehrer Weinert zu Dortmund mit Fräulein Else Remmert (Kassel, 29. Dezember).

Geboren: ein Sohn: Fabrikant Wilhelm Siebert und Frau (Hanau, 9. Dezember); Fabrikant Wilhelm Zahn und Frau (Hanau, 11. Dezember); Lehrer Eckemann und Frau (Kassel, Dezember); eine Tochter: Oberlandesgerichtssekretär Christian Roese und Frau (Kassel, 21. Dezember).

Gestorben: Professor Maler Georg Cornicelius, 73 Jahre alt (Hanau, 9. Dezember); Pfarrer Peter Paul, 57 Jahre alt (Orb, 11. Dezember); Kaufmann David Plaut, 58 Jahre alt (Kassel, 21. Dezember); Eisenbahnsekretär a. D. Gleim, 80 Jahre alt (Kassel, 21. Dezember); Kaufmann Christian Jungblut (Göttingen, 21. Dezember); stud. jur. Graf Friedrich von Schaumburg, 22 Jahre alt (Leipzig, 26. Dezember); Privatbaumeister Friedrich Potente, 69 Jahre alt (Kassel, 26. Dezember); Frau Pfarrer Ernestine Kümmell, geb. Pemsel (Caldern, 27. Dezember); Lehrer Friedrich Bracke, 41 Jahre alt (Hermershausen, 27. Dezember); Frau Postdirektor Schlifter (Marburg, 29. Dezember).

Briefkasten.

G. Th. D. in Marburg. Auch wir haben einen Beitrag von Ihnen in dem Buche von Schoof sehr vermißt.

S. in Hanau. Besten Dank für Ihre freundliche Einsendung, die leider für Nr. 24 nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Derartige Mittheilungen finden stets dankbarst Berücksichtigung.

M. in Neuhof bei Hanau, D. in Sontra, alter Abonnent in Potsdam, sowie mehrere unbekannte Einsender. Vielen Dank für gütige Angabe der Adressen.

B. C. in Hilden. Brief ist an Ihre Adresse abgegangen.

B. in Frankfurt. Sie werden sehen, daß Ihre Erklärung mit der in diesem Heft gegebenen völlig übereinstimmt, nur daß statt „Würzburg" „Göttingen" genannt ist. Besten Dank.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1899.

Ignorabimus.

Warum der Adler liebt die Felsenhorte,
Warum Verwesung Wohlgeruch den Geiern,
Warum der Strauß nicht brütet auf den Eiern,
Warum die Eule sucht die finstern Orte —

Wir fragen es umsonst! Mit keinem Worte
Läßt sich der Schöpfung Räthselwelt entschleiern;
Triumphe glaubt der Menschengeist zu feiern
Und dringt doch nie durch der Erkenntniß Pforte.

Laut preisen wir Entdecker und Erfinder,
Und was voll Tiefsinn uns're Weisen munkeln,
Macht uns so stolz wie Weltenüberwinder.

Daß unser Herz schlägt, daß die Sterne funkeln,
Scheint ganz natürlich uns; doch bleibt nicht minder
Der Dinge letzter Grund für uns im Dunkeln.

München, im Dezember 1898.

Otto Braun.

Ein Geheimniß.

Gar Manches, was dermalen
Das Herz mir hat bewegt,
Hab' ich gereimt und hab' es
In Lieder dann gelegt.

Nur Ein's, nur ein Geheimniß
Rang so sich niemals los,
Das lag zu tief begraben
In der Erinn'rung Schooß.

Das hab' ich auf die Lippen
D'rum nimmermehr gebracht,
Das hat mir wohl zeitlebens
Das Herz auch schwer gemacht.

Und doch für keine Schätze
Möcht's je ich geben preis. —
Warum? — Das ist's ja eben,
Was ich allein blos weiß.

Mexiko.

Richard Jordan.



Theodor Schwedes.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Es bedarf keiner Hervorhebung, daß Schwedes gelegentlich der Fahrten nach und von Berlin und während seines dortigen Aufenthalts alles, was für seinen Beruf von Interesse war, Straßenanlagen, Post- und sonstigen Wagenverkehr, die entstehenden Eisenbahnen, Fabriken u. s. w. seiner Kenntnißnahme unterzog, wir erleben mit ihm die Erfindung der Stahlfedern, der Stearinlichter und sonstige bemerkenswerthe Dinge. Auch mit vielen bedeutenden Personen kam er zusammen und namentlich mit den Gliedern des preußischen Königshauses; treffend beurtheilt er die Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., zum Prinzen von Preußen, späteren Kaiser Wilhelm I., fühlte er sich „hingezogen wie zu einem Vater", obgleich er neun Jahre älter war als der Prinz. Als die Verträge im Frühjahr 1833 durch die Abgeordneten unterzeichnet, aber noch nicht durch die Regierungen genehmigt waren und nun die Abgeordneten einstweilen nach Haus reisen wollten, ließ Friedrich Wilhelm III. die Vertreter beider Hessen, Schwedes und den Geheimrath Karl Wilhelm v. Kopp aus Darmstadt (auch einen geborenen Kurhessen*) zur Tafel befehlen und sagte zu beiden Männern, ganz abweichend von seiner sonstigen abgebrochenen Redeweise, in warmem Redefluß folgende wahrhaft prophetischen Worte: „Sie haben, meine Herren, den nun zum Schluß gebrachten Verhandlungen getreulich viele Zeit geopfert, lange ausharren müssen. Lassen Sie sich dies jedoch nicht gereuen; denn seit dem Pariser Frieden ist für Deutschland kein so großes Werk zu Stande gebracht als dieses, dessen Folgen, wie ich hoffe, die gedeihlichsten sein werden. Es wird das Wohl Deutschlands dadurch ungemein gefördert werden. Die Eifersüchteleien der verschiedenen Länder gegeneinander und insbesondere die Zwiste der Höfe werden sich in Frieden und in gemeinsamen Bestrebungen nach allgemeinen Verbesserungen auflösen, und wir werden auch auf anderen Gebieten der Gesetzgebung Fortschritte entstehen sehen, wozu jetzt der Keim gelegt ist. Sagen Sie das den Höfen mit meinen besten Grüßen. Meine Behörden werden sich hoffentlich bemüht haben, Ihnen den hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und es wird Ihnen von dieser Zeit eine lohnende Erinnerung bleiben."

Während wir in Kassel das Treiben der „Mystiker" sich entwickeln sehen und das Auftreten des Pfarrers Lang sogar zu Unruhen und zur Alarmirung der Garnison führte, wurde Schwedes 1838 zum Badedirektor zu Nenndorf ernannt, welche Stellung er bis 1841 bekleidete und in der er sehr viel für die Entwickelung des Bades, wie auch später für Nauheim, that. Gleichzeitig begannen die Verhandlungen der Weseruferstaaten wegen Regelung der Schifffahrt auf der Weser, in welcher Richtung sich sehr viel zu thun vorfand, war doch z. B. der Hafen zu Karlshafen vollständig versumpft und diente zum Tummelplatz der Schweine und Gänse. Bei dieser Gelegenheit traten die Nörgeleien zwischen den einzelnen betheiligten Staaten und die immer zunehmende Abneigung zu entscheidenden Entschließungen in Kassel sehr bedenklich hervor, sodaß sich der Verkehr einfach über die Regierungen hinaussetzte und Dampfschiffe auf der Weser zu fahren begannen, ehe dazu die Genehmigung ertheilt worden war. Mehrfach kam in dieser Zeit der Kurprinz nach Nenndorf und war stets sehr wohlwollend gegen Schwedes. Aus dem Jahr 1839 mag ein scherzhaftes Geschichtchen mitgetheilt werden. Landgraf Friedrich von Hessen weilte in Nenndorf, hatte zwar für festliche Gelegenheiten volle Uniform bei sich, ging aber für gewöhnlich in Civil mit einer blauen Offiziersmütze. Als er nun einmal zur kurprinzlichen Tafel geladen und ihm bedeutet worden war, daß er in Civil mit rundem Hut zu erscheinen habe, gerieth er in Verlegenheit und borgte sich den Hut von Schwedes, der seinerseits leicht einen anderen geliehen erhalten konnte. Dies wiederholte sich

*) Vergl. über ihn „Hessenland", Jahrg. 1893, S. 187.

mehrfach und kam auch zu den Ohren des Kurprinzen, der sich ein solches freundschaftliches Verhältniß zwischen einem Fürsten und einem geringen Erdensohn gar nicht erklären konnte.

1839 regten sich die ersten Pläne, Hessen mit Eisenbahnen zu durchziehen; es bestand aber eine sehr einflußreiche reaktionäre Partei, die wohl eine Ahnung von den Umwälzungen haben mochte, welche die Eisenbahnen auf fast allen Gebieten des Lebens im Gefolge haben würden, und sich deshalb gewissermaßen instinktiv deren Einführung widersetzte, ohne begreifen zu können, daß der Bau von Eisenbahnen doch nicht gehindert, wohl aber Hessen durch sie umgangen und auf das schwerste geschädigt werden könne.

Noch in seinen letzten Tagen plante Friedrich Wilhelm III. eine Verbindung Berlins mit dem Rhein, wobei er aus politischen Gründen Hannover umgehen und etwa die jetzige Linie Halle-Kassel bauen lassen wollte. Ehe dieser Plan zur Ausführung gelangte, starb der König, und sein Nachfolger hatte keine Bedenken gegen die Linie über Hannover, die nun zu Stande kam und uns noch weiter beschäftigen wird. Nun kam man in Berlin auf den weiteren Gedanken einer Bahn über Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Fulda nach Frankfurt, an welche Kassel durch eine Nebenbahn angeschlossen werden sollte, ein Gedanke, der an sich richtig war, wie die Bahnbauten der späteren Jahrzehnte dargethan haben, der aber doch beim Mangel anderer Verbindungen für Hessen recht schädlich gewesen wäre.*) Es gelang zwar, vor der endgültigen Feststellung der Linie Berlin-Frankfurt a. M. einen Vertrag zwischen Kurhessen und der Stadt Frankfurt a. M. zu Stande zu bringen, wonach zur direkten Verbindung zwischen letzterer Stadt und Kassel die Main-Weser-Bahn gebaut werden sollte, worauf Preußen den Plan, über Fulda zu bauen, aufgab (er ist erst in den 1860er Jahren von Hessen selbst wieder aufgenommen worden); weil aber die Linie Halle-Kassel der damaligen Technik mit Rücksicht auf die für jene Zeit unüberwindlichen Steigungen unausführbar war und von Weimar und Gotha lebhaft dagegen gearbeitet wurde, so blieb nichts anderes übrig, als die Verbindung von Halle nach Kassel über Eisenach zu suchen und ihre Fortsetzung von Kassel nach Paderborn zu planen. Jahrelange Verhandlungen der mühseligsten Art gingen aber voraus, bis schließlich der Vertrag zu Stande kam; es wurden vom Kurprinzen oft ganz unberechtigte Ansprüche erhoben; so kostete es z. B. sechs Wochen, ehe er genehmigte, daß Preußen im Nothfall auf der geplanten Bahn rasch Truppen von Erfurt an den Rhein schaffen könne. Eine in Aussicht genommene Fortsetzung der hessischen Nordbahn nach Franken konnte gar nicht zu Stande gebracht werden, weil mit Kurhessen die Verhandlungen geradezu unmöglich wurden (hat dies doch noch viele Jahre später einer der betheiligten weimarischen Staatsbeamten auch dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber ausgesprochen), was schließlich zur Anlage der Werrabahn unter vollständiger Umgehung des kurhessischen Gebietes führte.

Zwischen Hannover und Hessen fanden dann noch Verhandlungen statt wegen Durchführung der Bahn Hannover-Minden durch die Grafschaft Schaumburg; auch hier wurden hessischerseits so viele Verzögerungen und Anstände gemacht, daß man schließlich allen Einfluß verlor und annehmen mußte, was überhaupt noch von der andern Seite zugebilligt wurde. Doch gelang es Schwedes, neben der Festlegung der gedachten Linie auch den Grundstein zu dem Vertrag über den Bau einer Bahn von Münden nach Kassel zu legen. Von Interesse ist es, daß sowohl bei diesen Verhandlungen als bei denen der Weseruferstaaten die nichthannoverschen Bevollmächtigten Bedenken trugen, wichtige amtliche Schreiben der hannoverschen Post anzuvertrauen, sondern sie entweder durch ein benachbartes Thurn und Taxis'sches Postamt oder unter der Verschleierung als Privatbriefe beförderten, sowie ein Vorfall, bei dem Schwedes dem König Ernst August wegen eines ungebührlichen Ausfalls auf den Kurprinzen sofort und entschieden entgegentrat. Schwedes saß bei einer Tafel von etwa zwölf Personen dem König schräg gegenüber. Dieser redete von Kurfürst Wilhelm I. und sprach dann nach einer kleinen Pause plötzlich, vor sich hinsehend: „Was würde der sagen, wenn er jetzt die Wirthschaft in Kassel sähe." Alsbald erwiderte Schwedes: „Jawohl, der Kurfürst war durchaus autokratisch gesinnt, würde sich also sehr wundern, die jetzige Ständeversammlung in Kassel zu finden, welcher über jeden Pfennig der Staatsausgaben Rechenschaft gegeben werden muß." Dies machte auf Ernst August einen solchen Eindruck, daß er, der die Menschen nur in „dumme Kerle" oder „verfluchte Kerle" eintheilte, von jetzt ab Schwedes zu letzteren rechnete.

Als dann der Sturm von 1848 durch die deutschen Lande braufte, wurde Schwedes am 10. März zum Vorstand des Finanzministeriums ernannt; den Titel eines Ministers und das

*) Vergl. über den hessischen Bahnbau auch Gerland: 1810—1860, S. 18 ff.

Prädikat Excellenz lehnte er ab. Nach unten wurde die Ruhe bald wieder hergestellt, schwerer aber war die Stellung gegenüber dem Kurfürsten, der sich namentlich in drei unumgänglich nothwendige Dinge nicht finden konnte: die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden, die Zurückzahlung der bis dahin an den Kurfürsten über die vertragsmäßige Dotation hinaus gezahlten Gelder an die Staatskasse und die Ueberweisung der von der ausgestorbenen Linie der Landgrafen von Hessen-Rotenburg herrührenden den sogenannten Rotenburger Quart von der Hof- auf die Staatskasse, alles drei Angelegenheiten, über die schon seit Jahren verhandelt worden war, die nun endlich unter dem Drucke der Bewegung zur Erledigung kamen und die auch später, selbst in den schwersten Zeiten der Reaktion, wieder rückgängig zu machen auch gar nicht einmal versucht worden ist. Daß diese gerade seine persönlichen Interessen so nahe berührenden Angelegenheiten den inzwischen unter den verschiedensten Einwirkungen immer mehr verbitterten Kurfürsten lebhaft erregen und gegen den Minister, der die Angelegenheiten zu vertreten hatte, auf das äußerste verstimmen würden, bedarf keiner Bemerkung. Schwedes, dem diese Aufgaben zufielen, betrieb die Angelegenheiten aber um so lebhafter, als ihm infolge seines gesundheitlichen Zustandes der Rücktritt vom Ministerium unbedingte Nothwendigkeit geworden war und er doch seinem Nachfolger diese dornenvolle Aufgabe zu ersparen Willens war. Er sah übrigens auch ein, daß der Kurfürst seiner müde geworden war und sein Rücktritt daher aus doppeltem Grunde eintreten mußte. Der Kurfürst reiste nach Frankfurt, um dort mit Wippermann, den er für geschmeidiger hielt als Schwedes, wegen Uebernahme des Finanzministeriums zu unterhandeln. Schwedes' Entlassungsgesuch wurde im August 1848 genehmigt, und als er sich beim Kurfürsten abmeldete, sagte ihm dieser: „Ich bin zufrieden, von ihnen loszukommen", worauf Schwedes erwiderte, er habe nur zu bedauern, daß der Kurfürst ihn verkenne, und wolle ihm wünschen, daß er niemals schlechter bedient werde, als dies von ihm geschehen sei. Er trat in seine Stellung bei der Ober-Berg- und Salzwerks-Direktion zurück und lebte nur noch diesem Amte und seiner Familie; eine Wahl zum Erfurter Parlament lehnte er 1849 auf das bestimmteste ab. Daß er wie nahezu alle kurhessischen Beamten 1850 seinem Verfassungseide treu blieb, bedarf keiner Bemerkung, und ebensowenig, daß auch er dafür mit der bekannten baierischen und österreichischen Bequartierung bedacht wurde. Am 26. Juli 1851 wurde er unter Verlust von einem Viertel seines Gehaltes auf Wartegeld gesetzt, am 2. Dezember 1859 erhielt er seinen Abschied, nachdem man von seiner Wiederaufnahme in den Dienst auch bei der 1856 erfolgten Wiederherstellung der 1850 aufgelösten Finanzbehörden abgesehen hatte. In der ihm vergönnten Mußezeit verfolgte er lebhaft alle öffentlichen Ereignisse, die sich in seinen Briefen oder Aufzeichnungen in höchst anziehender Weise wiederspiegeln. Zu seinem 90. Geburtstag am 23. März 1878 wurden ihm von allen Seiten die herzlichsten Glückwünsche zu Theil; der hervorragendste kam von Kaiser Wilhelm I., der an seinem eigenen Geburtstag folgendes Schreiben ergehen ließ:

„Ich habe mit Interesse vernommen, daß Sie morgen am 23. d. Mts. Ihre neunzigste Geburtstagsfeier begehen. Gern eingedenk der Veranlassungen, welche mir Gelegenheit gegeben haben, in persönliche Beziehungen zu treten, freue ich mich mit Ihnen des günstigen Geschicks, das Ihnen gestattet, sich dem seltenen Fest mit ungeschwächter Körper- und Geistesfrische zu widmen. In herzlicher Theilnahme sende ich Ihnen zu demselben Meine Glückwünsche, indem ich vertraue, daß die göttliche Vorsehung Ihnen die Gnade eines noch langen, mit angenehmen Eindrücken gesegneten Lebensabends gewähren möge.

Berlin, den 22. März 1878.

Wilhelm."

Diese herzlichen Wünsche gingen allerdings nicht ganz in Erfüllung. Schwedes hatte bald nach der schönen Feier das Unglück, am grauen Staar allmählich zu erblinden. Am 17. März 1882, sechs Tage vor der Vollendung seines 94. Lebensjahres, befreite ihn ein sanfter Tod von den irdischen Fesseln.

Die Hessen vor Belgrad 1717.

Von Gustav Siegel.

(Schluß.)

Im weiteren Verlauf der Belagerung wirkten die Hessen ebenfalls kräftig mit, namentlich in der Nacht vom 18. zum 19. Juli, in der sie nahe am Feinde unter beständigem Feuer denselben eine neue Schanze aufwerfen halfen. Das Regiment hatte hierbei größere Verluste. U. a. wurde der Oberst von Wutginau durch eine türkische Gewehrkugel getroffen. Sie drang von unten durch

das Kinn ein und zum linken Ohr wieder hinaus. Wutginau faßte die Sache trotzdem mit gutem Humor auf, denn in dem nach Kassel erstatteten Berichte heißt es u. a.: „Das artigste, wenn man es so nennen kann, ist, daß die Kugel durch das ordinaire Loch vom linken Ohr, ohne einige Zerreißung oder Verletzung zu machen, herausgegangen."

Besonders wichtig aber war der entscheidende Antheil, den ein Bataillon und die Grenadierkompagnien des Regiments am glücklichen Ausgange der großen Schlacht am 16. August hatten. Die Türken hatten nämlich mittlerweile zum Entsatze von Belgrad ein Heer von etwa 200 000 Mann aufgeboten, das am 30. Juli vor der Festung eingetroffen war und sich verschanzt hatte. Prinz Eugen, der hierdurch zwischen zwei Feuer gerieth, sah sich allmählich aus der Rolle des Angreifers in die des Vertheidigers gedrängt. Dem ein Ende zu machen beschloß er am 15. August einen überraschenden Angriff auf die feindliche Hauptmacht. 40 000 Mann seines Heeres sollten den Stoß ausführen, 10 000 in Reserve bleiben, 6000 die Laufgräben und Batterien gegen die Festung besetzt halten. Es war ein außerordentliches Wagniß. Um das Mißverhältniß der beiderseitigen Kräfte etwas günstiger zu gestalten, sollte das deutsche Heer um Mitternacht aus dem Lager aufbrechen und in dem schmalen Raume zwischen den Verschanzungen Aufstellung nehmen. Alles verlief günstig, zumal ein dichter Nebel den Kaiserlichen zu Hilfe kam, auch der Mond früh verschwand. Früh 2 Uhr stieß der rechte Flügel auf den überraschten Feind. Dieser setzte sich zwar kräftig zur Wehr, wurde aber nach mehrstündigem Kampfe auf seine Hauptstellung zurückgedrängt. Unterdessen waren auch die übrigen Fußtruppen unter dem Befehl des Feldmarschalls Prinzen Alexander von Württemberg vorgegangen. Sie wurden bald in ein hinhaltendes Feuergefecht verwickelt. Auf die Nachricht hin, daß der rechte Flügel durch den Andrang überlegener feindlicher Kräfte etwas in Unordnung gerathen sei, mußten sie von weiterem Vorrücken absehen und eine Verschiebung nach rechts vornehmen.

Infolge des dichten Nebels gerieth hierbei ein Theil von ihnen zu weit nach dieser Richtung; die Schlachtlinie erhielt eine Unterbrechung, die des Nebels wegen unbemerkt blieb, aber eben deshalb auch von starken türkischen Abtheilungen, die hinein geriethen, nicht als solche erkannt wurde. Da plötzlich zerriß der Nebel, und nun sah Prinz Eugen die große Gefahr, in der sein Heer schwebte. Sofort führte er sein zweites Treffen heran. Aber auch die Türken erkannten jetzt deutlich ihren Vortheil. Immer neue Truppenmassen warfen sie in die Lücke. Ein furchtbarer Kampf entbrannte hier. Schwere Arbeit hatten die Deutschen. So tapfer sie dreinhieben und schossen, für jeden erlegten Feind tauchten zehn andere auf. Endlich gelang es ihnen, die Schlachtordnung wieder herzustellen und nun die Türken von Graben zu Graben, von Schanze zu Schanze bis auf die Hauptstellung zurückzudrängen. Den Schlüssel derselben bildete ein mächtiges Bollwerk, das mit 20 000 Mann frischer Truppen besetzt und mit achtzehn schweren Geschützen armirt war. Prinz Eugen beschloß, es mit vier Bataillonen und zehn Grenadierkompagnien anzugreifen. Die Sturmkolonne bestand nun neben drei bairischen Bataillonen und ihren Grenadierkompagnien auch aus einem hessischen Bataillon und ein oder zwei Grenadierkompagnien unter persönlicher Führung des Obersten von Wutginau, dessen Wunde zwar noch nicht ganz geheilt war, der aber den Ehrentag seines Regiments nicht im Lazarett zubringen wollte. Von den beiden anderen Bataillonen des Regiments Prinz Maximilian war das eine bei der Reserve im Lager, das zweite in den Laufgräben vor der Festung geblieben.

Keine leichte Aufgabe für die Stürmenden war es, das türkische Hauptbollwerk anzugreifen, zumal ihnen jegliche Unterstützung durch Geschützfeuer abging. Der bisher schon errungene Erfolg ließ aber nichts mehr unmöglich erscheinen. Begeisterung beseelte alle. In gemessenem Schritte, mit klingendem Spiel drangen die vier Bataillone und zehn Grenadierkompagnien vor, ohne einen Schuß zu thun, vom Feinde aus Kanonen, Kleingewehr, wie mit Brandgeschossen, Wurfspießen, Pfeilen u. dgl. überschüttet. Nahe den Brustwehren warfen die Grenadiere ihre Handgranaten, dann wurden die Wälle erstiegen. Das Kampfgewühl erreichte jetzt seinen Höhepunkt, nochmals warfen sich die Türken mit aller Wucht den Stürmenden entgegen, doch vergebens, die Baiern und Hessen wichen keinen Schritt. Bald dringen sie wieder vorwärts, sie bemächtigen sich der Geschütze, die sofort umgedreht werden und nun die Niederlage der Türken vollenden helfen.

Ueber den Antheil des hessischen Bataillons und der hessischen Grenadiere an diesem, das Geschick des Tages entscheidenden Sturm, sind leider eigene Berichte nicht mehr vorhanden. Wohl aber bezeugt der spätere kaiserliche Feldmarschall von Seckendorff den Hessen ausdrücklich, „Wutginau habe mit seiner Mannschaft

das Hauptsächlichste zur Eroberung der großen türkischen Batterie beigetragen", ebenso rühmte der Befehlshaber der Baiern, Oberst Colonie, das Verhalten des hessischen Bataillons, das seinen drei bairischen treu zur Seite geblieben sei. Beider Zeugnisse sind um so werthvoller, als sie von nichthessischer Seite und gerade von solchen stammen, die wohl versucht gewesen wären, die Tapferkeit der Hessen zu Gunsten ihrer eigenen Truppen todtzuschweigen. Auch die Eroberung dreier türkischer Fahnen spricht dafür, daß das Bataillon in hervorragender Weise seine Schuldigkeit that.

Nachdem so das Hauptheer der Türken geschlagen, konnte sich auch Belgrad nicht mehr halten. Am 18. öffnete die Festung dem Sieger ihre Thore. Am Einzuge nahm auch das Regiment Prinz Maximilian Theil, ebenso wurde es hernach zur Besatzung herangezogen. Der Verlust des Regiments während der Belagerung belief sich auf ein Siebentel seiner Stärke. Außer durch Feindeswaffen war er zum Theil durch Krankheiten hervorgerufen, die in dem sumpfigen Gelände ihre Ursache hatten und arg im kaiserlichen Heere hausten. Auch der Chef des Regiments, Prinz Maximilian, erkrankte schwer am Sumpffieber und konnte so der Entscheidungsschlacht nicht beiwohnen.

Bis zum Frühjahr 1718 blieb das Regiment in Belgrad. Da der Krieg fortdauerte und Belgrad Mittelpunkt der Vertheidigungslinie der Deutschen blieb, so hatten die Truppen während der ganzen Zeit wenig Ruhe. Dazu traten in den engen Quartieren, die nur mühsam gesäubert werden konnten, bösartige Krankheiten auf. Sie fügten dem Regiment während dieser Zeit einen weiteren Verlust von 237 Mann zu. Nachdem im Mai 1718 Ersatz aus der Heimath eingetroffen, verließ das Regiment die Stätte seines Ruhmes. Aber nicht heimwärts lenkte es seine Schritte, sondern es blieb noch zur Verfügung des Kaisers. Dieser sandte es nach Italien und Sizilien. Neuen Kämpfen und neuen Ruhmesthaten ging es dort entgegen. Erst im Herbste 1720 sah es die hessischen Berge wieder.



Selbstbiographische Notizen

von Sophie Junghans.*)

(Nachdruck verboten.)

Und meine Tugend sei die Treue.

Als erstes Kind meiner Eltern bin ich am 3. Dezember 1845 in Kassel geboren. Mein Vater war der damalige Hofkassirer und Ordensschatzmeister des Kurfürsten, spätere Hofrath Justus Junghans. Die Mutter hieß Helene, geborene Marschall. Der Vater war viel älter als die Mutter, geboren am 29. November 1798, sodaß er bei der Verheirathung im Juli 1844, demnach fast sechsundvierzigjährig, der zweiundzwanzigjährigen Braut um beinahe vierundzwanzig Jahre voraus war. Der Vater meines Vaters, Friedrich Karl Junghans, gestorben im Jahre 1810, war, wie ich vom Papa sagen gehört habe, Garnisonschullehrer in Kassel; das Geburtshaus meines Vaters stand und steht in der Straße „Hinter dem Packhof" in der Altstadt. Die Familie Junghans scheint aus der Diemelgegend zu stammen; ich habe den Eindruck erhalten — vor meinem 15. Jahre allerdings, denn in diesem starb mein Vater — daß es eine altsächsische gewesen sei. In eigenthümlicher Weise trat ihr Typus in zweien von uns Geschwistern, meiner Schwester Marie und meinem Bruder Friedrich, in heller Haut, blauen Augen, sehr schönen, fast röthlich-blonden Haaren und regelmäßigen, schönen Zügen zu Tage; der Papa pflegte die Schwester „Diemelfüchschen" zu nennen, was mir unvergeßlich geblieben ist; er selber und sein einziger, lange vor meiner Zeit gestorbener Bruder sind derselben Körperart und Färbung gewesen. Ganz anders waren wir zwei älteren Geschwister, ich und mein Bruder Karl braun von Augen und Haaren und mit wenig regelmäßigen Gesichtszügen.

Der Vater meiner Mutter, Theodor Marschall, war aus dem Dorfe Speele vor Münden als ganz armer Bauernknabe in Kassel eingewandert und ist als ein allgemein geachteter, wohlhabender Bürger und Handwerksmeister in meiner Vaterstadt im Anfange der fünfziger Jahre gestorben. Seine zweite Frau, meine Großmutter mütterlicherseits, Sophie, geborene Kühne, geboren am 22. November 1800, war dagegen ein Kasseler Kind. Ihr Vaterhaus war das Eckhaus der Waisenhausstraße in der Unter-

*) Der Abdruck erfolgt mit Genehmigung des Ausschusses zur Fortsetzung der „Strieder'schen Gelehrtengeschichte" aus dessen Sammlungen.

neustadt, dem damaligen lutherischen Waisenhause gegenüber; ihr Vater, der Schreinermeister Kühne, besaß dasselbe und es ist noch spät in meine Zeit hinein im Besitze von Verwandten des Namens Kühne, die das Schreinerhandwerk als wohlhabende Leute darin betrieben, gewesen. Die Großmutter und ein einziger Bruder dagegen, ganz früh völlig verwaist, sollen durch einen ungetreuen Vormund um ihr Erbtheil gekommen sein.

Jener Urgroßvater Kühne soll ein rechtlicher, aber sehr jähzorniger Mann und besonders ein leidenschaftlicher Franzosenfeind während der westfälischen Zeit gewesen sein. Dunkel erinnere ich mich, in meiner frühen Kinderzeit erzählen gehört zu haben, daß, als die Russen damals in Kassel einrückten — und nichts wußten als „Muhder, Snahps!", wie ich von der Großmutter sagen gehört habe — und die Franzosen allenthalben flohen, ein solcher in Todesangst flüchtender Franzose auch in das urgroßelterliche Haus gerathen sei. Dort wäre er aber erst recht schlecht angekommen, denn mein Urgroßvater hatte geschworen, jeden Franzosen, dessen er jetzt habhaft würde, mit der Axt niederzuschlagen; doch glückte es den mitleidigen Frauenzimmern, den Mann im Keller zu verstecken und unter Angst und Mühe sogar einige Tage zu ernähren, bis er Gelegenheit zur Flucht fand. Daß dieser Urgroßvater Kühne „ein reicher Mann" hätte werden können, wenn er es über sich gewonnen hätte, damals in der westfälischen Zeit für die Bedrücker, die Franzosen, zu arbeiten, habe ich in unserm Hause sagen hören.

Welche seltsame Völkerverquickung mag in so vielen ganz einfachen bürgerlichen Familien deutscher Lande stattgefunden haben, als deren lebendige Ergebnisse wir Heutigen nun herumwandeln. Man möchte annehmen, daß auch wir Junghans ein solches Ergebniß sehr verschiedener Rassefaktoren seien. Weist die Herkunft väterlicher und mütterlicher Vorfahren nach Norden und Osten, in das sächsische Gebiet und vielleicht — der Gesichtsbildung nach — auch auf slavische Ureltern hin, so tritt mit der mütterlichen Familie meiner Großmutter Marschall ein anderes Element hinzu: die Mutter meiner Großmutter mütterlicherseits war eine geborene Etienne. Dies habe ich nur aus mündlicher Ueberlieferung, und auch, daß das Stammhaus dieser Etienne ebenfalls in der Unterneustadt und ebenfalls in der Waisenhausstraße, an ihrem oberen Ende, nahe der Fulda gestanden hat. Ein französischer Name und französische Herkunft also. Und wer hindert, hier einen Faden Keltenthums in das Gewebe der Vererbung eingeschlagen zu sehen? Habe ich vorher, im Zusammenhang mit dem Versuche, Rassen- oder doch wenigstens Stammesmerkmale im Aeußern der Meinen nachzuweisen, dies Aeußere kurz geschildert, so sei es mir in diesem Falle noch einmal gestattet, denn meine Großmutter Marschall, die Mutter meiner Mutter, war, wie ich jetzt an sie zurückdenke, wohl auch eine bedeutsame Erscheinung. Siebenundsiebzigjährig ist sie am 8. Dezember 1877 gestorben und war damals eine hagere, aber noch beinahe schöne Greisin mit noch blauen Augen und lichtbraunem, dichtem, noch nicht ergrautem Scheitel! Auch sie war lieblich und schön gewesen, aber in der Färbung ganz verschieden von meiner Mutter und wie verschieden auch von dem Sachsenblond in der Familie Junghans! Hell von Haut, aber mit lichtbraunem Haar und einem tieferen Blau der Augen; auch im Charakter hatte sie die Züge, die man im französischen Wesen der keltischen Abstammung zuschreibt.

Meine Eltern hatten nach ihrer Verheirathung im Jahre 1844 zuerst eine Wohnung in dem dem Banquier Bahrensfeldt gehörigen Hause Ecke der Hedwigs- und unteren Königsstraße bezogen, und in diesem Hause bin ich in der zweiten Etage, wenn ich mich der Berichte recht erinnere, geboren. Nach wenig mehr als Jahresfrist haben sie dann diese Wohnung gegen eine andere in der Mittelgasse, im Hause, in dem noch jetzt das Geschäft der Löbnitz'schen Seifensiederei sich befindet, vertauscht. Wir bewohnten die zweite Etage, der Besitzer des Geschäfts und Schwiegersohn des Inhabers der *Firma, Weißhaupt*, die erste; in der dritten wohnte zu der Zeit, da ich mir bewußt werde, vorhanden zu sein, die Familie des nachmaligen Oberapellationsgerichtsrathes Martin, damals ein junges Paar mit den ersten Kindern, wie meine Eltern. Dieses Haus mit seinem Hofe und der Straße davor und den angrenzenden Straßen und dem St. Martinsplatze ist also die Stätte meines Kindheitsparadieses — denn ein traumhaftes Eden war diese erste Kindheit für mich gewesen. Auch Kummer spielt freilich hinein: ein Schwesterchen, Emilie, Emmy genannt, bald nach mir geboren, starb schon nach fünfviertel Jahren wieder. Ein ungewöhnlich kräftiges und schönes Kind, von meiner Mutter leidenschaftlich betrauert.

Meine Großeltern Marschall wohnten damals nicht weit von uns in einem großen Hause an der St. Martinskirche — es gehörte, wenn ich mich recht erinnere, damals dem Schmiedemeister Thielemann, aus dessen Geschäft später die große Fabrik Thielemann & Eggena entstanden ist —, die aber in meiner Kindheit kein Mensch anders

als die große Kirche nannte, wie ich auch den Platz, auf dem sie steht, damals nie anders als Gouvernementsplatz habe nennen hören. Ich habe die Lokalität nachmals in meinem Roman „Der Bergrath" geschildert und in der Figur des Vaters dieses Bergraths, des Schneidermeisters Theodor Böcklin, die Züge festzuhalten gesucht, die mir von meinem Großvater Marschall noch in der Erinnerung waren. Es war dieser Großvater ein ursprünglich heiterer und sehr tüchtiger, braver und fleißiger Mann, den aber in den letzten Jahren seines Lebens Gichtschmerzen so schwer heimsuchten, daß sie das Charakterbild veränderten und ich ihn leider fast nur finster gesehen habe. Er starb traurig, an den Folgen eines durch den unglücklichsten Zufall vor der eigenen Schwelle herbeigeführten Beinbruches; es muß im Jahre 1851 gewesen sein. Auch die damals herrschende Cholera-Epidemie forderte aus der Familie meiner Mutter ein Opfer; eine ältere Stiefschwester Wilhelmine, die Tante Minchen, Tochter des Großvaters aus erster Ehe, ist damals, doch wohl im Jahre 1852, innerhalb weniger Stunden hinweggerafft worden.

Meine Erinnerungen gehen aber noch weiter zurück; so weiß ich noch, daß einer der Straßbayern sich mir freundlich erwies, obwohl ich, ganz am Ende des Jahres 1845 geboren, damals also noch nicht fünf Jahre zählte; ferner ist mir aus noch früherer Zeit eine traumhafte Erinnerung an meinen Vater als „Schutzwächter" geblieben, wie auch die beiden Worte „Bürgergarde" und „Schutzwache" damals unverstanden in mein Bewußtsein gesunken sind, wo sie sich noch heute vorfinden, nach fast fünfzig Jahren. Und ferner erinnere ich mich, von den Erwachsenen festgehalten, aus dem Fenster gesehen zu haben auf ein ungewöhnliches Straßenbild nieder: Menschenmengen und einen feierlichen Zug; das ist aber nichts anderes gewesen, als der Fackelzug zu Ehren des in Wien erschossenen Robert Blum. Die Erinnerung an ein kleines Abzeichen, auf dem Hute zu tragen, den Turnvater Jahn vorstellend, und ein Endchen schwarz-roth-goldenes Band, spielen in die nachfolgenden Jahre hinein. Beiden kleinen Gegenständen haftete ein angenehmes Grauen des Verbotenen und Gefährlichen an; kamen sie einmal aus einer Schublade zu Tage — sie haben wohl den Oheimen, den jungen Brüdern meiner Mutter, gehört — so hieß es ängstlich und geheimnißvoll, das dürfe man nicht sehen lassen, sonst komme man in's Prison oder werde gar todtgeschossen. In Zeiten des wieder aufgerichteten Deutschen Reiches, das Gott erhalte, ist es ein eigenes Gefühl, in jene Periode der Aechtung des Reichsgedankens sich zurück zu versetzen.

Ich will hier einschalten, daß der elterliche Name meiner Mutter, Marschall, jetzt in Amerika und zwar in Newyork fortlebt. Von drei Brüdern meiner Mutter waren der älteste und der jüngste nach Amerika ausgewandert; der mittelste ist im Anfang der fünfziger Jahre in Paris, wohin er als junger Mechaniker — Mechanikus nannte man es damals — sich begeben hatte, gestorben. Von dem jüngsten der Brüder — die Onkels selbst sind auch längst todt — waren nur Töchter vorhanden, die früh verstorben sind, in Neworleans, wenn ich mich recht erinnere. Der ältere, Fritz († 1860) hatte eine Schwester des aus Göttingen stammenden Buchhändlers Wigand in Kassel geheirathet, ebenfalls in Neworleans. Seine beiden Nachkommen, Sohn und Tochter, leben noch, in guten Verhältnissen. Der Sohn Fritz Marschall, ein tüchtiger, künstlerisch und zwar in Deutschland ausgebildeter Dekorationsmaler größeren Stils, hat von seiner amerikanischen Frau Ada zwei Knaben, die den Namen Marschall fortpflanzen. Die Tochter ist mit einem Schweizer verheirathet und hat ebenfalls zwei Söhne.

(Fortsetzung folgt.)



Im Jahre 1866 in Fulda.

Von August Wessel.

Hatte schon der Durchmarsch der kurhessischen Truppen in Fulda ein ungemein lebhaftes, kriegerisches Bild geboten, so war dies doch nur immerhin ein Vorspiel der nun kommenden Tage. Als junger Kaufmann in Fulda ansässig, Mitglied des Turnvereins, welch' letzterer nach Abmarsch der hessischen Truppen und bis zum Einrücken der Preußen, mit dem Schützenverein abwechselnd, die Hauptwache übernahm, war ich theilweise aktiver Beiwohner und Zuschauer der Vorgänge der nun folgenden, ereignißvollen Tage.

Das Eintreffen darmstädtischer und würtembergischer Reiter-Patrouillen, das Einrücken der beiden bairischen Kürassier-Regimenter unter von der Tann, deren Einquartierung (wobei selbst auf meine und meines Bruders Junggesellen-Wohnung ein Kürassier fiel), die nächtliche Ankunft weiterer bairischen Truppen, Ulanen, die Alarmirung der Kürassiere und das Ausrücken derselben nach Hünfeld zu, dies alles folgte Schlag auf Schlag und ließ keine Ruhepause zu.

Bei Quecksmoor erhielten die Kürassier-Regimenter die bekannte erste Schlappe. Sie trafen dort mit der anrückenden preußischen Vorhut zusammen und kamen, nachdem sie durch einige Kanonenschüsse zum Kehrtmachen genöthigt waren, in voller Flucht zurück, passirten Fulda und jagten dann auf der Frankfurter Chaussee weiter. Gleich nachher rückten die Preußen ein. Das platte Asphaltdach unseres Fabriklokales bot einen günstigen Ausblick auf die Hünfelder (Bebraer) Straße und sah man dort die fremde Heeressäule anrücken. „Es ist alles schwarz von Preußen!" hörte ich die Aeußerung einer Fuldaer Frau, welche das Anrücken dieser Massen, vom Leipziger Hof her, in nicht geringe Aufregung versetzt hatte.

Ein kurzer Halt vor dem Paulusthor, dann Einrücken, theilweises Durchmarschiren, theilweises Biwakiren auf den offenen Plätzen und Masseneinquartierungen waren nun die unmittelbare Folge der fremden Truppen, und deren Vorgehen und Verhalten imponirten allgemein. Es war Schmiß und Schlag darin. Die Soldaten waren thunlichst höflich und zuvorkommend, begnügten sich mit den ihnen stipulirten, zu liefernden Proviant-Portionen und errangen sofort den Beifall der Katholiken wie der Protestanten. Bereitwillig erklärte uns jungen Kaufleuten ein Soldat der gedrängt auf dem Buttermarkt lagernden Feinde den Mechanismus seiner Zündnadel.

Später traten allerdings zeitweise Stockungen der Sympathieerklärungen ein. Im Laufe des Tages kamen auf zwei Leiterwagen die bei Quecksmoor verwundeten bairischen Kürassiere in Fulda ein und wurden im städtischen Krankenhause untergebracht. (Dieselben sind sämmtlich im Laufe der nächsten Zeit, je nach Genesung, über die baierische Grenze gebracht worden. Eine von Weihers, ehemaligem baierischen Marktflecken, gesandte blaue Chaise, welche meinem Vater gehörte und an die Storch'sche Gastwirthschaft verkauft war, führte dieselben ihrer Heimath und der Freiheit zu.) Einer dieser blauen Geschlagenen konnte sich über den Verlust eines Kameraden nicht trösten. „Wo nur mein Neumeyer bleibt?" war sein jammernder Ausruf. Derselbe soll bei Quecksmoor geblieben sein.

Die Abschiedsworte des Kurfürsten bei seiner Abführung nach Stettin, in dem er die Beamten ihres Diensteides entband, brachte Wehmuth und Trauer bei der Bevölkerung hervor. So habe ich alte Leute beim Lesen eines dieser Plakate weinen sehen.

Der folgende Tag, ein Sonntag, brachte uns den ununterbrochenen Durchmarsch der ganzen Mainarmee.

Die Goeben'sche Division, vom Dermbacher Gefechtsterrain kommend, vereinigte sich hier mit Manteuffel und Beyer. Bei diesen Goeben'schen Truppen, die im strammen Marsch Fulda zu passiren hatten, fiel mir besonders das öftere Fehlen der Helmspitze auf. von Goeben ließ seine Truppen am Ausgang der sog. Ohm defiliren; viel gesehen haben sie von Fulda nicht. Der vom Leipziger Hof kommende Theil des Armeecorps hatte dagegen Fulda völlig zu durchqueren.

Genannte Generale, Vogel von Falkenstein, Manteuffel, Goeben und Beyer bewohnten damals die Post (Zwenger) oder speisten dorten wenigstens. Mein Bruder, der damalige Verwalter des zum kurfürstlichen Schlosse Fasanerie gehörigen Wildparks, verweigerte die Herausgabe des Schlüssels zum Park. Sein Hinweis auf den Privatbesitz des Kurfürsten wurde nicht beachtet. Man brach neben dem Thor der Umzäunung ein und setzte sich in den Besitz einiger Stücke Wild.

Ich sah dem Durchmarsch der Truppen Stunden lang vom Fenster aus zu und habe da einen Begriff bekommen, was zu nur einem Armeecorps alles gehört. Kavallerie, Artillerie, Infanterie, letztere jedes Regiment mit spielendem Musikcorps, die Bataillone mit Tambourbegleitung, dann zwischendurch die außerpreußischen Kontingente, Hanseaten, Koburger, Lippedetmolder 2c., letztere geführt von einem auffallend starken dicken Major. „Eine gute Scheibe" war unser Gedanke, und bei Kissingen bereits ist er gefallen. Dann wieder reihten sich die Proviant- und Munitionskolonnen an, bei denen besonders der bei Langensalza gewonnene, leicht erkennbare Hannoveraner Train hervorleuchtete. Das Alles folgte sich ohne Unterbrechung und Stockung, dem sog. Diestelrasen bei Elm nun passirend und den weiter folgenden Gefechten bei Kissingen, Hammelburg, Laufach, Aschaffenburg entgegengehend.

Bei oben erwähnter Ankunft des baierischen Ulanenregiments in Fulda hatte ich Gelegenheit

ein Stückchen baierischen Humors eines dieser Lanzenträger kennen zu lernen. Der bereits erwähnte Buttermarkt und die daran stoßende Marktstraße waren besetzt von abgestiegenen Reitern und deren Pferden. Die biedern Fuldenser, besonders diejenigen, welche der kriegerischen Verhältnisse halber, etwas länger als gewöhnlich der Stammkneipe zugesprochen hatten, und nun, auf dem Heimweg begriffen, die bei den Pferden ausharrenden Baiern, unsere Kampfesgenossen, mit herbeigeholtem Bier bedachten, waren in voller Aktion. Einer der Ulanen, sein Pferd am Halfter in der einen, ein volles Bierglas in der andern Hand haltend, placirte sich, seine Lanze an das Haus lehnend, auf die Treppe unserer vorgedachten Junggesellenwohnung und schickte dem Trinken dieses Glases folgenden Monolog voraus:

„Ich heiße Konrad Hildebrand,
Ich stelle meinen Spieß an die Wand,
Und jetzt nehme ich den Pokal in die Hand."

Aus alter und neuer Zeit.

Hessische Landesfürsten im Besitz preußischer Kommandostellen. Nicht unbekannt ist, daß die hessischen Landesfürsten zu Brandenburg-Preußen in engeren Beziehungen zu stehen pflegten. Unter diesen Gesichtspunkt fällt, daß einige hessische Fürsten des 18. und 19. Jahrhunderts hohe Offiziersstellen in der preußischen Armee bekleideten, so die Landgrafen Friedrich II. und Wilhelm IX. (als Kurfürst Wilhelm I.). Weniger ist bislang zur Erörterung gelangt, daß beide abgesehen von dem hohen militärischen Range wenigstens formell auch wirkliche Dienststellungen im preußischen Heere innegehabt haben, und zwar beide dieselbe Stellung, nämlich die eines Gouverneurs der Festung Wesel. Friedrich II. war schon als Erbprinz 1756—57 und hernach von 1763—81 als regierender Landgraf wieder Gouverneur der Festung, ebenso Wilhelm IX. von 1797—1806 (Akten der Kommandantur von Wesel). Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß sie den Gouverneursdienst dort thatsächlich versehen haben, wenigstens nicht als regierende Fürsten, sondern als solche beide wahrscheinlich wohl nur den Titel geführt haben werden, so werden doch ihre Namen auf der auf Anordnung des zeitigen Kommandanten Generalmajors Freiherrn von Werthern (vor einigen Jahren Kommandeur des 2. hess. Husaren-Regiments Nr. 14 Prinz Friedrich von Hessen-Homburg) demnächst in der Kommandantur anzubringenden Gedenktafel der Gouverneure und Kommandanten nicht fehlen.

Beitrag zum Ausdruck „Nassauern". Die Mittheilung in Nr. 1 des „Hessenlandes" 1899, S. 13, giebt die genügende Erklärung für das Aufkommen des Ausdrucks „Nassauern". Es ist mir indessen noch von anderer Seite eine recht witzige Sache bekannt, die mit diesem Ausdruck zusammenhängt und welche wohl verdient, hier mitgetheilt zu werden. Die Anekdote, um die es sich handelt, rührt von dem berühmten Berliner Professor Dove her, der in seiner allgemein geschätzten Vorlesung der Experimentalphysik gern an passenden Stellen auch einen geistreichen Witz einflocht und seine Zuhörer durch diesen in große Heiterkeit versetzte. Dove hatte in dieser Vorlesung sehr viele Zuhörer, welche selbstverständlich belegen und auch bezahlen mußten, sei es nun mit oder ohne Stundung. Es war nun zu erwarten, daß gar mancher Berliner Studio und wohl auch andere Leute, die gern, ohne zu bezahlen, den geistreichen Professor Dove mal hören wollten, sich unter der großen Zahl der Zuhörer einfanden, um so das, was man im bekannten studentischen Ausdruck Vorlesungen „schinden" nennt, fertig zu bringen. Da nun diese Herren doch nicht gerade ein ganz reines Gewissen hatten, so setzten sie sich nicht vorn auf die ersten Sitzreihen, sondern sie drängten sich hinten nach der Wand hin und waren auch schon zufrieden, wenn sie hier einen Stehplatz eroberten. Dove kannte seine Leute und wußte genau, was es mit den Herrn hinten nach der Wand hin für eine Bewandniß hatte. Wenn er nun in seiner Vorlesung an die Experimente vom Luftdruck: an die verschiedenen Pumpen, Spritzen &c. kam, pflegte er sich eine gewöhnliche Handspritze, wie sie jeder in seiner Jugend zu handhaben versteht, zurecht zu legen. Wenn diese nun vollgesogen und die nöthige Erläuterung stattgefunden hatte, erhob er das Instrument, hielt es schief nach oben und in der Richtung nach der hinteren Wand hin und sagte: Meine Herrn, sehen Sie mal, das ist eine ausgezeichnete Spritze, so ausgezeichnet, daß dieselbe von Berlin bis „nach Nassau" spritzt. Der Strahl ergoß sich nach der wohl bekannten Schaar der Zuhörer hin, und donnernder Applaus lohnte den trefflichen Witz. **F. M. in M.**

Aus Heimath und Fremde.

Todestag des letzten Kurfürsten. Am 6. Januar, dem Todestage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, war dessen Grabstätte auf dem alten Friedhof mit Blumen und Kränzen reich geschmückt worden.

Gesangswettstreit in Kassel. Auf kaiserlichen Befehl wird am 26. und 27. Mai d. J. in Kassel der erste Wettstreit deutscher Männergesangvereine um den durch kaiserliche Kabinetsordre vom 27. Januar 1895 gestifteten Wanderpreis stattfinden. Zum Vorsitzenden des Ortsausschusses ist der Oberpräsident von Hessen-Nassau berufen. Außerdem sind 51 bekannte Kasseler Herren zu Mitgliedern desselben ernannt worden. Der Ausschuß hat seine Thätigkeit unter Vorsitz des Herrn Oberpräsidenten Graf Zedlitz-Trützschler bereits begonnen.

Theater. Gutem Vernehmen nach hat die Intendantur des Königlichen Theaters zu Kassel die Absicht, die vom Spielplan verschwundenen Opern Spohr's neu einzustudiren.

Jubiläum. Am 2. Januar feierte der Provinzialschulrath Geheimer Regierungsrath Dr. Lahmeyer in Kassel sein 50jähriges Dienstjubiläum. Der noch überaus rüstige 71jährige Jubilar, ein geborener Stadt-Hannoveraner, Sohn eines dortigen Goldarbeiters, wirkt seit dem Frühjahr 1883 in Kassel, im vorigen Jahre ist er zudem noch Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission für Kandidaten des höheren Schulamts in Marburg geworden. In seinen Aemtern, die für die Entwicklung der höheren Schulen des ehemaligen Kurhessens von so großer Wichtigkeit sind, erfreut sich der Jubilar allgemeiner Anerkennung.

Universitätsnachrichten. Der Bibliotheks-Direktor a. D. Geheime Regierungsrath Dr. Hartwig, Herausgeber des Centralblatts für Bibliothekswesen, zu Marburg, wurde zum korrespondirenden Mitgliede der Società bibliografica Italiana erwählt. — Unser hessischer Landsmann und geschätzter Mitarbeiter Dr. phil. Losch, bisher in Göttingen, nunmehr in Frankfurt a. M., bestand die bibliothekarische Fachprüfung mit dem Prädikate „gut". — Referendar a. D. Dr. jur. Kurt von Bardeleben trat bei der Universitätsbibliothek zu Marburg als Volontär ein.

Umbau des Marburger Rathhauses. Auf Veranlassung der vom Hessischen Geschichtsverein zu Marburg gegen den geplanten Umbau, bezw Neubau des dortigen Rathhausdaches für vollständige Erhaltung desselben in seiner jetzigen Gestalt an das Kultusministerium gerichteten Eingabe haben am 10. Januar auf Befehl des Ministers Regierungs- und Baurath Neumann aus Berlin, Geheimer Regierungs- und Baurath Waldhausen aus Kassel, Geheimer Archivrath Dr. Könnecke, Bezirkskonservator Dr. Bickell und Bauinspektor Hippenstiehl aus Marburg im Verein mit dem Oberbürgermeister Schüler und anderen Vertretern der Stadt Marburg eine Besichtigung des ehrwürdigen Gebäudes vorgenommen; die bereits in Angriff genommen gewesenen Arbeiten sind, wenigstens vorläufig, eingestellt worden.

Münzversteigerung. Vom 23. Januar ab wird der Althändler Cramer zu Kassel die ansehnliche Münzsammlung des verstorbenen Stiftskassirers Kornemann, in welcher sich zahlreiche hessische Stücke befinden, daselbst Wilhelmshöher Allee 6 zur Versteigerung bringen. Ein für deren Zwecke herausgegebener Katalog der Sammlung ist bei L. Döll zu Kassel gedruckt.

Todesfälle. Am 2. Januar verstarb in Straßburg i. E. der Kaiserliche Unterstaatssekretär a. D. von Elsaß-Lothringen Dr. Karl Ledderhose, ein Hesse, der seiner Heimath bis an sein Ende treue Anhänglichkeit bewahrt hat. Geboren im Jahre 1821 zu Hanau, war der Verblichene Justizbeamter in Bockenheim und wurde 1862 als Oberfinanzrath vortragender Rath im kurhessischen Finanzministerium. Nach der Einverleibung Hessens wurde er Oberregierungsrath, 1872 aber auf Veranlassung des Oberpräsidenten von Möller, der bis 1870 in gleicher Stellung in Kassel war, als Oberpräsidialrath nach Straßburg i. E. berufen. 1875 rückte er dort zum Bezirkspräsidenten auf, 1880 zum Unterstaatssekretär und Leiter der Ministerialabtheilung für Landwirthschaft, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Auch war er Kurator der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Im Jahre 1887 trat er in den Ruhestand. Ledderhose besaß nur Verehrer und Freunde, da er stets bereits war Gutes zu thun und die Lauterkeit seines Sinnes und seine persönliche Liebenswürdigkeit ihn bei allen beliebt machten. In ungewöhnlicher geistiger und körperlicher Frische genoß er im Dienste der Pflege wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen seinen

friedlichen Lebensabend, den ihm ein erst unlängst geschlossener Ehebund mit der Schwiegermutter seines Sohnes (die erste Frau war eine geb. Pfeiffer) verschönte. Besonderen Antheil nahm er stets auch an den Aufgaben der Universität, die seine Verdienste als Kurator durch die Verleihung der philosophischen Doktorwürde honoris causa dankbar anerkannt hatte. — Am 2. Januar verstarb der Amtsgerichtsrath a. D. Karl Fulda zu Schmalkalden, geboren am 7. Juni 1815 in Friedrichshütte im Richelsdorfer Gebirge als Sohn des dortigen Oberbergraths Fulda. Auf dem Gymnasium in Hersfeld für das akademische Studium vorgebildet, studirte Fulda in Marburg und Göttingen. Nach seinem Eintritt in den kurhessischen Justizdienst war er in Homberg und Gudensberg und von Anfang der fünfziger Jahre an als Amtmann in Herrenbreitungen thätig. Noch heute steht er dort als ein zwar sehr strenger, aber doch auch recht wohlwollender und jedenfalls durchaus gerechter Richter in gutem Andenken. Nach dem Verlust der hessischen Selbstständigkeit und der Aufhebung des Amtsgerichts Herrenbreitungen wurde Fulda 1867 nach Schmalkalden versetzt, wo er bis zu seinem 1879 erfolgten Uebertritt in den Ruhestand wirkte. Fulda war eine offene und ehrliche, biedere Natur, schlicht und einfach, allem Formelwesen abhold, ein treuer Hesse, ein guter Jurist und ein guter Christ. Der in den letzten Jahren etwas vereinsamte Mann — er war unverheirathet geblieben — hatte für alle Wohlthätigkeitsveranstaltungen ein warmes Herz und eine offene Hand. **B.**

Personalien.

Verliehen: Dem Provinzialschulrath Geheimen Regierungsrath Dr. Lahmeyer der Adler der Komthure des Hohenzollernschen Hausordens; dem Oberlandesgerichtsrath Geheimen Justizrath Herz zu Kassel bei seinem Uebertritt in den Ruhestand der Kronenorden 2. Klasse; dem bisherigen Direktor der Universitätsbibliothek zu Halle a. S. Geheimen Regierungsrath Dr. Hartwig zu Marburg der Kronenorden 2. Klasse; dem Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer zu Potsdam Excellenz Magdeburg, bisher Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, das Ehrenbürgerrecht der Residenzstädte Kassel und Wiesbaden; dem Oberbuchhalter Rechnungsrath Schocke zu Kassel bei seinem Uebertritt in den Ruhestand der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Rentmeister Litzenbaur in Witzenhausen der Charakter als Rechnungsrath; desgl. dem Eisenbahnsekretär Gernthölz in Kassel.

Ernannt: Pfarrgehilfe Herbold zum Pfarrer in Schwarzenborn; Pfarrer Köbrich zu Liebenau zum Pfarrer des Vikariats Schachten; Pfarrer Ganß zu Bieber zum Pfarrer in Bischoffsheim; Referendar Mogk zum Gerichtsassessor.

In den **Ruhestand** getreten: der Direktor der Universitätsbibliothek zu Halle a. S. Geheimer Regierungsrath Dr. Hartwig, nunmehr zu Marburg.

Uebertragen: dem Regierungsassessor Dr. Pommer die Verwaltung der neugegründeten Spezialkommission IV zu Kassel.

Versetzt: Regierungsrath Schneemann zu Aachen nach Kassel.

Verlobt: Gerichtsassessor Heinrich Römer zu Aachen mit Fräulein Emmy von Dehn-Rotfelser, Tochter des Landesraths (Kassel, Dezember); Dr. Karl Grandefeld mit Fräulein Emma Bättenhausen (Hamburg, Januar); Referendar Hans Pogge mit Fräulein Charlotte Büff, Tochter des Landgerichtsraths (Kassel, Januar); Oberleutnant und Regimentsadjutant im Regimente Nr. 143 Karl Dürr mit Fräulein Helene von Bischoffshausen, Tochter des verstorbenen kurhessischen Oberstleutnants (Straßburg i. E., Januar); Kaufmann Julius Baum in Dessau, Sohn des Pfarrers Baum in Wehren, mit Fräulein Marie Siegel von Altenburg i. S.

Vermählt: Pfarrer Herbold zu Schwarzenborn mit Fräulein Thon (Kassel, 11. Januar).

Gestorben: Privatmann Fritz Heinemann, 76 Jahre alt (Eschwege, 29. Dezember); Schuhmachermeister Heinrich Kaspar Metz, 61 Jahre alt (Kassel, 30. Dezember); Fräulein Anna Katharina Viehl, 70 Jahre alt (Kassel, 31. Dezember); Landrath a. D. Mayer (Berlin, 1. Januar); Unterstaatssekretär a. D. Karl Ledderhose, 78 Jahre alt (Straßburg i. E., 2. Januar); Amtsgerichtsrath a. D. Karl Fulda, 84 Jahre alt (Schmalkalden, 2. Januar); Privatmann Rudolf Gerke, 57 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); Eisenbahnsekretär a. D. Adolf Gerstung, 68 Jahre alt (Wahlershausen, 5. Januar); Mechaniker Emil Herzog, 28 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); Apotheker Ernst Heuser (Friedenau bei Berlin, 7. Januar); Leutnant Fritz von Specht, 23 Jahre alt (Großlichterfelde, 7. Januar); Lehrer Wilhelm Schomberg, 43 Jahre alt (Kassel, 8. Januar); Güterexpeditionsvorsteher a. D. Karl Stumme, 75 Jahre alt (Wehlheiden, 8. Januar); Frau Henry Marston, geb. Walker (Hann. Münden, 9. Januar); Rentner Heinrich Gustav Leister, 59 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Paul Berghoff, 15 Jahre alt (Kassel, 10. Januar).

Briefkasten.

F. M. in Mbg. Besten Dank und freundlichen Gruß!

Abonnent in Bremen-Horn. Ob es sich empfiehlt, die betreffende Urkunde im „Hessenland" zu besprechen, wird erst nach Einsichtnahme festzustellen sein.

H. in Kassel. Wohl geeignet, wenn es vielleicht auch rathsam sein dürfte, zu kürzen. Näheres mündlich. Besten Dank und Gruß.

K. N. in Kesselstadt. Wird alsbald aufgenommen werden. Vielen Dank. Gute Besserung wünschen wir von Herzen.

B. J. in Wehlheiden. Leider erst nach Redaktionsschluß eingetroffen. Waldeck hat übrigens keinen Platz im hessischen Gesammtwappen.

Druckfehler-Berichtigung.

In Nr. 1 von 1899, S. 4 Z. 20 von oben ist statt „März" „Mieg" zu lesen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1899.

Harfenklang.

Es kommt der Tag, es kommt die Stunde,
Da lehnt die Harfe an der Wand,
Die mir geheilt so manche Wunde,
Geschlagen von des Schicksals Hand.

Leg' dann Dein Ohr an ihre Saiten,
Und leis' verklingend hörst Du noch
Hindurch den Liederzauber gleiten,
Der mir erleichterte mein Joch.

Denn ob es durch die Seele stürmte,
Ob wilde Wetter mich umtost,
Ob schmerzreich Leid auf Leid sich thürmte, —
Der Harfe Klang war Himmelstrost.

Wohl bleibt gar vielen fremd auf Erden
Der Gotteshauch der Poesie:
Du aber weißt, wie Lieder werden
Und Dissonanzen Harmonie.

Carl Preser.

Haidelied.

Vom Himmel sanft hernieder fiel
Ein Schleier duft'ger Seide,
Golddämmernd wogt im Windesspiel
Das Blüthenmeer der Haide.
Wie bist du schön, mein liebes Thal!
Mein Haideland im Abendstrahl,
Wie schön, wie schön, wie schön!

Auf leichten Aetherschwingen wiegt
Sich hauchessüßes Fluthen,
Auf Waldeskronen träumend liegt
Ein Glanz von Märchengluthen.
Wie bist du schön, mein hoher Wald!
Mein Haidekraut auf brauner Hald',
Wie schön, wie schön, wie schön!

Der Haidenrosen schönste blüht
Versteckt im Thalesgrunde,
Ihr weicher Schimmer sanft durchglüht
Die sommerfrische Runde.
Wie bist du schön, mein Haidekind,
Mein Haidetraum, so süß und lind!
Wie schön, wie schön, wie schön!

Franz M. Litterscheid.



Anna Ritter, eine hessische Dichterin.

Eine Skizze von Wilhelm Schoof.

Neuerdings ist unserer hessischen Literatur ein Buch geschenkt worden, das weit und breit im Deutschen Reich unbedingte Anerkennung gefunden hat und jederzeit Anerkennung finden wird, solange der Sinn für echte Lyrik der deutschen Literatur erhalten bleibt. Die Dichterin, der folgende Zeilen gewidmet sind, hat sich mit einem Schlag nicht nur an die Spitze unserer hessischen, sondern aller deutschen Dichterinnen (der Gegenwart wie der Vergangenheit) gestellt.

Anna Ritter hat sich mit ihren im Juli vorigen Jahres erschienenen Gedichten (Leipzig, Liebeskind 1898, 2. Aufl. 1899) im Sturm die ganze Welt, nicht nur in literarischen Kreisen, sondern auch beim Publikum, erobert, und seit Karl Busse's Gedichten (1892) giebt es kein Buch, das in unserer Lyrik ein solches Aufsehen erregt hätte wie die Gedichte von Anna Ritter. Das beweisen nicht nur die zahllosen, täglich wachsenden Besprechungen in allen Zeitschriften und Tageszeitungen, sondern schon der äußere Erfolg. Ist es doch für unsern arg an Materialismus krankenden Zeitgeist gewiß ein bedeutsames Zeichen, daß von Anna Ritter's Gedichten nach kaum fünf Monaten das zweite Tausend gedruckt werden mußte, — der beste Beweis dafür, daß wirklich gute Lyrik auch heute noch gern gelesen wird.

Anna Ritter ist eine hessische Dichterin. „Endlich einmal eine hessische Dichterin!" hört man jetzt mit Stolz und wirklicher Freude sagen. Und doch ist es nicht unsere erste große hessische Dichterin. Nur Wenigen scheint bewußt zu sein, daß die bisher größte deutsche Lyrikerin (nächst Annette Droste-Hülshoff) Luise von Plönnies auch der hessischen Heimath entstammt. So ist es ein glücklicher Zufall, daß zwei der größten deutschen Dichterinnen speziell unserer hessischen Literatur angehören.

Allerdings hat Anna Ritter's Wiege nicht in Hessen gestanden, aber sie ist Hessin dem Gefühl nach. „Ich hänge mit meinem ganzen Herzen an dem Hessenland", schreibt sie, „dort habe ich die Kindheit verlebt, auf dem Möncheberg, hoch über dem wunderbaren Kasseler Thal, dort hat mich die Liebe gegrüßt und das Glück, mein erstes Kind ist dort geboren, und der Kasseler Friedhof hütet die Gräber derer, die mir die Liebsten auf Erden gewesen sind. So bin ich Hessin dem Gefühl nach. Und noch ein Anderes hat mir das Hessenland gegeben. Der Anblick seiner Thäler und Höhen, seiner Wälder und rauschenden Flüsse hat den leidenschaftlichen Sinn für Schönheit in mir geweckt und mir die tiefe Liebe zur Natur in's Herz gepflanzt. Noch heute kommt ein starkes Heimathsgefühl über mich, wenn mich der Zug in's Hessenland trägt, und die alten, schönen, lieben Stätten an mir vorüberziehn."

Anna Ritter wurde 1865 in Koburg geboren, von ihren Eltern im zartesten Kindesalter mit nach Amerika genommen, wo sie ihre ersten Kinderjahre verlebte. 1869 kehrte ihr Vater nach Deutschland zurück und erwarb sich in Kassel eine schöne Besitzung. Dort, im großen Geschwister- und Freundeskreise, im weitläufigen Haus und Garten verbrachte sie in fast unbeschränkter Freiheit ihre Schulzeit. Mit 14 Jahren kam sie in eine Pension der französischen Schweiz, wo sie zwei Jahre verblieb. Zurückgekehrt, lernte sie den Mann kennen, an dessen Seite ihr ein kurzes, aber echtes Lebensglück erblühen sollte, den damaligen Referendar Rudolf Ritter. Nach einer fast dreijährigen Verlobungszeit wurde sie ihm in Kassel angetraut, nachdem sie inzwischen durch den jähen Tod ihres Vaters verwaist war. Ihr Gemahl wurde nacheinander nach Berlin, Köln und Münster verschlagen und schließlich als Regierungsrath nach Kassel zurückversetzt. Da, kurze Zeit nachdem ihnen der sehnsüchtige Wunsch, wieder in der hessischen Heimath leben zu dürfen, erfüllt worden war, raffte plötzlich ein unerwarteter Tod ihren blühenden Gatten im kräftigsten Mannesalter dahin. Dies war der empfindlichste Schlag, der sie, die treu liebende Gattin und junge Mutter dreier unmündiger Kinder, in ihrem Leben treffen konnte, und es dauerte lange, lange, bis sie sich davon wieder erholte. Um ihren drei Kindern, bei bescheidenen

Mitteln, eine stille, sorglose Jugend zu verschaffen und abgesondert von dem Trubel der lauten Welt in stiller Zurückgezogenheit dem tiefen Schmerz um den theuern, dahingesunkenen Gatten leben zu können, siedelte sie nach dem Städtchen Frankenhausen am Kyffhäuser über, und hier, nach kurzen Tagen des Glücks, und langen, schweren Jahren bittersten Wehes, keimte und wuchs in Ruhe und Einsamkeit auf dem thränendurchdüngten Grunde ihres Leids das Talent, bis es, lange und sorgsam gepflegt, sich emporgerungen hatte aus dem Dunkel der Nacht zum sonnigen Tageslicht und nun, ein herrlicher, immergrüner Baum, in der vollen Kraft seines Blühens dasteht und immer neue, wunderbare Früchte trägt.

Zu dichten hat Anna Ritter erst vor zwei Jahren begonnen. Früher hat sie nie die Feder angerührt. Nur ein in ihrem 12. Jahr geschriebenes Märchen, das uns leider verloren gegangen ist, ließ schon damals darauf schließen, daß sie Phantasie und dichterische Gestaltungskraft besaß. Ihr Vater besaß selbst einiges dichterische Talent und war auch in den Klassikern sehr bewandert, aus denen er gern dem Kinde einzelne Stellen vorlas. Ihr Lieblingsdichter ist Goethe, den sie viel und mit immer wachsendem Interesse liest, daneben Möricke und C. F. Meyer.

Ihre ersten Gedichte erschienen 1896 in der „Romanzeitung" (geleitet von Otto von Leixner), demselben Blatte, in dem s. Zt. Maurice von Stern, Karl Busse, Franz Evers und andere hervorragende Talente ihre ersten Versuche veröffentlicht hatten. Es waren drei unter dem Sammelnamen „Witwenlieder" vereinigte Gedichte, von denen zwei („Zwei gold'ne Ringlein blitzen", „Ich aber denke ...") in der Sammlung enthalten sind. Das dritte, das wir als charakteristisch für ihre weitere Entwicklung kennen müssen, lautet:

An Nesthäkchens Bett.

Nun schlief er ein so süß und warm!
Das Köpfchen ruht auf seinem Arm,
Ein Kranz von Löckchen, wunderfein,
Rahmt golden sein Gesichtchen ein.

Wie ruhig athmet seine Brust!
Es spielt ein Lächeln unbewußt
Um seinen Mund, die runde Hand
Hält noch die Peitsche fest umspannt.

Ich schau' ihn an, und durch mein Herz
Zieht Mutterglück und Wittwenschmerz.
„Ach, daß ich Dir, geliebter Mann,
Mein Kindchen nicht mehr zeigen kann!"

Ihre meisten Gedichte hat sie in den 1897 gegründeten „Lyrischen Blättern" (Herausgeber Gustav Willgeroth) veröffentlicht, denen sie fast von Anfang an als Mitarbeiterin angehörte, und denen sie bis heute treu geblieben ist. Einige ihrer schönsten Gedichte sind in diesen Blättern erschienen, wie „Geh'n täglich viele Leute", „Morgen", „Heimweh", durch die sie bald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und anderer Zeitschriften auf sich lenkte. So veröffentlichten allmählich fast alle bekannteren Journale Beiträge von ihr, die „Deutsche Dichtung", „Ueber Land und Meer", „Illustrirte Welt", Velhagen und Klasing's „Monatshefte", die „Gartenlaube", „Romanbibliothek", selbst die „Fliegenden Blätter" und — die „Jugend", die in ihrem letzten Jahrgang zwei Gedichte von ihr verzeichnet hat.

Hatte sie sich so hier und da schon vortheilhaft bekannt gemacht, und ihr Name in literarischen Kreisen einen guten Klang bekommen, so sollte sie plötzlich mit einem Schlag bekannt und genannt werden, als sie im Sommer vorigen Jahres ihre Gedichte gesammelt herausgab. Hierdurch ist jetzt die gesammte Welt auf sie aufmerksam geworden, und als hessische Dichterin verdient sie in erster Linie in einer Zeitschrift, die die Pflege hessischer Literatur auf ihre Fahne geschrieben hat, eine eingehendere Würdigung.

In den 150 Gedichten lassen sich unschwer drei Entwicklungsstadien unterscheiden. Das erste zeigt uns die noch ungeübte Anfängerin mit wenig ausgeprägter Eigenart in Form und Empfindung. Auch die Stoffe, die sie in dieser ersten Periode behandelt, unterscheiden sich gewaltig von denen ihrer späteren Entwicklungsstufe. Es sind meist schon oft behandelte, ziemlich konventionell gehaltene Gedanken, wie die vom ausziehenden Wanderburschen, der in die Welt gegangen ist, das Glück zu suchen. Zu diesen ersten Gedichten gehört auch das oben mitgetheilte „An Nesthäkchens Bett" in seiner einfachen Form und untiefen Art, ferner möchte ich hierher rechnen „Am Wege" (S. 131), „Das verirrte Wölkchen" (S. 132), „Schneewittchen in der Wiege" (S. 127), „Freudlose Liebe" (S. 177) und einige anspruchslose Naturstimmungsbilder. Abgebrauchte Wendungen und Anklänge an berühmte Vorbilder mischen sich noch oft in die Empfindung, wie „Ich schau' dich an, und durch mein Herz" („An Nesthäkchens Bett"), das unwillkürlich zum Vergleich mit Heine auffordert, ferner „Wie liegt der Tag so weit, so weit" (S. 33), das an Rückert erinnert, „So grün war der Wald und der Himmel so blau, so golden die Sonne, so blumig die Au" (S. 120) und manches Andere. Auch die Motive lehnen sich oft noch an Vorbilder an, wie „Erntezeit" (S. 93), das mich stark an Greif's „Hoch-

sommernacht" erinnerte, ferner das gerade in neuerer Zeit oft behandelte Motiv vom Friedhof (S. 109) und von der „Insel der Vergessenheit" (S. 136), deren erstes außerdem noch in sehr dilettantenhafter Weise anfängt:

„Er ist so tief hineingeschmiegt
In's Dämmerlicht der Linden,
Das alte Pförtchen so versteckt —
Wer mag den Zugang finden?"

Es ließe sich viel Interessantes gerade über diese erste Periode ihrer poetischen Entwicklung sagen. Es fehlt den meisten Liedern noch der kräftige, gleich packende Ansatz oder der voll ausklingende Schlußakkord, der im Leser lange nachzittert, mit einem Wort, der volle lyrische Schwung. Dabei stören hin und wieder Härten im Ausdruck, z. B. das häßliche Tanten- und Dilettanten-e, um einen Ausdruck Liliencron's zu gebrauchen (gegrüßet, geküsset, verdorret), Apostrophirungen (mein' Seligkeit, heut' [am Versschluß], müßt') in den nicht volksliedmäßigen Strophen, endlich auch unreine Reime (gegrüßet — geküsset, trüb — lieb, Büschen — zwischen) u. s. w.

Die Zahl dieser künstlerisch noch nicht ausgereiften Gedichte ist jedoch sehr klein und verschwindet in der großen Masse echter in Gold geprägter Lyrik. Langsam vollzieht sich der Uebergang zur zweiten Entwicklungsstufe. Die Härten schwinden, die Reime werden reiner und vornehmer, statt der paarweise gereimten vierzeiligen Strophen in volksliedmäßiger Schlichtheit treten neue Strophen mit reicher Abwechslung in Rhythmus und Metrum auf, die Empfindung wird tiefer, zuweilen schon überraschend eigenartig, die ganze innere Nothwendigkeit der Stoffe begründeter, bis sie sich endlich zur zweiten Stufe durchgerungen hat und nun, unbeschränkt Form und Rhythmus beherrschend, und unbekümmert um fremde Vorbilder, Töne von solcher Empfindung und bezaubernden Eigenart anschlägt, wie sie eine Frau bisher nicht gesungen hat, und wie sie selbst Goethe nicht besser getroffen hat.

Der Versuchung, die Gedichte der ersten Uebergangsperiode auszusondern, widerstehe ich lieber, denn es ist schwer, auch nur eins zu finden, das nicht solchen Zauber auf den Leser ausübte, daß man beschämt die Feile der Kritik fallen läßt und gebannt von der Fülle von Schönheiten, die sich hier in diesem Raum eines kleinen Büchleins zusammendrängen, bewundert und genießt. Wo man solche Perlen reiner Gefühlslyrik liest wie „Der erste Ball", „Ich aber denke . . .", „Wittwenring", „Wach auf mein Lieb", „Schlafe, ach schlafe", „Unkenschrei", „Wonne der Sturmnacht", „Sturmfluth", „Ich wollt' ich wär' des Sturmes Weib", „Sturmeswerben", „Lied der Noth", „Verzweiflung" und viele, viele andere, da kann man nur, wenn man irgend noch Verständniß für echte Lyrik hat, fortgerissen wie von einem starken Zauber, immer von Neuem aufrichtig bewundern.

Das volle Leben oder besser gesagt Erleben einer gemüthsvollen Frau, der ein Gott zu sagen gab, was sie leidet, das unmittelbare Seufzen, Weinen, Kämpfen und Lachen, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, spricht aus diesen Liedern, die einer Goethe'schen Plastik und Unmittelbarkeit des Gefühls sehr nahe kommen. Es sind Gelegenheitsgedichte in Goethe's Sinn, oder besser gesagt, Tagebuchblätter einer königlichen Dichternatur, Erinnerungen an das erste Aufkeimen, die ersten Tage einer reich beglückenden Seelenliebe, den Brautstand und kurze Tage der Ehe, wilde Klagen um den dahingeschiedenen Gatten und genossenes Glück. Voll und mächtig wie ein unaufhaltsamer, allüberfluthender Strom bricht die Empfindung aus dem Herzen, bald tiefen Schmerz und bittere Reue um ein zertrümmertes Lebensglück zur Schau tragend, bald schweigende Ergebung in die Fügung des Schicksals. Gleich den Wogen des Meeres ebbt und fluthet der Schmerz in ihrer Brust, bald lauter und wilder tobend wie der heulende Sturm vor ihrem Fenster, bald sich verklärend in sonnigem Lächeln zu einem feinen, tiefen Humor. Es ist kein schwächliches Gewimmer, kein thränenreiches Klagen eines sentimentalen Weltschmerzpoeten, sondern das starke Ringen einer Frau mit einem tiefen Leid und das endliche Ueberwinden des Schmerzes. Nur einem Dichterherzen, das sich zum Frieden durchgerungen hat und *über* seinem Schmerz steht, entquillt ein solch' tiefer, unter Thränen lächelnder Humor, wie er sich in „Gekränkte Unschuld", „Der neidische Mond", „Eine schlimme Geschichte" u. a. kund thut.

Darin liegt der tiefe, psychologische Gehalt von ihren Gedichten, daß sie sich nicht *künstlich* in eine Stimmung, eine Anschauung hineinversetzt, sondern sich *künstlerisch* von einer Stimmung, einem Gefühlsinhalt zu befreien sucht, daß wir die innere Nothwendigkeit ihrer Gefühle begründet sehen und ihr Empfindungsleben lebhaft nachfühlen können. Was uns außerdem so sehr für sie gewinnt, ist eine gewisse Kraft und ein starkes Anschauungsvermögen, innerlich Erlebtes für einen großen Kreis von Lesern *voraussetzungslos* so darzustellen, daß wir es leicht nach- und miterleben können, ferner eine stark entwickelte Subjektivität und eine herzgewinnende, von Leid geprüfte, liebenswürdige *Persönlichkeit*

die hinter dem Ganzen steht. Dazu kommt noch, daß ihr neben feinstem lyrischen Empfinden und vollendeter Sprachbeherrschung die sonst für Frauen so schwere Gabe der Sammlung, die den ausgetretenen Strom der Empfindung in sein Bett zurückzudämmen weiß, in seltenem Maße verliehen ist. Trotzdem bei ihr die Empfindung, das Gefühl in voller ungebrochener Kraft unaufhaltsam aus dem Herzen strömt, überwindet sie mit siegessicherer Meisterschaft die Gefahr schwellender Breite und versteht vortrefflich die starke Konzentration, welche gerade die in sich geschlossene, eng begrenzte Form des lyrischen Gedichtes erheischt. Endlich müssen wir hier auch ihr feines musikalisches Gefühl hervorheben. Viele ihrer kleinen Liebes- und Volkslieder fordern unmittelbar zur musikalischen Komposition heraus, und ich werde mich kaum täuschen, wenn ich behaupte, daß einzelne ihrer Lieder einst im Volksmund neben Goethe's, Uhland's und Heine's Volksliedern fortleben werden.

Die dritte Periode ihrer dichterischen Entwicklung läßt sich am leichtesten durch die Form von den übrigen Gedichten unterscheiden. Die Dichterin bricht mit den bisher gebrauchten Strophengesängen, um je nach ihrer Empfindung den Vers zu kürzen oder zu verlängern. Es ist eine Art der freien Rythmendichtung. Zu dieser Periode gehören die meisten unter der Abtheilung „Nach Jahren" zusammengefaßten größeren Gedichte, unter ihnen befinden sich einige der schönsten des Buches, wie „Verlassen", „Am Kamin" (wohl das schönste der ganzen Sammlung), „Ballnacht". Im Ganzen muß ich sagen, daß mir die kleinen Liebeslieder der zweiten Entwicklungsperiode mehr gefallen. Auch glaube ich, daß diese ihr viel leichter einmal Volksthümlichkeit verschaffen werden. Man kann sich thatsächlich kaum etwas Schöneres und Lieblicheres in der Literatur denken als diese Liebesgedichte von Anna Ritter. Und wenn man bisher behaupten konnte, daß unsere deutschen Dichterinnen keine Liebeslieder singen könnten, daß die schönsten Liebeslieder in der Literatur „Frauenlieb' und Leben" nicht von einer Frau geschrieben, sondern von einem Mann, so wird diese Behauptung mit Anna Ritter's Auftreten hinfällig. Gedichte wie „Mein Falke", „Der erste Ball", „Brautlied", „Wie ein Rausch ...", „Dienende Liebe", „Ein Stündchen lang", „Wach' auf, mein Lieb" u. s. w. können sich getrost an die Seite Chamisso'scher Lieder stellen.

Es widerstrebt mir, hier eins oder das andere Gedicht aus dem so fein zusammengefügten Ganzen herauszureißen, weil ich der Meinung bin, daß man zum vollen Verständniß des Liebens und Leidens dieser tief empfindenden Frauenseele das ganze Buch lesen muß.

Daß Anna Ritter's Lyrik fortentwicklungsfähig ist, daß sich diese kraftvoll drängenden Empfindungen, diese Wogen erregten Liebeslebens mit der Zeit glätten und klären werden zu gedankentiefer Ruhe und Reife, ist nach den vorliegenden Proben sicher anzunehmen, wenn sie nicht, was herzlich zu bedauern wäre, zu einer gewohnheitsmäßigen Vielschreiberin und schließlich zu einer lyrischen Plaudertasche wird. Ihr Bestes hat sie jedenfalls mit diesem Buch gegeben. Schon allein mit dieser einen Sammlung hat sie sich einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte gesichert, und mit den besten Namen wird einst für alle Zeiten auch der ihre genannt werden.

Geschichte von Kloster und Kirche zu Nordshausen.

Von C. Neuber.

Von den mehreren in und um Kassel vor der Reformation vorhanden gewesenen Klöstern hat das an der alten Korbacher Straße gelegene ehemalige Nonnenkloster zu Nordshausen eine keineswegs geringe Bedeutung gehabt.

In der handschriftlichen Sammlung von Aufzeichnungen über die Klöster Hessens in der Landesbibliothek findet sich bei Nordshausen oder Northaußen die Notiz: „Das jungfrauen Stift zum H. Creutz wird von Mechtild K. Henrici Aucupis Gemahlin gestiftet"; also unter dem deutschen König Heinrich I. mit dem Beinamen „der Vogelsteller" oder „Finkler" (auceps), welcher bekanntlich 919—936 regierte; aber leider paßt dies nicht zu den sonstigen Verhältnissen.

Nach der hessischen Congeries ist das Gründungsjahr 1262, in welchem ein Graf Albrecht von Wallenstein als Gründer des Klosters Nordshausen genannt wird[1]), nach den Riedesel'schen Excerpten schon 1260. Dann wieder wird infolge aufgefundener Schenkungs-Urkunden die

[1]) Kuchenbecker, Anal. Hass. Coll. I. (Marb. 1728), S. 2, und Hartmann, Joh. Ad., Historia Hassiaca Pars I (1741), S. 126, Kap. VII, § 37.

Gründung zurückgesetzt bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts, da im Jahr 1200 ein Graf N. von Waldenstein und Alheit, seine Hausfrau, das Kloster mit einer halben Hufe Landes und im Jahr 1207 Graf Albrecht zu Waldenstein die Kloster=Personen zu Nordshausen mit der Kirche zu Obertweren und der dazu gehörigen Kapelle zu Nordshausen beschenkt habe.[2])

Nach der Darstellung des als gründlicher Forscher in unserer vaterländischen Geschichte bekannten Archivars Landau in den „Hessischen Ritterburgen"[3]) bei Erzählung der Geschichte der Grafen von Schaumburg, an deren Burgtrümmern das Dorf Hoof gelegen ist, und den Aufzeichnungen des langjährigen Pfarrers zu Nordshausen Ph. Hoffmeister[4]) gestaltet sich die Sache wohl folgendermaßen und zwar einmal wegen der erwähnten halben Hufe zu Nordshausen vom Jahre 1200.

Im Jahre 1196 traf der Erzbischof Konrad von Mainz mit dem damals bereits bestehenden Kloster Weißenstein und dem Grafen Arnold von Schaumburg als dem Vogte des Klosters einen Tausch. Arnold trug dem Erzbischofe den Zehnten zu Todtenhausen als Beneficium auf; auf diesen leistete er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Adalbert V. Verzicht, worauf jener denselben dem Kloster übergab. Dieses gab dagegen seinerseits drei Hufen zu Oberzwehren und eine halbe Hufe zu Nordshausen dem Erzbischofe, der dieselben den Grafen wiederum zu Lehen reichte. *Von einer Rückgabe der halben Hufe* zu Nordshausen an das Kloster daselbst ist nirgends die Rede, auch später nicht.

Sodann stiftete Adalbert VI., Sohn und Nachfolger Adalbert's V. als Graf von Schaumburg und Wallenstein[5]) (reg. 1237—1284), nachdem die eine Linie seines Hauses erloschen (1253 mit Berthold), mit seiner Gattin Adelheid, geb. v. Elben, das Kloster Nordshausen und übertrug demselben im Jahre 1257 die Kirche zu Oberzwehren und die dazu gehörige Kapelle zu Nordshausen mit allen Patronatrechten.

Es muß demnach als Gründungsjahr des Klosters spätestens das Jahr 1257 angenommen werden, da dasselbe in diesem eine Kirche erhielt, an welcher bereits verschiedene Bauten vorgenommen worden waren[6]), eine Eigenthümlichkeit, indem die meisten Klöster erst von ihren Bewohnern die Kirche erbaut bekommen haben.

Welchem Orden gehörte nun das Kloster an? Nach einigen Schriftstellern dem Benediktiner=Orden, nach anderen aber und vor allem nach der mitgetheilten Urkunde den aus den Benediktinern hervorgegangenen Cisterziensern[7]), gestiftet von Prior Robert († 1119) und seinen Freunden Alberich und Stephan Herding († 1133), welche im Walde von Citeaux bei Dijon im südlichen Frankreich mit Genehmigung des Erzbischofs von Lyon ein Kloster gründeten. Ihre Satzungen, gewöhnlich genannt „Karte der christlichen Liebe" (Charta caritatis), erhielten die päpstliche Bestätigung (1149) und lassen sich kurz zusammenfassen: „4 Stunden geschlafen, 4 Stunden gesungen, 4 Stunden Handarbeit, dazwischen gelesen und im Hause gearbeitet oder draußen beschäftigt mit Kräuter=Sammeln."

Ihre Kleidung ist weißes Chorhemd, darüber schwarzes Scapulier und schwarzer wollener Gürtel, welcher als Geschenk der Jungfrau Marie gilt; sowie schwarze Kapuze und rothe Schuhe. Außerhalb mußte auch schwarzes Chorhemd getragen werden

Die päpstliche Bestätigung des Klosters scheint *bald erfolgt zu sein, denn in den gedachten handschriftlichen* Aufzeichnungen über die Klöster Hessens heißt es: „1260 hat Papst Alexander IV. befohlen, die Aebtissin des Klosters zu Nordshausen bei ihren privilegien zu schützen".

Daß spätere Päpste, in der Regel bei Bestätigung von Schenkungen an das Kloster, auch dieses nochmals bestätigten[8]), ist nichts Besonderes, da dies auch bei anderen Klöstern vorkam. Dasselbe unterstand, wie fast alle Klöster in Hessen, dem Erzbischof von Mainz. Von dem letzteren und zwar von Erzbischof Werner wurde (1263) die Anzahl der aufzunehmenden Klosterjungfrauen auf 24 festgesetzt. An der Spitze

---

[2]) Engelhard, Erdbeschreibung der hessischen Lande Casselischen Antheils, Th. 1, S. 161. Marburgische Beyträge zur Gelehrsamkeit (1749), Stück 1, S. 12 u. Stück 2, S. 257 fg. (wo 1270 statt 1207 gedruckt worden ist).

[3]) Bd. II, S. 272, 276, 365 (Note 33).

[4]) In der Bibliothek des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, in denen die einschlägige Urkunde von 1257 (von der von 1207 ist keine Rede) im Wortlaut mitgetheilt wird.

[5]) Adalbert V. hatte die Burg Wallenstein vom Stifte Hersfeld erworben um 1223; vgl. Rommel, Hess. Gesch. Bd. II, S. 77.

[6]) Nach „Baudenkmäler im Reg.=Bez. Kassel" von H. v. Dehn=Rotfelser und Lotz (Kassel 1870), S. 200, in den Jahren 1207 und 1247.

[7]) Vgl. v. Biedenfeld, Ursprung sämmtlicher Mönchs= und Klosterfrauen=Orden, Th. II.

[8]) Vgl. Rommel, Hess. Gesch., Bd. II, Anm. S. 48, Note 25, welcher eine päpstliche Bulle vom 7. März 1290 nennt; also vom Papst Nikolaus IV. — Benedikt XI. wiederholte den Befehl, die Aebtissin bei ihren Privilegien zu schützen, 1303.

des Klosters stand ein Geistlicher mit der Bezeichnung Probst (praepositus) und unter diesem die Aebtissin und dann die Priorissin oder Priorin, da das Kloster von Jungfrauen und Frauen bewohnt, also ein Nonnenkloster war.

Die Pröbste des Klosters waren (nach den Aufzeichnungen Hoffmeister's und der gedachten handschriftlichen Sammlung): Eckhard 1276, Johannes 1288, Dietrich 1342 und 1350, Heinrich (Vatsch) 1361, Curt Haine 1444 (Probst und Vormund des Klosters).

Die Aebtissinnen waren Lucie 1288, Ermentraud 1342, Ermengard 1350 (vielleicht ein und dieselbe), Kunigunde Schlierbach 1381 (welche einen Hof in Elgershausen besaß), Gelad Sontag 1434, Lyse Tarkys 1444 und 1452, Alheid 1486, Else 1495, Alheid Meis 1504, Elisabeth Torlon (Schwester des Kasseler Bürgers Martin Torlon) 1509, Mye von Diepenbrock 1510—1525. Von Priorissinnen sind bekannt: Elisabeth Torlon, Hildegard Sternberg und Hilla.

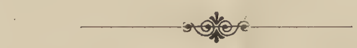
Die Namen der Nonnen, auch Amtsjungfern, gemeine Jungfrauen oder Konventual-Jungfrauen genannt, hier aufzuführen, würde zu weit gehen, sie stammen zum großen Theile aus dem Orte Nordshausen selbst, aus der nahen und weiteren Umgegend, aus der Hauptstadt Kassel, von geringer und vornehmer Herkunft. Auch gehörte zu ihnen die Tochter des Stifters Adalbert VI., Namens Sophie.[9])

Auf Vollständigkeit machen natürlich die Verzeichnisse keinen Anspruch.

In den vom Kloster ausgestellten Urkunden ist die Zeichnung in folgender Reihenfolge: Der Probst, die Aebtissin, die Priorin und der ganze Konvent, wie z. B. in einer Urkunde von 1288, welche insofern von weitgehender Bedeutung ist, als damals noch das Kloster als neue Schöpfung angesehen wurde, das für die ihm erwiesenen Wohlthaten jährlich am Martinstage 2 Pfund Wachs zu liefern hatte.

[9]) Landau, Ritterburgen, Bd. II, S. 365 (Note 36).

(Schluß folgt.)



Selbstbiographische Notizen

von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Kurz ehe wir die Wohnung in der Mittelgasse im Jahre 1852 verließen, um eine andere in der mittleren Karlsstraße zu beziehen, war ich in die Schule gekommen, und zwar in die Privatschule, geleitet von Bernhard Köster und Marie Engel, damals mit der Jatho'schen und Sallmann'schen eine der besten in Kassel. Und ich verdanke dieser Schule jedenfalls sehr viel, vor allem ihrem Vorsteher, dem Herrn Köster, dessen ich stets mit herzlicher Zuneigung und Verehrung gedenken werde. Er hatte wohl nur die Bildung der Volksschullehrer empfangen, steht mir aber als ein besonderer, fein gearteter Mann lebhaft im Gedächtniß, abhold aller Pedanterie und allem Schablonenwesen, beseelt von einem lebhaften, richtigen Gefühle für das Gute und Aechte, was z. B. im deutschen Unterricht in der Art, wie er mit uns an Goethe herantrat, für mich mit noch heute überzeugender Kraft erwiesen wurde. Er hat uns in gesunder, ja in geistreicher Weise in die deutsche Literatur eingeführt, und das will etwas heißen bei einem Lehrplan, der damals mit dem fünfzehnten Jahre der Schülerinnen, mit der Konfirmation eben, zu enden bestimmt war. Er war, wenn ich ihn heute nach meinen Erinnerungen bezeichnen soll, ein wahrhaft genialer Autodidakt; ungewöhnlich viel leistete er für und mit uns auch im naturgeschichtlichen Unterricht, genauer gesprochen in der Stunde, in der physikalische Geographie getrieben wurde. Herr Köster hatte mit bewundernswerthem technischen Geschick für diesen Unterricht gewisse Hilfsmittel konstruirt, z. B. einen beweglichen Globus aus einem Drahtnetz, welches die Längen- und Breitengrade und, dergestalt durch sie gebildet, das scheinbare Himmelsgewölbe darstellte. Inmitten desselben schwebte, gehalten durch die beiden gemeinsame Axe, der kleine Erdball, und an der Drahtkugel waren nunmehr die Hauptgestirne in ihrer für uns scheinbaren Größe und in ihren auf die Erde bezüglichen anscheinenden Bahnen leicht anzubringen, als Scheibchen von Goldpapier oder dergl. Die Neigung der Erdaxe, die Schräge der Ekliptik, wie sie auf der Erde die Jahreszeiten bedingt, ist mir dadurch für immer klar geworden, und ich möchte bezweifeln, ob es oft vorkommt, daß durch einen Unterricht vor dem fünfzehnten Jahre so viel erreicht wird.

In den mittleren Klassen hatte der Unterricht im Deutschen und der deutsche Aufsatz in Händen des jetzigen Museumsinspektors und Professors Herrn Lenz gelegen. Herr Lenz war, so weit ich mich erinnere, der erste, der aus Form und Inhalt meiner deutschen Aufsätze auf eine nicht ganz gewöhnliche Begabung bei mir schloß und von dieser Ueberzeugung so lebhaft berührt war, daß er bei seinem Abgange von unserer Schule meinen Eltern einen Besuch machte und sie gewissermaßen zu mir beglückwünschte.

Während dieser ganzen glücklichen Schuljahre, die zunächst von Ostern 1852 bis Ostern 1860 währten, bewohnten wir die zweite Etage des den Becker'schen Erben gehörigen Hauses in der mittleren Karlsstraße, und zu der Traumseligkeit unserer Kindheit hat dies liebe alte Haus mit seinen zwei Höfen und dem Gärtchen ganz hinten sehr viel beigetragen. Die Wohnung war für damalige Verhältnisse sehr schön. Vor unserm Einzuge hatte sie der Vormund der minorennen Besitzer und somit Hauswirth, Herr Tischer, ganz in Oel legen lassen, wie man das damals nannte. Sämmtliche Fußböden waren braun gestrichen worden, in jener Zeit etwas noch Neues und für sehr fein Geltendes; die Thüren und Lambris waren weiß und die Decken wurden geschmackvoll gemalt, zum Theil noch während wir schon eingezogen waren. Das Allerreizendste an dieser Ausstattung aber war die Wandbekleidung des großen, zweifensterigen Wohnzimmers; sie bestand nicht aus Tapete, vielmehr war über die steinernen Wandungen des massiven Hauses Leinwand gezogen und diese erhielt einen vielfachen, vorzüglich dauerhaften, hellblauen Oelfarbenanstrich. Der Spiegel und unsere großen Kupferstiche konnten nur durch Kordeln an Krampen, die dicht unter der Zimmerdecke in der Wand angebracht waren, aufgehängt werden. Ich erinnere mich nicht, eine derartige Wandbekleidung, die sehr eigenartig und festlich wirkte, noch irgendwo sonst gesehen zu haben.

Einen ganz besonderen Reiz dieses Hauses darf ich nicht übergehen; es war das Gypsfigurenkabinet des Bildhauers Holzschuhe, eine sehr reichhaltige und schöne Sammlung von Gypsabgüssen, die in einem großen Saale des Hintergebäudes aufgestellt war, während außen am Hause, zu beiden Seiten der Hausthüre, in zwei Schaukasten sich die Auslage des Geschäfts befand. Man konnte aus unsern Hinterzimmern in den Gypssaal hineinsehen, und mein kindliches Auge weidete sich an den weißen Götter- und Engelgestalten: es ist wohl anzunehmen, daß sie dies Auge gebildet und etwas wie Kunstsinn schon frühe geweckt und genährt haben.

Ganz bald nach unserm Einzuge in der Karlsstraße, im Mai 1852, ist mein ältester Bruder, Friedrich Karl, geboren. Ihm folgte im September 1854 die Schwester, Marie Christine, dann zwei Knaben, von denen der eine zu früh und todt geboren wurde, der andere, gerade an meinem 12. Geburtstage, also am 3. Dezember 1857, das Licht der Welt erblickte und schon nach acht Wochen wieder starb. Als letztes der Kinder folgte dann im Todesjahre des Vaters, 1860, im Januar, der jüngste Bruder Friedrich Justus. Von sieben Geschwistern sind diese vier herangewachsen und noch am Leben.

Dies letzte Kind war noch kein Vierteljahr alt, als am 1. April 1860 mein guter, edler Vater starb. Mit seinem Tode war die glückliche Kindheit für mich jäh zu Ende. Wenige Wochen später wurde ich in der lutherischen Kirche von den Pfarrern Jatho und Sallmann eingesegnet. Meine arme Mutter, in fassungslosem, ja wildem Schmerze, ist nicht einmal mit mir zur ersten Kommunion gegangen.

Von nun an hatte sich der freilich nicht zu brechende Jugendmuth immer wieder durch manchmal fast tödtliche Bitternisse hindurchzuringen. Hier zeigte sich mein bisheriger Lehrer Köster als ächter, hilfsbereiter Freund. Da es bei der pekuniären Lage der Mutter mit den drei jungen Geschwistern angezeigt schien, daß ich einen Beruf ergreife, der mich bald auf eigene Füße stellte, lag der Lehrberuf am nächsten, wenn schon ich demselben gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Herr Köster ermöglichte zum Behufe meiner weiteren Ausbildung für mich einen einjährigen Aufenthalt im Müller'schen Institut in Friedrichsdorf bei Homburg und nahm mich nach meiner Rückkehr nach Kassel — und nunmehr unentgeltlich — in die wohl inzwischen errichtete Fortbildungsklasse seiner Schule auf, damit ich mich zum Lehrerinnenexamen vorbereitete.

Im Institute in Friedrichsdorf, in dessen Zwang und orthodoxe Anschauungsweise ich mich Anfangs nicht besonders gut finden konnte, ist mir dann ein bei allem und allem doch reiches und glückliches Jugendjahr hingegangen. Die Vorsteherin, Fräulein Müller, hatte sich kurz vor meiner Ankunft mit dem Frankfurter Buchhändler Zimmer verheirathet. Die Atmosphäre des Ortes, der eine französische Kolonie ist und einen französischen Prediger und Gottesdienst hatte, sollte wohl günstig auf unsere Vervollkommnung in jener Sprache hinwirken. Auch war der französische Unterricht ausgezeichnet, und

der Prediger, Monsieur Sauvin, ein französischer Schweizer, war ein interessanter Mann von Geist und warmer Frömmigkeit. Die schöne milde Taunusgegend lernten wir auf weiten Spaziergängen kennen; von einem Speicherfenster des Hauses blickte ich in träumerischer Sehnsucht über die weite Ebene bis zum Rhein und suchte im westlichen Dämmer die Thürme von Worms zu erkennen, die, wie man wußte, bei hellem Wetter hier sichtbar waren. Gute, heitere Kameradinnen gab es da auch, und es trat in ihnen zum ersten Male auch das internationale Element in mein Leben, das in diesem später keine kleine Rolle spielen sollte. Eine Mitpensionärin und sogar gleich im Anfang meine Schlafzimmergenossin war ein junges Geschöpf von einer fremdartigen Anmuth, die ich später selten übertroffen gesehen habe: Alice Rylance, eine helle, goldhaarige Engländerin, eine Waise, deren Mutter übrigens Italienerin gewesen war. Ihr glänzendes und liebliches Bild — sie war begabt, gutherzig und von nobler Gesinnung, obwohl arm — ist mir bis auf den heutigen Tag frisch im Gedächtniß geblieben. Das der meisten andern Hausgenossinnen und Hausgenossen übrigens auch, und sie waren nicht alle angenehmer Art. Ich habe später in den Roman „Käthe" einige der Friedrichsdorfer Erfahrungen hinein verwoben.

Als eine Merkwürdigkeit des kleinen, etwas öden Ortes Friedrichsdorf hörte ich damals erwähnen, daß die Frau des bekannten Spielpächters in Monte Carlo, Blanc — dessen Tochter, wenn mir recht ist, einen Napoleoniden, einen Herzog, geheirathet hat — eine Friedrichsdorferin gewesen sei und daß ihr späterer Mann sie zuerst gesehen habe, wie sie dort vor ihrer Eltern Haus die Gasse kehrte.

Verlassen darf ich Friedrichsdorf nicht, ohne Homburgs zu erwähnen. Nach Homburg vor der Höhe, damals noch im Besitze der Spielbank, wurden wir Pensionärinnen ein paar Mal in jenem Sommer 1862 geführt. Der Weg, sehr anmuthig, ging durch Gehölze, die öfters der Schauplatz von Selbstmorden unglücklicher Spieler waren. In den schönen Gartenanlagen vor dem Homburger Kurhause entfaltete sich dann vor unseren neugierigen Augen eine lockende, fremdartige Welt genießender Menschen; daß es zum großen Theil nur „halbe Welt" war, wie es in „Käthe" davon heißt, ahnten wir nicht.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Ein Huldigungsgedicht in niederhessischer Mundart. Das nachfolgende Gedicht bezieht sich auf die Kurfürstin Auguste, geb. Prinzessin von Preußen (geboren am 1. Mai 1780, gestorben am 19. Februar 1841), die Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm II. und Mutter des letzten regierenden Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., eine Schwester König Friedrich Wilhelm's III. Das in dem Gedichte, wenn auch nur in gedrängten Zügen, gegebene Charakterbild der Kurfürstin entspricht der Wirklichkeit. Dieselbe erfreute sich allgemeiner Beliebtheit, wodurch indeß nicht ausgeschlossen ist, daß sie an der zwischen ihr und ihrem Gatten bestehenden Entfremdung auch ihrerseits nicht ganz ohne Schuld war.

Der Verfasser der auch kulturhistorisch nicht unwichtigen Gelegenheitsdichtung, die den damaligen Staatsanzug eines hessischen Landmannes schildert, dürfte in einer der im Kreis Hofgeismar gelegenen Ortschaften zu suchen sein, wie aus einigen vorkommenden Wendungen niedersächsischer Herkunft zu entnehmen ist. — Das Gedicht lautet:

Am Gebortstage
unser allerliewesten un grundgütigsten Lannesmotter un Frau Kurförschtin
Friederike Christiane Auguste.
Ufgesatzt un in Rimme gebracht vum Gevatter Märten
Im Namen aller guten Hessenkenger, die Ähr herzlich sinn zugethon.

Cassel, am irschten im Mai 1832.

Frau! mach me nu minne Sachen zerechte,
Daß ich mit Ehren bestehen heut' kann;
Ich wönschte doch, daß me mich haalen möchte
För 'nen ordentlichen wackeren Mann.
Hol me her de Schuh mit den großen Schnallen,
Putz se recht töchtig irscht noch emol ab,
Daß den Lüten in de Augen se fallen
Un Niemand mich ansitt for 'nen Lapp.

Breng' her de bloen Strümppe, de neien,
De wiß linnen Hose hon ich schun an,
De manschesterne Weste — — minner Treien,
Nu ben ich baale en gemachter Mann!
Der bloe Rock mit den gespun'nen Knöppen
Fehlt nu noch un der dreieckigte Hut —
Wer'n se zesammenstoßen mit den Köppen,
Wann der Märten no Cassel wannern thut!

Un du Frau stehst au do mit uff'nem Mulle,
Weißt nit, was das ze bedieten hot, heut'?
Best je doch sust so keine dumme Trulle,
Best me mänchmol nur zu klug un gescheidt.
Weißt de nit, daß der Geburtstag es heute
Der Lannesmotter, am irschten im Mai?
Un daß jedes Hessenkend hüppet vor Freude,
Wann disser Tag widder kümmet uf's Nei?

Un will Jeder, der Se liebet und ehret,
Heut' brengt sinne Gaben un Wönsche Ähr vor —
So well ich mol sehn, wer's me ergend verwehret,
Breng' ich au de minnen vor Ähre Ohr.
Un 's wär doch au enne Sünne un Schanne,
Schweg der Märten stille am heut'gen Tag,
Der sust bie jeder Geschöchte im Lanne
Des Mull eben gerne nit halen mag.

Drümm' well ich hengeh'n un seh'n, ob ich kumme
Vor Ähre lieb' gnädiges Angesicht,
Bie Ähr es jo glichch der Klug' un der Dumme,
Arme un Richche hon glichches Gewicht.
Ich well's Ähr mol saa'n, recht frei vun der Lewwer,
Wie me Se so lieb hon alle im Land,
Un wie me uns immer freuen do drewwer,
Daß Se so wacker un feste hüllt Stand.

Un wie me wol wissen, daß Se Erbarmen
Mit jedem Unglück un Elenne hot,
Wie Sankt Elisebeth speist Se de Armen,
Das mag Ähr vergelten der liebe Gott.
Un dann well ich Ähr wönschen langes Leben
Zu Ährer Freude, un uns zum Gewinn,
Un daß sich Alles zum Besten möcht' geben,
Was Ähr mänchmal betrüw'te Herz un Sinn.

Un wann Se derheime mol Unlost verspüret,
Söllte Se kummen zu uns uf des Land;
Weiß's Gott! — hot Se minn Sproch irscht gerühret,
Muß Se me geben dodruff Ähre Hand!
Se muß zusaa'n, uns emol ze besuchen
Uf ne suure Melch un Erdbeeren blos,
Du Frau backest dann en töchtigen Kuchen,
So mär' wie Botter, wie 'n Wagenrad groß.

Odder wann ich me gar noch künnte gedenken,
Daß Se zu unser Kermese mol käm; —
Wie wörr'n de Mäken de Kittel do schwenken,
Wann die Förschtin Theil an der Freude nähm!
Wie wörr'n de Borsche un Kenner juchheien,
Jo me Ahlen wörren zu Kennern fast;
Förwohr en Gott, Frau! Se füllte sich freuen
Un me vergäßen dobie unse Last.

Unse Kanter, der so scheene kann sengen,
Mit den Kennern geng entgegen for's Dorf,
De Pähre machten me los vun den Strängen,
Un sorgten, daß Ähr nix käm' in den Worf.
Den Sunntag geng Se mit uns in de Kärche.
Gar gottesförchtig es Se un gelehrt —
Un unse Herr Parr, daß ben ich de Börge,
Der weiß schun' was zu 'ner Predigt geheert.

Du meinst wol, Se könnte 's üwwel me nehmen,
Ich seh', Du schöttelst dazu mit dem Kopp,
Ä was! Se werd sich der Liebe nit schämen,
Ich weiß, Se freuet sich herzlich dorob.
Stolz es Se uf Ähre förschtliche Ehre,
Do lüßt Se nix druff kummen, und hot Recht,
Awwer unser eins wißt Se nit vun der Thäre,
Wer das meint, der kennt de Förschtin schlecht.

Ich muß mich tummeln, süst wird 's me ze spete,
Uewwer dem Schwäzen vergeng schun de Zitt;
Vergeß ich nur nit unn'rwegs die Rede,
Der Weg es no Cassel noch gar ze witt.
Strich me de Hoore mol us dem Gesichte,
Domet ich nit liede ergend Verdruß,
Das Hofvolk, weißt de wol, es dann gar lichte,
Das lachte mich dummen Buuren süst us.

Un daß ich kann ehrbarlich dort bestehen,
Zieh' ich minnen Kittel über den Rock.
Hännschen sall mit me no Cassel ninn gehen,
Un 'n haalen vor der Thöre, samt dem Stock.
Un süllt ich heut' Owend spete irscht kummen,
Därfst de me nit weren so wunnerlich,
Mußt nit wie susten immer glichch brummen,
An so 'nem Tag hüllt me sich nit ganz glichch.

H. G.

Aus Heimath und Fremde.

Kaiserlicher Erlaß. An seinem Geburtstage hat Kaiser Wilhelm II. den hessischen Truppentheilen des XI. Armeecorps dadurch eine besondere Ehrung zu Theil werden lassen, daß er ihnen Stiftungstage aus der Zeit der Freiheitskriege verlieh, um sie so als Fortsetzung der alten kurhessischen Regimenter erscheinen zu lassen und das Band zwischen den alten und neuen Erinnerungen fester zu knüpfen.

Fuldaer Geschichtsverein. Am 18. Januar hielt Lehrer Vonderau im Fuldaer Geschichtsverein seinen angekündigten Vortrag über die Fuldaer Pfahlbauten, welche im vorigen Jahre auf einem Grundstücke in der Langenbrückestraße entdeckt und ausgegraben wurden. Der Redner, welcher selbst die Ausgrabungen geleitet und das gefundene Material gesichtet und geordnet hat, gab zunächst eine kurze Geschichte der Pfahlbauten im Allgemeinen, beschrieb alsdann die Fuldaer Fundstätte und besprach die wichtigsten Fundstücke. Der hochinteressante Vortrag, dem eine große Anzahl von Zuhörern und Zuhörerinnen lauschte, wurde durch eine Anzahl von Zeichnungen und durch ausgestellte Fundstücke bestens erläutert. Eine Fortsetzung des Vortrags unter besonderer Hervorhebung der naturwissenschaftlichen Bedeutung der Pfahlbaufunde wird im März oder April im Naturwissenschaftlichen Verein erfolgen. Die Pfahlbaufunde werden inzwischen in einem Zimmer des städtischen Museums Aufstellung finden und so allgemein zugänglich gemacht werden. Die

nächste Versammlung des Geschichtsvereins wird am 22. Februar statthaben; in derselben wird Professor Dr. Leimbach den 2. Theil seines Vortrages über die Säkularisation des Fürstbisthums Fulda halten.

Hessischer Geschichtsverein zu Kassel. Am 16. Januar, Abends, fand im Café Verzett der zweite Unterhaltungsabend (Herrenabend) des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt, welcher wiederum sehr zahlreich besucht war. Nach der Begrüßung der Anwesenden durch Bibliothekar Dr. Scherer, welcher den Vorsitz führte, sprach Dr. Grotefend über die Herren von Gelnhausen. Der Vortrag wird später veröffentlicht werden. Weiter redeten im Laufe des Abends noch Dr. Böhlau über die Bildnisse des Landgrafen Karl in Kassel, Dr. Schwarzkopf über prähistorische Gräberfunde bei dem Dorfe Spiekershausen im sogenannten Hardtwald und Dr. Scherer über zwei kürzlich von ihm in der Zeitschrift: „Euphorion" veröffentlichte Goethebriefe aus dem Jahre 1819, welche in einem Werke der Wilhelmshöher Schloßbibliothek vorgefunden sind.

Universitätsnachrichten. Der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät Dr. Eugen Enderlein zu Marburg ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Geographisches Werk über Hessen — Hessisches Trachtenwerk. Der Verein für Erdkunde wird unverzüglich ein größeres geographisches Werk über Hessen in Angriff nehmen, welches selbstverständlich auch eine eingehende Schilderung der Volksverhältnisse enthalten wird. Um nun die Sitten und Gebräuche des Volkes in Hessen, wie sie gegenwärtig sind, schildern zu können, hat sich der Vorstand des Vereins an die Lehrer Hessens gewendet, von denen auch ein reiches Material zu erwarten ist. Ausdrücklich verwahrt sich der genannte Verein dagegen, daß er etwa beabsichtigen könne, die Bestrebungen des hessischen Geschichtsvereins zu durchkreuzen. Es wird dem Unternehmen des Vereins für Erdkunde lediglich zum Vortheil gereichen, wenn so von vornherein allen Mißdeutungen in diesem Sinne vorgebeugt wird. Vgl. „Hessenland" 1898, S. 307, 308.

Das ebendaselbst angekündigte hessische Trachtenwerk auf wissenschaftlicher Grundlage von unserm hessischen Landsmann Professor Justi in Marburg, dessen Feder der so beifällig aufgenommene Aufsatz „Marburg, die Perle des Hessenlandes" auf S. 310 bis 312 des vorigen Jahrgangs entstammt, wird alsbald in Druck gegeben werden können, da durch thatkräftiges Eingreifen von hochgeschätzter Seite die Kosten, welche von der Herstellung des werthvollen Werkes unzertrennbar sind, zu einem großen Theile beschafft sind. Es gereicht uns zur besonderen Freude, dies unseren Lesern mittheilen zu können.

Die Henschel'sche Maschinenfabrik zu Kassel beging am 28. Januar das Fest der Fertigstellung der 5000. Lokomotive. Die Frau Geheime Kommerzienrath Henschel hat aus Anlaß dieses denkwürdigen Ereignisses in hochherziger Weise für die Kassen der Beamten und Arbeiter der Fabrik große Mittel bereitgestellt.

Todesfall. In Wien verstarb am 17. Januar unser Kasseler Landsmann, der berühmte Zoologe Hofrath Professor Dr. Friedrich Claus, geboren am 2. Januar 1835. Nach Vollendung seiner Studien, denen er in Marburg und Gießen obgelegen hatte, habilitirte sich Claus 1858 in Marburg als Privatdozent der Zoologie. 1859 siedelte er in gleicher Stellung nach Würzburg über, wo er 1860 außerordentlicher Professor wurde. Sehr bald (1863) erhielt er einen Ruf als Ordinarius nach Marburg, 1870 ging er von dort nach Göttingen, 1873 von Göttingen nach Wien, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Claus, der zu den angesehensten Lehrern seines Faches gehörte, war zwar ein Anhänger der Descendenzlehre Darwin's, aber ein Gegner der Folgerungen, welche Professor Häckel in Jena aus dessen Theorien zog. Sein Spezialstudium machten Untersuchungen über die wirbellosen Thiere aus. Der Verstorbene verschmähte es nicht, seine reichen wissenschaftlichen Kenntnisse in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Sein „Lehrbuch der Zoologie", welches in Marburg 1880 zuerst erschien, hat sechs Auflagen zu verzeichnen, von denen die neueste 1897 erschienene 889 Holzschnitte aufweist. Die letzten Jahre verlebte Claus im Ruhestande.

Musikalisches.

Lieder-Album, 12 Dichtungen von Anna Ritter für eine mittlere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt von M. von Kehler. Kassel, O. Kuprion's Nachfolger (J. Weber). Preis 2,50 Mark.

In der vorliegenden, Frau Auguste Scheel, geb. Ruhn, zugeeigneten Liedersammlung des hochgeschätzten Kasseler Komponisten begrüßen wir einen überaus werthvollen Gewinn auf dem Gebiete der

Vokalmusik. Aus den gemüthstiefen Poesien unserer berühmtesten hessischen Dichterin hat der Komponist zwölf erwählt, die es in ihrer anmuthenden Einfachheit und warmen Empfindung wohl werth sind, in Musik gesetzt zu werden. Es sind folgende: „Volkslied" (Ein Vöglein singt im Walde), „Mein Lieb ist wandern gangen", „Was soll mich denn freuen", „Ist ein Hüttlein gebaut", „Unbegehrt", „Das Ringlein", „Klage", „Wenn die Sterne scheinen", „Geh' vorüber", „Schlafe, ach schlafe", „Und um die Holzbank duftete der Flieder", „Im Frühling". Alle Vorzüge, die der Komponist in den Werken op. 1—16 offenbart hat, finden wir in immer neuer Ausdrucksfähigkeit in diesem seinem 17. Opus. Die Melodien zeugen von stets eigenartiger, vornehmer Erfindungskraft. Ein geistvoller, selbstständig schaffender Musiker, fühlt er sich nirgends geneigt, sich an andere Muster anzulehnen. Seine Klavierbegleitung verräth den sachverständigen, wirkungskundigen Harmoniker, sie unterstützt und ergänzt die Singstimme nicht nur höchst erfolgreich, sondern entzückt an- und für sich durch die fein getroffene Stimmungsmalerei. Wir verweisen nur auf die Schilderung des Sommerabends in Nr. 11, auf das Frühlingsweben in Nr. 12. Ist die Stimmlage auch eine durchaus bequeme, so wird doch nur ein wirklich musikalisch empfindender Sänger alle die vorhandenen Schönheiten völlig aufzudecken vermögen. Es lohnt sich wahrlich der Mühe, und darum sei das Werk der Sängerwelt zu einem sichern Erfolge herzlich empfohlen.

Personalien.

Verliehen: dem Wirklichen Geheimen Oberjustizrath Dr. Eccius, Oberlandesgerichtspräsidenten zu Kassel, der Stern zum Rothen Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub; dem Generalarzt Professor Dr. Koenig zu Berlin der Rothe Adlerorden 2. Klasse; dem Oberbaurath Ballauff, dem Verwaltungsgerichtsdirektor Göbell und dem Oberregierungsrath Pinder zu Kassel der Rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Major a. D. von Stamford zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; Pfarrer Baum zu Wehren, Kreis Fritzlar, Regierungshauptkassenbuchhalter Bell zu Kassel, Professor Oberlehrer Berlit zu Rinteln, Oberlandesgerichtsrath von Bischoffshausen zu Kassel, Forstmeister Diels zu Hersfeld, Eisenbahnrechnungsdirektor Halsband zu Kassel, Geheimem Justizrath Dr. Harnier zu Berlin, Superintendent Heck zu Schlüchtern, Regierungs- und Baurath Jacobi zu Kassel, Forstmeister Mehlburger zu Oberkaufungen, Oberlandesgerichtsrath Dr. Schellmann zu Kassel, Rentmeister Schnegelsberg zu Schlüchtern, Oberlandmesser Schoof zu Marburg, Landrath Steffens zu Fulda, Amtsgerichtsrath von Stiernberg zu Kassel, Kreisthierarzt Textor zu Ziegenhain, Baurath und Landesbauinspektor Ubet zu Kassel, Rechnungsrath Vauth zu Kassel, Kreissekretär Voß und dem Geheimen Justizrath Professor Dr. Westerkamp zu Marburg und Professor Dr. Wiese, Direktor der Zeichenakademie zu Hanau der Rothe Adlerorden 4. Klasse.

In den **Ruhestand** getreten: Verwaltungsgerichtsdirektor Göbell zu Kassel; Amtsgerichtsrath Mackeldey zu Fulda.

Vermählt: Pfarrer Ludwig Dömich zu Obergude mit Fräulein Malcus (Kassel, Januar); Amtsrichter Avenarius zu Abterode mit Fräulein Pfeiffer (Kassel, Januar).

Geboren: ein Sohn: Mitglied des Stadtraths Dr. jur. Karl George Hütterott und Frau, geb. Rittershausen (Kassel, Januar); Oberlehrer Karl Otto Barmeyer und Frau (Kassel, Januar); eine Tochter: Friedrich Wachs und Frau Sophie, geb. Preußner (Kassel, 15. Januar); Militärintendantursekretär Sebastian Glinzer und Frau (Kassel, Januar); Oberpostdirektionssekretär Karl Fenner und Frau Anna, geb. Pinkert (Gumbinnen, 25. Januar).

Gestorben: verwittwete Frau Oberroßarzt N. Renzhausen, geb. Ballauf, 73 Jahre alt (Münden, 11. Januar); verwittwete Frau Johannette Knierim, geb. Hock, 68 Jahre alt (Kassel, 12. Januar); Obergärtner a. D. Wilhelm Avenarius (Kassel, 12. Januar); Landdechant und Stadtpfarrer Leonhard Vogt, 62 Jahre alt (Geisa, 14. Januar); Fräulein Elise Lindenkohl, 74 Jahre alt (Kassel, 16. Januar); Hofrath Professor Dr. Friedrich Claus, 64 Jahre alt (Wien, 17. Januar); Frau Friederike Scherb, geb. Kampfmüller, 51 Jahre alt (Kassel, 18. Januar); verwittwete Frau Johanna Verzett, geb. Brübach (Kassel, 18. Januar); Bürgermeister Hermann, Mitglied des Kommunal- und Provinziallandtags (Hermershausen, 19. Januar); Lehrer a. D. Hermann Dieterich, 76 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); Dr. Georg Ludwig Beyer, 60 Jahre alt (Marburg, 20. Januar); Bürgermeister a. D. Martin Stamm, 85 Jahre alt (Schweinsberg, 22. Januar).

Briefkasten.

B. in Berlin. Wir berichtigen Ihrem Wunsche entsprechend in dem Aufsatz „Die Kasseler Schutzwache im Jahre 1848" in Nr. 24 des vorigen Jahrgangs vom „Hessenland" auf S. 312 die Angaben über den Wechsel in der Führung der 3. Kompagnie dahin, daß nicht der Hofschauspieler Boltzmann, sondern der praktische Arzt Dr. med. Harnier der Nachfolger des Bürgermeisters Henkel in dieser Stellung wurde.

H. Fr. in Kassel. Sie haben Recht, in der Waisenhausstraße befand sich (und befindet sich noch) nicht das lutherische, sondern das reformirte Waisenhaus.

J. in Wehlheiden. Rommel steht mit Hoffmeister nicht im Widerspruch, da auch er nicht sagt, daß Waldeck einen Platz im hessischen Gesammtwappen eingenommen habe. Rommel spricht an der von Ihnen wiedergegebenen Stelle gar nicht von demselben, sondern nur von einem bei ganz bestimmtem Anlaß gezeigten Banner mit einzelnen Wappen. Besten Gruß.

Z. in Treysa. M. in Schleswig. Vorläufig besten Dank. Beides wird gern Verwendung finden.

P. W. in Leipzig. Ihre freundl. Einsendung traf nach Redaktionsschluß ein. Sie haben allerdings Recht. Ein bez. Beitrag von hier steht in Aussicht, kann aber erst in nächster Nummer gebracht werden. Besten Dank.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. Februar 1899.

Die Lahntöchter.

Wenn der Mond mit le ser Wehmuth
In das Thal hernieder sieht
Und ein Paradiesesträumen
Durch die Wälderherzen zieht,

Lockt der Nachtigallen Flöten
Sanft den nächtlich grausen Chor
Schlanker, bleicher Wasserfrauen
Aus des Schilfes Schooß hervor.

Ihre Lieder athmen Liebe,
Sonnengluth und Maienklang.
Ihre Worte künden zagend
Tiefster Sehnsucht heißen Drang.

Harfentöne schweben träumend
Auf den Flügeln goldner Nacht,
Reich des Leides rieseln Zähren,
Rieseln hin wie Perlenpracht.

Stille jetzt! Die Wasserfrauen
Irren bleich an Ufersrand,
Wehzerflossen, gramdurchschauert
Spähen sie in's duft'ge Land.

Wild und schrecklich wächst die Klage
Ihrer Ohnmacht bis zur Wuth,
— Jäh zertrümmert sinkt die Laute
In dem trotz'gen Schlund der Fluth.

Und zum Heim der stillen Wasser
Flüchtet sich der blasse Chor,
Bis die Allgewalt der Liebe
Lockt auf's Neue ihn hervor.

Doch, es lenkt der staubgebor'ne
Sohn des Glückes seinen Kahn
Nimmer zu dem Schloß der Wogen,
Zu dem Zauberschloß der Lahn.

Und die Perlen alter Sagen
Schmücken nie sein lockig Haar —
Ach, der Traum der Wasserfrauen
Bleibt ein Traum für immerdar.

Franz Maria Litterscheid.





Geschichte von Kloster und Kirche zu Nordshausen.

Von C. Neuber.

(Schluß.)

Die Geschichte eines Klosters, dessen Insassen ihren strengen drei Gelübden gemäß mit vollständiger Weltentsagung leben sollen, fließt im Allgemeinen wie ein ruhiger Bach dahin und besteht vorzugsweise in den Schenkungen der verschiedensten Art an dasselbe, wird aber zwischendurch auch von Streitigkeiten unterbrochen.

Als Wohlthäter des Klosters werden Personen aus allen Schichten der Stadt- und Landbevölkerung, der nahen und ferneren Umgegend vom geringsten Mann an bis hinauf zum regierenden Fürsten genannt, und die Zuwendungen an das Kloster erfolgten entweder an dasselbe unmittelbar oder an verwandte Klosterjungfrauen dergestalt, daß nach der letzteren Tode das Kloster in den Genuß treten sollte, und in beiden Fällen entweder durch Schenkung unter Lebenden oder durch Vermächtniß, das sog. Seelgeräthe. In letzterer Hinsicht ist insbesondere zu nennen das gegen das Ende des Bestehens des Klosters zu Nordshausen für dieses wie auch für andere Klöster von der Landgräfin-Wittwe Anna, Mutter Philipp's des Großmüthigen, gestiftete Seelgeräthe von 20 Gulden (1525). Aber auch durch Verträge, natürlich zum Vortheile des Klosters abgeschlossen, wußte dies seinen anfänglich kleinen Besitzstand zu erweitern; selbst in einem Falle, wo die Tochter eines im Kriege des Landesherrn Gefallenen „um Gotteswillen" eine Präbende vom Kloster zugesichert erhielt, machte letzteres doch noch einen Vortheil dabei.

Das Kloster hatte nach und nach ein sehr ausgedehntes Grundvermögen sowohl wie auch beträchtliche Einkünfte. Dieselben erstreckten sich, wie außer den bereits erwähnten Aufzeichnungen von Hoffmeister und der gedachten Handschrift über die Klöster Hessens noch die Abschrift eines Erhebe-Registers über Geld- und Fruchtgefälle des Klosters Nordshausen v. J. 1510[1]) ergiebt, abgesehen von dem Dorfe Nordshausen und der Hauptstadt Kassel auf: Altenbauna, Altenritte, Berkelhausen (Bergshausen), Besse, Bettenhausen, Crombach (Crumbach), Czener (Zennern), Dittershausen, Elgershausen, woselbst ein Klosterhof, Eschwege, Felsberg, Fritzlar, Gudensberg, Guntershausen, Heckershausen, Hilgenrode (Heiligenrode), Immenhausen, Kirchbauna, Niederzwehren, Oberzwehren, Ockelhusen (Ochshausen), Rengershausen, Rothenditmold, Rytte (Großenritte), Sandershausen, Simmershausen, Thenhusen (Dennhausen), Teute (Deute), Vellmar (Ober- und Nieder- Vellmar), Vollmarshausen, Waldau, Wehlheiden und Wahlershausen. Vorübergehend hatte es auch einen Pfannenantheil in den Sooden bei Allendorf.

Eine von der Stadt Kassel geschenkte Hufe Landes wurde durch Spruch des Landesherrn von aller „Bete" (Abgabe) befreit (1310). Ebenso entschied der Landgraf (Heinrich II.) den Streit zwischen Aebtissin und Kloster einerseits und den Bürgern zu Kassel andererseits wegen der schoßbaren Güter (1337). Der Inhalt des Vertrages ist nicht bekannt.

Irrungen zwischen demselben Landgrafen und dem Erzbischof Heinrich von Mainz wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit wurden durch schiedsrichterlichen Spruch von dem Abte Heinrich zu Fulda beigelegt (1346).

Papst Martin V. unterstützte das Kloster, indem er, wahrscheinlich nach einer eingetretenen Benachtheiligung desselben, dem Dechanten der St. Martinskirche zu Kassel befahl: „die veralienirten Güter des Klosters wieder herbeizuschaffen" (1420).

Eine durchgreifende Aenderung erfuhr das Kloster Nordshausen im letzten Jahrhundert seines Bestandes, indem dasselbe als Cisterzienser gegründet, plötzlich als Benediktiner Kloster erscheint. Wenn auch der Cisterzienser-Orden aus den Benediktinern hervorgegangen ist, so bestanden doch wieder wesentliche Unterschiede, namentlich in der Kleidung und in den strengeren Satzungen der Cisterzienser. Wie aber schon

[1]) In der Bibliothek des Geschichts-Vereins, entnommen aus dem Universitäts-Archiv.

lange vor der großen Reformation im 16. Jahrhundert allgemein das Verlangen nach Besserung der kirchlichen Verhältnisse sich kundgegeben hatte, so auch im Klosterwesen. Manche Oberen zogen nun die Zügel straffer an und bemühten sich nach Kräften, die alte Zucht und Ordnung wieder herzustellen. In dieser Hinsicht gingen mit löblichem Beispiele voran die Aebte des Klosters Bursfelde an der Weser im Herzogthum Braunschweig-Kalenberg [2]) (vom Grafen Heinrich von Nordheim gegen Ende des 11. Jahrhunderts gestiftet): Johann von Minden († 1439) und sein Nachfolger Johann von Hagen (Johannes de indagine, 1439—1467). Letzterer wurde wegen seines exemplarischen Wandels und seines ungemeinen Fleißes zum Reformator der Benediktiner Klöster in der Mainzischen Diözese bestimmt und vollzog deren Besserung so rühmlich, daß dieselben auch äußerlich nunmehr ein geordnetes Ganze bilden mußten unter der Bezeichnung Bursfeldische Vereinigung (unio s. societas Bursfeldensis) mit den Aebten von Bursfelde als Präsidenten. Zu den dieser Union beigetretenen Klöstern gehörte auch Nordtsaßen in Hessen [3]), und dieser Ort wird in einer übersichtlichen Darstellung der Klöster Hessens mit Nordshausen gleichbedeutend erklärt. [4])

Als Zeitpunkt dieser Umänderung wird in der handschriftlichen Sammlung das Jahr 1515 angegeben ohne nähere Mittheilung über die neue Gestaltung des Klosters. [5])

Als sich Landgraf Philipp der Großmüthige nach mehrjährigem Bedenken endlich mit Entschiedenheit für die evangelische Sache erklärt hatte und nach der denkwürdigen Synode zu Homberg (1526) mit der Aufhebung der Klöster vorging, war es auch mit dem Kloster zu Nordshausen zu Ende. Man stellte es den Klosterjungfrauen frei in das bürgerliche Leben zurückzukehren oder bis an ihren Tod eine Unterstützung zu beziehen, die sie wenigstens vor Mangel sicherte. Die Verzichts-Urkunden der Nonnen, sowie auch der Aebtissin Mye von Diepenbrock oder Dippenbruch [6]) fehlen, jedoch wird berichtet, daß sich die Köchin des Klosters, Katharine Breulin, darüber beschwert habe, daß ihr der Vogt zum Abzuge nur 12 Gulden gegeben, und wird weiter mitgetheilt, daß diesem Vogt, Hermann von Griffte, der landesherrliche Haushofmeister Schmalstück einen Paß ausgestellt habe, der Universität 100 Schweine und 6 Ochsen zuzuführen. [7])

Wenn auch die Schicksale der Bewohnerinnen des Klosters Nordshausen nicht bekannt sind, und wir also in Zweifel sind, wie viele von denselben geheirathet haben, so steht doch fest, daß die Einkünfte dieses, wie auch von anderen Klöstern, der Universität Marburg, welche bekanntlich damals (1527) gegründet worden ist, überwiesen wurden. [8]) Zur Erhebung der, wie bereits angegeben, nicht unerheblichen Einkünfte unterhielt die Universität einen Vogt im Orte Nordshausen. Derselbe wird in Engelhard's Erdbeschreibung [9]) als ein mäßiges Dorf bezeichnet. Ausführlicher wird er von Johann Christian Martin in dessen topographisch-statistischen Nachrichten von Niederhessen (Kassel 1796) beschrieben [10]), wonach sich die Bewohner „von Ackerwirthschaft, Viehzucht, Flachsspinnerei, Arbeiten in den Kohlenwerken des Habichtswaldes und Straßenpflastern und Tagelohn nähren“.

Die Ansprüche der Universität Marburg auf die Kloster-Einkünfte wurden im Jahre 1848 abgelöst, und nun gingen die noch vorhandenen Gebäude-Reste, von denen eins 1855 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, sowie die Liegenschaften des vormaligen Klosters in Privatbesitz über. Ueber den Trümmern der geistlichen Herrschaft steht aber noch die schöne Kirche, ursprünglich eine zur Kirche vom Nachbarorte Oberzwehren gehörige Kapelle, während jetzt umgekehrt Oberzwehren als Filiale mit Nordshausen verbunden ist. [11]) Dem Stile nach gehört die Kirche verschiedenen Zeiträumen an. Den ältesten Nachrichten zufolge wurde im Anfange des 13. Jahrhunderts an dieser Stelle eine Kapelle erbaut, an welcher im Jahre 1247 Neu-Bauten, von denen noch der westliche Thurm im Uebergangs-Stile, viereckig ohne alle Strebepfeiler, vorhanden ist, und nach Gründung des Klosters (um 1257 angenommen) im Jahre 1262, sowie noch zu Anfang und zu Ende des 15. Jahr-

---

[2]) Jetzt Provinz Hannover, Amt Münden, unweit Veckerhagen gelegen.

[3]) Leuckfeld, Antiquitates Bursfeldenses (Lips. et. Wolfenb. 1713), S. 152 u. 165 fg., wo die neuen Satzungen der strengeren Zucht mitgetheilt werden in 14 Abschnitten.

[4]) Ayrmann, Dissertatio praeliminaris de notitia monasteriorum et ecclesiarum Hassiae veterum (Giessae s. a.), S. 23. (Haina z. B. wird in derselben Schrift noch als Cisterzienser Kloster bezeichnet.)

[5]) Haas, Hess. Kirchengeschichte (1782), S. 272, giebt das Jahr 1508 an.

[6]) Nach Piderit-Hoffmeister, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel (Kassel 1882), S. 86.

[7]) Rommel a. a. O. Th. III, Anmerk. S. 301.

[8]) Kopp, Handbuch, Th. VII, S. 118.

[9]) Engelhard a. a. O. Th. I, S. 161.

[10]) Martin, a. a. O. Bd. III, H. 2, S. 72.

[11]) Ledderhose, Kirchenstaat, S. 63.

hunderts (Jahreszahl 1497 über der südlichen Eingangsthür) vorgenommen. Die Kirche ist einschiffig mit Emporbühne, getragen von denselben Kreuzsteinen, die einst den Nonnen-Chor trugen.[12]) Auf einem Schlußstein der Kreuzgewölbe ist Maria mit dem Christuskinde so abgebildet, wie auf dem Klostersiegel, an einem anderen ein bärtiger Kopf mit eigenthümlicher Strahlenkrone, wahrscheinlich Christus, ausgemeißelt.

Daß die Sage auch hier ihr Spiel getrieben, darf nicht auffallen. Man erzählte sich von einem unterirdischen Gange, welcher das Nonnenkloster Nordshausen mit dem ursprünglich als Mönchskloster bestehenden Weißenstein verbunden habe, und furchtsame Leute wagen sich auch jetzt nicht gern bei Nacht, besonders in der Adventzeit, in die Nähe der Kirche oder in den Pfarrgarten, weil sich daselbst „eine Nonne ohne Kopf" sehen läßt. Ebenso knüpfen sich Sagen an die beiden südlich von Nordshausen und östlich vom Baunsberge gelegene Hügel, Mattenberg, auf dem ein Schloß gestanden[13]), und Schenkelsberg, um den eine goldene Kette von unschätzbarem Werthe gelegen habe, welche nur ein Sonntagskind sehen und erlangen könne.[14])

[12]) Baudenkmäler, S. 200 fg., 363. An der alten Glocke im Thurme die Inschrift aus Schiller's Lied von der Glocke: „Vivos voco, fulgura frango, defunctos plango."

[13]) Landau, Wüste Ortschaften, S. 53, erwähnt nur ein ausgegangenes Dorf Mattenberg an dem gleichnamigen Hügel bei Oberzwehren und spricht von einem mainzischen Lehenbrief über einen Zehnten zu Mattenberg.

[14]) Aufzeichnungen Hoffmeister's.

Nachdem fast ein Jahrhundert seit Aufhebung des Klosters verflossen, gelangte das Dorf Nordshausen von Neuem zur Bedeutung und Ansehen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts verbreitete sich nämlich die Kunde, daß in der Nähe dieses Dorfes ein Gesundbrunnen bestehe, der indeß bald seine Heilkraft wieder einbüßte.[15])

Wie unser engeres Vaterland im dreißigjährigen wie im siebenjährigen Kriege gelitten, ist wohl bekannt. Hervorgehoben werden soll nur aus den Aufzeichnungen Hoffmeister's, daß sich im siebenjährigen Kriege zuletzt nur noch ein Pferd in Nordshausen befunden habe und sämmtliche Kühe nach Kassel gebracht und die Einwohner gezwungen worden seien, den geraubten Thieren täglich Futter zu liefern.

Hiermit ist im Wesentlichen die Geschichte von Nordshausen vorgetragen. Wenn dasselbe nun auch viel von seiner Bedeutung eingebüßt hat, ist die Zahl seiner Bewohner doch gestiegen; nach den Angaben Martin's betrug dieselbe im Jahre 1796: 48 Familien in 39 Häusern, nach dem Staatsdienst-Kalender 1859: 405 Einwohner in 56 Häusern und 1896 576 Einwohner in 77 Häusern. Und wenn weiter mit dem Wegfall des Gesundbrunnens die Zahl der Fremden sich erheblich vermindert hat, so bildet doch die schöne Kirche des Orts Nordshausen einen Anziehungspunkt, wenn freilich nur für wenige, darum aber verständnißinnigere Besucher.

[15]) Vgl. A. Fey, Von dem Gesundbrunnen bei Nordshausen, einer verschollenen Wunderquelle, „Hessenland" 1895, S. 226—227.



Selbstbiographische Notizen

von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Mein Institutsjahr war mit dem Herbste 1862 zu Ende; ich kehrte nach Kassel zurück, über Frankfurt fahrend, wie auf dem Hinwege und bei Gelegenheit einer Ferienreise nach Hause. Damals also, in meiner empfänglichsten Zeit, lernte ich die herrliche Mainstadt kennen, der ich im späteren Leben so nahe treten sollte. Es folgte nun meine Einreihung in die Fortbildungsklasse der Köster'schen Schule zu einer nur noch halbjährigen Vorbereitung auf das Lehrerinnen-Examen. Und nun bin ich an den Winter gelangt, 1862 auf 1863, der eine der reichsten und schönsten und eine der wichtigsten Perioden meines Lebens gewesen ist. Denn er brachte mich in den Kreis eines Mannes von wunderbarer, tief bis in die letzten Fasern meines Wesens eindringender Macht der Persönlichkeit: ich spreche von unserm Dr. Karl Altmüller.

Seinen Unterricht in „Deutscher Literatur" genossen wir Fortbildungsschülerinnen; er hatte auch den „deutschen Aufsatz" bei uns, und jetzt wurde ich eigentlich erst in die Sphäre moderner Bildung wirklich hineingehoben. Man muß Altmüller persönlich und genau gekannt haben, um den Einfluß, den er unfehlbar ausübte, zu verstehen und voll zu würdigen. Seine Schriften,

die wenigen Novellen und Aufsätze wie die allerdings wunderschönen Gedichte, geben von ihm noch lange keinen Begriff, noch kein Bild von dieser wahrhaft mächtigen Persönlichkeit. Mächtig war sie besonders durch den nie versagenden Muth ihrer Meinung bei höchst origineller Anschauungsweise und einer oft vernichtenden Schärfe der Kritik, das alles aber erst wirksam gemacht durch die reifste Bildung, die mir bis dahin vorgekommen war und — wenn dies noch nicht viel heißen will — die mir wahrscheinlich jemals vorkommen wird.

Auch Altmüller wurde auf seine empfängliche, wohl empfänglichste, Schülerin aufmerksam, und es knüpfte sich damals ein persönlicher Verkehr, der mit meiner zunehmenden Reife zur Freundschaft ausreifte und sich auch auf die Familie des seltenen Mannes mit erstreckte, nachdem er dieselbe damals begründet hatte. Die Freundschaft besteht noch heute mit seinen Hinterbliebenen, geweiht und gefestigt durch das treue, lebendige Gedenken an seine einzige Persönlichkeit.

Eines anderen vortrefflichen Lehrers an der Köster'schen Schule muß ich noch gedenken, des Herrn Dr. Hölting, der nachmals als Direktor der im Jahr 1869 begründeten höheren Töchterschule auch mein Direktor wurde. Etwas Besseres an Sprachunterricht als den seinigen im Französischen und Englischen habe ich nicht wieder erlebt.

Im Frühjahr 1863 machte ich dann also, siebzehnjährig, was damals noch gestattet war, mein Lehrerinnen-Examen, welches ich gut bestand und nicht schwierig fand. Unser Lehrer in der Pädagogik und einer der Examinatoren war Dr. Clemen, Leiter der auch damals erst kürzlich errichteten sog. Bürgerschule für Mädchen; auch ihn habe ich als einen freundlichen, milden Lehrer in guter Erinnerung.

Ehe ich nun mit diesem Bericht die Geschichte meiner Kindheit ganz verlasse, sollte ich noch zweierlei erwähnen, was Beides gewiß nicht ohne bedeutenden Einfluß auf meine geistige Entwickelung gewesen ist. Zunächst einmal den Umstand meines frühen Theaterbesuchs. Meinem Vater war aus der Zeit, da er früher mit der Hofkasse die Kassenangelegenheiten des Hoftheaters periodisch verwaltet hatte, die Berechtigung zum freien Theaterbesuch für sich und die Seinigen geblieben. Wir hatten allabendlich einen Platz in der damaligen Unterloge Nummer elf, derselben, in der auch die Familien der Hofkapellmeister, erst Ludwig Spohr's und dann des ihm nachfolgenden Herrn Karl Reiß, saßen. Meine Mutter machte als junge Frau sehr viel von dieser Annehmlichkeit Gebrauch, auch die Tante, ihre jüngere Schwester, die damals mit uns lebte, und ich Kleine wurde schon ziemlich frühe mit hingenommen und ging später allein. Ich glaube nicht, daß mir dieser häufige Theaterbesuch geschadet hat, wohl aber habe ich damals das, was ich sah, genossen mit einer Frische der Empfänglichkeit, wie später in meinen erwachsenen Jahren die größten Meisterwerke und die berühmtesten Virtuosenleistungen nicht mehr.

Das Zweite, wahrscheinlich für mich noch ungleich Wichtigere, war unser Bücherschrank! Mein Vater, der sich, wie schon gesagt, erst im sechsundvierzigsten Jahre verheirathete, hatte sich in seiner langen Junggesellenzeit eingerichtet, mit recht schönen Kirschholzmöbeln, die ich noch benutze, — unter diesen den jetzt eben noch drei Schritte von mir in meinem Arbeitszimmer stehenden Bücherschrank, den er seiner Neigung nach mit einer wirklich vorzüglichen Büchersammlung ausgestattet hatte. Da standen — und stehen! — in schönen, gediegenen Halbfranzbänden unsere Klassiker nicht nur, auch diejenigen der Weltliteratur in Vossens, Griesens, Tieck und Schlegel's Uebersetzung, da findet sich neben der schönen Cotta'schen Goethe-Ausgabe von 1840 in vierzig Bänden — die mir stets die liebste bleiben wird — auch der Rasende Roland, sowie der Don Quixote, die Aeneis wie die Odyssee, aber auch Bürger, Vossens eigene Dichtungen, sogar Seume und dabei naturgeschichtliche werthvolle Werke in vielen Bänden — jetzt zum Theil im Besitz meines älteren Bruders — und die vorzüglichsten damals erschienenen Reiseschriftsteller, deren Berichten mein lieber Vater Abends, auf dem Sopha ausgestreckt und mit dem großen Stieler'schen Atlas auf den Knieen zu folgen pflegte. Auch die „Tausend und eine Nacht", in einer bilderreichen Prachtausgabe, waren da; und Anastasius Grün und die Jobsiade fehlten nicht. Nach meiner späteren Lebenserfahrung muß ich diesen Bücherschatz in unserer Familie, der sich in keinem der Häuser meiner Schulkameradinnen noch einmal so reichhaltig fand, für hoch bedeutsam halten. Damals erschien mir dieser liebe Bücherschrank, der allerdings eine oft bitter gerügte Leserwuth in mir entfachte, selbstverständlich, wie dem Kind alles, was es bei erwachendem Bewußtsein um sich vorfindet. Jetzt weiß ich aber, daß in unserer Zeit nicht leicht ein Subalternbeamter mit bescheidenem Gehalt sich finden wird, der eine solche Bibliothek sich anlegt, wie mein guter Vater in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts gethan hat. Es fällt mir überhaupt oft auf, und ist

mir mein ganzes Leben lang aufgefallen, wie gering der Bücherbestand in den mir bekannten deutschen Familien ist.

Im Herbste 1863 fand sich für mich, also noch bevor ich achtzehn Jahre alt wurde, eine sogenannte Erzieherinnenstelle in Berlin. Und von jenem Zeitpunkt an habe ich mein Brot selber verdient und konnte meiner guten, seltenen, leidenschaftlich geliebten Mutter auch fast immer noch beim Erhalten und Ausbilden der heranwachsenden jüngeren Geschwister beistehen.

Da lernte ich also Berlin kennen, und der Horizont des jungen, unerfahrenen Mädchens erweiterte sich. Ich schwelgte in den Kunstschätzen der Museen; trotz einer abhängigen Stellung machte ich es möglich, den tiefen Durst nach der Schönheit der klassischen Denkmäler, die wenigstens in vorzüglichen Abgüssen da waren, zu stillen. In meiner Stelle fühlte ich mich unbehaglich und wenig am Platze. Ich that meine Schuldigkeit, fand die Sache aber unaushaltbar und kündigte, zum ungemessenen Staunen der Mutter meiner kleinen Mädchen. Schon nach fünf Monaten kehrte ich früh im Jahre 1864 nach Kassel zurück und ging alsdann im Mai nach England, auf's Gerathewohl, um, was ich gelernt hatte, dort zu verwerthen.

Fünf Jahre habe ich, mit einer kurzen Unterbrechung, in England zugebracht, fünf schöne Jugendjahre der vollsten Kraft, und waren sie zuweilen hart, so boten sie doch auch wieder reichen inneren Erwerb und sind sehr fruchtbar für meine Entwicklung gewesen. Mit wahrer Uebermacht stürzte sich damals, so möchte ich am liebsten sagen, die englische Literatur auf mich, und welche wundervollen Genüsse verdanke ich ihr! Unendlich interessant war mir auch englische, sowie schottische und irische Eigenart und Lebensweise und ebenfalls die Natur des theilweise so schönen Landes. Und hat sich im Laufe der Jahre bei der nunmehr älteren Frau geradezu ein Gegensatz gegen England, das so zu sagen offizielle, politische, herausgebildet, und liebe ich jetzt im Allgemeinen England und die Engländer, die neidisch Deutschlands wachsende Bedeutung nur ungern ertragen, sehr wenig und finde ich die Anglomanie wie jede Ueberschätzung der Fremden geradezu albern und kindisch, so wäre ich doch schnöden Undankes schuldig, wenn ich leugnen wollte, daß ich in schweren Zeiten mit die besten Freunde meines Lebens unter Engländern und in England gefunden habe.

Und nicht nur unter den Lebenden. Gerade in Zeiten tragischer Schicksale findet der Empfängliche in der englischen Dichtung wahre Schätze einer großartigen Lebensauffassung, des Trostes und der Erhebung aufgespeichert, nach meiner Erfahrung mehr als in der deutschen, mit alleiniger Ausnahme der Werke des Einzigen, Goethe's. Und wie habe ich solchen Trost und solche Stählung der Widerstandskraft zuweilen nöthig gehabt!

Nachgerade war das Heimweh und die Sehnsucht nach der Mutter und den lieben jüngeren Geschwistern doch aber sehr stark geworden. Als daher im Jahre 1869 die erste städtische höhere Töchterschule in Kassel eingerichtet wurde und man mich darauf aufmerksam machte, ergriff ich die Gelegenheit, meldete mich von dem fernen Yorkshire aus, wo ich damals gerade zu Besuch bei Freunden verweilte, um eine der ausgeschriebenen Stellen und erhielt sie. Dem Lehrerkolleg dieser tüchtigen Anstalt habe ich allerdings nur wenig über zwei Jahre, bis zum Sommer 1871, angehört. Das Stundengeben war mir nun einmal eine Pein, und es ist nur zu verwundern, daß ich in dem mir durch die Verhältnisse aufgezwungenen Berufe keine Mißerfolge zu verzeichnen habe, sondern man im Gegentheil meine gewissenhafte Betreibung der Sache loben wollte. Jetzt beim Zurückblicken auf mein Leben begreife ich wohl, daß es die zurückgehaltene produktive Kraft war, die mir zu schaffen und mir das Leben im Joche einer anderen Thätigkeit fast unerträglich machte. Ich hatte nunmehr aber auch längst zu dichten angefangen und zwar zunächst in Versen. Wer mir zuerst den schriftstellerischen Beruf zugesprochen hatte, und zwar schon vor Jahren, das war wieder kein Anderer als Altmüller gewesen. Er hatte nach meiner Rückkehr aus Berlin auf sein Verlangen ein Heft tagebuchartiger Aufzeichnungen und anderer Ergüsse rein subjektiver Natur von mir erhalten und war dadurch sehr lebhaft berührt worden. „Jetzt weiß ich, was aus Ihnen wird: Sie müssen schreiben!" hatte er schon damals zu mir gesagt, und mir war gewesen, als ob man mir ein Königreich schenkte. Dasselbe war aber während der ganzen langen englischen Jahre ein verborgener Besitz geblieben: die gestaltende Kraft fand noch keine Form und keinen rechten Gegenstand; nur in Versen, und zwar nicht nur lyrischen, machte sie sich einstweilen Luft. Diese Gedichte stellte ich dann in Kassel zusammen, und sie sind nach einigen Hindernissen von Karl Luckhardt in Kassel im Jahre 1869 in einem winzigen Bändchen gedruckt worden, meine erste Veröffentlichung. Altmüller, wie ich zur Steuer der Wahrheit sagen muß, war nicht damit

einverstanden: er fand diese Erzeugnisse zum Theil nicht druckreif; sie sind auch in der That jugendlich unreif, und der Ausbruch ungeschulter Subjektivität darin ist mir jetzt peinlich. Zum Glück sind sie so gut wie verschollen.

(Fortsetzung folgt.)

Abend auf der Milseburg.

Behutsam breitet über Thal und Hügel
Die Dämmerung die schwarzen Sammetflügel.

Nach harter Arbeit ruft der Abendfrieden
In's stille Heim zur Rast die Tagesmüden.

Von rauher Alme treibt der Hirt die Herden,
Berghang und Thalgrund still und stiller werden.

Aus nahen Weilern Rauchessäulen schwelen,
Durch's Feld sich blasse Silbernebel stehlen.

Im Thalgrund weich die Aveglocken läuten,
Wie Traumesklang sie durch die Seele gleiten.

Ich spür' im Herzen heil'gen Odems Wehen,
Ich seh durch's All den Urgeist wandeln gehen ...

Wilhelm Schoof.



Die Auktion der W. Kornemann'schen Münzsammlung.

Am 23. und 24. Januar wurde in der Kornemann'schen Wohnung zu Kassel die wundervolle Münzensammlung des 1896 verstorbenen Kassirers am Stifte St. Martin Wilhelm Kornemann versteigert, die zum größten Theile aus hessischen Münzen und Medaillen bestand. Der Antiquar Max Cramer (Kassel, Museumsstraße) leitete die Versteigerung. Sie war von den bedeutendsten auswärtigen Münzenhändlern aus Leipzig, Frankfurt, München, Hannover und Berlin besucht, und daß die Kasseler Sammler fast vollständig erschienen waren, ist selbstverständlich. Es war die erste größere Auktion von Alterthümern in Kassel, und ihr Erfolg hat bewiesen, daß wir keine auswärtige Vermittelung aufzusuchen brauchen, um unsere hessischen Sammlungen zu verwerthen.

Es sind annähernd 18 000 Mark eingekommen, und davon entfallen an 16 000 allein auf die 593 hessischen Nummern. Dieser überaus günstige Erfolg ist nicht zum wenigsten Herrn Cramer's Mühe und Geschicklichkeit zu verdanken, wie alle die bezeugen werden, die die Klippen kennen, an denen gerade diese Auktion scheitern konnte. Besonders verdient auch die Ausstattung des bei L. Döll gedruckten Kataloges Anerkennung, der ein dauerndes Andenken an die Sammlung sein wird. Von dem störenden Druckfehler S. 16: 119 statt 149 abgesehen, sind uns nur unbedeutende aufgestoßen, von denen ich die beiden erheiternden Turnerlanzen statt Turnierlanzen (S. 16 Nr. 151) und il girl statt il ciel (GIRL, CIEL, S. 26 Nr. 241) hervorhebe.

Der gute Verlauf der Auktion hilft auch über das Gefühl des Bedauerns hinweg, daß die schöne Sammlung zerstreut ist. Sie ist für unseren verstorbenen Freund eine reiche Quelle der Freude und Erholung gewesen, sie hat sich als ein vortrefflich angelegtes Kapital erwiesen, und sie hat unserem Museum und manchen neugebildeten und neu sich bildenden Privatsammlungen werthvolle Stücke zugeführt: so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Es war eine schöne und geschmackvolle Sammlung. Keine systematisch angelegte, die die Prägungen unseres Landes in geschlossenen Reihen aufwies. Das Mittelalter fehlte fast ganz; auf die kleineren Münzen war ersichtlich wenig Werth gelegt, Varianten kaum berücksichtigt worden. Dafür war aber die Sammlung an Seltenheiten reich, reicher wie irgend eine der hessischen Spezialsammlungen. Kornemann gehörte zu den wenigen Sammlern, die sich mit der freilich recht betrübenden Thatsache, daß hessische Münzen mit zu den theuersten zählen, in vernünftiger Weise abfinden. Kornemann entschloß sich nämlich zu zahlen, da er sich nicht entschließen konnte, das Sammeln aufzugeben. Und sein Entschluß hat sich gelohnt. Möchten doch so manche an ihm sich ein Beispiel nehmen, die jene Thatsache aus der Welt zu schaffen suchen, indem sie sie ignoriren oder sie schelten.

Wir können im Folgenden nur einen gedrängten Ueberblick über den Verlauf der Auktion geben. Eine binnen Kurzem erscheinende Preisliste, die für den Preis von 2 Mark von Herrn M. Cramer zu beziehen ist, wird Sammlern

und Liebhabern über alle Einzelheiten Aufschluß geben.

Die Perle der Sammlung war der Goldgulden Wilhelm's II. von 1506, die erste hessische Goldmünze, die nach dem 1503 ertheilten Privileg Kaiser Maximilian's geschlagen ist. Es gelang das münz- und kunstgeschichtlich bedeutsame Stück um den hohen Preis von 1000 M.*) für die hessische Münzsammlung des Museums zu erwerben, zu dessen Kleinodien es jetzt zählt. Der Thaler Wilhelm's II. von 1502 brachte 185 M., der Philipp's von 1537 mit dem Portrait 175 M. Schmalkaldener Thaler Philipp's wurden mit 19—22 M. bezahlt. Der Doppelthaler von 1543 erwies sich leider als Fälschung, ebenso wurde die Sterbemedaille Wilhelm's IV. angezweifelt. Die beiden Goldgulden des Landgrafen Moritz (1627 und 1632) sind für 560 und 500 M. für das Museum erworben, beides sind seltene Stücke, die Sammlern nur einmal im Leben vorkommen mögen. Der Portraitthaler von 1594 wurde mit 125 M. niedrig bezahlt. Die übrigen Thaler schwankten zwischen 16 und 29 M., die kleineren Nominale zwischen 27 und 52 M. Von Landgraf Wilhelm V. brachte der schöne doppelte Sterbe-Goldgulden 305 M., die übrigen Goldgulden die unerwartet hohen Preise von 65—100 M. Gute Preise erzielten auch der bekannte Hersfelder halbe Thaler von 1621 (180 M.) und die prächtige Schützenklippe von 1630 (100 M.). Die Preise der „Weidenbaumthaler" bewegten sich zwischen 12 und 20 M., dagegen trugen die Portraitthaler von 1627 und 1633 80 und 75 M., der Doppelthaler von 1635 wurde niedrig mit 92 M. bezahlt. Kleinere Nominale (1/2, 1/4, 1/8 Thaler): 20—41 M.

Billig waren von Wilhelm VI. der Schiffsthaler: 72 M. (1/4 Thaler 44 M.), der schöne Portraitthaler: 120 M. und der Weidenbaumthaler: 27 M. (1/2 63, 1/4 49 M.) Auch die Serie der Sterbemünzen (1, 1/2, 1/4, 1/8 Thaler), die 49, 58, 35, 14,50 M. brachten, ist nicht hoch bezahlt worden, und auch die Preise der gleichen Serie Sterbemünzen Wilhelm's VII.: 130, 69, 53, 28 M., sind nicht übertrieben. Ein feines Stück war auch der halbe Thaler der Brandenburgerin Hedwig Sophie, der für das Museum um 225 M. erworben wurde. Hervorragend waren in der Kornemann'schen Sammlung die schönen Prägungen Landgraf Karl's vertreten, Medaillen und Münzen, und die Konkurrenz um diese Sachen war groß. Die Thaler brachten 85, 130 und 150 M., der Doppeldukaten 155 M., die Dukaten 36, 40 und 50 M., der Vierteldukat mit dem Springbrunnen 71 M. (Käufer: Museum). Von den Medaillen steht die Wilhelmshöher mit 160 und die Rinteler Le Clercs mit 125 M. obenan. Die bekannten Rheinfelser mit dem Rhein und mit der Katze wurden mit 65 und 100 M. abgegeben. Friedrich I. war durch eine stattliche Reihe besonders Hedlinger'scher Medaillen vertreten, die sich meist auf seine Heirath mit der Schwedenkönigin Ulrike Eleonore und schwedische Ereignisse bezogen und von unseren Sammlern wenig gesucht sind. Die Medaillen auf die Eroberung Gräbenbergs (1704) brachten es aber auf 50 und 37 M., und die Medaille auf die Vermählung mit Luise Dorothea von Brandenburg auf 65 M. Der Kasseler Thaler von 1733 kam auf 100 M., das Zwölftelthalerstück von 1734 auf 14 M. Natürlich fehlte in dieser Sammlung auch der bekannte Hanauer Heller Wilhelm's VIII. mit dem Stempelfehler SCEIDEMVENZE nicht, der für 13 M. in eine Kasseler Sammlung kam.

Von Friedrich II. waren die Hauptstücke der Doppelfriedrichsdor von 1785 (76 M.), der Edderdukat von 1775 (81 M.), der Thaler von 1763 (160 M.), die Prämienthaler des Collegium Carolinum von 1769, 1778, 1780 (70, 82 und 90 M.!), der Frankenberger Thaler (36 M.), die große Lyceumsmedaille (46 M.), der Thaler Maria's von Hanau (240 M.) Unter Wilhelm's IX. Prägungen befanden sich wieder einige Stücke, auf die vieler Augen warteten: der seltene Doppelthaler von 1789 und der Thaler von 1813, beides Probestücke, von denen nur wenige Exemplare vorhanden sein sollen. Jener erzielte 525 M., dieser 91. Von den Medaillen kostete die auf die Erlangung der Kurwürde geprägte, die den Landgrafen zu Pferd beim Hessendenkmal vor Frankfurt zeigt, 370 M., seine Vermählungsmedaille 110 M. Von Kurfürst Wilhelm II. fand die höchst seltene Freimaurermedaille von 1822, die 125 M. brachte (Käufer: Museum), und die Thronbesteigungsmedaille (81 M.) die meisten Bewerber. Der berühmte Mitregentschaftsthaler von 1847 wurde, da er nicht ganz einwandsfrei erhalten war, nur mit 85 M. (statt 120) bezahlt. Auf ebensoviel brachte es das Dreihellerstück von 1842 (Käufer: Museum), das ähnlich wie der Doppelthaler von 1789 nur in ganz wenigen Exemplaren existirt. Der Thaler von 1838 kam auf 12 M., der von 1833 und 1837 auf 4,75 M. Auch von Friedrich Wilhelm I. stieg der Thaler von 1851 auf 8 M., während die übrigen Jahrgänge selten über 4 M. hinausgingen. Doppelthaler 7—12 M., die V Thaler 1851 Gold: 35,50 M., während die der Mitregentschaft 17—26 M kosteten. Zwei Erinnerungen an 1848 erwarb das Museum: die Prämienmedaille für einen der drei Sieger im Wettlauf, der bei Gelegenheit der Fahnenweihe angestellt wurde (6. August), und die Medaille, die auf das Sängerfest in Gelnhausen geprägt war, das dort 1848 zum Besten der deutschen Flotte abgehalten war (20 und 21,50 M.). Sehr gute Preise erzielten die größeren Stücke Jérôme's, sowie die hessischen Orden: der eiserne Helm am Bande 225 M., Jérôme's Verdienstmedaille 105 M., die Kriegsmedaille für Nichtkombattanten 1821 am Bande 25 M.

Zum Schlusse noch ein Wort zur Verständigung. Die öffentlichen Sammlungen, in unserem Falle die große hessische des Friedrichsmuseums zu Kassel, betrachten Privatsammlungen nicht als Konkurrenten, sondern als Bundesgenossen. Mit ihren unendlich zahlreichen und weit verzweigten Beziehungen retten die Privaten Münzen vor dem Schmelztiegel oder der Verschleuderung, die der Museumsverwaltung niemals bekannt geworden wären. Sie stellen gewissermaßen die Kanäle dar, durch die das Material aufgesaugt und langsam, oft sehr langsam, aber sicher in die großen Sammelbecken der Museen geleitet wird. Wir begrüßen in jedem eifrigen Sammler einen Freund und wünschen seinem Sammeln den allerbesten Erfolg. Aber zweierlei mögen alle diese Sammler im Auge behalten. Erstens, daß sie mit dem Museum in Beziehung treten und seiner Verwaltung Einblick in ihre Schätze verschaffen: so werden ihre Seltenheiten wissenschaftlich bekannt und nutzbar gemacht, und die Verbindung mit dem Museum wird sich ihnen

---

*) Ich gebe die Preise ohne die 5% Aufschlag, die vom Käufer an den Auktionator zu zahlen sind.

auch für ihr Sammeln nützlich erweisen. Zweitens, daß später einmal ihre Sammlung nicht von unverständigen Händen zerstreut wird, sondern unter zuverlässiger Leitung wieder auf den Münzmarkt kommt. So haben es, gewiß im Sinne des Verstorbenen, Wilhelm Kornemann's Erben gethan, und der Erfolg hat ihnen Recht gegeben.

Dr. **Johannes Boehlau.**



Aus Heimath und Fremde.

Die letzte Monatssitzung des Vereins für hessische Geschichte zu Kassel wurde am 30. Januar abgehalten. Nach den geschäftlichen Mittheilungen mit welchen der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. Brunner, die Sitzung eröffnete, ist die Mitgliederzahl in den letzten beiden Monaten um 5 gestiegen. An Geschenken wurden der Bibliothek des Vereins überwiesen: 1. Von Apotheker Ritter in Oberkaufungen zahlreiche und werthvolle Werke geschichtlichen und besonders kriegsgeschichtlichen Inhalts. 2. Von Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Ackermann Universitätsschriften und Münzkataloge. 3. Von Frau Konsistorialrath Ebert eine reichhaltige Sammlung von Hassiacis, darunter besonders Schriften zur Hessischen Kirchenbewegung in den Jahren 1855 bis 1877. 4. Von Herrn Eckardt ein Bild des ehemaligen Vorstandes des Zeughauses, Oberstlieutenant Moye. Dr. med. Schwarzkopf legte das Portrait des Gefreiten Zinn vor, welcher bekanntlich den in Kastell gefangen gehaltenen Dr. Kellner befreite. Der Vorsitzende theilte weiter mit, daß die Stadt Karlshafen, welche am 29. September d. J. die 200jährige Wiederkehr des Tages feiern würde, an welchem Landgraf Karl den Grundstein zu dem ersten Hause der Stadt gelegt habe, im Begriff stehe, diesem hervorragenden hessischen Fürsten einen Denkstein zu setzen, daß in demselben ein Medaillon mit dem Reliefbildniß des Landgrafen eingefügt werden solle und der Vorstand des Vereins von dem betreffenden Ausschuß angegangen sei, ihm zu diesem Zweck ein gutes Bild des Landgrafen nachzuweisen. Da nun Direktor Dr. Eisenmann und Dr. Böhlau vom Königlichen Museum die Elfenbeinschnitzerei von Dobbermann (s. „Hessenland" 1897, S. 150 ff.) für besonders geeignet hielten, um nach derselben das Relief herzustellen, ließen sie deshalb einen trefflich gelungenen Gypsabguß anfertigen und zugleich vervielfältigen, welcher mit dem Relief der Gemahlin des Landgrafen Liebhabern für den geringen Preis von 3 Mark zur Verfügung steht. Der aus dem Verkauf des Reliefs sich ergebende Ueberschuß soll verwandt werden, um dem nächsten Bande der Zeitschrift, bezw. der Mittheilungen des Vereins eine künstlerisch ausgeführte Tafel beizugeben, welche die Statue des Landgrafen auf dem Karlsplatz zu Kassel darstellt. Dr. med. Schwarzkopf erörterte aus Anlaß des kaiserlichen Erlasses vom 27. Januar, betreffend Verleihung von Stiftungstagen an die hessischen Regimenter des 11. Armeecorps kurz die Geschichte der hessischen Husarenregimenter Nr. 13 und 14, Major a. D. von Stamford die der hessischen Artillerie. Alsdann hielt Kanzleirath Neuber den angekündigten Vortrag über die Geschichte des Landkrankenhauses zu Bettenhausen (der Charité), welcher auf eingehenden Studien beruhte.

In der Sitzung des Vereins für hessische Geschichte zu Marburg vom 31. Januar gab der Vorsitzende, Geheimer Archivrath Dr. Koennecke, ein kurzes Referat über das fertig vorliegende und demnächst zu veröffentlichende erste Heft des neuen Inventars der Kunst- und Baudenkmäler des Regierungsbezirks Kassel, welches den Kreis Gelnhausen umfassen und somit besonders Interessantes bieten wird. Bearbeitet ist dasselbe durch Bezirkskonservator Dr. Bickell. Den ausführlichen Vortrag des Abends hielt Dr. Glagau, Mitarbeiter der historischen Kommission, über „die Mutter Philipp's des Großmüthigen im Kampfe mit den hessischen Ständen". Die Ausführungen des Vortragenden, welcher erst seit kurzer Zeit in Marburg weilt, um die hessischen Landtagsakten für die Kommission zu bearbeiten, boten wesentlich neue Ergebnisse, weshalb sie hier zusammengestellt seien.

Landgräfin Anna von Hessen, eine Prinzessin von Mecklenburg, die Mutter Philipp's des Großmüthigen, ist bisher von der hessischen Geschichtsschreibung nicht ihrer hohen Bedeutung entsprechend gewürdigt worden. Man hat sie mehr gescholten, als bewundert und es so hingestellt, als habe sie ihrem schrankenlosen Ehrgeiz, ihrer unbefriedigten Herrschsucht das Wohl ihres Sohnes und des Fürstenthums zum Opfer gebracht. Durch eingehende archivalische For=

schungen, die der Vortragende im verflossenen Jahre im Staatsarchiv zu Marburg sowie in Weimar, Dresden, Wien und Darmstadt im Auftrage der historischen Kommission für Hessen und Waldeck unternommen hat, ist er zu dem entgegengesetzten Ergebniß gelangt: Anna ist es zu verdanken, daß eine der fürstlichen Würde und dem Gedeihen des Landes gefährliche Erhebung der hessischen Stände in wenigen Jahren unterdrückt wurde, daß die landesherrliche Gewalt aus dem erbitterten Kampfe mit dem Adel, gegen den sich schließlich auch die Städte wendeten, ansehnlicher und kräftiger, als sie in denselben eingetreten war, hervorging. Noch einige Jahre vor dem Tode ihres Gemahls, Wilhelm's des Mittleren (1509), hatte die junge Landgräfin (geb. 1485) den Kampf aufgenommen. Im Jahre 1510 war sie der Uebermacht der Stände unterlegen, die unter der Führung Ludwig's von Boyneburg, unterstützt von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, das Testament des verstorbenen Landgrafen umgestoßen, Anna aus der Regentschaft gedrängt und ihres Sohnes beraubt hatten. Auf ihren Wittwensitz Felsberg verbannt, erwartete die gekränkte Fürstin ungeduldig den Anbruch einer günstigeren Zeit. Sie brauchte nicht lange zu harren. Nach einigen Jahren war das Regiment Boyneburg's und der Ernestiner im Lande so mißliebig geworden, daß Anna es wagen durfte, sich selbst an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen und nach einer raschen Revolution die Regenten und die sächsischen Fürsten aus dem Lande zu jagen. Anfangs hatte sie den Ständen, um sie zu gewinnen, weitgehende Zugeständnisse machen müssen. Sobald sie sich indessen im sicheren Besitz der Herrschaft fühlte, griff sie auf ihren alten Plan zurück: sie unterwarf in kurzer Frist die hessischen Stände der fürstlichen Gewalt. Noch einmal hatte Anna's Werk eine harte Probe zu bestehen, als Sickingen im Jahre 1518, im geheimen Einverständniß mit einigen Mitgliedern des hessischen Adels, das Fürstenthum überfiel und die Ritterschaft auf's Neue die Landgräfin und ihren treuen Rathgeber Schrautenbach aus der Regierung zu drängen suchte, um den jungen Philipp nach ihren Wünschen zu leiten. Aber unterstützt von den Städten und einem großen Theil des treuen Adels, leistete Anna erfolgreichen Widerstand; als sie im folgenden Jahre (1519) Hessen verließ, um eine neue Heirath zu schließen, war das Uebergewicht der fürstlichen Gewalt im Lande sichergestellt. So darf man in Anna nicht allein eine thatkräftige Herrschernatur erblicken, sondern vor allem die bedeutende, weitblickende Frau, eine Ideenträgerin, die mit klarem Bewußtsein ihren Beruf als Vorkämpferin der landesherrlichen Macht erkannte und mit besonnener Folgerichtigkeit durchführte.

Der dritte Unterhaltungsabend des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel fand am 6. Februar statt und zwar abermals unter reger Betheiligung. Folgende Gegenstände gelangten zur Erörterung. Dr. Böhlau sprach über einen Goldgulden Landgraf Wilhelm's II. aus dem Jahre 1506, sowie über eine Goldmünze Landgraf Karl's von 1686, die Redner unter den Anwesenden umlaufen ließ. Oberstlieutenant z. D. Scheffer stellte eine Anfrage über die Obliegenheiten eines hessischen Generalkriegskommissars, der in den Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts häufiger vorkommt, namentlich, ob die Thätigkeit eines solchen etwa der eines heutigen Generalstabschefs entspräche. Die Beantwortung dieser Anfrage wurde auf den nächsten Unterhaltungsabend im Monat März verschoben. Oberbibliothekar Dr. Lohmeyer legte eine sehr werthvolle englische Uebersetzung der Grimm'schen Hausmärchen vor, welche im Jahre 1823 von Edgar Taylor veranstaltet und von dessen Tochter der Kasseler Grimmgesellschaft geschenkt ist. Im Anschluß daran machte der Vortragende auf Grund eines im Jahre 1748 in Veranlassung eines Erbschaftsstreites aufgestellten Stammbaumes eingehende Mittheilungen über die Familiengeschichte von Jakob und Wilhelm Grimm, deren Vorfahren bis auf den Zentgrafen Thomas Grimm in Bergen (1604) zurückgeführt wurden. Sodann sprach Bibliothekar Dr. Brunner, der Vorsitzende des Vereins, über den angeblich althessischen Kriegsruf Schurri, der als solcher keineswegs historisch beglaubigt sei. Er finde sich in diesem Sinne anscheinend zuerst in dem von Major a. D. von Pfister 1881 herausgegebenen Werke des verstorbenen hessischen Kriegsschriftstellers Maximilian von Ditfurth „Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine während der Jahre 1792, 1793 und 1794“, doch sei nicht zu ersehen, ob die darauf bezüglichen Angaben von dem Herausgeber oder dem Verfasser herrühren und auf welche Belege sie sich stützen. Gebräuchlich sei der Ruf „Schurri“ in einem großen Theil von Hessen in der Bedeutung einer schnellen Bewegung (vgl. auch schurren = glieten). Oberlehrer Dr. Pistor gab eine Uebersicht über seine Forschungen über die hessische Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, welche unter den Landgrafen Friedrich II. und Wilhelm IX. in Kassel ihren Sitz hatte und bis in die westfälische Zeit

bestand. Es war ihre Aufgabe durch Aussetzen von Preisen für praktische Landwirthe und theoretische Erörterungen die Entwicklung des Landbaues und des Manufakturwesens zu fördern. Die Akten und die Korrespondenz der Gesellschaft sind leider nicht mehr vorhanden. Dr. Böhlau und Bankier Fiorino waren in der Lage noch einige Medaillen mit den Bildnissen der genannten Landgrafen vorzuzeigen, welche auf Veranlassung der Gesellschaft als Preise vertheilt waren. Zum Schluß legte Bibliothekar Dr. Brunner die Geschichte des Siegels der Stadt Kassel dar. Dasselbe zeigt um 1225 nur einen Reiter, es ist das landgräfliche Reitersiegel, dessen Annahme auf den Ursprung der Stadt durch landgräfliche Privilegirung hinweist. Später führen die verschiedenen Stadttheile, Altstadt, Neustadt, Unterneustadt und Freiheit ihre besonderen Siegel, ein Thor mit Zinnen, welches bei der Altstadt geschlossen ist, während es bei der Neustadt geöffnet ist und in dem Thor den Löwenschild zeigt. Kurz vor 1467 tritt auf einem Siegel über den Zinnen zuerst ein Kleeblatt entgegen, doch ist diese Aenderung in den alten Stempel nur hineingravirt. Vermuthlich hat die Stadt nach dem Bürgeraufstand von 1464 und nachfolgender Aussöhnung mit dem Landgrafen das Kleeblatt von der landgräflichen Helmzier herübergenommen, um dem Landgrafen ihr Entgegenkommen zu zeigen. Das spätere, noch heute gebrauchte Wappen (blauer Schild mit silbernem Schrägbalken, die beiden Seiten mit silbernen Kleeblättern bestreut) hat sich in mehreren Darstellungen erhalten, welche im Gewerbemuseum zu Kassel aufbewahrt werden. Dieselben stammen von dem alten Rathhaus und dem Hochzeitshaus und gehören der Mitte des 16. Jahrhunderts an. Der Ueberlieferung nach stellt der Schrägbalken die Fuldabrücke, und stellen die Kleeblätter (6 : 7) die Anzahl Hufen Landes auf jedem Ufer des Flusses dar. Sehr wohl möglich ist, daß der Bau der steinernen Fuldabrücke in den Jahren 1509—1512 den Anlaß bot, ein neues Wappen anzunehmen. Man hat viel über die Anzahl der Kleeblätter gestritten, indeß ist dieselbe heraldisch von keiner Bedeutung. Die Ausführungen des Herrn Vorsitzenden, die durch Vorlagen einer Anzahl Photographien und Siegel weiter erläutert wurden, wurden sehr beifällig aufgenommen.

Wechsel im Regierungspräsidium zu Kassel. Am 27. Januar verschied zu Merseburg im Hause seines Sohnes nach langen schweren Leiden unser Regierungspräsident Graf Clairon d'Haussonville im 63. Lebensjahre. Der Verstorbene, bis dahin in gleicher Stellung in Köslin, trat im August 1893 als Nachfolger des jetzigen Unterstaatssekretärs im Reichsamt des Innern Rothe als Präsident an die Spitze der Regierung zu Kassel, wo er als wohlwollender Vorgesetzter und liebenswürdiger Mensch die vollste Anerkennung und Zuneigung aller, welche dienstlich und privatim mit ihm zu thun hatten, im seltenen Maße gefunden hat. Sanft ruhe seine Asche! — Der neue Regierungspräsident zu Kassel, Kammerherr von Trott zu Solz, geboren am 29. Dezember 1845, seit vorigem Sommer in gleicher Stellung zu Koblenz, hat als Landrath von 1892 bis 1894 den Kreis Marburg verwaltet, bis er zum 1. April 1894 als Geh. Regierungs- und vortragender Rath in das Ministerium des Innern nach Berlin berufen wurde. Daß in Herrn von Trott ein geborener Hesse an die Spitze der Kasseler Regierung gestellt ist, werden unsere Leser freudig begrüßen. Aus dem Vorleben des Neuernannten sei hier noch mitgetheilt, daß er in den Jahren 1885 und 1886 sowie 1888 den am 14. Oktober 1888 im indischen Ozean ertrunkenen Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen auf ausgedehnten Orientreisen begleitete.

Rücktritt des Unterstaatssekretärs von Weyrauch. Der Unterstaatssekretär im Kultusministerium D. Dr. von Weyrauch wird zum 1. April aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand treten und sich nach Meldungen Berliner Blätter alsdann wieder in Kassel niederlassen, von wo er im April 1891 aus der Stellung eines Konsistorialpräsidenten in sein jetziges Amt nach Berlin berufen wurde. Unsern hochgestellten Landsmann (geb. 1832 zu Neukirchen) sieht man allenthalben mit Bedauern in den Ruhestand treten, da er sich allgemeiner Hochachtung und Verehrung erfreut. Wünschen wir ihm einen angenehmen Lebensabend im Lande zu Hessen.

Erstaufführung. Bei Gelegenheit der Feier der silbernen Hochzeit des Koburg-Gothaischen Herzogspaares ist als Festvorstellung im Gothaer Hoftheater ein dreiaktiges Märchendrama von Sophie Junghans, unserer Kasseler Landsmännin (vergl. über sie ihre autobiographischen Notizen in den letzten Nummern dieser Zeitschrift), unter dem Titel: „Der geraubte Schleier" zum ersten Male und zwar mit bemerkenswerthem Erfolge gegeben worden.

Stift Wallenstein. Nachdem der bisherige Direktor Graf von der Schulenburg seine

Amt niedergelegt hat, ist der bisherige Koadjutor Landesdirektor Freiherr Riedesel zu Eisenbach als Direktor eingeführt worden.

Todesfall. Am 31. Januar verstarb zu Berlin Elise von Hohenhausen, verwittwete Frau Oberregierungsrath Rüdiger, die älteste deutsche und hessische Schriftstellerin, im 87. Lebensjahre. Sie war als Tochter des westfälischen Unterpräfekten und späteren preußischen Regierungsraths Leopold von Hohenhausen und seiner als Schriftstellerin sehr bekannten Gemahlin Elise, einer Tochter des kurhessischen Generals von Ochs, am 7. März 1812 zu Eschwege geboren. Nach dem Tode ihres Gatten, welcher bereits im Jahre 1862 erfolgte, lebte Elise von Hohenhausen in Berlin, wo ihr gastliches Haus einen Sammelpunkt geistiger Aristokratie bildete. Von ihren zahlreichen Werken ist wohl das bekannteste: „Aus Goethe's Herzensleben. Leipzig 1884." Unsere Leser werden sich der Beiträge gern entsinnen, welche die bereits hochbetagte Verblichene zu den ersten Jahrgängen vom „Hessenland" beigesteuert hat; so 1887 „Ein Besuch in Wilhelmshöhe", „Die Doktorin Diede" und 1889 „Eine Erinnerung an Geibel" (dessen Aufenthalt bei der Familie von der Malsburg auf Escheberg betreffend).

Personalien.

Verliehen: Der Wilhelm-Orden der verwittweten Frau Geheimen Kommerzienrath Henschel zu Kassel; die Rothe Kreuz-Medaille 2. Klasse Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin Wilhelm zu Hanau, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, der Frau Oberpräsident Staatsminister Gräfin von Zedlitz-Trützschler und der verwittweten Frau Geh. Regierungsrath Freifrau von Oeynhausen zu Kassel; die Rothe Kreuz-Medaille 3. Klasse der Frau Buchdruckereibesitzer Albiez, geb. Seelig zu Hünfeld, der verwittweten Frau Konsul Becker, geb. Schöffer zu Gelnhausen, der Frau Professor von Heusinger, geb. Herme zu Marburg, der Frau Sanitätsrath Merkel, geb. Möller zu Ziegenhain, der Frau Emilie Morin und dem Fräulein Karoline von Starck zu Hanau, der Frau Fabrikbesitzer Schröder, geb. Plancke zu Witzenhausen, dem Stabsarzt Dr. med. Reinbrecht zu Wehlheiden; dem Hofmarschall Sr. Königl. Hoheit des Landgrafen von Hessen Kammerherrn von Strahl zu Philippsruhe die Hofmeisterwürde; dem Wirklichen Geheimen Kriegsrath Klemm zu Kassel, bisher Militärintendant des 11. Armeecorps zu Kassel, der Rothe Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub; dem Geheimen Kriegsrath Weber, bisher Militärintendanturrath beim 11. Armeecorps zu Kassel, der Rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Landrath Riesch zu Frankenberg der Charakter als Geheimer Regierungsrath; dem Regierungssekretär Hegewald zu Kassel der Charakter als Rechnungsrath.

Ernannt: Regierungspräsident Kammerherr von Trott zu Solz in Koblenz zum Regierungspräsidenten in Kassel; Regierungsrath Hempfing in Koblenz zum Oberregierungsrath zu Wiesbaden; Kreiswundarzt Sanitätsrath Dr. Brill zu Eschwege zum Kreisphysikus daselbst; Gerichtsassessor von Barbeleben zu Melsungen zum Amtsrichter in Pyrmont; Pfarrer Hülsberg zum Direktor der Erziehungsanstalt zu Wabern; Kandidat Fett zu Gemünden zum einstweilig angestellten Rektor zu Apelern bei Rinteln; Lehrer Bilz zu Wehlheiden zum Hauptlehrer an der kath. Schule daselbst; Lehrer Weber an der kath. Schule zu Hünfeld zum Hauptlehrer daselbst; Güterexpedient Osterroth zu Fulda zum Eisenbahnkassenkontroleur; die Katasterlandmesser Otto in Hannover, bezw. Niedling in Merseburg zu Katasterkontroleuren in Kirchhain, bezw. Gersfeld.

Versetzt: Amtsrichter Baier zu Niederaula nach Rotenburg a. F.; die Katasterkontroleure Steuerinspektoren Lehnert zu Hofgeismar, Deckert zu Kirchhain und Debus zu Gersfeld nach Kassel, bezw. Hofgeismar und Limburg a. L.

In den **Ruhestand** getreten: Eisenbahnsekretär Rechnungsrath Tietz zu Fulda.

Verlobt: Praktischer Arzt Dr. med. Otto Rudolph, Sohn des Landgerichtspräsidenten zu Dessau, mit Fräulein Leonie Schraub, Tochter des Sanitätsraths (Magdeburg, Januar).

Vermählt: Amtsgerichtssekretär Böcken zu Fulda mit Fräulein Anna Leopoldine Schultheis (Fulda, 25. Januar); Rittmeister Freiherr von Lepel in Hofgeismar mit Fräulein von Baumbach (Kassel, Januar).

Geboren: eine Tochter: Pfarrer Ehringhaus und Frau (Fulda, 18. Januar); Fabrikant Johann Schneeweis und Frau (Hanau, 25. Januar); Sekretär Heinrich Nau und Frau Ida, geb. Riester (Kassel, 7. Februar).

Gestorben: Rechnungsrath Anton Theodor Olmer, 65 Jahre alt (Fulda, 20. Januar); Bijouteriefabrikant Philipp Adam Ott, 51 Jahre alt (Hanau, 24. Januar); Regierungspräsident Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath Graf Maximilian Clairon d'Haussonville, 62 Jahre alt (Merseburg, 27. Januar); Stadtkämmerer Heinrich Richard Gies (Neustadt M.-W.-B., 28. Januar); Fräulein Minna Schlitzberger (Kassel, 28. Januar); Landeshospitalvorsteher a. D. Friedrich Quentin (Landeshospital Haina, 29. Januar); Dorette, verwittwete Freifrau von Amelunxen, geb. Mumm (Kassel, 29. Januar); Forstmeister a. D. Karl Wachs, 69 Jahre alt (Kassel, 31. Januar); Oberpostdirektionssekretär Karl Fenner, 29 Jahre alt (Gumbinnen, 31. Januar); Kaufmann Heinrich Koetting, 73 Jahre alt (Kassel, 3. Februar); Landschaftsmaler Adolf Walter, 81 Jahre alt (Kassel, 4. Februar); Fräulein Barbara Elisabeth Günst, 80 Jahre alt (Volkmarsen, 5. Februar): Fräulein Sophie Klinkerfues, 55 Jahre alt (Kassel, 5. Februar); Fräulein Agnethe Röttger, (Hanau, 7. Februar); Pfarrer emer. Peter Bermoser, 65 Jahre alt (Fulda, 7. Februar); verwittwete Frau Schulrath Junghenn, geb. Boehn (Hanau, 8. Februar); Apotheker Ludwig Scherff, 63 Jahre alt (Kassel, 8. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. März 1899.

Abschied!

Einer hat mir's angethan
Von den deutschen Flüssen:
Allerliebste kleine Lahn,
Daß wir scheiden müssen!
Wo als Braut dich grüßt der Rhein,
Hab' ich oft gestanden,
Doch nicht dieser Fleck allein
Hält mein Herz in Banden.

Wo du nimmst den jungen Lauf
Durch das Land der Hessen,
Ragt ein Berg, ein Schloß darauf,
Kann sie nicht vergessen!
Welchen Blick, du altes Schloß,
Oft von deinen Mauern
Mein entzücktes Aug' genoß!
Lasse dich mit Trauern!

Weil statt ird'scher Lust erwählt
Du die Gottesminne,
Hast Du Deinen Leib zerquält,
Heil'ge Büßerinne!
Frommer Wahn und Lustverzicht
Will mir schlecht behagen,
Deinen Dom so stolz und schlicht
Sah ich gerne ragen.

Stätte hoher Wissenschaft,
Hier hat Geist und Ohren
Mir gelabt die Redekraft
Weiser Professoren.
Und der muntern Lieder Klang,
Der aus junger Kehle
Enge Gassen scholl entlang,
Hielt mir jung die Seele.

Wenn der Bursch von dannen zieht,
Will das Herz ihm springen;
Hör' dich trauernd, letztes Lied,
Hinter mir verklingen.
Wo sich immer Jahr für Jahr
Mir der Lenz erneue,
Werd' ich, Marburg, immerdar
Denken dein in Treue!

Walther Ribbeck.



Seume's Beziehungen zu Hessen.

(Mit Benutzung neuer Quellen.)

Eine literar-historische Skizze von Wilhelm Schoof.

Die Lebensbeschreibungen, die wir bisher über Seume und seine mannigfachen Beziehungen zu dichterischen Persönlichkeiten und besonders zu Hessen hatten, waren alle mehr oder weniger unzuverlässig und unvollständig. Erst neuerdings (1898) ist eine sehr umfangreiche, neue Biographie*) über ihn erschienen, die durch das ungemein fleißig zusammengetragene Material von Briefen und Nachweisungen aller Art uns neuen Aufschluß über Seume's Charakter und Beurtheilung liefert und auch über seine Beziehungen zu Hessen neues Licht verbreitet.

Es ist bekannt, daß durch Seume die Mär von dem Seelenverkauf Friedrich's II. in Deutschland zuerst allgemeine Verbreitung gefunden hat. Erfunden hat er sie allerdings nicht. Schon im Juni 1776 schrieb Friedrich der Große in einem Brief an Voltaire „der Landgraf von Hessen habe seine Unterthanen wie Schlachtvieh an die Engländer verkauft". Durch Voltaire und nach ihm durch Mirabeau, und nach diesen besonders durch Seume in seiner Selbstbiographie erlangte das Gerücht damals allgemeine Geltung.

In seiner Selbstbiographie „Mein Leben" (Leipzig 1813, mit Fortsetzung von C. A. H. Clodius) hat uns Seume berichtet, wie er Ende Juni 1781 von der Leipziger Universität entlaufen, um zunächst nach Paris, dann nach Metz zu gehen und hier in die französische Artillerieschule einzutreten. Den zweiten Abend blieb er in einem Dorfe vor Erfurt und kam am dritten Abend nach dem Dorfe Vacha, wo er in die Hände hessischer Werber gerieth. Die näheren Umstände verschweigt er wohlweislich in seiner Selbstbiographie, er begnügt sich mit den wenigen Worten „den dritten Abend übernachtete ich in Vach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, durch seine Werber die Besorgung meiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhain, Kassel und weiter nach der neuen Welt".

*) O. Planer u. C. Reißmann, „Joh. Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften." Leipzig 1898. 724 S.

Daß Seume sich freiwillig anwerben ließ, wenn auch anfänglich gegen seinen Willen, ist unschwer zu errathen. Er hatte von Jugend auf eine Vorliebe für den Soldatenstand und, in der Welt noch gänzlich unerfahren, ließ er sich nach einigem Widerstreben gern für einen Beruf anwerben, der von jeher seiner Neigung am entschiedensten zusagte, und durch den ihm nach dem System damaliger Zeit durch die listige Freundlichkeit eines Werbeoffiziers mancherlei Lockungen in Aussicht gestellt wurden. Vielleicht mag man ihn auch durch fleißiges Zutrinken im Wirthshause in seinem Plane bestärkt haben, bis er, halbberauscht, mit ihnen auf das Wohl des hessischen Landesherrn anstieß, und somit die Formalitäten der Werbung erfüllt waren. Daß bei der Werbung List im Spiel gewesen sei, ist möglich und lag in der Art aller damaliger Werbungen. Jedenfalls entbehrt die Behauptung, daß er von hessischen Werbern vergewaltigt worden sei, wie er in seiner Selbstbiographie und in einem 1789 erschienenen Schreiben aus Amerika nach Deutschland darzulegen suchte, absolut jeder Grundlage und ist bereits von andern Seiten*) treffend widerlegt worden. Er selbst widerspricht sich geradezu in seinen Behauptungen, denn in einem neuerdings mitgetheilten Brief vom 2. Mai 1782, den er kurz vor der Abfahrt der Transportschiffe nach Amerika auf der Weser bei Bremen an seinen Gönner, Graf Hohenthal in Leipzig, schreibt, heißt es:

„Ich bin jetzo hessischer Soldat, und ziehe in den Krieg nach Amerika. Die Ehre gewisser Personen verbietet mir, Ihnen die Ursache zu

*) Vgl. „Friedrich II. und die neuere Geschichtsschreibung. Ein Beitrag zur Widerlegung der Märchen über angeblichen Soldatenhandel hessischer Fürsten." Zweite, mit einer Beleuchtung Seume's vermehrte Auflage. Melsungen 1879. — Hugo Frederking, „Der Wahrheit die Ehre! Ein offener Brief zu den verleumderischen Behauptungen des Dichters Gottfried Seume über den hessischen Landgrafen Friedrich II." Bromberg 1889.

melden, warum ich Leipzig verlassen. Ich bin ein junger Mensch, der in den Jahren steht, wo man Erfahrungen lernen kann und soll. Ich halte also meine jetzige Lage noch nicht für unglücklich, nur für fatal; vielleicht ist mir das Glück günstig, vielleicht nicht. Glauben Sie nicht, daß ich nunmehr meine Studien bei Seite setzen werde. Ich habe Gelegenheit zu lernen. Ich habe Bücher bey mir, und halte Wissenschaften für das beste Hilfsmittel zu Unternehmungen".

Dadurch giebt er einmal selbst zu, daß er nicht ungern hessischer Soldate war und zum Andern widerlegt er die später in seiner Selbstbiographie offenbar in gehässiger Weise gemachte Behauptung, daß er ein Leben führte, „das der Galeerensklave gar nicht beneiden wird", oder daß er dort „der Sklave eines barbarischen Söldnerthums" gewesen, sondern daß er stets mit der größten Milde und Rücksicht behandelt wurde, und daß ihm neben seinem Dienst große Freiheit für seine wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten blieb. Ebenso sind noch andere Angaben über seine hessischen Erlebnisse, wie z. B. die, daß ihm als einem Bürgerlichen die Beförderung zum Offizier verschlossen gewesen sei, theils von ihm selbst aus neuerdings veröffentlichten Briefen, theils von andern Personen widerlegt worden.

Weit sympathischer wird uns Seume's Charakter durch seine Freundschaftsbeziehungen zu einem (allerdings heute längst vergessenen) hessischen Dichter, dem Lieutenant Karl Ludwig August Heino von Münchhausen-Oldendorf, der als Freiwilliger damals den amerikanischen Feldzug mitmachte. Münchhausen stammte aus dem Geschlecht derer von Münchhausen-Oldendorf und war 1759 auf einer Weserinsel in der Grafschaft Schaumburg geboren, trat 1780 in kurhessische Dienste, machte als hessischer Lieutenant die amerikanische Expedition mit und wurde nach seiner Rückkehr 1788 als Kapitän zum hessischen Jägerbataillon versetzt, machte die Revolutionskriege mit und verlor bei der französischen Invasion seine Stelle (1806). 1813 trat er wieder in die Dienste des Kurfürsten von Hessen, gab aber noch im selben Jahre seine Stelle auf und zog sich nach einer schweren Krankheit auf die alte Familienburg Swedestorp zurück und starb daselbst als kurhessischer Oberst-Lieutenant a. D. am 16. Dezember 1836. Er war vermählt mit Marianne Luise Elonore Schenk zu Schweinsberg, Tochter des hessischen Obereinnehmers, Geh. Raths und Kammerherrn Ludwig Karl Schenk zu Schweinsberg. (Näheres bei Strieder, 18. Bd., S. 387 ff.) Von seinen Dichtungen sind hervorzuheben: Die Sympathie der Seelen, ein Drama, komponirt von dem Kasseler Komponisten E. G. Grosheim (Kassel 1791); Rückerinnerungen von Seume und Münchhausen (Frankfurt 1797), eine Gedichtsammlung, die je drei Gedichte von Münchhausen und Seume und eine Vorrede von ersterem enthält; Versuche prosaischen und poetischen Inhalts (Neustrelitz und Leipzig 1801), und sein Bardenalmanach der Deutschen (mit Gräter herausgegeben, Neustrelitz 1802).

Als Dichter war er für die damalige Zeit nicht unbedeutend, wenn er auch mit Seume nicht wetteifern konnte. Er war u. a. mit Gedichten im Göttinger Musenalmanach von 1798, 1799, 1800, 1801, in Voß' Musenalmanach von 1800, im N. T. Merkur von 1799 (mit einem Sonnett an Frau von La Roche), in Wildungen's Taschenbuch rc. vertreten. Er war ein Schüler Tischbein's und in der Malerei, Zeichenkunde und Mathematik sehr bewandert, hatte dagegen eine hohe Schule oder Universität nie besucht.

(Fortsetzung folgt.)



Selbstbiographische Notizen

von Sophie Junghans.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Von meinem Aufenthalt in England hätte ich das Folgende nicht unerwähnt lassen sollen. Ich hatte dort in Rugby, wo die eine der drei head-schools von England, der Alumnate mit Gymnasialcharakter, sich befindet, lateinisch zu lernen begonnen und sogar im Jahre 1868 ein Examen in dieser Sprache und in römischer Geschichte vor dem local board der Cambridge Society of Arts abgelegt, d. h. vor Professoren der Rugbyschule, und mit „gut" bestanden. Auch ein Grund der Dankbarkeit gegen England für mich! Denn die Kenntniß des Lateinischen, die mir wenigstens ermöglicht, die Dichter und Schriftsteller — wie z. B. Tacitus — mit Genuß zu lesen, wenn ich auch im lateinischen Aufsatz wohl schlecht bestehen würde, diese Kenntniß

der herrlichen Sprache, vermöge deren ich mit meinem Sohne an seinen im Gymnasium gelesenen Autoren, besonders dem Ovid und Horaz, mich erfreuen konnte, wie sehr hat sie doch auch mein Leben bereichert!

Noch während ich an der Schule war, entstand meine erste Erzählung: „Verflossene Stunden". Sie trägt den Verlegernamen E. J. Günther, Leipzig 1871; dort ist sie in einem Bande erschienen. Vermittelt hatte diesen Abschluß mit dem Verleger ein Freund, den ich damals gewonnen hatte, der kaum erst als Direktor des jetzigen Realgymnasiums nach Kassel gekommene herzensgute Friedrich Kreißig. Auch ihm bin ich viel Dank schuldig; wirkte er weniger zur Steigerung meiner Bildung mit, so vermittelte er dafür meinen Eintritt in das Schriftstellerthum von der praktischen Seite: auch er ist mir ein uneigennütziger, reinherziger Freund gewesen.

Von unberechenbarem Werthe für mich war damals dieses erste Gelingen. Ich erhielt, wenn mir recht ist, hundert Thaler baar für das Bändchen. Und diese dreihundert Mark machten einen größeren Eindruck und waren jedenfalls von einschneidenderer Bedeutung für mich, als die fünfzigfach größeren Summen, die ich später von unsern großen Familienblättern für Erstabdrücke meiner mehrbändigen Romane erzielte.

So weit war ich damals indessen lange, lange noch nicht. Und doch gewann ich damals den Muth, meine Existenz nunmehr auf die Schriftstellerei zu basiren und den schwer lastenden, mir in jeder Beziehung unsympathischen Lehrberuf fahren zu lassen. Ich gab meine Stelle an der Töchterschule auf, zum Bedauern, wie ich wohl sagen darf, des von mir herzlich geschätzten Direktors Hölting, und hatte nunmehr meine Sache auf nichts gestellt. Ich war damals fünfundzwanzigjährig, also im Vollbesitze meiner Kraft, da mochte der verwegene Entschluß erklärlich scheinen. Wer mir aber in demselben völlig beistimmte, durch keinen Schatten des Vorwurfs oder der Besorgniß mir das Herz schwer machte, mich vielmehr dazu antrieb, mich der drückenden Fessel zu entledigen, das war meine Mutter, und niemals werde ich ihr auch das vergessen!

Von jetzt an lebte ich also von meiner Feder, und siehe da, es ging. Ich schrieb erst kurze Novellen, die ich aber schon von da an ohne jegliche Vermittelung an Redaktionen verkaufte, dann meinen ersten Roman „Käthe" (Leipzig, S. Hirzel, 1876). Diesen erwarb die Kölnische Zeitung, und als Buch gab ihn später zu meinem Stolze S. Hirzel heraus, noch der alte Dr. Salomon Hirzel, der Verleger Gustav Freytag's, selber, der bei der Lektüre des Romanes in der Köln. Ztg. großes Gefallen an dem Werke gefunden hatte.

Von jenem Jahre 1871 ab brachte ich mehrere Winter in Berlin zu, während ich die übrige Zeit des Jahres hindurch ruhig zu Hause in Kassel bei der lieben Mutter und den Geschwistern lebte. In Berlin ist dann die damalige literarische Welt in verschiedenartigen bedeutenden und liebenswürdigen Vertretern in meinen Gesichtskreis eingerückt. Ich verkehrte im Hause des damaligen Kladderadatsch-Redakteurs Ernst Dohm; an Julius Stettenheim von den „Wespen" war ich sogar durch Altmüller empfohlen und verbrachte angenehme Stunden in seiner Häuslichkeit, sowie in der von Julius Rodenberg.

Die Krone meines damaligen Berliner Verkehrs aber bildete ein anderes Haus, das des Professors Hermann Grimm, des Sohnes von Wilhelm Grimm. Wie so vieles Gute, verdankte ich den Zutritt zu dieser ziemlich exklusiven Familie der Empfehlung Altmüller's, und ich hatte das Glück, daß mich Frau Grimm liebgewann und mir viele herrliche Tage bereitete. Diese unvergeßliche Frau, Gisela, war eine der drei Töchter der Bettina von Arnim; ihre Schwestern waren die Gräfinnen Oriola und Flemming; diese habe ich nicht kennen gelernt.

Aber mit anderen merkwürdigen und interessanten Leuten durfte ich verkehren. Einen Abend, der bei ihm jedenfalls, bei mir aber nicht in Vergessenheit gerathen ist, brachte ich mit dem Historiker Theodor Mommsen dort zu und hatte die Ehre, von dem alten Herrn später nach Hause geleitet zu werden. Ich wohnte damals in der Friedrichstraße, vier Treppen hoch, bei einigen Engländerinnen. Und die Unterhaltung Mommsen's auf diesem Heimwege hatte mich so begeistert und der Gegenwart entrückt, daß ich jene vier Treppen hinaufschoß und noch die fünfte dazu, ohne es zu merken, bis ich mich vor der Bodenthüre des Hauses fand.

Eine Erscheinung, die sich mir ferner tief eingeprägt hat, war die alte Excellenz George Bancroft, amerikanischer Gesandter in Berlin; ob damals noch, erinnere ich mich nicht. Auch er war Gast am Grimm'schen Theetisch, und ich durfte neben ihm sitzen. In seiner Begleitung war damals ein junger Emerson, Sohn des geistreichen Essayisten. Und wenn die geistige Bildung über den Vereinigten Staaten im allgemeinen nur in sehr dünnen Lagen vertheilt zu sein scheint, so sind dafür diejenigen Amerikaner, die deren ein reiches Maß besitzen, auch Menschen von ganz besonders schöner Ausgeglichenheit des Wesens, und das waren diese beiden.

Ich hatte in jenen Jahren außer einigen längeren Novellen, die Rodenberg in schmeichelhafter Weise für seinen „Salon" erworben, wie gesagt auch den Roman „Käthe" geschrieben und gut verkauft und durfte mich nun auch in meiner pekuniären Lage nach und nach freier und sicherer fühlen. Wie jeden gebildeten Menschen hatte es mich von jeher nach Italien gezogen; jetzt hinderte mich niemand und nichts, dies Land der Sehnsucht kennen zu lernen. Im Mai 1876 geschah es, da zog ich in Florenz ein, in die Blumenstadt, zwischen deren hohen Palastmauern zwar im Mai schon die Hitze brütete, während fast betäubender Duft von den Blumenmassen, die an den Steinsockeln der Palazzi zum Verkaufe gehäuft lagen, ausströmte.

Ich hatte von Berliner Freunden eine Empfehlung an Ludmilla Assing, damals Frau Assing-Grimelli, die Nichte Varnhagen's von Ense und viel berufene Herausgeberin seines Tagebuches. Sie lebte in Florenz in einem schönen eignen Hause mit großem Garten und sah viel Leute bei sich. Ludmilla Assing mag gewesen sein, wie sie will — und daß man sie als eine schöne, duftige Blüthe jener Berliner Literatur-Epoche der Varnhagen, Alexander von Humboldt ꝛc. hätte bezeichnen können, will ich nicht behaupten — mir hat sie Güte und Gefälligkeit gezeigt, als ich mich damals in Florenz für einige Zeit heimisch zu machen suchte. Und sie hat die vermessene Thorheit, dreiundfünfzigjährig und wahrlich nicht schön sich mit einem fünfunddreißigjährigen italienischen Offizier als Gattin zu verbinden, später schwer büßen müssen; er, der unglückliche Mann, seinen Schritt ächt italienischer Berechnung übrigens auch.

Ich nahm damals in Florenz ein Zimmer bei Deutschen, in einem großen kühlen Haus an der engen Piazza dei Giuocchi, im Herzen der Stadt, und begann nun in ihren Kunstschätzen im wahren Sinne des Wortes zu schwelgen. Und meine spätere Bekanntschaft mit anderen italienischen Städten und Gegenden, die sich bis Paestum erstreckte, hat niemals meine Vorliebe für Toskana, dies lebendig gebliebene Mittelalter seiner baulichen Signatur nach, verlöschen lassen. Manchmal begreife ich kaum, daß schon zwanzig Jahre und mehr verflossen sind, seit ich das alles gesehen habe, so greifbar deutlich stehn die Ufficien und die Säle des Palastes Pitti, die einzelnen Bilder dort, ja die Plätze, wo sie hängen, vor meinem Gedächtniß. Fast noch lieber als in den Bildergallerien aber verweilte ich in den Kirchen. Stunden und Stunden versaß ich dort, vor den Fresken des Ghirlandajo in der Maria Novella, vor Altarbildern in Seitenkapellen, vor alten Bildwerken; ich sehe noch in seinen leuchtenden Farben das Gemälde des Philippo Lippi in einer Kapelle der Badia, wie die heilige Jungfrau dem heiligen Bernhard in einer Wüste zackiger Felsen erscheint, oder in Santo Spirito die wundervolle Vermählung der heiligen Katharina mit dem Jesusknaben. Ich schreibe dies alles aus dem Gedächtniß, ohne Zuhilfenahme eines Buches; hoffentlich werden meine Augen dies alles noch einmal schauen, sollte es aber nicht sein, so werden mich jene schönen Erinnerungen, so lange ich zu denken vermag, begleiten, und das wird hoffentlich bis zu meinem Tode sein.

In Florenz blieb ich dreiviertel Jahre, mit Ausnahme von vier Wochen im Spätherbst, die ich in dem wunderbaren Siena zubrachte. Außer einigen sehr gebildeten deutschen Häusern — ich nenne das, welches der Schriftsteller Professor Karl Hillebrand zusammen mit seiner Freundin Madame Laussot machte — öffneten sich mir auch mehrere italienische; ich erinnere mich z. B. des Neujahrsabends auf 1877, den ich in der Familie des Professors de Gubernatis zubrachte, in eigenthümlicher Gesellschaft, zusammen mit einem hinterindischen Fürsten nämlich, seiner bräunlichen Gemahlin und einem etwas affenartigen Töchterchen. Beinahe mehr noch als diese exotische königliche Hoheit aber machte mir ein Anderes Eindruck: der Reichthum an deutschen Werken in der Bibliothek unseres Wirthes; de Gubernatis war überhaupt recht der Typus des Gelehrten. Von Uhland standen z. B. da keineswegs nur die Dichtungen, sondern auch die Ergebnisse seiner germanistischen und damit verwandten Forschungen in einer Reihe von Bänden.

Ein späteres Ergebniß meines Florentiner Aufenthaltes war der Roman „Die Gäste der Madame Santines" (Leipzig, Karl Reißner, 1884). Derselbe ist wie alle meine Romane völlig erfunden, doch darf ich wohl mittheilen, daß zur Madame Santines und ihrem Gatten ein merkwürdiges Ehepaar bis zu einem gewissen Grade Modell gesessen hat: Frau Karoline Unger-Sabbatier, die frühere berühmte Sängerin, und ihr Gemahl, der französische Gelehrte Sabbatier. Sie wohnten in einer Villa oberhalb Fiesole, machten ein vornehmes Haus, und ich war ein paar mal ihr Gast. Meine „Gäste der Madame Santines", alle jene Personen des Romans, sind deshalb nicht weniger nur Geschöpfe meiner Einbildungskraft, ganz und gar von mir erdacht, sowie ihre Schicksale auch.

Ich kööft' mer en selwer.

(Schwälmer Mundart.)

Ich honn mol so hengerem Fänster gestieh [1])
Ö honn in de Goare gegückt.
Do stohle die Spatze; es wor net mieh schie.
See honn, bos ze frässe, geschlückt:
Dos junge Geplahnz, dos noch zört wor ö klee,
Bis robb off dos Wärzelche schnawwelte see.

See lüsse sichs schmäcke ö wonn üch so froh,
Äs härre see Hößig [2]) ö Dahnz. —
Die Zwewweln, dos Griewärk [3]) gückt kinner mer o.
Das lusse die Racker schie gahnz
Ö zwelchte: „Bos Griewärk? Dos Griewärk dä Gäns!"
Ö wippte die Fettche ö schnippte die Schwänz.

Off eemol do krawwelt es henger dr Heck.
Bär wor es? Dr Rühwatz, dr Cloos,
Kroch barwes ö boarhööpt offm Büch dorch ee Leck
Ö wor nür i Hem ö i Hos.
Hä goll äs verroffe, äs Säffer, äs Lomp
Ö schlühk sich dorchs Läwe met Kneff nür ö Pomp. —

Ö prrrr! wonn die Spatze all off ö dävo.
Dr rechtige Spetzbüw, dr Cloos,
Na gückt sich äscht alle die Sächelche o;
Da krabscht hä ö rabscht hä droff los.
Bos gest de! Bos höst de! [4]) Bo Zwewweln ö Lööch,
Bo Mährn ö vom Neßche [5]) do hamstert' hä ööch.

Do stong ich ööch beijem, ö Cloos daht in Satz,
Äs härren ee Gäulshäns gegiekst [6]).
Da plarrt [7]) hä mich o bie ee Ratt ee groß Katz
Ö höt bie ee Forkel gequiekst:
„Ich honn nür ee winkche ahl Neßche gesücht
Ö Griewärk, Härr Nochber, bos ehr net mieh brücht."

Bos soll' ich nü mache? — Ozeege [8])? Ach, nee!
Ich kööft' mer en selber ö säht:
„So — Rühwatz, dü Nautnotz, mer seng etzt allee.
Es sit [9]) ins kin Knächt ö kee Mähd.
Heei, namm dos! dü Raiwer, dü Ratz!
Dü gest o dos Griewärk! Dos düt jo kin Spatz."

Kurt Kuhn.

[1]) gestanden; [2]) als hätten sie Hochzeit; [3]) Lauch. [4]) Was gibst du! Was hast du! sind Redensarten. [5]) Von den Möhren (gelben Rüben) und vom Nüßchen (Schmalzkraut); [6]) als hätte ihn eine Gaulswespe (Hornisse) gestochen; [7]) stierte; [8]) anzeigen; [9]) sieht.



Auch einige Erinnerungen an 66.

Dem Schreiber dieser Zeilen, damals Student im dritten Semester in Marburg, kamen die Ereignisse des Jahres 1866 recht überraschend — dasselbe waren sie ja auch für viel bedeutendere Leute, besonders jenseits des Rheins.

Alle vorangehenden diplomatischen Verwickelungen hatten mich ebenso wenig berührt, als wenn sie in Hinterindien vor sich gegangen seien, und es wurde als eine prächtige Abwechselung in dem auch sonst lustigen Leben begrüßt, als von Montag den 11. Juni an täglich mehreremals Extrazüge mit Oesterreichern — die von Schleswig-Holstein zurückgenommene Brigade Kalik — durch Marburg kamen. Selbstverständlich hörte damit jeder Kollegbesuch auf; wir, einige meiner Freunde und ich, verlegten das „Hauptquartier" in die Bellevue am Bahnhof, (die jetzige Nicolai'sche Wirthschaft, damals das einzige Haus zwischen dem Bahnhof und der Stadt), spielten Skat und unterbrachen diesen blos, wenn wir wieder einen Zug Oesterreicher „abnehmen mußten". Da fast jedes Mal die Truppen auch verpflegt wurden, so biederten wir uns mit den österreichischen Offizieren an und wurden sehr preußenfeindlich.

In diese Zeit fiel einer der mineralogischen Ausflüge des so sehr beliebten und hochgeachteten Professors, nachmaligen Geheimraths Duncker, und es war gewiß auch ein Zeichen für die Beliebtheit dieses prächtigen Mannes, daß, trotzdem die Oesterreicher „noch nicht alle" waren, wir uns doch am Ausflug betheiligten. Bei dieser Gelegenheit gab der von uns hochgeehrte Herr einen kleinen Vortrag über die augenblickliche politische Lage und brachte damit etwas Klarheit in unsere Köpfe.

Freitag den 15. gegen Abend kamen die letzten Oesterreicher durch; es war ein sehr, sehr langer Extrazug mit Kranken, die aus einem Altonaer Lazareth „evakuirt" waren. Merkwürdigerweise erinnere ich mich gar nicht mehr, Aerzte dabei gesehen zu haben. Dagegen hatten wir alsbald mit zwei Offizieren eine sehr fröhliche Kneiperei; der eine war der Zugkommandant, ein alter Artilleriekapitän, der andere ein Infanterielieutenant Wuledič. Dieser, Kroate, wie er uns sagte,

ein sehr netter junger Mann, hörte sehr vergnügt, daß wir ihm sagten, wir hätten uns unter Kroaten Leute vorgestellt, die Kinder am Spieß brieten und dann noch halb lebendig verzehrten. Nach vielleicht einer Stunde wurde zum Weiterfahren geblasen, als dem Hauptmann noch eine Meldung gemacht wurde, die ihn veranlaßte, am äußersten Ende des Zuges noch etwas nachzusehen. Als er zurückkam, setzte sich der Zug in Bewegung, ehe er seinen Wagen erreichen konnte und da die meisten anderen Güterwagen waren, so konnte er auch nicht gut aufspringen — kurz, der Zug fuhr ruhig ohne den Herrn Hauptmann ab, doch beunruhigte ihn das sehr wenig, er bestellte sich einen Extrazug, und bis dieser bereit war, um ihn nach Gießen weiter zu fahren, tranken wir mit ihm weiter.

So war es vielleicht 9—10 Uhr geworden, als der damalige Bahnhofsvorsteher, Herr Ingenieur Ehrhardt, uns die Nachricht brachte, es sei ein Ultimatum an den Kurfürsten gestellt, das bis 3 Uhr Nachts beantwortet werden solle; der Kurfürst solle entweder seine Neutralität erklären, oder die Preußen würden einrücken. — Natürlich beschlossen wir bis 3 Uhr überzukneipen, denn das Hauptgefühl war doch eine gewisse Freude darüber, daß mit dem Abzug der letzten Oesterreicher der Radau noch nicht zu Ende war. Doch war es mir nicht möglich nach „der letzten Tage Qual“ auszuhalten, und ich ging zu Bett.

Am anderen Morgen weckte mich meine alte Hauswirthin, Frau Keppler („Ose Kepplersch“) gegen ½8 Uhr: „Ach Herrje, ach Herrje, hawwe Se's dann schon geheert? Dreißigtausend Preußen komme her und zwanzigtausend uf Kirchhain, ewe hat's der Nill ausgerufe.“ Mein Leichtsinn, diese schreckliche Nachricht mit den Worten „das ist ja ein wahrer Segen“ hinzunehmen, war ihr unbegreiflich. Ich schalte erläuternd ein, daß ich damit bloß meiner Freude über den weitern „Feetz“ Ausdruck geben wollte, daß mir aber die Voraussetzung eines großen Segens, der von Preußen für uns blinde Hessen zu erwarten war, damals durchaus fern lag.

Natürlich war ich in ein paar Augenblicken auf der Straße und lief in die Bellevue, weil man hier, neben dem Bahnhof, doch immer die neuesten und sichersten Nachrichten erwarten konnte. Mein Eifer wurde denn auch dadurch belohnt, daß ich gerade dazu recht kam, wie ein Bataillon Meininger durchfuhr. Eine halbe Stunde später brachte dann der Wirth in der Bellevue die sensationelle Nachricht, daß die unglücklichen Meininger bei Lollar in einen von den Bayern gelegten Hinterhalt gefallen und alle zusammengehauen seien, woraus man sehen kann, daß damals die sonst harmlosen Menschen, wozu der gute Louis Eucker gewiß gehörte, arg logen.

Doch wurde es jetzt, Morgens gegen 10 Uhr, recht langweilig, die Preußen kamen gar nicht. Sehr strategisch beanlagte Studenten stiegen auf Spiegelslust — vom Schloß natürlich gar nicht zu reden — kamen aber mit der betrübenden Nachricht wieder: es sei noch nichts zu sehen. Aengstliche Gemüther reisten noch mit den letzten Zügen oder auch schon zu Wagen ab. Einige Studenten dagegen, die es gar nicht erwarten konnten, verabredeten sich Mittags bei Tisch im „schmutzigen Finger“ und fuhren in der Richtung nach Gießen mit einem Wagen entgegen. Jedenfalls stand bis gegen 3 Uhr soviel fest, wenn sie kamen, dann kamen sie von Gießen her. Infolge dessen sammelte sich eine große Menge Studenten im Schützenpfuhl. Endlich, als es bald dämmerig wurde, „kam der Feind“, — vorläufig recht harmlos: vier fußkranke Preußen in einer Gießener Droschke fuhren ganz ruhig nach Marburg hinein. Dann kam aber bald dahinterher eine Kompagnie Infanterie und ein Zug Trierer (hellblaue) Husaren unter Führung eines Hauptmanns vom Generalstab. Vor dem Schützenpfuhl war „Rendezvous“, dabei wurden Proklamationen an die „hessischen Brüder“ vertheilt. Daß natürlich jeder von uns bald eine solche in Händen hatte, versteht sich von selbst. Dann wurde scharf geladen und die Kolonne setzte sich in Bewegung: voran eine Spitze von zwei Husaren mit schußfertig auf dem Knie gehaltenen Karabinern, dann die Husaren und dahinter die Infanterie. Auf dem Marktplatz wurde Halt gemacht, und ich kann mich dann nicht erinnern, daß danach noch etwas Anderes sich ereignet hätte, was sich von dem, wie etwa eine Manövertruppe im Frieden einquartiert wird, unterschied. Nur waren die Soldaten sehr müde, denn ich erinnere mich nicht, Abends in den Wirthshäusern solche gesehen zu haben.

Dagegen waren aber die Wirthschaften deshalb nicht leer. Ich selbst saß Abends mit einigen Freunden in der Broeg'schen Brauerei. An einem anderen Tische der damalige erste Assistent der Roser'schen Klinik, Herr K., ein Herr von imponirendem Aeußeren, mit einigen älteren Medizinern. Natürlich wurde von weiter nichts gesprochen als von dem großen Tagesereigniß und dabei auch die Proklamation kritisirt. Bekanntlich begann diese: „Hessische Brüder! Wir kommen nicht als Eure Feinde. . . . laßt Euch nicht von den Organen einer verblendeten Regierung täuschen“. — Nun bestand damals, mit

Ausnahme von den Verbindungskneipen, Feierabendstunde und es wiederholte sich allabendlich, daß irgend ein hellblauröckiger Polizeidiener um 11 Uhr in die Kneipe kam und sagte: „Meine Herren, es ist Feierabend". Nach einer Viertelstunde kam er wieder: „Meine Herren, ich muß sie ernstlich auffordern, nach Hause zu gehen", schließlich um ½12 Uhr drohte er: „Meine Herren, wenn sie jetzt nicht nach Hause gehen, muß ich Sie aufschreiben." Das war nun auch heute so; als der Polyp aber zum dritten Male kam, trat Dr. K. ein paar Schritte auf ihn zu und sagte, mit dem Finger auf die Thür zeigend: „Sie Organ einer verblendeten Regierung, wollen Sie sofort das Lokal verlassen", worauf sich der Schnurre sehr beschämt zurückzog — wir aber saßen bis — doch davon schweigt des Sängers Höflichkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Der Mord beim Hainhof. Wenn wir von Hesseldorf nach Wächtersbach wandern, gelangen wir nach kurzer Zeit an eine Stelle, wo sich die Straße um den sanften Abhang des dahinter aufsteigenden Geländes herumwendet und nun entschieden die Richtung nach rechts einschlägt. Ein gar liebliches Bild bietet sich hier dem Auge des Beschauers dar. Das enge Thal, das uns von Hesseldorf herunter begleitete, hat sich plötzlich erweitert, eine offene, grüne Aue breitet sich vor unseren erstaunten Blicken aus, rings von wohlangebauten Fluren umsäumt, die Zeugniß ablegen von dem Fleiße des Landmannes. Dicht zu unseren Füßen schlängelt sich wie ein glänzender Silberstreifen in mannigfachen Windungen die Bracht, das anscheinend so sanfte, aber nur zu oft mit der Gewalt des Hochwassers das weite Thal überfluthende Kind der heimathlichen Berge. Von drüben grüßen Neudorf und Aufenau herüber, zwischen beiden die Kinzigmühle, und ganz rechts lugen noch aus einem Seitenthälchen einige Dächer von Wächtersbach hervor. Im Hintergrunde umrahmen die dunkeln Forsten des höhenreichen Spessarts dieses reizende landschaftliche Gemälde. Hier, am Ende einer muldenförmigen Einsenkung lag in früheren Zeiten der Hainhof, mit seinen Gebäulichkeiten hart an die vorbeiführende Straße stoßend. Kein Stein bezeichnet mehr seine ehemalige Stätte, spurlos ist er von der Erde verschwunden und der Pflug geht darüber hin. In dieser Gegend ereignete sich das im Folgenden Berichtete. Die der Erzählung zu Grunde liegende Quelle ist das alte Wächtersbacher Gerichtsbuch, welches mit dem Jahre 1504 beginnt und noch manches andere Bemerkenswerthe enthält.

Es war am 26. Oktober 1595. An diesem Tage, einem Sonntage, entdeckten junge Burschen aus Hesseldorf in der Bracht, nahe am „Hainbrunnen", den entseelten Körper eines anscheinend ermordeten, ihnen unbekannten Mannes. Sie benachrichtigten sofort den damaligen Keller Peter Wehner, den Vorsitzenden des Schöffengerichts zu Wächtersbach, dem auch Hesseldorf und Weilers unterstanden. Eilends machte er sich mit einigen Schöffen und dem „Balbierer" Hans Wies auf, um den grausigen Fund zu besichtigen und die erforderlichen gerichtlichen Erhebungen anzustellen. Sie fanden den Todten bereits auf's Land gezogen, bekleidet mit einem gestrickten, mit Bendeln besetzten Wams, zwei übereinander gezogenen Leinwandshosen und zwei Beidergewandshemden, Strümpfen und Schuhen. Der Kopf war ihm im Genick eingeschlagen und mit Blut überlaufen, die Haut am Kopfe und den Händen zerschunden, dazu Bart und Kopfhaar ganz ausgefallen bezw. ausgerissen. In der rechten Hosentasche fand man zwei Stück Speck, in der linken u. A. zwei Messer. Da die Persönlichkeit des auf so traurige Weise aus dem Leben Geschiedenen nicht festgestellt werden konnte, der bereits in Verwesung übergegangene Leichnam auch einen entsetzlichen Geruch verbreitete, so wurde er alsbald durch die Hesseldorfer beim Hainbrunnen begraben.

Andern Tages kam Hans Kistner, in dem benachbarten Neudorf wohnhaft, nach Wächtersbach zu vorgenanntem Keller, mit dem Ansuchen, den gestern Beerdigten nochmals auf seine Kosten ausgraben zu lassen, weil derselbe höchst wahrscheinlich ein seit etlichen Wochen verschwundener Vetter von ihm sei. Dieser, noch ledigen Standes, habe sich einige Jahre bei ihm aufgehalten, dem Tagelohn nachgehend, sei aber von dem am 28. September abgehaltenen Orber Schießen, wo er zuletzt gesehen worden, nicht wieder nach Hause zurückgekehrt. Dazu habe der Verschwundene die Gewohnheit gehabt, stets ein Paar Messer mit sich zu führen, die seiner Meinung nach mit den bei dem Todten gefundenen identisch wären. Die herrschaftliche Kanzlei ertheilte bereitwilligst die nachgesuchte Erlaubniß, und so erfolgte Mittwoch, den 29. Ok-

tober, im Beisein einer großen Volksmenge die Wiederausgrabung des vor drei Tagen dem Schooße der Erde Uebergebenen. Die jetzt nochmals vor sich gehende genaue Untersuchung ergab, daß der Unglückliche nicht allein im Genick, sondern auch am ganzen Körper muthmaßlich mit einer Axt zerschlagen war. Da Hans Kistner und Andere ihn mit Gewißheit als den vermißten Vetter erkannten, so wurde der Todte nunmehr auf dem Kirchhof zu Hesseldorf beigesetzt. — Die Blutthat selbst, ihre Veranlassung sowie ihre Urheber blieben trotz eifriger Nachforschung in ewiges Dunkel gehüllt. We.

Aus Heimath und Fremde.

Die feierliche Einführung des neuen Regierungspräsidenten Kammerherrn von Trott zu Solz in sein neues Amt erfolgte durch den Oberpräsidenten Grafen von Zedlitz und Trützschler am 20. Februar. Bei Erwähnung dieser Thatsache sei hervorgehoben, daß Herr von Trott nicht „1845", wie in voriger Nummer, S. 51, infolge eines Druckfehlers zu lesen ist, geboren wurde, sondern erst 1854.

Universitätsnachrichten. Unser hessischer Landsmann, der Wirkliche Geheime Kriegsrath Julius Weiffenbach zu Berlin, welcher am 12. Januar d. J. als ordentlicher Honorarprofessor auf den an der dortigen Universität neu errichteten Lehrstuhl für Militärrecht berufen wurde, ist geboren am 26. April 1837 zu Ziegenhain, wo sein Vater Justizbeamter war. Letzterer wurde als Obergerichtsrath nach Hanau und dann nach Kassel versetzt. In Kassel besuchte Julius Weiffenbach von Ostern 1847 bis ebendahin 1856 das Lyceum Fridericianum. Nach bestandener Reifeprüfung widmete er sich auf den Universitäten zu Marburg und Berlin dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften. Er bestand am 5. März 1859 die erste und am 21. September 1859 die zweite juristische Prüfung. Am 17. Oktober 1859 wurde er zum Obergerichts-Referendar beim Obergericht zu Kassel ernannt. Nachdem er sich hier in den verschiedenen Zweigen des praktischen Dienstes ausgebildet hatte, erlangte er im November 1863 die Fähigkeit zur Bekleidung eines Richteramtes. Demnächst stand er dem durch seine politische Thätigkeit vielfach von seinen Amtsgeschäften abgezogenen Obergerichtsanwalt Dr. Karl Oetker als Vertreter zur Seite, bis er am 1. Juli 1865 Garnisons-Auditeur in Hanau wurde. Während seiner Referendarzeit nahm er an den in der kurfürstlichen Residenz hervortretenden literarischen und künstlerischen Bestrebungen lebhaften Antheil und gehörte insbesondere zu den Mitbegründern des noch jetzt blühenden Kunstvereins. Im September 1865 verheirathete er sich mit Emilie Bierschenk, Tochter des Gutsbesitzers Bierschenk in Wichmannshausen und Schwester des durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Kommunalverwaltung bekannten und geschätzten Gutsbesitzers Theodor Bierschenk in Wichmannshausen. Während des Feldzuges 1866 befand er sich bei den kurhessischen Truppen in Mainz. 1867 wurde er preußischer Garnisons-Auditeur in Saarlouis, nachdem seinem Wunsche, in den Zivil-Staatsdienst zurückzutreten, durch den preußischen Justizminister Grafen zur Lippe nicht willfahrt worden war. Nunmehr in der militär-juristischen Laufbahn, die in Kurhessen der Natur der Verhältnisse nach eine abschließende nicht gewesen war, festgehalten, verwandte er seine ganze Kraft auf die ihm nun für das Leben gestellte Aufgabe. Die während des Krieges 1870/71 überaus angestrengte Thätigkeit in der Grenzfestung fand ihre Anerkennung durch die Verleihung des Rothen Adlerordens 4. Klasse, die angesichts des Dienst- und Lebensalters eine besondere Auszeichnung war. Im September 1871 wurde Weiffenbach Auditeur beim Gouvernement in Mainz. Die von ihm stets fortgesetzten rechtswissenschaftlichen Studien führten ihn nach dem Erlasse des Militärstrafgesetzbuchs vom 20. Juni 1872 zur Abfassung eines Kommentars zu diesem Gesetz, der bei der inzwischen eingetretenen Umgestaltung der Gesetzgebung gegenwärtig zwar vielfach veraltet ist, seiner Zeit aber als erste wissenschaftliche Bearbeitung des neuen Militärstrafrechts eine sehr günstige Aufnahme fand. — Demnächst (1881) hat er die bürgerliche Strafprozeßordnung nach Maßgabe der reichsgerichtlichen Entscheidungen erläutert. — Zu erwähnen ist noch eine kleine Schrift über die besondere rechtliche Stellung der Militärpersonen. — Andere die verschiedensten Rechtsgebiete betreffenden Ausarbeitungen sind, weil vielfach in Gemeinschaft mit Anderen unternommen, ohne Nennung des Namens erschienen. 1881 wurde Weiffenbach zum Geheimen Justizrath und Mitglied des General-Auditoriats in Berlin ernannt. Vom Oktober 1886 bis dahin 1898 war er Lehrer an der Kriegsakademie, wo er Militärrecht, Staats- und Völkerrecht vorgetragen hat. 1890 erhielt er den Charakter als Geheimer Ober-Justizrath mit

dem Range eines Rathes zweiter Klasse. In demselben Jahre war von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige eine Kommission nach Berlin berufen worden, bestehend aus preußischen, bayerischen, sächsischen und württembergischen Offizieren und Beamten, um über eine Reform des Militärstrafverfahrens zu berathen. Mitglied dieser Kommission war auch Weiffenbach, und er gehörte auch der engeren Kommission an, die damit betraut wurde, einen vollständigen Entwurf aufzustellen. Er hat dann an den Vorarbeiten zu diesem Werk, bis es durch Allerhöchste Vollziehung am 1. Dezember 1898 zum gesetzlichen Abschlusse gelangte, in allen Stadien theilgenommen. Am 27. Januar 1899 wurde Weiffenbach zum Wirklichen Geheimen Kriegsrath und Chef der Justizabtheilung im Kriegsministerium ernannt, um in dieser Stellung die Neugestaltung der militärgerichtlichen Verhältnisse vorzubereiten, namentlich soweit es sich um den Erlaß von Ausführungsbestimmungen, Einrichtung und Besetzung der nöthig werdenden Stellen 2c. handelt. Am 30. Januar 1899 hat ihm die juristische Fakultät der Universität zu Marburg die Würde eines Doktors der Rechte honoris causa verliehen. An Ordensauszeichnungen besitzt er: den Rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub, den Kronenorden zweiter Klasse, das Ritterkreuz erster Klasse des Verdienstordens Philipp's des Großmüthigen und das Komthurkreuz des Mecklenburgischen Greifenordens.

Fuldaer Geschichtsverein. Am 22. Februar sprach Professor Dr. Leimbach im Fuldaer Geschichtsverein in Fortsetzung seines bereits früher begonnenen Vortrags über die Säkularisation des Hochstifts Fulda über das Verhältniß des neuen Landesherrn Fürst Wilhelm aus dem Hause Oranien zu dem entthronten Adalbert III. von Harstall.

Cornicelius=Ausstellung. Der Kunstverein zu Hanau eröffnete am Sonntag den 19. Februar eine Kollektiv=Ausstellung von Werken und Studien des am 9. Dezember v. J. verstorbenen Malers Professor G. Cornicelius, die einen umfassenden Begriff von der Eigenart des nach außen leider nicht bekannt genug gewordenen, großartig angelegten Künstlers giebt. Die Ausstellung umfaßt in zwei Gruppen erstens über hundert im Privatbesitz befindliche Werke und zweitens den umfangreichen Nachlaß des Künstlers; beide geben, sich ergänzend, ein vollkommenes Bild seines vielseitigen Könnens. Als besonders hervorragend unter den Werken der ersteren Gruppe seien erwähnt: das große historische Bild „Enzio und Lucia Viadogli im Gefängniß", ferner „Hänsel und Gretel", „Aschenbrödel", „Rothköpfchen", „Das Kasperletheater" u. a. Besonders reich ist die Ausstellung an Bildnissen, die die hervorragende Begabung des Künstlers für das Portraitfach bekunden. Ueber seinen Entwicklungsgang, seine Art zu arbeiten, geben die zahlreichen nachgelassenen Werke und Studien in der zweiten Gruppe ein klares Bild. Sie zeigen auch, daß der Künstler eine tiefernste und innerliche Natur war, der mit religiösen Aufgaben sich viel und eindringlich befaßte. Wieder und wieder begegnen wir dem Christuskopf, den er in seiner geistigen Größe herauszuarbeiten sucht, wie denn auch sein Bild „Christus und der Versucher" (1888) eine Hauptzierde der Nationalgallerie in Berlin bildet. Ein ebenso beachtenswerthes Bild dieser Gruppe ist das Gemälde „Konrad von Marburg und die heilige Elisabeth", von berufener Seite seiner Zeit für die Pariser Weltausstellung 1878 auserwählt. Auch andere Gemälde dieser Gruppe, wie „Sage", „Glaubensstark", „Maria Magdalena" u. a. würden jeder Kunstsammlung zur Zierde gereichen. (Man vgl. auch „Hessenland" 1898, Nr. 24.)

Münzfund. Beim Umbau des Hauses Friedrichsstraße 11 in Fulda, das seit 1798 im Besitz der Familie Niemeyer war, jetzt aber, nach dem Tode des Stadtkämmerers Niemeyer, in andere Hände übergegangen ist, fand man in einem Versteck unter dem Fußboden eine größere Menge alter Münzen, wie es heißt im Werthe von etwa 300 Gulden, von denen die neuesten Stücke aus dem Jahre 1806 sind. Wie mitgetheilt wird, erheben die Erben des verstorbenen Stadtkämmerers Niemeyer gegen die jetzigen Besitzer des Hauses Ansprüche auf diesen Fund, da sie annehmen, daß der ehemalige Besitzer, Hofgärtner Niemeyer, ohne Wissen seines Sohnes, des Stadtkämmerers, in diesem Versteck sein Vermögen aufbewahrt habe.

Todesfälle. Am 11. Februar verschied zu Berlin unser hessischer Landsmann, der berühmte Kartograph Geheimer Kriegsrath Johann August Kaupert, ein jüngerer Bruder des trefflichen Bildhauers Gustav Kaupert, im 77. Lebensjahre. Er ist somit seinem Bruder im Tode bald nachgefolgt. In nächster Nummer werden wir aus berufener Feder einen biographischen Aufsatz über Kaupert bringen können, der dessen Verdienste gebührend zu würdigen suchen wird. — Am 15. Februar verstarb in Kassel im Alter von 65 Jahren der Privatmann Wilhelm Mollat, ein in den Kreisen der Kasseler Bürgerschaft infolge seiner langjährigen Thätigkeit als Mitglied

des Stadtraths sehr bekannter Mann, der sich in dieser Eigenschaft der städtischen Interessen sehr angenommen hat. — Am 16. Februar verschied nach schwerem Leiden im 61. Lebensjahre der Königliche Kapellmeister **Wilhelm Treiber**, der seit dem 1. Januar 1881 als Nachfolger des Hofkapellmeisters Reiß in der Stellung des ersten Dirigenten der Oper am Hoftheater zu Kassel thätig gewesen ist. Treiber, aus Graz in Steiermark gebürtig, genoß als Pianist bedeutenden Ruf und hat sich als feinfühliger Musiker auch als Leiter der Opernvorstellungen sowie der Abonnementskonzerte in Kassel, wohin er aus seiner bisherigen Stellung als Leiter der Konzerte der Euterpe zu Leipzig übersiedelte, große Verdienste erworben. In der Geschichte des Kasseler Musiklebens wird der Name Wilhelm Treiber stets mit Ehren genannt werden. — Am 16. Februar starb in der medizinischen Klinik zu **Marburg** an den Folgen einer Operation der seit 1879 zu Kassel als kommunalständischer Landesbauinspektor angestellte Baurath **Cornelius Udet**, fast 68 Jahre alt (geboren am 8. April 1831 zu Steinau), eine als tüchtiger Fachmann wie liebenswürdiger, entgegenkommender Beamter hochgeschätzte Persönlichkeit.

Hessische Bücherschau.

Wilhelmshöhe oder der Winterkasten. Vom Kasseler Spaziergänger. Kassel 1899, Verlag von Ernst Hühn.

Von dem durch das Kasseler Tageblatt in Hessen weithin bekannten Kasseler Spaziergänger ist unter diesem Titel ein Buch erschienen, das sich nach seiner Art schwer bezeichnen ließe, wenn es sich nicht selber als „Sommerstudien" einführte. Und der Sommer, in welchem diese Studien am Winterkasten gemacht wurden, entsprach zweifellos, unter Falb's gütiger Mitwirkung, auch dem landläufigen Begriffe von einem Sommer, denn durch die trochäischen Verse, in die sie gegossen sind, zieht sich ein Humor, wie er nur in Lenz und Sonnenschein gedeihen kann. Freilich — um mit dem lachenden Philosophen zu reden, den der Dichter anzieht —, auch die „liebenswürdige Subjektivität des Dichters hat keinen geringen Theil an unserem Vergnügen", und auf diese Thatsache muß aufmerksam gemacht werden; sei es auch nur, damit Falb sich auf seine Wettermacherei nicht zu viel einbildet. Dazu könnte er sich aber leicht verleiten lassen, wenn er hört, welche reizenden poetischen Sommerstudien ein Kasseler Dichter an einem Winterkasten machen kann, auch wenn Falb wissen sollte, daß es sich hierbei um keinen Eisschrank handelt, sondern daß unser „Kasseläner" Winterkasten im wunderschönen Monat Mai auch ein recht sommerliches, liebes Gesicht zeigt.

> Wilhelmshöhe, du Wundergarten,
> In den Habichtswald gebettet,
> Wer dich einmal nur erblickte,
> Der vergißt nicht deine Schönheit.

Sehr richtig! Aber noch weniger vergißt er den Farnesischen Herkules, von dem der Dichter singt:

> Theuer ist er unserm Volke.
> Mancher, welcher ausgewandert,
> Kehrt vor'm Tode wieder heim,
> Um noch einmal ihn zu sehen.
>
> Die Bavaria zu München,
> Hermanns Denkmal, ja, die Nadel
> Der Kleopatra mitsamt dem
> Ludwigs=Monument in Darmstadt,
>
> Alle diese Baudenkmäler
> Würden uns're Autochthonen
> Nicht geschenkt besitzen wollen
> Für den einz'gen Herkules.

Nach des Dichters Ansicht kommt dies davon: daß der Künstler in den kupfernen Koloß einen Zauber hinein hämmerte, den unser Sänger „Heimathliebe" nennt, und den „kein Mittel bannen kann". Gut gebrüllt, hessischer Löwe; wer's an sich erfahren hat, wird dir nur aus vollem Herzen zustimmen. Doch nicht sentimental werden; dazu liegt keine Veranlassung vor, wenn wir an der Hand des Dichters das Werden unseres Wundergartens vom Landgrafen Karl an betrachten bis zum alten, kleinen Steinhöfer, dessen Namen sich leider nicht vertragen will

> Mit dem Rhythmus der Trochäen,

sodaß dieser Wasserbaukünstler unter dem Namen „Wassergott" eingeführt wird.

> Ja, ein Wassergott, das war er,
> Der zu uns herabgestiegen
> Unter der bescheid'nen Hülle
> Eines Wasserbaubeflissʼnen.
>
> Keine Universitäten,
> Keine fremden Städt' und Länder
> Hat er je besucht — wozu auch?
> War er selbst sich doch genug.

Darauf geht eine Wandlung mit dem „Zaubergarten" vor; er erhält den fremden Namen „Napoleonshöh'", denn:

Der gewalt'ge Welterob'rer,
Jener Attila der Neuzeit,
Der von Westen aus Europa
Unterjochte, nahm ein Dutzend

Fürstenthümer, Städt' und Aemter
Und verschmolz sie eines Mittags
Zu dem Königreich Westfalen,
Mit der Hauptstadt Hessen=Kassel.

Es sind drei Kapitel, die dem König „Lustik" gewidmet sind. Dann folgen „Spukgeschichten", „nach der Zopfzeit", „Frau Venus" mit reizenden Zeichnungen, während eine Fülle des Humors ausgegossen ist in der Unterhaltung, die der Dichter am Schlusse mit dem vornehm, gemess'nen Schrittes zu ihm herabsteigenden Herkules hat, zunächst unter den Kaskaden, „wo der altehrwürdige Baltzer ehemals seines Amtes gewaltet".

Doch als Herkules mit dem Spaziergänger dann eine Nachtpromenade hinunter nach Kassel machen will, wo er „lange nicht" gewesen sei und sich deshalb „nicht zurechtfinden kann", heißt es weiter:

„Doch, verehrtester Alkide,
Dürft' ich eine Bitte wagen,
Ist es die, ein wenig Kleidung
Bei dem Gange anzulegen,

Denn die hiesigen Liktoren
Seh'n auch Nachts auf großen Anstand,
Und sie würden Anstoß nehmen
An dem Mangel der Gewandung. ꝛc. ꝛc."

Alles in allem: Das Buch ist originell, es ist gut erdacht und gut geschrieben. Es wird alle, die es lesen, unterhalten und erfreuen, und darum sei es — auch allen empfohlen. **C. Pr.**

Personalien.

Verliehen: dem Professor Winchenbach zu Hersfeld der Rang der Räthe 4. Klasse.

Ernannt: Pfarrer Riebeling zu Merzhausen zum Pfarrer in Liebenau; Regierungsrath Moelle zu Kassel zum Mitglied des Bezirksausschusses daselbst und zum Stellvertreter des Regierungspräsidenten im Vorsitz dieser Behörde mit dem Titel „Verwaltungsgerichtsdirektor"; Rechtsanwalt Suntheim in Hersfeld zum Notar; Referendar Zimmermann zum Gerichtsassessor.

Gewählt: Professor Dr. Stendell zu Eschwege zum Direktor des Realgymnasiums daselbst.

Versetzt: Generalkommissionspräsident von Baumbach=Amönau zu Königsberg nach Bromberg; Amtsrichter Rhiel zu Wolfhagen nach Fulda.

Verlobt: Forstmeister Martin zu Großenlüder mit Fräulein Jenny Zoberbier (Fulda, Februar).

Geboren: ein Sohn: Regierungsreferendar Fritz von Hasselbach und Frau Luise, geb. von Kintzel (Charlottenburg, 11. Februar); Pfarrer Hans Lohr und Frau Esolda, geb. Schröder (Hoof, 15. Februar); Glasermeister Ludwig Schmidt und Frau Sophie, geb. Schäfer (Kassel, 19. Februar); eine Tochter: Amtsrichter Gleim und Frau Marie, geb. Grebe (Gladenbach, 7. Februar).

Gestorben: Rechtsanwalt und Notar Wilhelm Hille, 84 Jahre alt (Marburg, 1. Februar); Privatmann Johann Philipp Goebel, 60 Jahre alt (Hanau, 5. Februar); Militärintendantursekretär a. D. Friedrich Otto Penkert, 42 Jahre alt (Haina, 7. Februar); verwittwete Frau Pfarrer Karoline Diehl, geb. Lambert, 74 Jahre alt (Godesberg, 10. Februar); verwittwete Frau Maria Amalie von Eschstruth, geb. Lavater, 86 Jahre alt (Hanau, 10. Februar); Vermessungsrevisor Heinrich Adam Wiegand (Wehlheiden, 10. Februar); Geheimer Kriegsrath a. D. Johann August Kaupert, 77 Jahre alt (Berlin, 11. Februar); Justizrath Eduard Müller, 79 Jahre alt (Witzenhausen, 11. Februar); Forstmeister a. D. Wilhelm Klemme (Kassel, 13. Februar); Lehrer a. D. Barthelmes, 79 Jahre alt (Gersfeld, 14. Februar); Privatmann Wilhelm Mollat, 65 Jahre alt (Kassel, 15. Februar); Kapellmeister Wilhem Treiber, 61 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); Salineninspektor a. D. Christian Manns, 91 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); Baurath Cornelius Ubet, 67 Jahre alt (Marburg, 16. Februar); Frau von Naumann=Loshausen, verwittwete von Knoblauch zu Hatzbach, geb. Freiin von Hilgers, 73 Jahre alt (Köln, 18. Februar); Obergärtner Johannes Vogt, 68 Jahre alt (Kassel, 19. Februar): Frau Lehrer Auguste Kraft, geb. Klingelhöfer, 48 Jahre alt (Großseelheim, 21. Februar); verwittwete Frau Amtsrichter Draenert, geb. Bohl, 78 Jahre alt (Marburg, 21. Februar).

Briefkasten.

G. Th. D. in Marburg. Das Buch „Deutscher Florus" ist eine Uebersetzung des Werkes „Florus Germanicus" von Eberhard Wassenberg aus Emmerich, der 1610 geboren wurde, dessen Todesjahr aber unbekannt ist. Im Jahre 1667 hatte er nach seiner Meinung eine ehrenvolle Laufbahn hinter sich als Bibliothekar und lateinischer Sekretär Kaiser Ferdinand's III., Philipp's IV. von Spanien und des Königs Ladislaus von Polen. Am bekanntesten wurde sein Name durch sein zuerst 1637 erschienenes und dem Bischof von Bamberg Franz Hatzfeld gewidmetes Buch: „Commentariorum de bello inter imperatores Ferdinandos II. et III. et eorum hostes gesto liber singularis". Als Geschichtsquelle sind die Kommentare von sehr geringem Werthe; ihre Vorlagen sind ausschließlich Druckwerke. Unter den zahlreichen Auflagen und Fortsetzungen, die bald unter dem Titel „Florus Germanicus", bald in deutscher und holländischer Uebersetzung erschienen sind, ist lediglich die Amsterdamer Ausgabe von 1647 mit Anmerkungen des Grafen Fürstenberg von Interesse; der Standpunkt des Verfassers ist ausgeprägt antikalvinistisch. Die ungemeine Beliebtheit der Kommentare bei den Zeitgenossen beruht wesentlich darauf, daß Wassenberg nicht ungeschickt und öfter sehr lebhaft erzählend die Ereignisse des Krieges in einem schlanken, lesbaren Quartband zusammenfaßte, der zuweilen sogar zu einem zierlichen Sedezbändchen mit Elzevirlettern sich verkleinerte. Vergl. Allgemeine deutsche Biographie. 41. S. 233.

M. J. Wiesbaden. Wir werden über die betr. Angelegenheit zu gegebener Zeit eine ausführliche Darlegung bringen, die wir durch triftige Gründe genöthigt sind jetzt noch zurückzuhalten. Der Aufsatz in der „Tägl. Rundsch." geht von selbstverständlich auch uns durchaus sympathischen Gesichtspunkten aus.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. März 1899.

Des Landsknechts Heimkehr.

(Der Landsknecht spricht:)

„Ach, weit umher, vom Fels zum Meer,
Bin ich mit dem Kriegsvolk gelaufen.

Ich war im Lande Italia
Bis weit hinab zum Süden,
Ich habe die ewige Roma geschaut,
Und auch Neapolis war mir vertraut
Wie des Vesuvius dunkles Haupt.

Und wahrlich, es hat des Schöpfers Hand
Gar liebliche Schönheit ergossen
Auf jenes vor allen gesegnete Land,
Von blauen Meeren umflossen.

Doch rings umgeben von Glanz und Pracht,
Die vom Himmel, von sonniger Erde lacht,
Blieb mir in der Brust ein Sehnen zurück,
Ich wußte mir's selbst nicht zu deuten:
Es fehlte mir etwas zu meinem Glück
In all den Herrlichkeiten. —

Erst als nach langer, wilder Fahrt
Mich wieder umfing die heimische Art,
Des Hessenlands Wälder mir rauschten,
Und freudeschauernd dem wonnigen Klang
Das Ohr und die Seele lauschten,

Als ich von der Höhe im schattigen Thal
Der Kindheit Wiege erblickte,
Und alles umher vieltausendmal
Mir grüßend entgegennickte,
Da zog mir wieder in's Herz hinein
Des Jugendglückes sonniger Schein.

Da fühlt' ich, daß nimmer und nimmer zerreißt
Das uralte, heilige Band,
Das des Hessen Herz knüpft für alle Zeit
An's liebe Heimathland.

Da fühlt' ich, daß ich zurückgekehrt
Zur Mutter, die mich geboren,
Mit strahlendem Lächeln empfing sie den Sohn,
Der so lang in der Fremde verloren. —

Und nimmer treibt wieder zur Ferne mich
Ein ungestüm eitel Verlangen,
Nein, liebend soll mich, gleich Mutterarm,
Auch in dem letzten Schlafe noch
Des Hessenlands Erde umfangen."

Franz Treller.





Geheimer Kriegsrath Johann August Kaupert.

Von Otto Gerland.

Quellen:
Münchener Allgemeine Zeitung 1892, Nr. 108.
Militär-Wochenblatt vom 22. Februar 1899, S. 435, 436.
Hoffmeister, Gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen seit etwa 300 Jahren. Herausgegeben von G. Prior, Hannover 1885.
Strieder (Gerland), Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte, Band XX, XXI.
Mittheilungen des Herrn Hauptmann Kaupert zu Memel.

Am 11. Februar d. J. starb zu Berlin ein Hesse, der so wie viele andere erst durch das Aufgehen des kleinen Kurhessens in das große Preußen seiner größeren Bestimmung zugeführt worden ist, der Geheime Kriegsrath Dr. Johann August Kaupert, dessen Bruder Werner als hervorragend geschickter Gold- und Silberarbeiter zu Kassel lebte, während der dritte Bruder Gustav als Bildhauer Ruhm erwarb.

Kaupert wurde am 9. Mai 1822 zu Kassel geboren, erhielt seine erste fachwissenschaftliche Ausbildung als Topograph in kurhessischen Diensten, indem er Anfang 1841 bei der topographischen Landesvermessung eintrat. Nachdem Professor Gerling zu Marburg 1835—1838, von den Dreiecken der hannoverschen Gradmessung ausgehend, das Grundnetz der Horizontaltriangulirung von Karlshafen und Schmalkalden bis Hanau vollendet hatte, erfolgte die Ernennung des Obersten Wiegrebe vom Generalstabe zum Dirigenten der topographischen Landesaufnahme, welche 1840 ihre Triangulirung, im Frühjahr 1841 ihre Meßtischaufnahmen, 1845 deren Lithographirung begann und 1855 ihre Arbeiten im Freien beendigte. Glückliche Umstände hatten zu dem mit umfassendem mathemathischen Wissen ausgerüsteten und mit dem Stand höherer Geodäsie vertrauten Wiegrebe*) den Artilleriehauptmann Pfister zugesellt, der ein gründlicher Landeskundiger und Militärhistoriker und für graphische Topographie hochbegabt war. Das gediegene Zusammenwirken dieser beiden Männer schaffte in glücklichster Weise die Grundlage für das Gelingen des wichtigen Werkes. Zu ihnen trat als Dritter Kaupert, der mit Wiegrebe zusammen eine „Instruktion für das topographische Personal" ausarbeitete, die noch heute in vieler Beziehung mustergültig ist. Die Formen eines engherzigen Schematismus wurden darin abgestreift, und es geht ein Zug wissenschaftlichen Lebens hindurch.

Für diese Landesaufnahme war bei ihrem Beginn die Förderung durch den preußischen Generalstab höchst wesentlich, namentlich die Mittheilung der dortigen, von da auch in Hessen angenommenen Projektionsvorschrift und die Zuführung einer vom Swinemünder Null ausgehenden, 1849 vom General Baeyer bis zum Brocken geführten normalen Meereshöhe. Anzuerkennen hatte die topographische Aufnahme zugleich die ihr gewährte Zulässigkeit, ihr Verfahren nach dem Ermessen des Dirigenten zu reguliren, ihre trigonometrischen Punkte sehr über die gewöhnliche Anzahl zu vermehren, dem Horizontalnetz eine ebenfalls in mehreren Ordnungen abgestufte trigonometrische Bestimmung der Meereshöhe anzuschließen, sodann auch, was Wiegrebe bereits 1821 mit richtigem Blick, obwohl ihm Praktiker abriethen, croquirend versucht hatte, in der Meßtischaufnahme zugleich mit dem Grundriß stetig durch die ganze Aufnahme fortlaufende, gleichschichtige Horizontalen bestimmter Meereshöhen zu konstruiren, welche unter Hinzuangabe von Räumen, Kuppen u. s. w. insoweit auch die Schraffirung ersetzen, daß die letztere nur als eine jederzeit hinzufügbare Ergänzung der Bildlichkeit gelten kann. Diese Horizontalen waren nicht der alleinige Zweck, sondern das Mittel für die mathematische Begründung der Flächenbildung des Geländes. Gerade diese Anschauung begründete den Ruf der hessischen Karten. Ein weiterer Vortheil der Landesaufnahme bestand darin, daß neben genügender Einübung, reichlich inspizirender Beaufsichtigung und allseitiger Anregung von Selbstinteresse der Aufnehmenden (z. B. durch Angabe ihres Namens auf den Kartenblättern), gute Apparate, entsprechende Hilfstafeln u. s. w. vorhanden waren und daß

*) Vergl. „Hessenland" 1897, S. 237—240; Strieder, Bd. XX, S. 81.

zu der bereits erwähnten Instruktion u. a. auch eine sich jedem Kartenmaßstabe anschließende systematische Regulirung der Schrift, namentlich ihrer Höhe, der Lehmann'schen Schraffirung u. s. w. beigegeben war und daß noch schließlich 1857 insbesondere für weitere Anknüpfungen ein Positionsverzeichniß geliefert wurde, das zunächst die hauptsächlichsten Perioden der Aufnahmen, deren Grundriß- und Höhengrundlagen zusammen faßt, dann von über 3000 Punkten, darunter so ziemlich von allen Ortschaften, die geographische Lage und die Meereshöhe, erstere nach $^{1}/_{1000}$ Sekunden verzeichnet, die gegenseitige Entfernung und das Azimuth angiebt.

Als infolge des Verfassungskampfes von 1850 Pfister aus dem Dienst schied, rückte Kaupert, obgleich er kein Militär war, in seine Stelle ein, was nach hessischen Begriffen eine hervorragende Auszeichnung war. Während dieser Vermessungsarbeiten nahm Kaupert nicht weniger als 60 geographische Quadratmeilen — Kurhessen umfaßte überhaupt 167 Quadratmeilen — auf und zeichnete sie aus, besorgte daneben die Revision in den Provinzen Fulda und Hanau, in den Kreisen Schmalkalden und Rinteln (in welch' letzterem er dabei seine Lebensgefährtin, Friederike Ernst, Tochter des Rechtsanwalts und Notars Ernst zu Rodenberg, fand) und in der Umgegend von Kassel. Dann veröffentlichte er die „Niveaukarte des Kurfürstenthums Hessen", eine Gradabtheilungskarte von 1 : 25 000 in 129 Blatt, in der das Gelände durch rothe Höhenlinien mit 60 rheinischen Fuß Schichthöhe zum Ausdruck gebracht wird. Es folgt der „Topographische Atlas von Kurhessen" auf 40 Blättern, mit Geländeschraffur in 1 : 50 000, und die in gleicher Weise dargestellten Generalkarten von Kurhessen 1 : 200 000 auf zwei und 1 : 350 000 auf einem Blatt.

Schon im Jahre 1847 hatte ein preußischer Offizier Gelegenheit, Kaupert bei seinen Aufnahmen in der Gegend von Witzenhausen zu beobachten und sich dabei von den Vorzügen der neuen hessischen Methode zu überzeugen. Dieser führte Kaupert mit dem bekannten Geographen, damaligen Hauptmann v. Sydow zusammen, der, als er 1860 dem Generalstab beigegeben wurde, bewirkte, daß der Chef des Generalstabs, v. Moltke, Kaupert aufforderte, in preußische Dienste zu treten. Statt der Genehmigung seines eingereichten Abschiedsgesuchs erhielt dieser aber — wiederum sehr gegen die Gepflogenheiten im damaligen Kurfürstenthum — die landesherrliche Ernennung zum technischen Vorstande der allgemeinen Landesvermessung mit der Verpflichtung zur Uebernahme aller beim hessischen Generalstab vorkommenden topographischen Arbeiten. Er begann dann auch, zunächst vor einem Kreise befreundeter Offiziere, später amtlich im Generalstab Vorträge über Geländekunde und Geländedarstellung zu halten; sein Wunsch, gleichzeitig an der Kriegsschule (dem Kadettenhaus) topographische Aufnahme und Zeichnen zu lehren, ging aber nicht in Erfüllung, weil der Kurfürst hierzu nur einen Offizier für geeignet hielt, wenn dieser auch nur ein Schüler Kaupert's war. Die Bestrebungen des Generals Baeyer, eine mitteleuropäische Gradmessung zu Stande zu bringen, führten Kaupert 1864 (zum ersten Male) nach Berlin, wo er an der Generalversammlung der europäischen Abgesandten als kurhessischer Bevollmächtigter Theil nahm.

1867 erfolgte Kaupert's Uebertritt in den preußischen Dienst. Während er zunächst noch von Kassel aus die topographische Aufnahme des vormaligen Herzogthums Nassau geleitet hatte, trat er 1869 als Vermessungsdirigent der topographischen Abtheilung des großen Generalstabes als Zivilbeamter in die Militärverwaltung und wurde damit ein Angehöriger der königlich preußischen Armee. In dieser Stellung hat er nach dem Zeugniß des Militär-Wochenblatts „mit unwandelbarer Pflichttreue und seltener Selbstlosigkeit seinen reichen Schatz an Wissen und Erfahrung stets mit derselben Freudigkeit dem königlichen Dienste gewidmet und nutzbar gemacht; der Armee und der Wissenschaft zu dienen, galt ihm als höchster Lebenszweck. In dieser hohen Auffassung seines Berufes, verbunden mit der Liebenswürdigkeit seines Charakters, lag denn auch die Ursache der Verehrung und Liebe, welche jeder, der mit und unter ihm zu arbeiten hatte, ihm entgegen bringen mußte. Er war ein Fachmann, aber ein Meister vom Fach, ein Künstler im Zeichnen, der sich seine Rabenfedern noch selber schnitt, ein Topograph, den jede Bodenform zu besonderen Betrachtungen anregte, und ein Kartograph, der mit sicherem Geschick und Geschmack in Darstellung und Ausstattung stets das Vollendetste zu erreichen strebte und verstand. Talent, Begabung und Liebe zum Berufe waren ihm im höchsten Maße eigen — kein Wunder danach, daß seine Bedeutung sich weit über den Rahmen seiner eigentlichen Thätigkeit heraushob."

Sein Chef, der Generalfeldmarschall Graf v. Moltke, wußte Kaupert wohl zu schätzen; vor des Letzteren Eintritt in den Generalstab wurden zu Vermessungsdirigenten ausschließlich Hauptleute oder Stabsoffiziere verwandt, weil zur Ausführung der nöthigen Arbeiten nicht allein die vollständige Beherrschung der Technik, sondern ebenso sehr mili-

tärischer Blick und militärisches Urtheil gehörten. Da Kaupert aber auch in diesen Richtungen allen Anforderungen entsprach, konnte ihm diese Stelle übertragen werden; er ist der einzige Zivilist, der sie je eingenommen hat und voraussichtlich je wieder einnehmen wird.

Eine besondere Aufgabe erwuchs ihm durch den französischen Krieg, dessen Ausbruch ihn bei der Vornahme von Vermessungsarbeiten in Ostpreußen überraschte; er kehrte sofort zurück und wurde der Kriegskartenabtheilung unter Oberst v. Sydow zugetheilt. Die Zeit bis zum Frieden wurde eine der arbeitsamsten seines Lebens. Besonders galt es der Anspannung aller Kräfte, als nach Sedan den deutschen Truppen eine für die Belagerung von Paris brauchbare Karte in die Hand gegeben werden sollte. In Berlin war nur ein einziges Exemplar einer guten französischen Karte von Paris und Umgegend vorhanden, die aber auch nicht zu militärischen Zwecken angefertigt war und deshalb der Darstellung der Befestigungswerke entbehrte. Aus den über diese eingezogenen Nachrichten und aus der erwähnten Karte schuf nun Kaupert im September 1870, Tag und Nacht sich dieser Arbeit widmend, innerhalb weniger Wochen ein Blatt von der Größe eines Quadratmeters, das nicht nur den vollständigen Gürtel der Pariser Forts wiedergab, sondern auch rings am Rande den Spezialplan jedes der sechzehn Forts in vergrößertem Maßstabe enthielt. Darin waren die Baracken, Pulvermagazine, Wohnhäuser, Kasematten, Kasernen, Pavillons, ja selbst die Aborte mit Buchstaben und zugehörigen Erklärungen verzeichnet. In tausendfältiger Vervielfältigung wanderte dies Blatt zu den Belagerungstruppen und kam noch rechtzeitig an, um diesen die besten Dienste zu leisten. Die deutschen Offiziere bewunderten es, wie man fern in Berlin mit verhältnißmäßig dürftigem Material eine so zuverlässige Karte habe schaffen können. Eine andere werthvolle Arbeit, die Kaupert während des Krieges anregte und ausführte, war die Herstellung von Spezialkarten jedes einzelnen Schlachtfeldes unmittelbar nach der Schlacht. Den betheiligten Heerführern gingen diese Karten mit der Weisung zu, sie auf Grund ihrer Erlebnisse zu ergänzen. Auf diesem Material beruhen die im großen Generalstabswerk veröffentlichten Karten. Nach dem Friedensschluß hat Moltke es nicht versäumt, als er seinen Generalstab zum ersten Male wieder in der Heimath um sich versammelte, auch der stillen Arbeit Kaupert's dankbar und rühmend zu gedenken, die für den Waffenerfolg eine so große Bedeutung gehabt habe.

Je mehr nun die in 1 : 25 000 aufgenommenen Meßtischblätter der preußischen Generalstabskarte vollendet und verbreitet wurden, desto mehr ergab sich ihr Werth weit über das militärische Gebiet hinaus auch für die Zwecke der allgemeinen Landesverwaltung und Landeskultur. Denn sie brachten nicht nur das Gelände, soweit Oertlichkeiten, Wege, Wälder, Wiesen, Feldgrundstücke u. s. w. in Frage kommen, auf das schärfste in der Grundzeichnung zur Ansicht, sondern sie gaben auch die Höhenunterschiede und Geländeformen bis in alle Einzelheiten wieder. Eisenbahn-, Straßen- und Kanalbau, Bodenveränderungen, um die Ueberschwemmungsgefahr zu verhüten, Drainage, Herrichtung von Forstbetriebsplänen, landesgeologische Aufnahmen — jede dieser Aufgaben fand in jenen Blättern bald eine unentbehrliche Stütze, mochte es sich um Interessen der Staatsgewalt oder des privaten Großgrundbesitzes handeln. Hierdurch wird das allmählich hervortretende Bestreben erklärlich, die Landesaufnahme fortdauernd zu beschleunigen und zu vervollkommnen. Da die jährlich zum großen Generalstabe kommandirten zwanzig Offiziere nicht ausreichten, um ein tüchtiges Topographencorps zu schaffen, zumal das Kommando der Offiziere aus militärischen Gründen rasch wechseln mußte, so schritt man dazu, die wenigen bisher im Generalstabe beschäftigten Hilfsarbeiter des Zivilstandes, die Ingenieurgeographen, zu vermehren. Dies geschah durch Heranziehung von tüchtigen Ingenieuren oder Feldmessern, auch von besonders befähigten Oberfeuerwerkern. Kaupert's Aufgabe wurde es, ihnen allen seine Methode einzupflanzen. Bald zeichneten sich die unter Leitung eines Generalstabsoffiziers und unter Beiordnung von fünf jüngeren Offizieren in das Land gesandten Vermessungsabtheilungen, wohin sie kamen, ebenso durch ihren rastlosen Fleiß und durch ihre Tüchtigkeit wie durch ihr taktvolles Auftreten aus. In den Jahren 1873 bis 1874 bildete Kaupert vierzig dieser Neulinge heran; eine ebenso große Zahl fiel auf seine übrige Dienstzeit. Die besondere Steigerung in jenen beiden Jahren hing mit der von Moltke im Jahre 1875 bewirkten Organisation der Landesaufnahme zusammen. Seit derselben ist die Leistungsfähigkeit der Vermessungsabtheilungen so erhöht, daß jährlich 200 Quadratmeilen aufgenommen werden können. Im Jahre 1900 steht die Vollendung der gesammten Landesaufnahme zu erwarten.

(Schluß folgt.)



Seume's Beziehungen zu Hessen.

(Mit Benutzung neuer Quellen.)

Eine literar-historische Skizze von Wilhelm Schoof.

(Fortsetzung.)

Ueber sein Bekanntwerden mit Münchhausen hat uns Seume in seiner Selbstbiographie ausführlich berichtet (Seume's sämmtl. Werke, Leipzig, Hartknoch, 1835, S. 28 ff.).

Seume hatte eine tragikomische Elegie „Das Trauerlied von Ziegenhain" gedichtet. Das Gedicht machte unter den Soldaten im Lager die Runde, viele wußten es auswendig, und schließlich hatte sich auch eine passende Melodie gefunden, nach der es gesungen wurde. Auf diese Weise gelangte es zur Kenntniß der Offiziere, von denen Münchhausen nicht eher ruhte, als bis er den Dichter ausfindig und seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Seit dieser Zeit waren beide fast immer zusammen, wenn der Dienst sie nicht trennte, und bald wurde Seume in einen kleinen freundschaftlichen Zirkel mit hineingezogen, der fast nur aus Offizieren bestand. Interessant ist das Urtheil Seume's über Münchhausen in seiner Selbstbiographie. Er sagt darin:

„Münchhausen war damals ein Mann von gesundem, gediegenem, ungelehrtem Menschenverstand, welches mir und ihm sehr zu Statten kam; denn ich hatte verdammt viel Schulstaub und nicht wenig Schuldünkel an mir, obgleich meine klassischen Kenntnisse noch sehr seicht waren. Sein Beifall war nun meine beste Belohnung und seine Kritik meine beste Belehrung. Ich begriff, daß bloße Schule nicht alles sei, und er fand, daß die Schule doch Vieles sei und desto mehr, wenn sie durchaus Zögling und Folgerin der besseren Natur ist."

Auch von Münchhausen haben wir biographische Notizen über seine nordamerikanischen Erlebnisse und sein Verhältniß zu Seume. Sie stammen aus dem Jahre 1822, sind vor Kurzem von dem Herzogl. Braunschweigischen Kammersekretär H. Bernstorff aus dem Münchhausen-Oldendorf'schen Familienarchiv gesammelt und in der obenerwähnten neuesten Seumebiographie theilweise mitgetheilt worden. Es heißt darin u. a.: „Seume blieb mein steter Begleiter und ging oft, wie er nun so war, stumm neben mir her. Er war eigentlich von Natur stolz und Sonderling, gab diesem Hange nach, und gefiel sich in der Rolle, welches ihm bei Andern nicht zum Vortheil gereichte. Sagte ich manchmal, wenn er so stumm neben mir einher schlich, nun, was wird jetzt wieder kalmüsirt, so war er ganz wo anders, oder kam mit einer Sarkasme, einem Epigramm, oder dergleichen. Eine Duodez-Ausgabe von Homer und von Horaz trug er stets in der Tasche, oft auch im Säbelkoppel, und zufällig hatte jemand Stolberg's Gedichte mit dorthin genommen. Die Lehrer meiner Kindheit waren höchst prosaische Seelen. Seume war's, der mich zuerst mit den ästhetischen Schönheiten dieser Autoren bekannt machte und mir das Thor zu dem Wie und Warum im Worte der Geister aufschloß. — Die Winterquartiere, d. h. die Kasernen (Baracken) in Halifax wurden bezogen, und hier war es, wo er täglich das eine oder das andere Stück mit mir durchging. Ich merkte und wußte jetzt, warum Dieses oder Jenes ansprach und Anderes nicht, und griff selbst ein, ohne jedoch von meinen eigenen Versuchen etwas zu äußern, die ich ihm oft als ‚fremdes Machwerk' mittheilte, und worüber wir dann disputirten. So war Seume mein erster Lehrer in diesem Fache, ohne daß er selbst es wußte, und so entstand mein allererstes Gedicht ‚An mein teutsches Mädchen'. Gedichtet am Gestade des Meeres ohnweit Halifax in Neuschottland am 23. Neumonds [Juli] 1783*). Ich munterte Seume stets auf, etwas Neues zu dichten, von dem Manches auch nicht gerieth. War Seume gleich ein einsilbiger Gesellschafter, um nicht zu sagen ein finster Gemüth, lag gleich eine Decke über seiner Geschichte und auch fast über seinem Betragen, so fühlte ich dennoch, er war einer der Besseren, er wollte das Gute, und ich hatte eine Seele, an die ich mich anschließen konnte. Trotz unseres täglichen Umgangs und meines Zutrauens hatte Seume gegen mich noch nie weder seines Herkommens, noch der Sache erwähnt, die ihn von Leipzig weg und in den hessischen Rekrutenrock gebracht hatte."

Auf der Rückfahrt war Seume von Münchhausen getrennt, sie kamen auf verschiedene Fahrzeuge. Letzterer hatte alles daran gesetzt, Seume zu sich auf sein Schiff zu bekommen, konnte es aber nicht erlangen. Bei der Trennung hatte Seume versprochen zu schreiben, hielt aber sein Wort nicht. Erst acht Jahre später, 1791, traten beide in neue Beziehungen zu einander, ohne daß es vorläufig zu einem Wiedersehen zwischen

*) Vergl. „Versuche prosaischen und poetischen Inhalts vom Freyh. v. Münchhausen". Neustrelitz und Leipzig, 1801. S. 13.

beiden kam. Münchhausen war in hessischen Diensten geblieben und hatte längere Zeit in Kassel in Garnison gestanden. Ueber das Wiederfinden Seume's schreibt er in seinen Aufzeichnungen:

„Acht volle Jahre vergingen und ich hörte und sah nichts von meinem Seume. Immer noch wähnte ich, in Leipzig müßt ich ihn finden. Man kennt ja das alte Sprichwort. Kassel wurde viel von Sachsen besucht, vorzüglich von Kaufleuten aus Leipzig, die alle Jahre zweimal dahin zur Messe kamen. Jeden Leipziger fragte ich nach Seume, aber vergeblich. Im Jahre 1790 oder 1791 kam ich mit dem Feldjägercorps nach Schmalkalden und setzte auch da meine Forschungen fort. Der bekannte Tonsetzer Vierling schaffte mir Nachricht. Ja, hieß es ein gewisser, seit Kurzem in Leipzig privatisirender Gelehrter nennt sich Joh. Gottf. Seume. — Hatte ich acht Jahre lang gesucht, so warf mich dieses Wiederfinden acht Tage lang herüber und hinüber, die alte Anhänglichkeit reichte mir jeden Tag die Feder, und der neue Zorn entriß sie mir wieder. Dennoch vermaß ich mich nicht, ihn schuldig zu glauben, was er denn auch nicht war. Endlich — in Prosa zu schreiben war mir unmöglich — entsprudelte mir jene Strafode Nr. 1 der ‚Rückerinnerungen'*), worauf von ihm die Antwort Nr. 2 folgte, die beide wohl unsere Individualität belegen möchten. Jedoch war noch ein prosaisch Blatt dabei, das ihn allenfalls noch mehr entschuldigte und mir sagte, wo er gesteckt habe."

Münchhausen's Ode ist betitelt: „An Johann Gottfried Seume, am 20. des Eismonds 1791" („Rückerinnerungen", S. 1—11), worauf Seume mit seinem schönen Gedicht „Meinem Münchhausen zum Denkmal" (S. 12—18) antwortete.

Durch Münchhausen trat Seume um diese Zeit auch mit dem Musiker und Komponisten Georg Christoph Grosheim**) in Kassel in Briefwechsel. Grosheim gab Seume's Gedichte „Ueber Glückseligkeit und Ehre" in Separatabdruck***) mit einer Vorrede zu einem wohlthätigen Zweck heraus und trat später durch den bekannten Maler und Stecher Ludwig Buchhorn in noch engere Beziehungen zu Seume.

Bevor er der Einladung des Grafen von Igelström folgte, mit nach Rußland zu gehen, schrieb Seume noch das „Abschiedsschreiben an Münchhausen", eins seiner trefflichsten Gedichte („Rückerinn." S. 19—30), das Schiller auch in seiner „Neuen Thalia" (II. Bd., S. 40 ff.) veröffentlichte. Münchhausen antwortete hierauf mit seinem Gedicht „Nachruf an Seume, am 1. des Eismonds 1793" („Rückerinn." S. 31—42), das ebenfalls in Schiller's „Neuer Thalia" (III. Bd., S. 234 ff.) erschien.

Der Briefwechsel zwischen Seume und Münchhausen scheint uns leider nicht erhalten zu sein. Wie aus einem Brief Seume's an Grosheim hervorgeht, muß später (1796) einmal eine kleine Verstimmung in ihren Beziehungen eingetreten sein. Es heißt darin u. a.:

„Münchhausen schreibt mir gar nicht. Aus diesem fürchte ich, daß Sie zusammen eine Sache wider mich haben. Mein Herz spricht mich gegen beide frei; aber doch ist es mir sehr traurig, den Gedanken zu tragen, als ob ich Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben habe.

— — Höchst wahrscheinlich hat ihn (Münchhausen) irgend etwas in meinen Briefen beleidigt. Dies würde mir darum um desto mehr leid sein, weil ich mich dann in ihm geirrt hätte. Es würde mir wenigstens eine neue Erinnerung sein, mich wie die Schnecke in das Häuschen zurückzuziehen. Die einzige Absicht, wenn ich nach Kassel käme, wäre Sie und Münchhausen zu sehen; gesetzt, daß dieses einem von Beiden nicht ein ganz reines Vergnügen wäre, so würde ich meines Zweckes für mich selbst verfehlen" u. s. w.

Beigefügt war dem Brief (vom 3. Februar 1796) das Gedicht „Erinnerung. An Münchhausen", worauf Münchhausen mit dem Gedicht „Ländliche Einsamkeit. Meinem lieben Seume gewidmet. Am 25. des Herbstmonds 1796" („Rückerinn.", S. 57—88) antwortete. Er ladet ihn darin herzlich ein, zu ihm zu kommen, und die Freuden ländlicher Einsamkeit mit ihm zu theilen:

„Komm, Freund, von dessen Silbersaiten
Der Rückerinnerung Töne gleiten,
Komm zu mir in die Einsamkeit.
Hier fließen uns die Töne schneller;
Sie malen Dir die Bilder heller,
Die Deine Phantasie Dir beut."

Aber noch eine andere Absicht lag in seinem Bestreben, Seume zu sich herüberzuziehen. Er wollte ihn, wie er in seinen Aufzeichnungen sagt, vor den „faselnden Träumereien der Neueren" schützen, von deren Richtung er Spuren an ihm schon entdeckt zu haben glaubte. Dies war aber der Punkt, wo ihre Wege sich trennten. Darum

*) „Rückerinnerungen von Seume und Münchhausen". Frankf. a. M. 1797.

**) Geb. 1764 in Kassel, wo er seit 1790 Mitglied der landgräflichen Hofkapelle war. (Näheres bei Strieder, Bd. XVIII, S. 186 ff.)

***) „Ueber Glückseligkeit und Ehre. Ein Gedicht. Mit einer Vorrede von G. C. Grosheim". Kassel 1816 bei der Wittwe Aubel.

kommt es beinahe einer Absage gleich, wenn Seume in seinem Gedicht „Ueber Gefühl, Apologie an Münchhausen" diesem antwortet:

„Freund, laß mich ruhig meine Wege wandeln;
Ich will den Frieden, den ich mir errang,
Nicht um die Wollust Deines Glücks verhandeln;
Genieß' nur Du, und laß mir meinen Gang."

Um diese Zeit veranstaltete Seume die Herausgabe des ersten Bandes seiner „Obolen", eine Sammlung von Gedichten, Aufsätzen, Aphorismen und Anekdoten unter dem Titel: „Obolen von Seume, Russisch-Kaiserlichem Lieutenant. Leipzig bei Gottfried Martini, 1796." Sie ist seinem ehemaligen Universitätslehrer, Ernst Platner, Professor der Medizin und Philosophie in Leipzig, dem Vater des bekannten früheren Marburger Pandektenlehrers Eduard Platner gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)



Auch einige Erinnerungen an 66.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig, wie wenig Schlaf man manchmal braucht; um 6 Uhr war ich schon am Sonntag Morgen am Pilgrimstein, wo in strömendem Regen die Truppen vorbeimarschirten. Hauptsächlich erinnere ich mich an Infanterie. Die Leute machten einen sehr müden Eindruck.

Gegen 8 Uhr hieß es plötzlich: Auf der Ketzerbach ist Pferdeausnahme. — Natürlich alles im Laufschritt dahin, und richtig: mittlerweile war das Hauptqartier angekommen und im „Ritter" abgestiegen. Nun wurden sämmtliche Pferde von Marburg gemustert. Das Verfahren dabei war ein höchst einfaches: Ein Kavallerist nahm das betreffende Pferd am Zügel, lief einmal damit ein Stück Ketzerbach hinauf und einmal herunter, dann wurde es entweder zurückgegeben oder es wurde ein Bon dafür geschrieben. Die genommenen Pferde wurden dann später nach Kirchhain abgeführt.

Dann verbreitete sich wieder das Gerücht, auf dem Bahnhof werde alles kurz und klein geschlagen; also nun nach dem Bahnhof. Wirklich hielt ein Offizier zu Pferde auf dem Bahnsteig, und im Maschinenhause wurden die Seitentheile an sechs Lokomotiven entzwei geschlagen, während die siebente mit allem, was an Wagenmaterial auf dem Bahnhofe war, in der Richtung nach Kirchhain abfuhr. Dann wurden die Telegraphendrähte abgehauen und die elektrische Batterie auf dem Pflaster zerworfen.

Nun kam etwas, für das ich bis heute keine Erklärung weiß: es hieß, das Schloß werde gestürmt; natürlich stürzte der ganze Haufe Studenten nach der Stadt zurück. Auf der Ketzerbach stand eine Kompagnie Infanterie, und wirklich — sie setzte sich gerade in Marsch gegen das Schloß und ging im Lederergäßchen (der Anatomie gegenüber) hinauf. Da das Gäßchen zu eng war, so kletterten wir nebenher über die Terrassen in die Gärten — als die Kompagnie ein Stück Weges hinaufgegangeu war, drehte sie wieder um und ging nach der Ketzerbach zurück; wir hüpften getreulich wieder nebenher.

Mittlerweile mochte es Mittag geworden sein, der Durchmarsch der Truppen nach Norden hatte aufgehört und man bemerkte, daß sich die noch in Marburg befindlichen Soldaten auch anschickten, weiter zu gehen. Auf den Straßen sah man schon hessische Soldaten von dem zur Bewachung der Gefangenen auf dem Schloß vom 2. kurhessischen Infanterie-Regiment gegebenen Wachkommando, die, nachdem sie entwaffnet waren, mit ihrem Bündel und einem Stock der Heimath zuwanderten.

Um diese Zeit traf mich ein Bote, der mich schleunigst zu meinen Verwandten nach Weidenhausen rief. Hier traf ich zwei Cousinen von mir in größter Verlegenheit. Die eine, die in Rotenburg lebte, war mit zwei kleinen Kindern, die andere mit einem Kinde bei unserer gemeinschaftlichen Großmutter zu Besuch. Letztere, Frau eines preußischen Offiziers, war bei Ausbruch der Rüstungen mit ihren Kindern zu ihrem in Kassel lebenden Vater gezogen, hatte dann mit ihrem ältesten Töchterchen ihren Mann, als sich die Truppen für den Einmarsch in Hessen bei Wetzlar sammelten, dort besucht und war von da nach Marburg gekommen. Beide waren in größter Verlegenheit, da natürlich die Bahn den Betrieb eingestellt hatte. — Ich erhielt den Auftrag, einen Wagen zu miethen, der uns möglichst weit, wenigstens bis Treysa bringen sollte; zugleich sollte ich einen Herrn aus Rotenburg, der bei dem bekannten Professor Vilmar zu Besuch war, bitten, meine Rotenburger Verwandte dahin zu begleiten. In die Stadt zurückgekehrt, hörte

ich, daß sämmtliche Preußen nach Norden weiter marschirt seien, nachdem das aktive hessische Militär entwaffnet und die drei hessischen Offiziere auf Ehrenwort entlassen waren. Zur Bewachung der Gefangenen auf dem Schloß blieben blos einige alte Soldaten, Halb=Invaliden, welche der in Marburg garnisonirenden sog. Garnisonskompagnie angehörten. (Unser schönes Marburger Schloß mit seiner prächtigen Aussicht beherbergte damals verständiger Weise unsere schwersten Verbrecher). — Allgemein wurde der rasche — man kann wohl sagen fluchtähnliche — Abzug der Preußen dahin gedeutet, daß sie von bayerischen Truppen verfolgt wurden. — Meine Bemühungen um einen Wagen waren zunächst gänzlich erfolglos; endlich versprach der Fuhrwerksbesitzer Nicolai, mir für den anderen Morgen einen Leiterwagen nach Treysa zu geben — für 12 Thaler und 1 Thaler Trinkgeld.

Jetzt — gegen 5—6 Uhr Nachmittags — ging ich zunächst, da ich kaum etwas den ganzen Tag genossen hatte, in das Bopp'sche Lokal, um etwas zu essen. Hier traf ich zwei Handwerksburschen, die mit der größten Bestimmtheit erzählten, in Gießen seien schon bayerische Truppen — sie wollten sie selbst gesehen haben —, die eilig nach Marburg weiter marschirten, ja, einige Anwesende wußten, daß schon österreichische Soldaten auf Spiegelsluft gesehen seien. — Das klingt heut ziemlich lächerlich, damals erschien es bei dem raschen Abrücken der Preußen, in dem sie die Stadt fast schutzlos zurückließen und eiligst die Bahn= und Telegraphenverbindung zerstört hatten, gar nicht so unwahrscheinlich. — Ich ging deshalb zu Nicolai zurück und machte es fest, daß wir schon um 2 Uhr Nachts fortfuhren. Dann ging ich zu Vilmar, um meine Bestellung an den Rotenburger Herrn auszurichten, der auch gleich erbötig war, sich uns anzuschließen. — Es ist das einzige Mal, wo ich mit Vilmar gesprochen habe, er war natürlich in großer Aufregung, versäumte aber doch darüber nicht, mir auch ein Glas Sekt, bei dem die Herren saßen, anzubieten. — Nun ging ich wieder nach Weidenhausen zurück, machte alles fertig und packte meine Sachen so, daß meine Hauswirthin sie nachschicken konnte — ich wußte ja nicht, wann ich wieder kam — und blos das Allernothwendigste in ein Reisesäckchen.

Gegen 4 Uhr am andern Morgen fuhren wir am Bahnhof vorbei, nicht wenig beruhigt, daß uns nun die Bayern so leicht nicht mehr erreichen konnten. Bei Anzefahr trafen wir wieder auf die ersten Preußen, die im vollen Marsch waren. So ging es über Kirchhain hinaus bis in die Nähe der jetzigen Haltestelle Allendorf. Dort stand eine Lokomotive mit zwei Personenwagen, und beim Näherkommen sah ich — hessische Pioniere, allerdings auch preußische Infanterie dabei. Im Vertrauen auf die preußische Offiziersverwandtschaft — mein Vetter gehörte dem 70. Regiment an, aber auf unserm kriegerischen Zug nach Kassel haben wir nicht einmal auch blos einen Soldaten dieses Regiments gesehen — wollte ich versuchen, zu erreichen, daß wir vielleicht die Eisenbahn mitbenutzen durften. Ich ging deshalb auf die Soldaten zu; gleich vorn stand ein preußischer Hauptmann und unser hessischer Premierlieutenant v. K. Es war an diesem 18. Juni Morgens gegen 6 Uhr ziemlich kalt, und Herr v. K. hatte über den Mantel noch einen Regenmantel gehängt, aber man sah ihm doch an, daß er nicht blos vor Frost einen etwas blassen Eindruck machte. Als ich von dem Hauptmann wegen unserer Weiterbeförderung mit der Bahn abschläglich beschieden war, fragte ich den mir von früher her von Gesicht bekannten Herrn v. K., ob ich etwas für ihn nach Kassel bestellen könne, was er aber verneinte, da er hoffe, heut selbst noch hinzukommen.

Wir fuhren nun weiter und trafen erst in Treysa wieder auf Soldaten. Hier war die Straße vom sogenannten Steinthor nach dem Bahnhofe zu so dicht mit Truppen besetzt, daß wir unsern Fuhrmann ablohnten und beschlossen, bis zum Bahnhof zu Fuß weiter zu gehen. Unsere Rotenburger Reisenden hatten das Glück, gerade noch zu der nach Hersfeld abfahrenden Post zurecht zu kommen, so daß sie uns hier verließen.

Während wir drei anderen in der Bahnhofswirthschaft zu Mittag aßen, kam dann jener Zug von Allendorf zurück und unsere hessischen 17 oder 18 Pioniere, die in Guntershausen gefangen genommen waren — ich komme noch darauf zurück —, wurden im Wartesaal dritter Klasse entwaffnet und nach Hause geschickt.

Da kein Wagen zu bekommen war, so machten wir uns in Gesellschaft eines Bäuerleins aus Dorheim, das sich erbot, uns den Weg zu zeigen, zu Fuß auf den Weg über Allendorf (an der Landsburg), Michelsberg nach Dorheim, wo uns das besagte Bäuerlein mit einem Kaffee erquickte, dann über Zimmersrode, Trocken= und Nassenerfurt nach Borken. Hier trafen wir gegen 8 Uhr Abends hundemüde — es war auch besonders für eine Offiziersgattin und ein etwa 10 Jahre altes Mädchen eine ganz schöne Leistung — bei unserem gemeinschaftlichen Verwandten, dem Justizamtmann v. G., ein.

Natürlich war die erste Sorge das Weiterkommen, doch hatten wir hier mehr Glück. Ein Fuhrwerksbesitzer Namens Wiederhold war zwei

Tage vorher in Geschäften nach Kassel gereist und konnte nun nicht zurück. Sein Sohn wollte deshalb hinfahren, um ihn zu holen, und war erbötig, uns gegen entsprechende Vergütung mitzunehmen, aber um 4 Uhr müßten wir zur Abfahrt bereit sein. So geschah es. Gegen 6 Uhr Morgens trafen wir an der Stelle, wo die Straße von Wabern in die Hauptstraße von Marburg nach Kassel einmündet, die Post von Gudensberg nach Kassel. Zugleich sahen wir in der Entfernung die Post von Kassel nach Gudensberg kommen. Schon von Weitem winkte der Kasseler Postillon dem Gudensberger zu, anzuhalten. Als wir zusammentrafen, sagte der Kasseler Postillon, wir könnten alle wieder ruhig umdrehen, bei der Knallhütte stehe eine lange Postenkette von Preußen, die wohl die Leute aus Kassel heraus, aber keinen wieder hinein ließen. Die Post von Gudensberg drehte auch wirklich um, wir beschlossen aber, weiter zu reisen. So kamen wir gegen 6 Uhr an einem kleinen Wirthshause an der sogenannten Bauner Brücke an, vor dem eine Menge Fuhrwerke (meist Butterführer, die — Dienstag — „auf's Markt" wollten) hielt. Etwa 150 Schritt weiter nach Kassel zu lag rechter Hand an der Straße ein eben erst aufgerichtetes, blos noch aus Balken bestehendes Haus, das aber schon gedeckt war. Darin war eine Feldwache und von da aus stand rechts und links durch das Feld eine Postenkette. Auf meine Bitte kam ein etwas verschlafener Lieutenant aus einer Schütte Stroh in jenem Neubau herausgekrochen, versicherte aber auf meine Bitte, uns — meine Cousine sei ja preußische Offiziersfrau — nach Kassel durchzulassen, daß ihm das völlig unmöglich sei. Als wir ziemlich enttäuscht wieder umdrehten, kam er noch einmal hinter uns hergelaufen und sagte, er erwarte jeden Augenblick seinen Major, dem er unser Anliegen vorbringen werde, wenn der uns die Erlaubniß zum Weiterfahren geben wolle, so habe er natürlich nichts dagegen. — Wir quartierten uns dann so gut als möglich in einer Giebelstube des erwähnten Wirthshauses ein und es dauerte auch gar nicht lange, bis ein Wagen von Kassel her mit drei Offizieren, einem älteren und zwei jüngeren, gefahren kam. Der ältere — seinen Rang konnte man nicht erkennen, da die Herren keine Epauletten trugen und die Achselstücke erst in der zweiten Hälfte des Feldzuges aufkamen; ich habe sie zuerst bei den Oldenburgern gesehen — ging gleich auf einen verdeckten Wagen zu, der dort stand und sprach mit einem darin sitzenden Herrn. Mittlerweile hatten wir uns etwas genähert, als der Offizier sich umdrehte und halb ärgerlich sagte: „Na, wo ist denn nun eigentlich die Frau Hauptmann, von der der Lieutenant erzählt hat." Wir machten nun wieder unser Verschen, aber auch er konnte uns nicht helfen. Doch machte er uns folgenden Vorschlag, den er auch soeben dem Herrn in der Chaise gemacht hatte (er war ein Gutsbesitzer Wittich aus der Gegend von Homburg, der ein Fräulein Flotow nach Kassel geleitete): Er wolle uns nach Guntershausen auf den Bahnhof in's Hauptquartier schicken, dort wären wir allerdings zunächst Gefangene, aber überhaupt der einzige Mensch, der uns die Erlaubniß nach Kassel zu reisen geben könne, sei der General von Beyer selbst. Ihm, der in etwa einer Stunde dort ankommen werde, wolle er unsere Sache durch seinen Adjutanten vortragen lassen. Er glaube sicher, daß wir die Erlaubniß bekommen würden; jedenfalls müßten wir dort so lange warten, wie hier — bis nämlich Kassel von Preußen besetzt sei — und dort seien wir doch im Wartesaal zweiter Klasse besser aufgehoben. — Das leuchtete uns natürlich ein. Da es anfing zu regnen, so setzten sich meine Cousine und ihre Tochter zu Fräulein Flotow in den verdeckten Wagen und Herr Wittich zu mir auf unsern offenen Wagen. Außerdem hatte der Major noch die Liebenswürdigkeit, uns einen Adjutanten gleich mitzugeben, da auf dem Weg nach Guntershausen ein polnisches Regiment Posten stehen hatte und wir mit einem bloßen Erlaubnißschein Aufenthalt gehabt hätten.

(Schluß folgt.)

Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

I.

Der junge Pfarrer Ullrich ging in der Dämmerstunde des Sonntagabends gemessenen Schrittes in seinem Studierzimmer auf und nieder. Er überdachte den wichtigen Tag, der hinter ihm lag. Seit heute war er ordinirter Pfarrer in seiner Vaterstadt. Die Antrittspredigt war gehalten, und — so durfte er sich ohne Ueberhebung sagen — sie hatte gefallen, hatte Eindruck gemacht. Nicht nur, daß es ihm gesagt worden war, nein, er fühlte das selbst. Er hatte in die Herzen seiner

Zuhörer gegriffen, er hatte erhoben, ja hingerissen.

Die Kirche war außerordentlich besucht gewesen; Kopf an Kopf gedrängt, bis in die offene Thür der Kirche hatte die Menge der Andächtigen gesessen und gestanden. Bis über den Kirchplatz hinweg hatte man in den Nachbarhäusern und in der Küsterwohnung Stühle geborgt. Nach Schluß des Gottesdienstes hatten alte und neue Verehrer den jungen Pfarrherrn umdrängt, ihm die Hände geschüttelt und gedankt für das, was seine Worte ihnen gegeben.

„Gewaltig“, „apostelartig“ habe er gepredigt, hatte das alte, enthusiastische Fräulein von Mannskopf mit erhobener Stimme gesagt. Dabei hatte ihr gutes, treues Auge geschwommen und war wie von einem Strahl überirdischen Lichtes verklärt gewesen.

Halb war Ullrich stolz auf dieses kühne Lob, halb kam ihm ein Lächeln an bei der Erinnerung an die alte, feurige Verehrerin, die immer schon, selbst in den Tagen, da er noch Gymnasiast war, besonders „Großes“ von ihm erwartet hatte.

Nun, ein Kleines war es ja auch nicht gewesen, was er unternommen, als er den Predigtstuhl der St. Michaelskirche bestiegen.

Ein bedeutender Kanzelredner, dazu ein hochverehrter Seelsorger, war hier lange Jahre hindurch sein Vorgänger gewesen, und wahrlich, aus sich selber heraus hätte Ullrich, jung und unerprobt wie er war, es nimmermehr gewagt, sich um die Stelle zu bewerben. Nur auf die Ermuthigung alter Freunde und Gönner hin hatte er sich vor Wochen zu einer Probepredigt gemeldet. Und was er nicht zu hoffen, kaum zu denken gewagt hatte, geschah: Die Gemeinde wählte, das Konsistorium bestätigte ihn, und ganz vor Kurzem hatte er mit seiner Mutter das alte Pfarrhaus unweit der Kirche bezogen.

Ullrich hatte das Fenster geöffnet und überblickte den freien Platz, der im halben Dämmerlicht vor ihm lag. Eine Umgebung, ganz wie er sie liebte: Luft und Licht von allen Seiten; zwischen den mittelhohen Häusern alterthümliche Bauten, die den freien Platz begrenzten und doch nirgends beengten, nach hinten der Horizont durch eine Fernsicht in die Berge abgeschlossen. In nächster Nähe, etwas zur Linken des Platzes seine Kirche, deren schlankes Thürmchen leicht und frei in die klare Luft stieg.

Freude und Wohlgefühl durchströmten den jungen Pfarrherrn; er that einen tiefen Athemzug. Ihm war, als ob seine Brust sich weiten müsse, um alles das zu fassen, was ihn froh und stolz erfüllte. Hier wollte er wirken und schaffen, glücklich sein und glücklich machen. Von dem Reichthum, den er in sich trug, wollte er allen mittheilen, Armen und Reichen, Vornehmen und Geringen. Alle Menschen wollte er heben, bessern, alle gut und glücklich sehen.

Ganz mit Gedanken beschäftigt, hatte Ullrich ein wiederholtes Klopfen an seiner Thür überhört und wurde jetzt erst aufmerksam, als eine etwas schnarrende Stimme sich vernehmen ließ.

„Herr Pfarrer! Ach, Sie entschuldigen, Herr Pfarrer!“ Es war die alte Lene, deren Kopf zwischen Thür und Rahmen sichtbar wurde. „Ach bitte, Herr Pfarrer!“ (Dreimal in einem Athem „Herr Pfarrer“ zu sagen, war der alten Dienerin des Hauses bei der „unmenschlichen“ Freude über die Anstellung ihres „jungen Herrn“ durchaus nicht zu viel.) „Es ist ein Dienstmädchen unten“, jetzt endlich kam's heraus, „und bittet, der Herr Pfarrer möchten seiner Herrschaft doch einmal die Predigt von heute schicken.“

Ullrich stutzte ein wenig. Ein ganz besonderes Anliegen, dachte er.

„Lassen Sie mich das Mädchen einmal selbst sprechen, Lene“, meinte er. „Besorgen Sie mir aber zuvor meine Lampe“, rief er ihr noch nach, als Lene bereits mit einem: „Jawohl, Herr Pfarrer, sogleich, Herr Pfarrer“ die Treppe hinunter tappte.

In Lene's altem Kopfe mochten sich indessen die beiden Aufträge etwas verschoben haben; die Lampe ließ auf sich warten, während an der Thür alsbald ein leises Klopfen vernehmbar wurde.

Auf Ullrich's „Herein“ trat ein junges Mädchen in ländlicher Tracht in das Zimmer, wo es ganz knapp bei der Thüre stehen blieb. In dem halben Dämmerlicht war Mieder und kurzes Röckchen des ländlichen Anzuges, dazu auf dem Kopfe ein spitzes Mützchen zu erkennen. „Sie wünschen, mein Kind?“ frug der junge Pfarrer, da das Mädchen zögerte sein Anliegen vorzubringen.

„Meine Herrschaft läßt bitten“, erwiderte eine helle Stimme, „der Herr Pfarrer möchten ihr doch, nur von heute auf morgen ‚das Geschriebene‘ der heutigen Predigt einmal leihen.“

Der leise Anklang von ländlichem Dialekt in der Sprache ließ die Stimme des Mädchens nur noch angenehmer und einschmeichelnder klingen; sie harmonirte vollkommen mit der schlanken, mittelgroßen Gestalt und dem zierlichen Köpfchen, das sich von der Thüre abhob.

„Und wie heißt Ihre Herrschaft?“ frug Ullrich zurück, während er nach dem Klingelzug griff, um Lene nochmals ein Nothzeichen betreffs der Lampe zu geben.

„Ihren Namen möchte die Herrschaft nicht gern genannt haben“, kam es halb naiv, halb neckend

von den Lippen der Kleinen; „der Herr Pfarrer möchten ihn rathen.“

Ullrich wurde ernstlich stutzig; er zögerte — überlegte. War es Ernst, war es Scherz, daß ein solches Ansinnen an ihn gestellt wurde? Sollte, — sollte das die neueste Idee seiner alten, wunderlichen Freundin sein? Sollte Fräulein Sabina von Mannskopf darauf verfallen sein, heute noch, nein gleich die Predigt noch einmal durchlesen, sie in Händen haben zu wollen? Sie folgte augenblicklichen Regungen, war völlig eine impulsive Natur. Sogar das Mysteriöse des Auftrages glich ihr.

Ullrich mußte lächeln, als diese Vorstellungen ihm kamen; wenn es nur halb thunlich war, ließ sie sich die Predigt von heute auf morgen von einem ihrer Leute abschreiben. — Ja, ja, so war es; im ganzen Kreis seiner Bekannten, die er im Geist durchlief, konnte er niemandem als der alten Gönnerin den Einfall zuschreiben.

Trotzdem zögerte er, das Manuskript, das er schon aus dem Fach seines Schreibtisches herausgenommen hatte, dem Mädchen einzuhändigen. Es war die einzige korrekte Abschrift, die er besaß; und wenn sich die Sache dennoch anders verhielt? —

„Der Herr Pfarrer können ganz ruhig sein“, redete das Mädchen zu; „gleich morgen kommt ‚das Geschriebene‘ zurück, und es kommt auch ganz gewiß gar nichts dran.“

Das alles klang so treuherzig und überzeugend aus dem Munde der Kleinen, daß die letzten Zweifel des jungen Pfarrherrn schwanden und er das Heft in des Mädchens Hände legte.

Lene schien sich unterdessen der vergessenen Lampe erinnert zu haben, denn ihr tappender Schritt wurde vernehmlich, und gleich darauf trat sie, ihre Leuchte hoch in der Hand, in das Zimmer. Gerade in dem Moment, da das Dienstmädel mit einem „Vielen, vielen Dank, Herr Pfarrer“ sich rasch zur Thür wandte.

„Ich gebe Ihnen das Manuskript auf Treu und Glauben, liebes Kind“, wandte Ullrich nochmals ein und hatte dabei das dunkle Gefühl, als ob er noch etwas sagen und fragen, eigentlich das Mädchen aufhalten müsse; seine Erwägungen gingen jedoch unter in dem langen Blick, den er der Davoneilenden nachschickte.

„Wie niedlich doch Landmädchen sein können, — anmuthig könnte man sagen!“

Es waren ganz neue, seltsame Reflexionen, die dem jungen Pfarrer kamen, während Lene ihre Lampe niedergesetzt und sich entfernt hatte. Von unten hörte man den kreischenden Ton des Hausthores, das die Botin hinter sich schloß.

Ullrich war an's Fenster getreten und sah ihr nach, wie sie eilenden Fußes den Kirchplatz überschritt.

Er lächelte. „Hat doch immer noch ihren alten, guten Geschmack, das gnädige Fräulein von Mannskopf“, murmelte er. „Ich liebe es, schöne Dienerschaft um mich zu haben“, das war ihr Ausspruch, den er von Jahren her kanute.

Der junge Pfarrer trat an den Schreibtisch zurück und schickte sich an, unter den Büchern und Heften ein wenig zu räumen und zu ordnen; es hatte sich in den letzten Tagen so Vieles angehäuft. Hier lagen neue Schriften vom Buchhändler, da die evangelischen Monatsblätter, dort die Mappe, welche bei den Geistlichen zirkulirte. —

Wie niedlich war doch der Knicks gewesen, den die Kleine im Fortlaufen machte! Wie treuherzig hatte ihre Stimme geklungen: „Vielen, vielen Dank, Herr Pfarrer!“ Und doch war es ihm jetzt in der Erinnerung, als habe Schelmerei durchgeklungen. Noch sah er das Oval des jugendfrischen Gesichtchens, auf das der erste Schein der Lampe fiel. Zu fein für ein Landmädchen, meinte er.

Der junge, sonst so geordnete Pfarrer wurde mit Stellen und Räumen auf seinem Tisch nicht fertig; bald lag die Mappe zu unterst, bald zu oberst, bald nahm er das Schlüsselchen dazu aus dem Gefach heraus, bald legte er es wieder hinein.

Ein Landmädchen von besserer Herkunft mußte es wohl jedenfalls gewesen sein, denn solche Manierlichkeit! — (Er war seither auf dem Lande gewesen, der junge Herr Pfarrer, und stellte nun Vergleiche an.) Dergleichen war ihm noch nie begegnet; dieses Lächeln der Kleinen, dieser Liebreiz, dieser Blick der Augen, den er gerade noch erhascht hatte!

„Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine“, tönte es ihm plötzlich vor dem Ohr, und so laut, daß er es beinahe vor sich hin gesummt hätte.

Ullrich hätte sich auf den Mund schlagen mögen, so ergrimmte er im Geist über sich selbst. Er, sonst die herbste Männernatur, erzogen in den strengsten Grundsätzen, brach beim Anblick eines hübschen Landkindes in Heine'sche Verse aus. In Heine'sche Verse, — und das am Tage seiner Ordination! Mit einer energischen Bewegung warf er den Kopf zurück, stand auf und öffnete die zum Nebenzimmer führende Thüre.

„Bist du zurück, liebe Mutter?“ fragte er mit erhobener Stimme.

Jetzt erst kam das schöne Organ des jungen Geistlichen voll zu Gehör, es war von jenem klaren, einschneidenden Klang, welcher sofort den Redner kennzeichnet, dabei voll und ohne jede Härte. Auch seine hohe Gestalt trat in's volle

Licht, als er der Mutter, die aus dem anstoßenden Zimmer sich näherte, entgegentrat.

Sie reichte dem Sohn die Hand.

„Soeben komme ich nach Haus, Gerhard."

Frau Doktor Ullrich war eine noch schöne, stattliche Frau in mittleren Jahren. Die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn war auf den ersten Blick eine frappirende: derselbe hohe Wuchs, dieselbe stolze Haltung, die gleichen sprechenden Augen. Um einen Schein blicken die des Sohnes träumerischer, die der Mutter klarer in die Wirklichkeit hinein.

„Ich fürchte, ich habe heute eine Thorheit begangen, liebe Mutter."

Frau Doktor hatte sich auf dem Ledersopha an der Längswand des Zimmers niedergelassen, Ullrich nahm ihr gegenüber in seinem Sessel Platz und erzählte das kleine Begegniß. Es sollte ihm zur Beruhigung dienen, wenn die Mutter seine Annahme richtig fand. Frau Doktor hörte sehr aufmerksam zu, und ihre Züge nahmen je mehr und mehr einen nachdenklichen Ausdruck an.

„Es gleicht Sabine ja", meinte sie, als der Sohn geendet hatte, „aber so ganz ausgemacht scheint mir die Sache doch nicht, Gerhard. Schon daß das Mädchen eine Landtracht trug, spricht mir dagegen; alle ihre Dienstleute müssen sie ablegen und sich städtisch tragen."

Der junge Pfarrer wurde aufgeregt.

„Du meinst doch nicht, Mutter, daß man sich in solch ernster Sache einen Scherz mit mir erlaubt habe?"

„An Scherz denke ich auch nicht, lieber Sohn," war die Erwiderung. „Immerhin könnte die Sache anders zusammenhängen, als Du meinst. Wir müssen es eben abwarten. Und da Du ja das Manuskript in jedem Fall gleich morgen zurück erhältst —"

Frau Doktor war durchaus nicht beruhigt über die Sache, aber sie mochte um keinen Preis den Sohn noch mehr erregen.

„So ist es mir versprochen", warf Ullrich ein, „und ich glaube nicht, daß mich das Mädchen täuschen wird."

Die Mutter war in das Wohnzimmer zurückgekehrt, um kleine Vorkehrungen für den Abendtisch zu treffen, der Sohn aber schritt noch lange in seinem Studierzimmer auf und nieder. Nachträglich war er doch beunruhigt und machte sich Vorwürfe. Wie hatte er auch nur so unüberlegt, so überstürzt handeln können? Er blieb stehen. Unüberlegt? Nein, vertrauensvoll war er gewesen, keinen Zweifel hatte er in den Auftrag des Mädchens gesetzt. Die Art der Kleinen war so treuherzig, trotz des Verschweigens des Namens so offen und ohne alles Falsch gewesen, daß es ihm unrecht erschienen wäre, die Bitte abzuschlagen. Nein, er hatte Recht gethan; die Mutter irrte, ging über das Ziel hinaus.

Morgen früh, wenn das Mädchen das Heft zurückbrachte, sollte sie selbst es der Mutter übergeben. —

(Fortsetzung folgt.)

Errungenschaft.

Zu Häupten die Sterne, kein Hemmniß ein Strand,
Und dem Drange des Herzens zu Willen,
Befuhr ich die Meere, durchzog ich das Land
Und knüpfte und löste manch' fesselndes Band —
Um die Sehnsucht, die Sehnsucht zu stillen.

Manchen Born fand ich wohl, aus dem lechzend ich trank,
Wahr wurde manch' Hoffnungsgebilde,
Doch das Herz, ach, es wußte dem Glück keinen Dank,
Und weiter, je tiefer die Sonne dann sank,
Trieb die Sehnsucht, die nimmer gestillte.

Eine Rose, die welk ist, von Lorbeer ein Reis,
Ein paar Bänder, mit Spuren von Thränen —
Das ist meiner Wallfahrt errungener Preis
Und dazu tief im Busen, wie eh'dem so heiß,
Jenes quälende, ziellose Sehnen.

Mexico, Februar 1899.

R. Jordan.



Aus alter und neuer Zeit.

Noch einmal Johannes Lening. Vor Jahresfrist war im „Hessenland" (1898, Nr. 8) von Johannes Lening die Rede, der 1565 als Pfarrer zu Melsungen starb. Der Aufsatz schloß etwa mit den Worten:

„Wer gehofft hat, das Lebensbild eines Glaubenshelden zu finden, wird enttäuscht sein, denn Lening hat keine Spur von Heldenthum an sich. Selbst die geistige Größe fehlt ihm, die ihrer Zeit mindestens in einem einzigen, winzigen Pünktchen voraus ist. So wäre es schwierig, eine Lobrede oder eine Vertheidigungsschrift für ihn zu verfassen. Diese Zeilen bezweckten daher nur, zu zeigen, daß er in eine schwere Zeit gestellt war, in der auch größere Geister und stärkere Charaktere nicht immer der geraden Bahn folgten. Dem Melsunger Reformator darf man also wohl zubilligen, daß er mit Konrad Ferdinand Meyer's ‚Hutten' ausruft:

Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Wenn dem Verfasser jener Skizze das Urtheil der großen Reformatoren über Lening bekannt gewesen wäre, oder dessen Schrift über die Doppelehe, so hätte er vielleicht Konrad Ferdinand Meyer's Landsmann, Gottfried Keller, den Schlußsatz entnommen. Keller sagt nämlich in seinen Züricher Novellen (Ges. Werke, VI, S. 335): „Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich aufthun; zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Krystallgeistern des menschlichen Gemüthes, die an's Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor."

Doch zurück zu Lening. Da wir selbst fern von Bibliotheken und Archiven leben, entnehmen wir den Aufzeichnungen A. F. C. Vilmar's einige Urtheile über den früheren Karthäuser Mönch und späteren Pfarrer zu Melsungen.

Melanchthon beschreibt ihn in einem Briefe von 1541, er wäre ein Mensch von entstelltem (monströsem) Leibe und Geiste und zeigte sich roh gegen seine Gattin; besonderen Gefallen fände er daran, mit verschiedenen Ansichten über die Religion zu spielen.

Luther nennt ihn im Frühlinge desselben Jahres einen Windbeutel oder Taugenichts (nebulo), indem er vielleicht ein Wortspiel beabsichtigt; denn drei Wochen vor Luther's Briefe war Lening's Schrift über die Vielehe erschienen, worin er sich den wohlklingenden Namen Huldreich Neobulus beilegte. Etwas später bezeichnet Luther ihn als das Karthäuser Ungeheuer.

Wenn nun auch diese Verurtheilungen Lening's erst erfolgt sind, als die von ihm so geförderte Doppelheirath des Landgrafen Philipp von Hessen bekannt geworden war, so dürfen wir ihnen doch starkes Gewicht zumessen, zumal da sie aus dem Munde solcher Männer wie Luther und Melanchthon kommen, die für den Unbefangenen völlig makellos dastehn.

Was nun den Dialogus über „mehr dann eyn Eeweib zugleich" (1541) betrifft, so mögen einige Stellen aus der Beweisführung das Werk kennzeichnen. Es wird darin behauptet, der Herr Christus habe die Ehescheidung nicht verboten. Da erweist sich Huldreich Neobulus aber als wenig bibelfest, denn im Markusevangelium (Kap. 10, Vers 2—12) heißt es ausdrücklich: „Was denn Gott zusammengefüget hat, soll der Mensch nicht scheiden", und „Wer sich scheidet von seinem Weibe und freiet eine andere, der bricht die Ehe an ihr; und so sich ein Weib scheidet von ihrem Manne und freiet einen andern, die bricht ihre Ehe".

Wenn Neobulus Haß und unüberwindliche Abneigung als genügenden Scheidungsgrund betrachtet, so läßt sich das vom menschlichen Standpunkte billigen, aber Christus hat eben anders entschieden, als Neobulus meint. Vermessener Weise will der Letztere dann seine Ansicht nicht als bloße Auslegung gelten lassen, sondern als das Wort Gottes selbst! Weiter versteigt er sich zu der Behauptung, eine Doppelehe wäre dann gerechtfertigt, wenn man dazu den göttlichen (sic!) Beruf und Trieb in sich fühle. Seine Begriffe von Göttlichkeit sind entschieden merkwürdig. Er erklärt die rechte Vielehe sogar für eine That christlicher Liebe und meint, sie gebe Gelegenheit zu verschiedeneu guten Werken. Uebrigens steht bei diesem Gespräche über die Vielehe Lening's Verfasserschaft nicht unbedingt fest, ist aber höchst wahrscheinlich. Unzweifelhaft scheint es zu sein, daß der Straßburger Theologe Bucer sich zum Mitarbeiter hergegeben hat, denn er bedankt sich einmal beim Landgrafen Philipp für 100 Goldgulden und bittet zugleich, „niemanden zu sagen, daß er an dem Buch etwas gemacht". Der Landgraf erwidert, Bucer hätte an dem Dialoge ja nur etwas korrigirt und gebessert. Bucer wurde von seiner vorgesetzten Behörde deshalb zur Verantwortung gezogen, leugnete aber alles ab. Lening blieb unbehelligt, weil er im Schatten des Landgrafen ruhte. L. A.

Holländische Volkshymne. Anläßlich der jüngst erfolgten Thronbesteigung der jungen Königin

Wilhelmina von Holland dürfte es wohl manchen unserer Leser interessiren, daß das von dem Studiendirektor, Konsistorialrath August Gottlieb Meißner zur Feier des Geburtstages des Prinzen von Oranien am 24. August 1806 gedichtete Festlied: „Wachse hoch, Oranien!“ von dem damals rühmlichst bekannten Fuldaer Stadtkantor Michael Henkel in Musik gesetzt und daß dieses Lied mit der Henkel'schen Melodie zur Volkshymne in Holland wurde.

Aus Heimath und Fremde.

Monatssitzung des Vereins für hessische Geschichte zu Kassel. Am 27. Februar hielt derselbe seine Februarsitzung. Aus den geschäftlichen Mittheilungen, mit denen der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. Brunner, diese Sitzung eröffnete, ist hervorzuheben, daß der Verein im Januar einen Zugang von zwei Mitgliedern, im folgenden Monat aber einen Zuwachs von 33 Mitgliedern zu verzeichnen hatte. Durch Zuwendungen von Geschenken machten sich verdient Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Ackermann, Eckardt (der das Tagebuch des hessischen Hauptmanns Eckardt aus dem Feldzuge nach Schleswig-Holstein vom Jahre 1849 überwies), Professor Dr. Schröder-Marburg, Professor Lenz und Dr. med. Schwarzkopf. Letzterer überreichte den vom letzten Pauker der hessischen Garde-du-Corps geführten Paukenschlägel. Den Vortrag des Abends hielt Oberlehrer Dr. Pistor über ein „Kapitel aus dem Leben des Ritters Götz von Berlichingen“. Die Ausführungen des Redners wurden wegen ihres fesselnden Inhalts mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Es handelte sich dabei um einen Ueberfall des Grafen Philipp II. von Waldeck und die Gefangennahme desselben beim Kloster Dalheim auf dem Sindfeld durch den Ritter, dessen Verhalten in dieser Sache ihn einfach als einen mittelalterlichen Heckenreiter vom gewöhnlichen Schlage, aber keineswegs als die biedere, kerndeutsche Persönlichkeit erscheinen läßt, als die wir ihn aus Goethe's Götz kennen. Seine Selbstbiographie hat lediglich apologetischen Charakter gegenüber den absprechenden Urtheilen, die wohl bereits von Zeitgenossen über ihn gefällt sind. Besonders interessirte aus dem Vortrage der mit durchschlagenden wissenschaftlichen Gründen geführte Nachweis, daß von einem Einverständniß zwischen Götz und der Landgräfin-Regentin Anna von Hessen nicht die Rede sein könne.

Im hessischen Geschichtsverein zu Marburg sprach am 28. Februar Privatdozent Dr. Thiele über Fuldaer Miniaturen aus der Karolingerzeit. Er führte (nach der „Oberh. Ztg.“) des Näheren aus: Die reichen Handschriftenschätze der Fuldaer Klosterbibliothek waren zum Theil schon während des ganzen Mittelalters in alle Welt zerstreut worden; der letzte ansehnliche Rest verschwand während des dreißigjährigen Krieges auf bisher unaufgeklärte Weise, vermuthlich nach Rom, so daß z. B. Kassel jetzt nur noch etwa 24 Fuldenser Codices besitzt. Neuerdings hat man begonnen, den illustrirten Handschriften nachzuforschen, um einen Ueberblick über die Leistungen der Fuldaer Buchmalerei zu gewinnen. Das bisher bekannte Material ließ sich für die Karolingerzeit in drei Gruppen sondern: Illustrationen zeitgemäßer und historischer Werke, Illustrationen zu sakralen Werken, Kopien antiker Bilderwerke. Zu der ersten Gruppe gehören Illustrationen zu einem das Leben des Abtes Eigil (819—822) behandelnden Gedicht. Die wenigen, leider nur in Kupferstichen des XVII. Jahrhunderts erhaltenen Bilder schildern in lebendiger Darstellung die inneren Wirren im Klosterleben; mit der Behandlung eines derartigen Stoffes durch Illustrationen steht Fulda ganz allein. Gleichsam die zweite Periode der Entwickelung Fuldas repräsentirt das Gedicht des Rhabanus Maurus „De laudibus Sanctae Crucis“, dessen Text zu symbolischen Figuren geformt das Kreuz Christi in den mannigfaltigsten Beziehungen feiert. Von diesem Werke sind noch zwei Originalexemplare in Wien und im Vatikan; die kostbar ausgeführten Dedikationsbilder, an denen drei Maler von ganz verschiedenem Können in ganz originaler, sonst nicht nachweisbarer Manier arbeiteten, enthalten u. A. ein Bild Ludwig's des Frommen. — Auch bei den historischen Illustrationen der Sammlung der fränkischen Volksrechte zeichnet sich die Fuldaer Sammlung durch packende Naturwahrheit der Bewegungsmotive aus. Von eigentlicher sakraler Malerei in Fulda lassen sich bis jetzt wenig Proben aufweisen; die erhaltenen Evangelien und Sakramentarien (wie das Göttinger) zeigen zum Theil den Einfluß des gezierten, steifen, angelsächsischen Stils. Unentschieden bleibt vorläufig die Wiener Otfridhandschrift, die ihre Illustrationen aus Fulda hat. Reicht nach dem spärlichen, bis jetzt vorliegenden Material Fulda mit der Ausstattung sakraler Bücher nicht an die Pracht der fränkischen

Hof-Renaissance heran, so hat es mit dem vortrefflichen Codex der römischen Feldmesser alle anderen karolingischen Schulen in der künstlerischen Auffassung der Antike übertroffen. — Die starke Originalität Fuldas auf dem Gebiet der Malerei ist in seiner freien, deutschen Selbstständigkeit, die es dem Einfluß der feinen, vom Hofe geförderten, wohl fränkischen Kunst entzog, begründet. Um so mehr ist der vom Vortragenden zum Schluß ausgesprochene Wunsch berechtigt, daß die kaum begonnene Sammlung der weit verstreuten Miniaturen eifrig fortgesetzt werden möge, damit so das Material zu einer ausführlichen Monographie über die Fuldaer Miniaturen der Karolingerzeit zusammengebracht würde, welche, wie der Herr Vorsitzende, Geheimer Archivrath Dr. Koennecke, in Uebereinstimmung mit den Anwesenden meinte, einen wichtigen Band der Publikationen unserer historischen Kommission bilden würde. — An diesen, durch Vorlegung zahlreicher Abbildungen illustrirten, das Interesse der Zuhörer in hohem Grade fesselnden Vortrag schlossen sich Mittheilungen des Herrn Archivraths Dr. Reimer über ein Oelbild aus dem Jahre 1583, das die „lange Barb von Marburg" darstellt, eine Dame im Marburger fürstlichen Frauenzimmer, welche die respektable Größe von 2,24 Metern hatte.

Vierter Unterhaltungsabend des Vereins für hessische Geschichte zu Kassel. Der vierte Unterhaltungsabend des genannten Vereins, welcher am 6. März stattfand, erfreute sich wiederum zahlreicher Betheiligung. Zunächst berichtete der Vorsitzende, Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner, über einen vor wenigen Tagen bei Gudensberg gemachten Gräberfund. Vier altgermanische Graburnen wurden gelegentlich des Eisenbahnbaues Gudensberg-Grifte in der Nähe des Ortes bei dem sog. Kasseler Kreuz in einer stark mit Asche durchsetzten Erdschicht aufgefunden. Dadurch scheint die Vermuthung Wilhelm Arnold's in seinen „Ansiedelungen und Wanderungen" (S. 131) bestätigt zu werden, daß der Name des benachbarten Dorfes Dissen mit dem altnordischen Dis (Dusinum, Grabhügel) zusammenhänge, denn in der Nähe der Stelle der Ausgrabungen gab es früher einen Ort „Unseligen-Dissen", dessen Name im Gegensatz zu dem anderen Dissen „Heidengräber oder -Kirchhof" bedeutet. Da unlängst auf dem Odenberge, auf einem Grundstücke des Gutsbesitzers Noll, Urnen und ein guterhaltener Steinmeißel gefunden sind, ist noch Hoffnung vorhanden, daß bei weiterem Graben noch mehr zu Tage gefördert wird.

Ueber die Geschichte des Klosters Lippoldsberg sprach alsdann Kanzleirath Neuber. Der Vortrag wird im „Hessenland" zum Abdruck gelangen.

Dr. med. Schwarzkopf legte ein bislang unbekanntes hessisches Soldatenlied vor, das sich auf die Schlacht bei Krefeld 1758 bezieht und von einem Soldaten des hessischen Leibregiments zu Fuß, der sich in der Schlacht auszeichnete, gedichtet ist. Auch dies Lied wird im „Hessenland" gebracht werden. Weiter äußerte sich Redner über die Leistungen der hessischen Truppen bei Krefeld unter dem General von Gilsa (vergl. „Hessenland" 1898, S. 185, 192 f.). Eine Biographie dieses berühmten hessischen Führers wird demnächst im „Hessenland" abgedruckt werden.

Oberstlieutenant z. D. von Stamford setzte einen Stempel mit der Umschrift: „Großherz. Hess. General-Commando" in Umlauf, der kürzlich in der Nähe von Berlin gefunden ist. Vielleicht ist er von hessischen Truppen verloren worden, die nach der Schlacht bei Jena (1806) mit anderen französischen und Rheinbundstruppen die besiegte preußische Armee verfolgten.

Major a. D. von Stamford trug aus der bei Kaiser Karl V. eingereichten Anklageschrift der evangelischen Fürsten (Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen) gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig vom Jahre 1544 auf das Gebahren des Herzogs gegenüber seiner Gemahlin und auf sein Verhältniß zu Eva von Trott Bezügliches vor. Die Anklage wurde vom Kaiser nicht erhört, doch strafte Landgraf Philipp den Herzog auf eigene Hand, indem er ihn bei Calefeld unweit Nordheim schlug, gefangen nahm und in Ziegenhain festsetzte.

Zum Schluß gab Direktor Henkel einige Daten über die Geschichte des Mönchshofs bei Abterode und legte dort gefundene alte Münzen vor, die er sich zu einem silbernen Teller hatte verarbeiten lassen.

Die „Ortsnamen der Marburger Gegend und die erste Besiedelung Oberhessens" lautete das Thema eines äußerst fesselnden Vortrags, den Professor Dr. Edward Schröder am 6. März im Fortbildungsverein zu Marburg hielt.

Stern'sche Münzsammlung. Der hessische Kommunallandtag bewilligte in seiner 5. Sitzung am 28. Februar zu den Kosten, die durch den Ankauf der Münzsammlung des verstorbenen Kreisgerichtssekretärs a. D. Stern (vergleiche „Hessenland" 1898, S. 230) für das Königliche Museum zu Kassel entstehen, einen Beitrag von 100 Mark. Se. Excellenz der Herr Oberpräsident Graf von Zedlitz und Trützschler

empfahl die Bewilligung auf das Wärmste und stellte seine Verwendung für Erlangung einer ansehnlichen staatlichen Beihilfe zu dem angegebenen Zwecke in sichere Aussicht.

Landeskreditkasse. Am 27. Februar wurde an Stelle des nach 53jähriger Dienstzeit in den Ruhestand getretenen hochverdienten bisherigen Leiters der Landeskreditkasse zu Kassel, Geh. Regierungsraths Direktor Dr. jur. Lotz, vom Kommunallandtage der Landesbankrath von Sachs zu Wiesbaden gewählt. Der Gewählte steht erst im 42. Lebensjahre.

Todesfall. Am 25. Februar verschied zu Nizza im 78. Lebensjahre Paul Julius Reuter, der Begründer des noch jetzt zu London bestehenden Reuter'schen Telegraphenbureaus, das er aus kleinen Anfängen seit dem Jahre 1849 hat erstehen lassen. Nach den Berichten der Zeitungen soll Reuter am 21. Juli 1821 in Kassel geboren sein. Diese Angabe beruht aber mindestens in Bezug auf den Tag auf Irrthum, da in den in den gleichzeitigen Kasseler Zeitungen vollständig veröffentlichten Personenstandsnachrichten vom Juli 1821 der erwähnte Name nicht vorkommt.



Personalien.

Ernannt: Unterstaatssekretär D. Dr. von Weyrauch zu Berlin zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädikat Excellenz; Regierungsassessor von Steinmann zum Landrath in Hünfeld; die wissenschaftlichen Hilfslehrer Dr. Frick, Ripcke an der Realschule und Wehmeyer am Friedrichsgymnasium zu Kassel zu Oberlehrern, letzterer unter Versetzung an das Realprogymnasium in Biedenkopf.

Gewählt: Landesbankrath von Sachs zu Wiesbaden zum Direktor der Landeskreditkasse zu Kassel.

In den **Ruhestand** getreten; Direktor der Landeskreditkasse Geheimer Regierungsrath Dr. jur. Lotz zu Kassel; Rektor Kramer zu Fritzlar.

Geboren: ein Sohn: Dr. Pütter und Frau Aenni, geb. Lucae (Stralsund, 5. März); Amtsrichter Wagner und Frau Klara, geb. Schmitz (Frankenberg, 5. März); Oberlehrer Paulus und Frau Julie, geb. Schiek (Kassel, 6. März).

Gestorben: Frau Rechnungsrath Lina Schmidt, geb. Gottschalk, 83 Jahre alt (Kassel, 23. Februar); verwittwete Frau Katharine Pitel, geb. Kochendörffer, 72 Jahre alt (Kassel, 25. Februar); Frau Münzmeister Marie Hochapfel, geb. Schmidtmann, 80 Jahre alt (Kassel, 26. Februar); Lehrer Lorenz Schröder, 67 Jahre alt (Kassel 27. Februar); Fabrikbesitzer Heinrich Riemeyer (Wehlheiden, 1. März); Lehrerin a. D. Josephine Siebert, 75 Jahre alt (Kassel, 1. März); Frau Oberst Mathilde Mackeldey, geb. von Humbert (Hannover, 2. März); Rechnungsrath Gustav Pohl (Heidelberg, 3. März); Frau Christine Dilcher, geb. Hesse, 55 Jahre alt (Kassel, 4. März); Fräulein Friederike Alfter (Kassel, 6. März); verwittwete Frau Stadtpfarrlehrer Josephine Gerlach, geb. Ducké, 69 Jahre alt (Fulda, 6. März).

Briefkasten.

A. W. Schloß Destedt. Dankend erhalten. Ist bereits zur Besprechung weiter gegeben.

v. G. z. G. Ist recht wohl geeignet. Verbindlichsten Dank!

K. N. Kesselstadt. Dankend erhalten. Hoffentlich geht es mit Ihrem Arm wieder besser. Herzlichen Gruß!

An die Freunde unserer Zeitschrift.

Mit dem heutigen Hefte beschließt das **„Hessenland“** das I. Quartal des laufenden Jahrgangs. Für das am 1. April beginnende **II. Quartal** ist uns bereits eine Reihe werthvoller Beiträge zugegangen, sodaß wir wieder gediegenen Lesestoff in Aussicht stellen können.

Auch diesmal bitten wir alle verehrten Mitarbeiter und Leser dringend, nicht nur dem **„Hessenland“** ihr geneigtes Wohlwollen zu bewahren, sondern auch uns zu helfen, **unserer Zeitschrift neue Freunde zuzuführen.** Wir sind nach wie vor dankbar für die Bezeichnung von Adressen zwecks Uebersendung von **Probeheften,** wie wir solche auch stets gern zur Verbreitung in beliebiger Zahl zur Verfügung stellen.

Zur Vermeidung von Verzögerungen in der Zustellung und Nachlieferungen bitten wir, bei **Bezug durch die Post** das **Abonnement rechtzeitig zu erneuern** und bei unmittelbarem Bezug von dem unterzeichneten Verlag etwaige Wohnungsveränderungen alsbald mitzutheilen. Neuzutretenden Abonnenten wird der Anfang solcher Aufsätze, die im neuen Vierteljahr fortgesetzt werden, auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Kassel, im März 1899.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. April 1899.

Frühlingslied.

Warum doch singt die Lerche
So hell im Aetherblau?
Und o! wie weht vom Berge
Die Luft so lind und lau.

Bist du's, du holder Knabe,
Der wieder leuchten macht
Mit seinem Zauberstabe
Des Waldes Blütenpracht.

Ja, ja, du bist der König,
Der Lust und Leben bringt;
Du bist's, der tausendtönig
Das Lied der Freude singt.

Wie hab' ich schwer getragen
Des Winters lange Nacht!
Jetzt ist verstummt mein Klagen,
Weil jetzt der Lenz mir lacht.

Mir ist im Wald, als stände
Ein Blümlein irgendwo,
Und wer das Blümlein fände,
Wär' hochbeglückt und froh.

Du mit dem Zauberstabe,
O Lenz, der mit mir zieht,
Sag' an, du holder Knabe,
Wo mir das Blümlein blüht.

A. Trabert.





Geheimer Kriegsrath Johann August Kaupert.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Mit der Organisation des Jahres 1875 wurde Kaupert der kartographischen Abtheilung des großen Generalstabes überwiesen und erhielt die Druckfertigstellung der „Karte des Königreichs Preußen" in 1:100 000, die 1880 nach Vereinbarungen mit Bayern, Sachsen und Württemberg zur „Karte des Deutschen Reichs" erweitert wurde. Ueber die wunderbare Vollkommenheit dieser Karte sind alle Sachkenner einig. Daneben hatte Kaupert im Winter 1885/86 den Offizieren und Beamten seiner Abtheilung Vorträge über geographische Topographie und topographische Aufnahmen zu halten. Auch wurden ihm viele preußische und nichtpreußische Offiziere zur Unterweisung zugetheilt.

Hiernach läßt sich behaupten, daß Kaupert das Hauptverdienst an den vortrefflichen Leistungen der preußischen Topographie und Kartographie gebührt, zumal er stets an seiner Stelle blieb, die herangezogenen Offiziere aber rasch wechselten, sein Einfluß auf die Gestaltung der Hauptkartenwerke der preußischen Landesaufnahme hat diese nach dem Zeugniß des Militär=Wochenblatts derjenigen Vollendung entgegen führen helfen, welche ihnen ihre heutige hervorragende Bedeutung nicht nur für die Armee, sondern auch für das ganze Land verschafft hat.

Neben der genannten Karte des Deutschen Reichs bearbeitete er in den letzten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit eine solche in 1:200 000, deren Erscheinen er jedoch nicht mehr erleben sollte. Schon 1860 hatte er in einer Denkschrift die Ansicht begründet, daß ein Staat die Bearbeitung des amtlichen Kartenmaterials, die Ausnutzung des gewonnenen Grundmaterials auch für kleinere Maßstäbe selbst in die Hand nehmen müsse. Dieser Gedanke hatte sich im Laufe der Zeit mehr und mehr bei ihm erweitert, und das erste Ergebniß in preußischem Dienste in dieser Hinsicht war diese Karte in 1:200 000. Hieraus sollten sich Karten in derselben Projektionsgrundregel von 1:400 000, 1:800 000 u. s. f. bis zu einer Uebersichtskarte des ganzen Deutschen Reiches entwickeln. In Aufstellung der Projektionsregeln, der Berechnung der Blattausdehnungen hat er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht.

Wie Kaupert so unter Moltke den guten Ruf und das Ansehen der preußischen Generalstabskarten begründen half, so fand er durch die Anregungen des ausgezeichneten Historikers Professors Dr. Ernst Curtius Gelegenheit, auch den wissenschaftlichen Forschungen bei der Lösung einer der idealsten Aufgaben, die sich das junge Deutsche Reich gestellt hatte, werthvolle Dienste zu leisten. Wir kommen damit zu derjenigen Thätigkeit Kaupert's, welche seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus, ja für die ganze gebildete Welt zu einem hochgeachteten machte.

Im Beginn des Jahres 1875 erbat sich Curtius als Mitglied des neu gegründeten Centraldirektoriums des deutschen archäologischen Institutes einen Offizier zur Ausführung einer topographisch-archäologischen Aufnahme von Athen und Umgebung. Statt eines Offiziers erhielt Kaupert von Moltke, der an den Studien des klassischen Alterthums regsten Antheil nahm, diesen Auftrag und wurde 1875 beurlaubt, um in Athen die ganze Arbeit einzurichten und die Aufnahme der Stadt Athen mit der nächsten Umgebung selbst auszuführen. In ihm fand Curtius den Mann, der nach seinen Worten in der Einleitung zum „Atlas von Athen" „nicht nur als Techniker seiner Aufgabe zu genügen bestrebt war, sondern in ununterbrochenem freundschaftlichen Verkehr mit ihm auf alle historisch=topographischen Gesichtspunkte einging". Die systematische Entstehung aller nun von diesen beiden Männern in Angriff genommenen Werke war nur möglich, man kann sagen, war begründet in der treuen Freundschaft, die sich zwischen Curtius und Kaupert entwickelte. Schrieb er doch an Kaupert zu dessen 70. Geburtstag: „Aus der Allgemeinen Zeitung muß ich ganz zufällig heute erfahren, daß Sie am 9. Mai Ihren 70. Geburtstag gefeiert haben. So schicke ich Ihnen so rasch wie möglich noch meinen treusten Glückwunsch zu! Wer durfte weniger fehlen an dem Tage als ich, der, wenn ich meinem Gott für das Gute, das mir geworden

ist, danke, immer Ihrer Freundschaft gedenkt, als eines köstlichen Lebensgutes, eines auserwählten Schatzes, dessen ich gewürdigt bin. Wie selten ist es doch, daß zwei Männer, die so verschiedenen Lebenssphären angehören, sich so finden, so mit einander wirken und so mancherlei zu Stande bringen, was nie verloren gehen wird. Ein reiner, klarer Stern hat über unsern Arbeiten geleuchtet, und ohne Schatten, ohne Mißton oder Mißerfolg haben wir uns immer mehr zusammen eingearbeitet zu gegenseitiger Förderung! So etwas kommt nicht so leicht in unserem Menschenleben vor!"

Daß aus einem derartigen freudigen Zusammenwirken zweier solcher Männer nur etwas Bedeutendes hervorgehen konnte, liegt auf der Hand.

Kaupert war von Mitte März bis Ende Juli 1875 in Athen anwesend und nahm alsbald Bedacht, daß seine Arbeit auf ganz Attika ausgedehnt werden könnte. Die Studien über antike Topographie führten ihn gleichzeitig zur „Rekonstruktion des antiken Athens, zur Zeit des Periegeten Pausanias um 150 n. Chr." Auch diese nach neuen Gesichtspunkten gebrachte Karte fand bei allen Sachkundigen den größten Beifall. Im Januar 1877 ging Kaupert in Curtius' Begleitung wiederum nach Athen, um die erwähnte Karte nochmals zu prüfen und zu besprechen, zugleich aber die nöthigen trigonometrischen und sonstigen Vorbereitungen für die topographisch-archäologische Aufnahme des athenischen Thalkessels auszuführen. Als eine Frucht dieser Arbeiten erschien 1878 bei Reimer in Berlin der „Atlas von Athen, herausgegeben von E. Curtius und J. A. Kaupert", der als seinen Kern die nächsten Umgebungen von Athen in verschiedenen Ausführungen enthält. Auf den Karten ist der Stoff so vertheilt, daß zunächst auf dem ersten Blatt nur die genaue Darstellung der Landschaft in ihrem heutigen Zustand gegeben, die antiken Reste nur insoweit eingezeichnet wurden, als sie wirklich noch vorhanden sind. Blatt 2 giebt die Rekonstruktion der antiken Anlagen. Hierbei wurde von Kaupert zum ersten Male eine besondere Methode der Darstellung gewählt. Das Blatt wiederholt nämlich im matten Unterdruck noch einmal den Inhalt des Blattes 1; das Antike ist als das Wesentliche behandelt und erscheint in zusammenhängender Darstellung über der blassen Unterlage. Zwei Absichten suchte Kaupert hierdurch zu erreichen: daß erstens die antike Stadt als einheitliches Ganze erscheint, nicht gestört durch die modernen Anlagen, zweitens aber, daß mit Hilfe des Unterdruckes jeder Punkt des alten Athen sofort mit zweifelloser Sicherheit im modernen gefunden werden kann. Spricht somit auf dem ersten Blatte der sichere, aufnehmende Geometer, so auf dem zweiten der gelehrte Topograph, der mit Hilfe der Schriftquellen das gelieferte Bild ergänzt. Als drittes Blatt enthält der Atlas das südwestliche Athen in 1:6000 neben vielen Spezialplänchen und Ansichten. Der Atlas fand überall begeisterte Anerkennung, die technische Darstellung erschien der damaligen Kritik „über alles Lob erhaben"; ebenso wurde die Ausführung des Kupferstiches von H. Petters in Stuttgart vortrefflich genannt.

Auch erschien in den Heften der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1879 ein Aufsatz Kaupert's über die Befestigungswerke Altathens. Beide Arbeiten waren Vorläufer der noch zu besprechenden „Karten von Attika".

Aufgefordert durch Curtius widmete sich Kaupert 1880—1882 auch den Aufnahmen von Olympia trotz der Fülle von Arbeit, die ihm durch die Bearbeitung der attischen Karten auferlegt war. Curtius hatte mit Kaupert 1880 Olympia besucht und gab als Frucht dieser Reise 1882 sein Werk „Olympia und Umgebung" heraus, wozu Kaupert zwei Karten lieferte. „Dem kundigen Topographen hat die Zeit von sechs Wochen genügt, um die grundlegende Vermessung für das übersichtliche, vortreffliche Blatt auszuführen." Nicht weniger als 600 Punkte waren sowohl in ihrer topographischen als in ihrer Höhenlage neu bestimmt und verzeichnet worden. Der große Maßstab des Blattes 1:12 500 gestattete die Gesammtanlage des Festheiligthums so in's Einzelne gehend einzutragen, daß die einzelnen Baulichkeiten, selbst solche, die nur wenige Quadratmeter Fläche enthalten, vollkommen deutlich ersichtlich sind. So konnte der Plan, wie es auch wirklich der Fall gewesen, „als Grundlage aller weiteren Forschungen über die Geschichte und Alterthümer von Olympia" dienen.

Daneben erschienen die großartigen „Karten von Attika", die einerseits der Freigebigkeit des preußischen Kultusministeriums, andererseits der Unterstützung Moltke's ihre Entstehung verdanken, der bereitwilligst Offiziere zur Aufnahme kommandirte. Die Vorbereitungen und Anleitungen besorgte Kaupert, ebenso die Druckfertigstellung der Karten, während der archäologische Theil der Arbeit in den Händen von Curtius lag.

Die Aufnahme der Karten dauerte von 1875 bis 1894, alle bis auf die in dem letztgenannten Jahr aufgenommenen sind auch veröffentlicht. Die Veröffentlichung geschah in Lithographie mit braunem Geländestich und roth eingezeichneten antiken Resten; ein archäologischer Text von

Professor Dr. A. Milchhöfer begleitete die einzelnen Lieferungen. In der Zeit der Aufnahme folgten die einzelnen Blätter folgendermaßen aufeinander:

1875—77.	Athen—Hymettos: aufgenommen von J. A. Kaupert und Steffen.	
1875—77.	Athen—Peiraieus: J. A. Kaupert und G. v. Alten.	
1878—79.	Kephisia: G. v. Alten.	
1878—79.	Pyrgos: Siemens.	
1881—82.	Vari: v. Hülsen.	
1882.	Spata: Steinmetz.	
1882.	Pentelikon	R. Wolff.
1882.	Raphina	
1882—83.	Markopulo	
1883.	Perati	
1883.	Porto Raphti	
1882—83.	Laurion	v. Bernhardi.
1882—83.	Kap Sunion	
1884—85.	Olympos: v. Zieten.	
1885.	Marathon: v. Twardowski.	
1885.	Drakonera: Eschenburg.	
1878—90.	Tatoi: v. Weddig und v. Zglinicki.	
1889—90.	Salamis, Blatt 1: v. Zglinicki.	
1890—91.	Salamis, Blatt 2: v. Zglinicki und Denecke.	
1891.	Salamis, Blatt 3: Winterberger und Denecke.	
1891.	Vilari	Winterberger.
1891.	Eleusis	
1891.	Megalo-vuno: Winterberger und Denecke.	
1891—92.	Vilia: Winterberger und Wegener.	
1894.	Rhamnus: W. Kaupert.	
1894.	Kalamos	Stengel und W. Kaupert.
1894.	Skala-Oropon	
1894.	Oropos	
1894.	Salesi	
1894.	Theben (Rekognoszirung in 1:50 000): W. Kaupert und Stengel.	

Ferner lieferte Kaupert zu Curtius' „Stadtgeschichte von Athen" (Berlin 1891) sieben kartographische Beilagen und Textpläne, zu dem von Michaelis herausgegebenen Werk Pausaniae descriptio arcis Athenarum, Editio altera (Bonnae 1880) einen Plan der Akropolis mit nächster Umgebung in zwei Blättern, und ferner ließ er 1881 einen Wandplan von Alt-Athen in vier Blättern in 1:6000 bei Simon Schropp in Berlin erscheinen, welchen die Kritik „ein unentbehrliches Lehrmittel für Universitäten und die oberen Klassen der Gymnasien" nannte, „der sich durch seine vortreffliche Ausführung ganz besonders zu diesem Zweck eignet". Außerdem zeichnete er zu Milchhöfer, Untersuchungen über die Demen-Ordnung des Kleisthenes (Berlin 1892) eine übersichtliche Demenkarte, die sich auf die attischen Karten stützt. Endlich verwerthete Kaupert das Material seiner attischen Karten zu einer Karte kleineren Maßstabes, indem er eine Karte von Attika im Maßstabe von 1:100 000 entwarf, deren Vollendung er noch selbst soweit betreiben konnte, daß ihre Veröffentlichung in den nächsten Wochen bevorsteht. Diese Karte soll vorzüglich als Grundlage historisch-archäologischer Forschung dienen; er und Curtius sahen in diesem Kartenwerk den Schlußstein der seit 1875 begonnenen Arbeiten attischer Karten. Diese neue Karte besteht aus zehn Blättern und zwei Ergänzungsblättern. Jedes Blatt enthält vier Originalaufnahmen, und die Größe der Blätter ist so handlich, daß sie überall mit Vortheil gebraucht werden können. Der Geländestich, musterhaft von Petters ausgeführt, ist schwarz, die Höhenlinien sind in röthlichem Druck, Schummerung ist braun.

Der Vollständigkeit wegen mag noch erwähnt werden, daß Kaupert verschiedene Aufsätze und Arbeiten über topographisches Aufnehmen, Zeichnen und Geländekunde in Niemann's Militärlexikon und in die Encyklopädie von Ersch und Gruber geliefert hat. Einen im Deutschen Schulmuseum von 1877 Nr. 12 und 13 abgedruckten Vortrag über den gegenwärtigen Standpunkt der Kartographie erweiterte er zu einer Reihe von Besprechungen über denselben Stoff in Löbell's Jahresberichten über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, ein Werk, das leider nicht ganz zum Abschluß gelangte.

Daß einer solchen rastlosen Thätigkeit auf einem Gebiete, das gleichermaßen der eisernen Praxis des Krieges wie der Forschung auf dem Gebiete des klassischen Alterthums dient, die äußere Anerkennung nicht gefehlt hat, versteht sich von selbst. Er erhielt anstatt seines anfänglichen Titels eines Landesvermessungsraths den eines Geheimen Kriegsraths, das archäologische Institut erwählte ihn 1879 zum korrespondirenden, später zum wirklichen Mitglied, seine attischen Karten erhielten auf dem Geographenkongreß zu Venedig 1881 den zweiten, in Bern 1891 den ersten Preis, die Universität Straßburg ernannte ihn 1889 „wegen seiner topographischen und kartographischen Leistungen für sein Vaterland, sowie besonders für die kartographischen Grundlagen zur wissenschaftlichen Durchforschung des attischen Bodens" zum Ehrendoktor. Im März 1884 wurde ihm der Königliche Kronenorden 3. Klasse und im April desselben Jahres der Japanische Verdienstorden der aufgehenden Sonne 3. Klasse verliehen.

Trotz aller ihm in Berlin zu Theil gewordenen Ehrungen blieb Kaupert seiner engeren Heimath in treuer Anhänglichkeit ergeben und weilte gern im Kreise der in Berlin versammelten Hessen, für einen „Eroberten und Unterworfenen" aber hat er sich nie angesehen.

„Ein Leben rastlosen Schaffens in stiller Arbeit", sagt das Militär-Wochenblatt, „ist mit

ihm dahingegangen, seine Thätigkeit aber wird noch lange segenbringend und fruchttragend weiter wirken . . . Wie seine Spezialaufnahmen aus jüngeren Jahren noch jetzt als vollendete Kunstwerke gelten können, so sicherte ihm seine Beherrschung der gesammten Kartentechnik in späterer leitender Stellung die unbestrittenen Erfolge. Durch sich selbst wurde er der Mann, der nicht nur selbstthätig Vorzügliches leistete, sondern auch bahnbrechend eine Schule machte, die noch lange als maßgebend in der Kartenkunst wird angesehen werden."

Kaupert hinterließ folgende Kinder: Anna Wagner, geb. Kaupert, verheirathet mit B. Wagner, Geh. Oberpostrath und vortragendem Rath im Reichspostamt; Wilhelm Kaupert, Hauptmann und Kompagniechef im Infanterieregiment Nr. 41 in Memel (verheirathet); Theodor Kaupert, Geh. expedirender Sekretär im Zentralbureau des auswärtigen Amtes zu Berlin.

Auch einige Erinnerungen an 66.

(Schluß.)

Als wir in den Wartesaal eintraten, fanden wir ihn dicht besetzt — auf der einen Seite Offiziere, auf der anderen Soldaten, die meisten biertrinkend (es war höchstens ½8 Uhr Morgens). Natürlich fiel es sehr auf, daß zwei Damen hereinkamen; alsbald sprangen ein paar Husarenoffiziere auf und begrüßten höchst erstaunt meine Cousine, die sie von Trier her kannten. Auf diese Weise hörten auch die anderen Offiziere, wer die Dame war, und ein Landwehrhusaren-Rittmeister — er trug dieselbe Uniform wie die Trierer, hatte dazu aber eine schwarze lederne, zuckerhutförmige Kopfbedeckung, wie man sie auf Bildern von Husaren aus der Zeit Friedrich's des Großen sieht, mit großem Landwehrkreuz auf der Seite — kam auf sie zu und stellte sich als „Rittmeister von Legat, preußischer Telegrapheninspektor in Kassel" vor. Er kannte die Familie meiner Cousine und war deshalb so liebenswürdig, da er doch gleich dienstlich fortfahren müsse, das ihm angewiesene Zimmer — es war der kurfürstliche Privatwarteraum — den Damen zur Verfügung zu stellen. Oben an der Offizierstafel saß aber auch noch unser kurhessischer Leutnant v. K. Als ich daher die Damen mit Kaffee versorgt hatte, setzte ich mich zu ihm und hörte von ihm sein Mißgeschick. Er war mit 18 Soldaten, als die hessischen Truppen auf der Nordbahn abgerückt waren, auf dem Bahnhof Guntershausen zurückgelassen mit der Weisung, sobald sich von der Main-Weser-Bahnseite etwas Verdächtiges zeige, die Schienen aufzureißen und den hessischen Truppen nachzurücken. So stand er ohne Befehl von Sonnabend Nachmittag bis zur Nacht vom Sonntag zum Montag, als ein Zug von Melsungen her gemeldet wurde. Als er einfuhr, stieg eine Kompagnie Preußen aus und nahm ihn mit seiner Mannschaft gefangen. Die Preußen waren von Gensungen über den Heiligenberg nach Melsungen gegangen, hatten den Bahnhof überrumpelt, die Bahnkasse an sich genommen u. s. w. Da an dem Morgen das Hauptquartier in Kirchhain war, hatte man die Gefangenen zunächst dahin gebracht, die Bahn war aber blos noch bis Allendorf (am Bärenschuß) fahrbar.

Etwa zwei Stunden später erhielten wir die Erlaubniß zur Weiterreise, sodaß wir in Kassel ankamen, ehe noch ein Preuße die Stadt betreten hatte. Gegen 1 Uhr begegnete mir ein Leutnant, der mit zwei Unteroffizieren auf's Rathhaus zuging, das waren wohl die ersten. Daß noch eine hannoversche Husarenpatrouille, während die Preußen einrückten, bis in die Königsstraße am Theater vorging, ist bekannt. Was wäre wohl geworden, wenn sich damals die Hannoveraner und Hessen vereinigt hätten?

Am folgenden Tag reiste ich zu meinen Eltern, die in der Nähe von Zierenberg wohnten. Hier war natürlich tiefster Frieden.

Unterdessen waren an die kurhessischen Soldaten Marschordres gekommen, wonach sie sich nach Mainz begeben sollten; so ziemlich der erste Befehl, der preußischerseits gegeben wurde, war, daß dieser Ordre bei Strafe keine Folge zu leisten sei. Einige Tage darauf kam einer meiner Schulkameraden, der Sohn des Kuhhirten, zu mir, um mich um Rath zu fragen, wie er sich da zu verhalten habe. Ich setzte ihm auseinander, daß es recht unwahrscheinlich für ihn sei, Mainz zu erreichen, und er sich blos Unannehmlichkeiten zuziehen würde. Er beschloß denn auch dazubleiben — aber am anderen Morgen war er doch fort. Und so wie er machten es die meisten, wahrlich auch ein hübscher Zug hessischer Treue.

Da ich hörte, daß in Marburg alles ruhig weiter gehe, so wollte ich dahin zurückkehren, und der Wagen, der mich nach Arolsen bringen sollte

— die Main=Weser=Bahn hatte noch keinen Personenverkehr —, um von da mit der Post nach Marburg zu fahren, war am 27. Juni schon bestellt, als ein Tagelöhner gelaufen kam und meinem Vater sagte, man höre deutlich Kanonendonner. Dem war wirklich so, und da mein Vater fürchtete, es sei ein Gefecht in der Nähe, so verschob er meine Abreise. Am anderen Tage hörte ich in Arolsen, daß wir den Kanonendonner von Langensalza gehört hatten. Es klingt das unglaublich, ist aber buchstäblich wahr, es wird auch sonst bestätigt, daß man Schlachtendonner auf die unglaublichsten Entfernungen gehört hat.

Ich kann diese Erinnerungen nicht schließen, ohne noch von einer sonst wenig bekannten Thatsache aus der Zeit zu berichten.

Etwa vierzehn Tage später, längst nach Königgrätz, saß ich mit meinem Freund G. im Digitus bei Tisch, als erzählt wurde, an der Nähbrücke ständen badische Dragoner. G. war Feuer und Flamme, dahin mußten wir gleich. Ich konnte mir gar nicht denken, wie dahin badische Dragoner kommen könnten, war aber auch neugierig und ging mit. Es war ein heißer Julitag und ein leichter Gewitterregen war niedergegangen. Schon wollten wir wieder umkehren, als wir nahe vor Gisselberg Pferdehufspuren, wie von Kavallerie, auf der Straße sahen, und gleich darauf auch hörten, daß kurz vorher blaue Reiter dagewesen seien. An der Nähbrücke trafen wir dann wirklich einen Zug badischer Dragoner, und als wir auf der anderen Lahnseite zurückgingen, wurden wir vor Kappel angehalten und vor drei badische Offiziere geführt, die sich's in einem Garten bequem gemacht hatten. Der Rittmeister fragte uns aus und gab uns den Rath, etwaigen Bekannten, die uns begegnen würden, zu sagen, sie möchten ihren Spaziergang anderswohin richten, uns wolle er noch einmal laufen lassen. Da, wo jetzt die Irrenheilanstalt ist, begegneten uns wirklich einige Bekannte, die sich aber nicht abrathen ließen, auch richtig die Nacht über in Kappel festgehalten wurden.

Erst viel später habe ich erfahren, daß Prinz Alexander einen großen Vorstoß nach Norden beabsichtigte, bei dem die badische Division den linken Flügel bildete. Dieselbe war bis Nauheim vorgegangen, und jene Dragoner waren die am weitesten vorgeschrittene Kavallerie.

Ich habe mich bemüht, wahrheitsgetreu zu berichten, vielleicht hat es für Einen oder den Anderen Interesse. Z.

Des Kurfürsten Wilhelm Heimkehr.

Der König Lustik von dannen fuhr,
Die Russen waren ihm auf der Spur.

Sie kamen von Leipzigs blutigem Feld,
Wo um Freiheit gerungen die halbe Welt,

Wo bei Trompeten- und Schwerterklingen
Viel Königreiche verloren gingen.

Und auch die Krone von Westfalen
Konnt' fürder keinen Glanz mehr strahlen.

Der gold'ne Reif, er sprang entzwei,
Und Hessen wurde mit Deutschland frei.

Der alte Herrscher kehrte zurück
Und mit ihm, schien's, das ersehnte Glück.

Auf allen Straßen, auf allen Wegen,
Sie zogen ihm schaarenweis entgegen.

Entgegen ihm zog in wildem Gedränge,
Vor Freude berauscht, eine tobende Menge.

Vor aller Freude, vor aller Lust,
Sich mancher gar nicht zu halten wußt'. —

Und als er zum „Letzten Heller" kam,
Der Jubel des Volkes kein Ende nahm.

Den letzten Heller — sie gäben ihn gern
Dem heimgekehrten, alten Herrn.

Sie sprangen und tanzten am Wege her
Und schwangen die Zöpfe und jauchzten sehr.

„Wir wollen ihn selber zieh'n in die Stadt,
Draus der Franzmann ihn listig vertrieben hat!"

Sie schirrten die Pferde vom Wagen schnell,
Und es spannte sich vor manch' guter Gesell'.

So haben den Fürsten in jubelndem Wogen
Die Bürger selbst in die Stadt gezogen.

W. Bennecke.

Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

(Fortsetzung.)

II.

In dem Mädchenpensionat der Frau Professor Ehlers ging es an diesem Abend sehr lebhaft zu. Man war morgens in der Kirche gewesen, hatte der Ordination des jungen Pfarrers Ullrich beigewohnt, seine Antrittspredigt gehört, und der Stoff zur Unterhaltung war daher noch etwas reichlicher als sonst vorhanden. Ueberdies

hatte die Vorsteherin drüben in ihrem Arbeitszimmer einiges Nöthige zu schreiben, und so war die Schaar für ein Stündchen sich selbst überlassen.

Man denke eine Schaar junger Dinger zwischen 15 und 18 Jahren; den Fohlen auf der Weide, die sich herumtummeln, kann nicht wohler zu Muth sein, als solchem Häuflein Pensionskinder ohne Aufsicht. Ein kleiner „Tob“ ist ja überhaupt das „Himmlischste“ was man sich denken kann.

Heute indessen herrschte eine etwas ernstere Stimmung. Emma, genannt „der Philosoph“, saß oder hockte vielmehr in ihrer Lieblingsstellung auf einem niederen Stuhl und schien ihren tiefsten Gedanken auszudenken.

„Er saß auf einem Steine und deckte Bein mit Beine, das Kinn war in die Hand geschmogen, u. s. w. u. s. w.“, rezitirte die blonde Meta und hob ihr kleines Stumpfnäschen noch etwas höher in die Luft. „Und woran dachte er?“ Sie legte den Arm leicht um Emma's Schultern.

„Ich will's Euch sagen“, hub feierlich das hübsche Clärchen mit den langen Zöpfen an, „ich will's Euch sagen, woran der Philosoph dachte.“ Die sanften Züge nahmen blitzschnell den Ausdruck lustiger Schelmerei an.

„Ueber den kühnen Fall seines Haares hat sie nachgedacht.“

Alle lachten. Emma that etwas entrüstet, konnte aber doch nicht umhin mitzulachen. Ihr schwarzes Auge mit dem klaren, wahren Ausdruck suchte den kleinen Naseweis. „Wenn ich's gedacht hätte, so wär's nur etwas Wahres gewesen“, sagte sie in ihrer langsamen, bedächtigen Weise.

„So, Hm, Hm! also bemerkt haben wir's doch“, warf das Stumpfnäschen ein. „Natürlich, muß ja auch jeder sehen. Wenn er in's Feuer geräth, den Kopf ein wenig nach hinten wirft, dann wallt das schöne Gelock ja nur so.“

„Meta hat ganz recht mit der Kopfbewegung“, bemerkte sehr wichtig die kleine, krausköpfige Lotte; „an wichtigen Stellen war's grad, als ob er zu einem wuchtigen Streich ausholte.“

„Und wie er sich ausdrückte“, warf Ada, die schöne Ausländerin, ein; „selbst mir fiel das auf. So kühne, neue Wendungen, so andere Ausdrücke brauchte er; mir schien seine Rede sehr außergewöhnlich.“

„Außergewöhnlich, wie der ganze Mensch“, wiederholte Clärchen, wiegte ihr Köpfchen hin und her und ließ die leuchtend blauen Augen, in denen wieder der Schelm saß, im Kreise herum wandern.

„Pfui, Kinder, schämt Euch, Euch so an Aeußerlichkeiten zu halten“, sagte sehr ernst und vorwurfsvoll Adele, die Aelteste; „warum sprecht Ihr nicht lieber von der Predigt selbst, die Herr Pfarrer Ullrich gehalten hat; von dem tiefen Geist, der die ganze Rede durchdrang, von der Wärme, dem hohen Ernst, der aus jedem seiner Worte sprach?“

„Ja, ja, das ist wahr, Adele hat ganz recht; wir sind eine richtige Schaar Gänse mit unserem Geschnatter,“ erhub Meta sehr reuig ihre Stimme. „Ich kann Euch versichern, ich kam mir so sündhaft, so schuldbeladen heut den ganzen Tag vor.“ Sie athmete tief auf und hob die Schultern, als ob eine ganze Last abgewälzt werden müsse.

„Meinst Du das Schnucken oder meinst Du das Klatschen?“ frug ein feines Stimmchen aus der Mitte, worauf sich ein wirbelwindartiger Sturm erhob; Schelten, Lachen, ein wenig Zank, alles klang im Chorus durcheinander und wandte sich dem feinen Stimmchen aus der Mitte zu. Der kleine, schwarze Krauskopf suchte sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen und kroch unter den Tisch; eine Andere hielt sie am Kleiderzipfel fest, eine Dritte haschte von der anderen Seite nach ihr, — nun war's doch noch ein regelrechter kleiner „Tob“ geworden.

„Friede, Kinder, Friede!“ ließ sich Emma's gewichtige Stimme vernehmen. (Sie hatte die ganze Zeit über bedächtig „Bein auf Beine“ hin und her geschaukelt.) „Müßt Ihr Krieg selbst aus dem tiefsten Sonntagsfrieden entwickeln? Ganz die Welt im Kleinen“, nickte sie vor sich hin.

„Kommt jetzt zu Bett“, mahnte Adele, „heute heißt's einmal wieder bei Euch: je länger, je toller. Zum Schluß wird Frau Professor auf der Schwelle erscheinen. Lilli und Aenni hatten das bessere Theil erwählt“, wandte sie sich etwas pathetisch an ihre Nachbarin Emma; „sie sind mit all' den großen Eindrücken zu Bett gegangen.“

„Das ist auch ein Verdienst, wenn man Kopfweh hat“, rümpfte Meta ihr Näschen; „da zieht sich jeder gern zurück. Sonst ist Lilli doch immer voran, besonders wenn es Tollheiten gilt.“

Unter Lachen und Schwatzen erhob sich jetzt die wilde Schaar; es wurden Stühle gerückt und geschoben, Bücher und Hefte für den nächsten Morgen zurecht gelegt, zuletzt die Rouleaux herabgelassen.

Emma, die Gesetzteste, drehte die Hängelampe aus, als alle das Zimmer verließen, schloß die Thür hinter sich, und bald herrschte tiefe Stille in den gemüthlichen Räumen. Nur leise huschte hier und da noch ein Heinzelmännchen hinter dem Ofen hervor oder aus einer Ecke heraus, nahm einen Bleistift von der Erde auf, rückte ein Tintenfaß an seine richtige Stelle, schob einen

Stuhl zurecht und verschwand dann wieder im Dunkel. Sie wollten doch nicht, die guten, kleinen Geister, daß der Montag früh mit Schelten über Unordnung begänne.

Eine bis zwei Stunden später erlosch auch das Licht in einem kleinen, an der entgegengesetzten Seite der Wohnung liegenden Schlafzimmer, und zwei junge Mädchen begaben sich so leise als möglich zu Bett.

III.

Die nächsten Tage, die die ersten im neuen Amte waren, brachten dem jungen Pfarrherrn viel Arbeit und in das alte Pfarrhaus viel Leben. Die Waisenknaben der Gemeinde, die Lammfellmütze auf dem Ohr, liefen geschäftig ab und zu; sie brachten die dicken Kirchenbücher in's Haus und schleppten sie die Treppe hinauf, daß es aussah, als ob kleine Gnomen Erdblöcke fortschafften. Eigenhändig ordnete Ullrich die Folianten auf ein Regal, und es überkam ihm eine ernste und doch zugleich frohe Stimmung, da er gedachte, daß nun die ersten Amtshandlungen an ihn herantreten sollten und er damit in persönlicher Berührung mit seiner Gemeinde sein werde.

Auch an Besuchen aller Art, hoch wie niedrig, fehlte es gleich von Anfang an nicht; das Hausthor kreischte unaufhörlich in den Angeln und die Treppe wurde nicht leer von Leuten, die kamen und gingen. Lene hatte ihre schwere Noth mit ihrer Arbeit fertig zu werden, denn alles kam an ihrer Küche vorüber, und es war doch zu interessant ab und zu den Kopf zur Thür hinaus zu strecken, ein wenig zu gucken und die Vorübergehenden zu mustern. Das wichtigste Amt aber hatte entschieden Schwarz, der alte Küster, dem es wie er meinte, oblag dem jungen Herrn Pfarrer „beizustehen“, ihm unter Beobachtung aller Ehrerbietung die „Observanz“ zu erklären und ihn auf alles aufmerksam zu machen, was Ullrich ruhig und dankbar lächelnd aufnahm.

Neben solch hochwichtigen Gedanken und Geschäften war das kleine Vorkommniß des gestrigen Tages ganz in Vergessenheit gerathen, und erst gegen Abend kam es Ullrich wieder zu Sinn, daß seine kleine Botin das Manuskript nun doch nicht zurückgebracht habe.

Denn das hatte er fest erwartet, daß sie es zurückbringen werde; in diesem Glauben und Vertrauen hatte er es ihr eingehändigt.

Es kam ihm darauf an, die Handschrift gleich wieder in Händen zu haben; er hatte sie sorgfältig durchsehen, hin und wieder eine Korrektur vornehmen, und dann, wie er verschiedenen Gemeindegliedern versprochen, zum Druck geben wollen. Nun war er darin behindert, aufgehalten; sein zweites Exemplar war unfertiger, zeigte zu viel Korrekturen, konnte nicht druckfertig gestellt werden. Es war ärgerlich. Unmuth und Ungeduld begannen sich in Ullrich zu regen, er wurde unzufrieden mit sich selbst. Eine gelegentliche Frage seiner Mutter nach dem Manuskripte steigerte diese Empfindungen noch, so daß er drauf und dran war, ernstlich verstimmt zu werden, ein Zustand, der seiner klaren, energischen Natur sonst fremd war.

(Fortsetzung folgt.)



Ditto.

(Schwälmer Mundart.)

Frengd Hannjost [1]) harr in Briew gekrecht,
Äs hä grod wor im Fäld.
Ö bie seng Fräh dä Briew offbrecht,
Do hannelt sichs em Gäld.
Vom Kööfmann es ee Rächneng wor;
Doch wor dr Fräh net alles klor.

Vo Kleie stong in Poste do,
Ö dä begreff see glich.
Doch enger dämm stong ee „ditto“. — —
„Meng Gött im Himmelrich,
Dos höt meng Hannjost net geklööft.
So räuft em [2]) doch! Macht doch ö lööft!“

So jammert see ver Ahngst ö rengt
Die Häng wull ewwerm Kopp;
Dieweeil die Mähd züm Hannjost sprengt,
Flennt see ö grämt sich ob.
„Ee ditto, nee, dos honn mer net.
Ach, Gött, banns nür kee Ongleck get!“

Dr Hannjost koam. — „Bos es da los?
Meng Leeisewеth [3]), Dü flennst!
Es es ee Ongleck? Es es groß?
Na, sprech doch, bos Dü mennst!
Ich seng naut Beses mer bewoßt.“ — —
Do füll [4]) seng Fräh em o die Brost.

„Dos weß ich, Hannjost, doch heei stet [5])
Ee ditto i dämm Briew;
Ö, liewer Mann, dos honn ich net.
Höst Dü's, bekenn's äus Liew!
Ich schemp Dich net. Ich häng kee Mäul,
Ö kost's ins ööch dä beste Gäul.“ — —

So säht die Fräh, ö Hannjost sproch:
„Nee, Leeiseweth, nee, nee!
Ee ditto honn ich net, ö doch
Kreeih ich die Sach scho klee.
Ich gieh sofott züm Kööfmann nü
Ö froht. Wos mennst da Dü dozü?" —

„Jo, gieh nür," säht see, „gieh nür, gieh!
Ich komm söst net zür Rüh.
Ee ditto, glööw ich, es net schie.
Villicht freßt's Stremp ö Schüh." —

Do gong ins Hannjost i die Stoadt
Ö froht [6]). Do wodd em ööch glich Roat. —

Ö Hannjost gong noch Heem ö säht:
„Die Rächneng stemmt. Sah o,
's wor Kleie, die gelangt die Mähd.
Met ditto es es so:
Ich feng in Schofskopp, ö dozü
Dos ditto, liewe Fräh, best Dü."

Kurt Nuhn.

[1]) Johann Justus, [2]) rufet ihm, [3]) Elisabeth, [4]) fiel, [5]) steht, [6]) fragte.

Aus alter und neuer Zeit.

Das Hessische Palais in Frankfurt a. M. In diesen Tagen wird in Frankfurt a. M. ein Haus abgerissen, das um seines Namens willen hier erwähnt zu werden verdient. Es ist das auf der Nordseite der Zeil in nächster Nähe des Hauptpostgebäudes gelegene sog. „Hessische Palais" oder der „Darmstädter Hof". Einst eines der stattlichsten und schönsten Gebäude der Hauptstraße Frankfurts, muß es jetzt als den „Anforderungen der Neuzeit nicht gewachsen" in Staub und Trümmer sinken, um wahrscheinlich einem hochmodernen Waarenhaus den Platz zu räumen. Das Haus in seinem jetzigen Zustand stammt aus dem vorigen Jahrhundert, vorher stand an seiner Stelle das sogenannte Overbeck'sche Haus, das gegen Ende des 16. Jahrhunderts einem Frankfurter Patrizier Namens Claus Bromm gehörte. Nach dessen Tod übernahm es die Stadt, die es wieder an eine Familie Overbeck verkaufte. Im Jahre 1626 kaufte die Stadt das Haus wieder zurück für 12,000 Reichsthaler, um es im folgenden Jahre dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt zu überlassen, der dafür sein kaiserliches Lehen auf dem Klapperfelde abtrat und noch dazu 4000 Gulden baar Geld darauf bezahlte. Im Jahre 1744 wurde das alte Gebäude niedergerissen, aber erst am 20. Mai 1754 in Gegenwart des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt mit der größten Feierlichkeit der Grundstein zu dem neuen Bau gelegt. Eine ansehnliche Deputation des Rathes war zugegen, auch paradirte eine Kompagnie Grenadiere und Pauken und Trompeten nebst anderer Musik ließen sich abwechselnd hören. Mittags fand im Hofe große Tafel statt. Das damals neu errichtete Gebäude ist dreistöckig, 14 Fenster breit, mit einem Mansardendach zu beiden Seiten des die Façade krönenden Giebels. Ehe es durch den Riesenbau der daneben stehenden Post erdrückt wurde, gehörte das Hessische Palais zu den stattlichsten, durch ihre Bauart bemerkenswerthesten Gebäuden der Zeil. In der äußeren Dekoration zeigt es die Formen des ausgehenden Barockstils. Bemerkenswerth durch ihren Reliefschmuck ist die Mittelpartie der Straßenfaçade und mehr noch die der Hofseite. Die Straßenfaçade zeigt mehr schwerfälligere Ornamente, während die Hinterfaçade zwischen den den Architrav tragenden Pilastern reizende zierliche und feine Motive bietet. Kriegerische Embleme, Waffen und Feldzeichen wechseln mit Musikinstrumenten in anmuthiger Mannigfaltigkeit ab. Ueber der Balkonthüre thront ein niedlicher Putto inmitten einer Fahnengruppe. Das von zwei Löwen gehaltene Wappen des Straßengiebels ist wohl in neuerer Zeit geändert worden. Der Schild zeigt nämlich statt des hessischen Wappens einen Merkursstab und ist gleichfalls mit dem Flügelhut des griechischen Gottes der Kaufleute und Diebe bedeckt. Der nach der Hofseite gelegene Giebel mit Wappen ist schon vor längerer Zeit entfernt worden, um einem photographischen Atelier Platz zu machen. Im Laufe dieses Jahrhunderts ging das Hessische Palais in Privatbesitz über, wann ist uns nicht bekannt. Ein Theil seiner Räume diente in der allerletzten Zeit zur Aufnahme einer Ausstellung von Erzeugnissen der jetzigen ackerbautreibenden Juden in Palästina. Ph. L.

„Eschweg's Wonnetage" betitelt sich eine kleine Denkschrift aus dem Jahre 1861, die nach der Anwesenheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Eschwege (11.—14. Oktober 1861) daselbst im Drucke erschien, und der das Nachstehende entnommen worden ist. Nachdem der Verfasser dieses Schriftchens den Empfang des Fürsten eingehend geschildert und eines Ausflugs des hohen Gastes in die Umgegend der Stadt — wobei auch das Dorf Niederdünzebach besucht ward — Erwähnung gethan hatte, fährt er wörtlich in seinem Berichte also fort:

„Nachdem Pfarrer Quentel in Niederdünzebach Seine Königliche Hoheit, unseren allergnädigsten Kurfürsten, in einer Anrede unterthänigst begrüßt hatte, wurde Hochdemselben die Kirche gezeigt, von woher soeben noch feierliches Glockengeläute ertönte, und in welcher der Vater des Pfarrers Quentel zur Zeit der unglücklichen Invasion unter dem vormaligen König von Westfalen einen großen Transport Kanonenkugeln, welche für den Kriegsschauplatz bestimmt waren, in einem Seitengewölbe der Kirche mit Hilfe des damaligen Schulzen Gleim vermauert hatte (siehe „Hessenland“ Jahrgang 1893, Seite 12, „Eine patriotische That“). Jahre hindurch waren diese Kugeln verborgen gehalten, bis nach Beendigung der Invasion der brave Pfarrer selbige Sr. Königlichen Hoheit dem Kurfürsten Wilhelm dem Ersten, Hochseligen Andenkens, seinem Landesherrn, übersendete, welcher auch diesen thatsächlichen Beweis treuer Vaterlandsliebe und einer mit Lebensgefahr verbundenen heroischen Handlung mit Anerkennung beehrt hat, worüber in diesem Augenblick Sr. Königlichen Hoheit das betreffende Dokument ehrfurchtsvoll vorgelegt wurde. Se. Königliche Hoheit gaben hierüber gnädigst Allerhöchst Ihre Zufriedenheit zu erkennen und kamen Nachmittags nach 4 Uhr nach Eschwege zurück.“ L. M.

Aus Heimath und Fremde.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor der Rechtswissenschaft Dr. Wachenfeld zu Marburg, Sohn des zu Kassel verstorbenen Oberlehrers Dr. Gustav Adolf Wachenfeld, hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Rostock erhalten und wird demselben Folge leisten. — Der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät zu Marburg, Dr. Leonhard, ist zum ordentlichen Professor ernannt. — Geh. Medizinalrath Professor Dr. Küster zu Marburg wurde auf vom Senat der Universität erfolgte Wahl als Vertreter derselben auf Lebenszeit in das Herrenhaus berufen.

Todesfälle. In der Nacht vom 9. auf den 10. März verschied zu Kassel der frühere langjährige Lehrer des Zeichenunterrichts an der dortigen Akademie der bildenden Künste Professor Georg Koch im 80. Lebensjahre. Fast bis zum letzten Augenblicke war der Dahingeschiedene geistig und körperlich rüstig und bis in die letzten Jahre seines Lebens künstlerisch thätig. Geboren zu Kassel am 19. Dezember 1819, begann Georg Koch seine Laufbahn als Steindrucker, besuchte aber später die Akademie seiner Vaterstadt und bildete sich auf größeren Reisen im In- und Ausland weiter aus. Nach seiner Rückkehr aus dem Auslande begann er seine Lehrthätigkeit an der heimischen Akademie, die er, seit 1879 mit dem Titel Professor, bis zum Jahre 1893 fortsetzte, worauf sein Sohn Professor Friedrich Koch zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Der Schwerpunkt der Thätigkeit Koch's liegt in seinen Zeichnungen, namentlich in seinen Portraits zeitgenössischer bekannter Persönlichkeiten, von denen die im vorigen Jahre in der Ständischen Landesbibliothek veranstaltete Ausstellung von Erinnerungen an die Bewegung der Jahre 1848 und 1849 verschiedene aufweisen konnte. — In dem am 17. März zu Kassel entschlafenen Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Karl von Specht, geboren daselbst am 10. November 1822, schied ein ganz hervorragender hessischer Jurist aus dem Leben. Der Verstorbene begann nach Vollendung seiner Studien, denen er in Berlin und Marburg obgelegen hatte, 1844 seine Thätigkeit als Referendar am Obergericht seiner Vaterstadt. Im Jahre 1851 wurde er Brigadeauditeur, 1853 Obergerichtsassessor und 1863 Obergerichtsrath in Kassel. Nach der Annexion wurde v. Specht an das in Berlin für die neuen Provinzen errichtete Oberappellationsgericht berufen, nach dessen Vereinigung mit dem Obertribunal er an dasselbe überging. 1879 erfolgte seine Ernennung zum Rath am Reichsgericht zu Leipzig, zu dessen Zierden er bis zum Jahre 1890 gehörte. Nach seinem Uebertritt in den Ruhestand zog sich von Specht, der für seine wissenschaftlichen Leistungen von der Fakultät zu Marburg zum Ehrendoktor promovirt war, in seine Vaterstadt zurück. — In Eltville am Rhein verstarb am 22. März der ren. Pfarrer von Altmorschen Karl Eduard Zülch im fast vollendeten 83. Lebensjahre. Der Verstorbene war früher in Melsungen Rektor und dann Pfarrer in Altmorschen, bis er im Jahre 1874 seines Amtes entsetzt wurde. Später bekleidete er in der Familie des Freiherrn Heinrich Langwerth von Simmern (s. „Hessenland“ 1898, S. 183) die Stellung eines Hausgeistlichen. — Am 23. März starb zu Hohenwalde i. d. Neumark hochbetagt Frau Geheimrath Agnes Hassenpflug, geb. von Münchhausen, die zweite Gattin des ehemaligen kurhessischen Ministerpräsidenten, der in erster Ehe mit der Schwester der Brüder Grimm vermählt gewesen war.

Hessische Bücherschau.

Heinrich Jonas. Fimf Geschichderchen vun Kasselänern die de in d'r Wulle gefärwed sin.*) Kassel (L. Döll) 1899. Preis 1,80 Mark.

Fünf anspruchslose Erzählungen in der Mundart des alten Kassel, wie sie bis zur Mitte unseres Jahrhunderts auch in den besseren Bürgerkreisen noch rein gesprochen wurde, die nun aber durch das Eindringen fremder nichthessischer Elemente in schnellem Niedergang begriffen ist und in wenig Jahren völlig der Verrohung anheimgefallen sein wird. Wie es nur ein alter Kasselaner vermag, hat der Dichter in vortrefflicher Weise die heimischen Laute rein, in ihrer natürlichen Klangfarbe wiedergegeben, sich ferngehalten von aller fremdartigen Beimengung und vor allem auch die vielen und charakteristischen Idiotismen des alten Kassel gebührend berücksichtigt. Aus diesem Grunde würde das Buch allein schon, als eine ungetrübte Quelle der Sprachgeschichte, seinen bleibenden Werth haben. Nun kommt noch hinzu der Inhalt dieser einfachen Erzählungen, voll eines eigenartigen Reizes, voll tiefer Empfindung! Sehen wir uns eine derselben genauer an, etwa die erste mit der Ueberschrift „Vergniegde Christdage"!

Der Griesel in der Kruggasse „un sinne Ehefrau Anne Kadhrine un ähre vierdhalwejähriges einziges Sehnchen Gehannes Adam —: se hadden d'n Himmel nitt uf d'r Weld". Durch Aufwartung und sonstige kleine Dienstleistungen erwerben die Eltern ihr kärglich Brot, und nur selten fällt ein Lichtstrahl in ihr ärmliches Stübchen, wenn etwa die Finanzen des alten Griesel um die Weihnachtszeit durch eine schwunghaft betriebene Fabrikation von hölzernen „Bibbelhihneren, Bählämmern, Herschböckerchen" und anderem Gethier für den Christmarkt eine vorübergehende Besserung erfahren. Aber dies Jahr geht es noch ärmlicher her wie sonst, die Eltern sind durch Krankheit in ihren Verhältnissen zurückgekommen, und ein Stück ihres Hausrathes nach dem anderen ist auf das Leihhaus gewandert. Nun ist das Weihnachtsfest wieder vor der Thür, und unser Griesel geht seinem Verdienst wie gewöhnlich nach, indem er gerade eine große Glasstülpe, die ihm zur Besorgung übergeben, durch die Gassen der Stadt schleppt und dabei im Stillen wohlgemuth ausrechnet, wie viel ihm die „Bibbelhihner" und „Schoofe" auf dem Christmarkt einbringen sollen. „‚Schoofe sin's vier Dutzend große', murmelde hä vor sich henne, ‚sin achdunverzig halbe: machd vierunzwanzig Groschen. Drei Dutzend kleine, d's Sticke vor vier Heller, machd — — drei in de sechsundreißig gehd zwelf mo, machd: zwelwe un vierunzwanzig — giwwed en Dhaler un sechs Groschen. Sihste's dann, Schorsche, das läbberd sich schund ganz hibsch zesammen —'" Da rennt ein langer „Lawwes" mit einem Paar Kisten gegen ihn, die theure Stülpe fliegt in Splitter, und als der Griesel, halb betäubt von diesem Schlag nach Hause kommt, da liegt sein ganzer Vorrath an Weihnachtsthieren, den er um den Ofen zum Trocknen aufgebaut hat, von dem eingestürzten Gerüste zerschmettert, am Boden — zerstört ist damit zugleich jede Aussicht auf ein Besserwerden; voller Verzweifelung flucht der Aermste seinem Leben und seinem Schicksal, und alles Trösten seines noch ärmeren Weibes ist vergebens. „Do legde sich's isekald imme das bekimmerde Herze vun der armen Frau, aggerade wie sich druffen de dicke Iskroste imme de Modder Äre geleid hadde. Un se schlech an's Fenster un gock mid drockenen, brennenden Augen nuff noh d'm Himmel, der vull Midgefihl in dicken wißen Flocken sinne gefrorenen Dhränen runner schickede; un wie sich die dranleiden an de Fensterschiewen — alzt eine bis de annere, un langsam wegzenschmulzen: so schmulz de himmlische Gnade noh un noh au ähren bidderen Schmerz; se breßde ähre liewes Jingelchen ahn sich un kresch sich us." — — *Damit ist der Höhepunkt der Entwickelung erreicht*: das Loos des Ehepaares wendet sich zum Besseren, indem ein reicher Kaufmann den ehrlichen Griesel als Hausbursch mit einem festen Einkommen „uf Läwenszitt" anstellt und noch ein übriges thut, um das Weihnachtsfest zu einem recht fröhlichen zu gestalten.

Es sind also doch nicht allein „die eigenthümlichen, heimathlichen Laute, die an das Ohr klingen und die wir lieb behalten", wie der Dichter in der Vorrede meint, welche dem Buch auch in weiteren Kreisen ein erhöhtes Interesse sichern, sondern gerade der Inhalt der Erzählungen, die mit großer Anschaulichkeit geschilderten Personen und Zustände, wie die Art und Weise der Darstellung selbst. Mit einer Fülle von Gemüth geschrieben zeugen diese Bilder von einem Dichter, der, wie kein Zweiter mit dem alten Kassel auf's Innigste vertraut, seinen Erzählungen die echte und rechte Herzenswärme einzuhauchen weiß, der mit jenem Reuter'schen Humor, unter Thränen lachend, die ärmlichen Verhältnisse und das Leben in den engen Wohnungen der Dürftigkeit und

*) 1. Vergniegde Christdage. 2. Brohst Neijohr. 3. Instinkt oder Ewwerlegunge. 4. En Bollerowend. 5. D'm Christel Fuchs sin erschder Schatz.

Armuth verklärt. Wohl niemand wird das Buch ohne ein Gefühl der Befriedigung oder auch der tiefen Rührung aus der Hand legen. —

Dr. L.

Piz Zupô, eine Geschichte aus dem Touristenleben der vornehmen Welt im oberen Engadin, von A. Weidenmüller. Hamburg, Verlag des Rauhen Hauses. Preis 3 Mark.

In dem vorliegenden Buche hat die begabte Verfasserin unserer Novellen-Literatur eine anziehende Gabe geschenkt, die der Empfehlung wohl würdig ist. Der rothe Faden der Erzählung ist auch hier die Liebe. Sie erwacht in dem Helden nicht auf dem ersten Blick, sondern wächst, wie das anfangs unscheinbare Samenkorn, allmählich zu voller Reife. Sie treibt den gleichgültigen Spötter durch den Einfluß einer reinen, gläubigen Mädchenseele zu stiller Einkehr. Was sie still und sicher vorbereitet, das vollendet die gewaltige Sprache der Alpenwelt, die in einsamer Stunde die Nichtigkeit des Menschenlebens der Größe Gottes gegenüber stellt. Die Charaktere der einzelnen Personen sind lebendig und geschickt gezeichnet. Die Naturschilderungen, mit Liebe und eingehender Ortskenntniß gegeben, wirken anschaulich und eindrucksvoll. Die Sprache ist klar, gewandt und fesselnd. Ist es dem Leser um einige genußreiche Stunden zu thun, so möge er dem ansprechenden Buche Beachtung schenken; er wird es gewiß mit Befriedigung aus der Hand legen.

F. G.

Personalien.

Ernannt: Major a. D. Dr. Förtsch zum Direktor des Provinzialmuseums der Provinz Sachsen zu Halle a. S.; Gerichtsassessor vom Hof zum Amtsrichter in Bramstedt in Holstein; die Referendare Hövel und Christ zu Gerichtsassessoren; Forstassessor Breuer zum Oberförster in Marjoß; Hilfspfarrer Holste auf geschehene Präsentation zum Oberpfarrer zu Tann a. Rh.; Domkapitular Regens Dr. Schmitt zu Fulda zum Kustos der Domkirche daselbst; Dompfarrer Schmelz daselbst zum Subkustos; der Regierungssupernumerar Meiß und der Bureauhilfsarbeiter Leimbach zu Regierungssekretären in Kassel; Lehrer Henck zu Kassel zum Rektor in Rothenditmold.

Versetzt: Pfarrer Haupt zu Helmarshausen nach Merzhausen bei Ziegenhain.

In den **Ruhestand** getreten: Seminardirektor Dr. Rank zu Homberg a. E.

Verliehen: dem Seminardirektor Dr. Rank zu Homberg der Rothe Adlerorden 4. Klasse; desgl. dem Rechtsanwalt und Notar Justizrath Uckermann zu Marburg mit der Zahl 50; dem Beigeordneten Siebert zu Marburg der Kronenorden 4. Klasse; dem Maler Brünner, Lehrer an der Kunstgewerbeschule zu Kassel, der Titel Professor; dem Gerichtssekretär Holm zu Hanau der Titel Obersekretär.

Vermählt: Oberstlieutenant z. D. Freiherr Spiegel von und zu Peckelsheim zu Aschaffenburg mit Fräulein Auguste Elise Reinhardt (Hanau, 11. März).

Geboren: ein Sohn: ren. Pfarrer Franz Witzel und Frau Amalie, geb. Scheffer (Sand, 9. März); Juwelier Georg Hein und Frau Christine, geb. Rohde (Erfurt, 13. März); eine Tochter: Lehrer Philipp Karl Rosenstock und Frau (Fulda, 13. März); Graf Eberhard von Königsdorff und Gräfin Bertha von Königsdorff, geb. Pfund (Reinholdshain bei Dippoldiswalde, 17. März); Fabrikant Heinrich Engelhardt und Frau Minna, geb. Knetsch (Kassel, 18. März); Amtsrichter Dr. Fürstenau und Frau, geb. Eccius (Oranienburg, 18. März).

Gestorben: verwittwete Frau Klementine von Baumbach, geb. von Stockhausen, 80 Jahre alt (Abgunst bei Trendelburg); Frau Elise Kistner, geb. Hose, 53 Jahre alt (Kassel, 9. März); Obersteiger a. D. Georg Krell, 63 Jahre alt (Oberkaufungen, 9. März); Professor a. D. Georg Koch, 79 Jahre alt (Kassel, 9. März); Bürgermeister Rüppel aus Großalmerode, 61 Jahre alt (Kassel, 11. März); Frau Louise Imhoff, geb. Zahn, 86 Jahre alt (Kassel, 12. März); Major a. D. Wilhelm Freiherr von Urff, 70 Jahre alt (Niederurff, 14. März); Fabrikant Viktor Wagner, 50 Jahre alt (Kassel, 16. März); Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Karl von Specht, 76 Jahre alt (Kassel, 17. März); Hofschlossermeister Karl Dallwig, 43 Jahre alt (Kassel, 18. März); Eisenbahnsekretär a. D. August Gallhöfer, 73 Jahre alt (Kassel, 20. März); ren. Pfarrer Karl Eduard Zülch, 82 Jahre alt (Eltville, 22. März); verwittwete Frau Geheimrath Agnes Hassenpflug, geb. von Münchhausen (Hohenwalde i. d. Neumark, 23. März).

Berichtigung.

In voriger Nummer 6 (S. 79) ist leider ein störender Druckfehler stehen geblieben. Der hessische Kommunallandtag hat nicht etwa blos 100 Mark, sondern den Betrag von **1000** Mark für den Ankauf der Stern'schen Münzsammlung durch das Königliche Museum zu Kassel bewilligt. Daß ein Antrag auf Bewilligung dieser Summe in aller Schnelligkeit noch zur Berathung und Verabschiedung gelangte, ist wesentlich das Verdienst des Vorsitzenden der genannten Körperschaft Kammerherrn von Pappenheim-Liebenau.

Briefkasten.

Dr. L. in Frankfurt a. M., St., Bl. und Fr. in Kassel. Besten Dank für freundlichen Hinweis. Daß der Baron von Reuter (s. „Hessenland" 1899, S. 80) als Sohn des damaligen Rabbiners Josaphat zu Kassel geboren ist, den Namen Reuter erst später nach seiner Taufe angenommen hat und so die Nichterwähnung des Namens Reuter in den Geburtsnachrichten des Jahres 1821 zu erklären ist, kann richtig sein, doch kommt in den Personenstandsnachrichten der „Casselschen Polizei- und Commerzienzeitung", in denen auch die israelitische Gemeinde berücksichtigt ist, im Juni, Juli und August 1821 der Name Josaphat ebensowenig vor wie der Name Reuter.

A. Tr. in Wien. Vielen Dank und herzlichen Gruß. Ihre Beiträge sind immer sehr willkommen.

Der Redaktionsschluß findet stets am Freitag vor dem 1. bezw. 16. jeden Monats statt. Wir ersuchen, eilige Zusendungen so abgehen zu lassen, daß sie zu dem genannten Termine eintreffen.

Die Redaktion.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XIII. Jahrgang. Kassel, 17. April 1899.

Abendroth.

Vom letzten Sonnengruß gestreift
Wogt leis der See, nickt sanft das Ried;
Der Abendwind das Land durchschweift,
Und rauscht dem Wald ein Schlummerlied.

Der müde Tag zog stillen Weg
Zu rasten fern in fremdem Land,
Doch rosig glüht noch das Geheg,
Umwallt von leichtem Traumgewand.

Die Dämm'rung schließt den Zauberkreis,
Daß alles in der Runde schweigt;
Und alles Leben athmet leis
Wie im Gebete tief geneigt.

Ein still Gedenken wiegt die Luft,
Ein süß Erinnern faßt das All,
Ein Schimmer hellt die tiefste Gruft
Und weckt geheimnißvollen Hall.

Ich sink auf's Knie und bete still.
Du Himmel, laß den Kindern dein,
Wenn einst es ihnen dämmern will,
Der Nacherinn'rung Glückesschein!

Franz M. Litterscheid.





Erinnerungen an den April 1849.

Aufgezeichnet vom † Hauptmann Maximilian von Ditfurth.

I. Die Fahne des zweiten Bataillons des Kurhessischen zweiten Infanterie-Regiments im Gefecht bei Düppel am 13. April 1849.

Als die erste Abtheilung der kurhessischen Truppen im März 1849 nach Schleswig-Holstein ausmarschirte, da war dieser Tag des Ausmarsches für jeden wahren hessischen Patrioten ein hoher Freudentag, denn es galt ja die so vielfach von den Dänen beleidigte Ehre des deutschen Namens zu rächen und wieder herzustellen.

Wie hätte es daher nicht insbesondere auch jeden hessischen Patrioten mit stolzer Freude erfüllen sollen, daß auch eine Hessenschaar berufen worden war, zu so rühmlichem Streben mitzuwirken.

Nur daß eine so kleine Hessenschaar an diesem Kampfe Theil nehmen sollte, das erfüllte vor allem die Herzen derjenigen hessischen Kriegsmänner mit Trauer und Wehmuth, denen es versagt blieb mitzuziehen, und die vielmehr sich verurtheilt sahen, *unthätig daheim bleiben zu* müssen.

Am bittersten vielleicht empfand dieses einer dieser Zurückbleibenden, den ein mißgünstiges Schicksal gerade zu dieser Zeit an einen hochbethürmten Aktentisch geschmiedet hatte, weil er vor allen Andern sich am meisten darnach sehnte, nicht blos wie bisher nur mit der Feder, sondern endlich auch einmal mit dem Schwerte, voll redlichen Sinnes, nach seinen besten Kräften mitzuwirken den Ruhm des hessischen Namens auf's Neue zur Geltung bringen zu helfen.

Sonach mochte auch gerade diesen das anregende Schauspiel vielleicht vor allen seinen Schicksalsgenossen am tiefsten ergreifen, als namentlich das 2. Bataillon des 2. Kurhessischen Infanterie-Regiments unter den stolzen Klängen der Feldmusik und umrauscht von dem Beifallsrufe einer zahllosen Menschenmenge, in einem Glanze, einer Haltung und mit einem Ausdrucke von Siegeszuversicht und Kampfesmuth auf den Angesichtern von Offizieren und Soldaten, wie er schöner nicht gedacht werden mag, auf dem Kasseler Bahnhofe die lange Wagenreihe bestieg, die dasselbe seiner Bestimmung entgegen führen sollte.

Traurig daher auch, wie vielleicht kein Anderer, kehrte er von da heimwärts, um statt, wie er so sehnsüchtig gehofft und geharrt auf einem feurig schnaubenden Kriegsroß von dannen zu ziehen, sich auf einen armseligen Schreibesel zu schwingen. Abermals und immer wieder die Feder statt des Schwertes in der Hand, war's jedoch an jenem Tage sein erstes Thun, damit nachfolgendes Abschiedswort an jene Schaar in flüchtigen Zeilen niederzuschreiben:

„Aufruf an den Fahnenträger des 2. Bataillons des Kurhessischen 2. Infanterie-Regiments.

Auf das Neue gilt es jenen übermüthigen Dänen gegenüber, welche uns gering schätzen, weil wir *immer noch nicht zu einer rechten* Einigkeit haben kommen können, Deutschlands Ehre zu schirmen, Deutschlands Recht zu wahren und deutschen Muth zu beurkunden, und da ist denn diesesmal auch eine Hessenschaar berufen worden, an diesem rühmlichen Werke Theil zu nehmen.

Klein ist zwar diese Schaar, um so größer daher aber auch die Pflicht, die heiligste Pflicht jedes Einzelnen in derselben, durch rühmliches Verhalten zu beurkunden, daß der alte Hessengeist noch nicht erloschen ist.

Ganz besonders hat die Mannschaft des zweiten Bataillons des zweiten Infanterie-Regiments eingedenk zu sein, daß dieses Bataillon einen der ältesten Bestandtheile des vaterländischen Heeres bildet, und daß seine Geschichte eine solche Fülle glorreicher Thaten nachweist, wie es sich nur wenige Abtheilungen des hessischen, ja nur wenige Abtheilungen irgend eines deutschen Heeres rühmen dürfen.

In dem Jahre 1684, also gerade vor 165 Jahren, unter dem Namen des Obersten von Hanstein, Regiment zu Fuß errichtet, erwarb es sich schon

1685 seine ersten Lorbeeren in Ungarn gegen die Türken, dann nahm es 1692 den rühmlichsten Antheil an der glorreichen Vertheidigung von Rheinfels gegen die Franzosen.

In der Schlacht bei Ramillies, am 23. Mai 1706, aber stürmte es, unter der persönlichen Anführung seines Regiments-Chefs, des Prinzen Ludwig von Hessen, des achten Sohnes des regierenden Landgrafen Karl, trotz eines überaus mörderischen Feuers, mit solchem Ungestüm auf das in Mitten der feindlichen Schlachtlinie ihm entgegenstehende französische Schweizer-Regiment Villiers ein, daß dieses, obgleich es eines der versuchtesten und tapfersten feindlichen Regimenter war, dieser Hessenfurie doch nicht zu widerstehen vermochte, sondern durchbrochen und damit zugleich einer der glänzendsten Siege jener Zeit entschieden ward.

Prinz Ludwig, ein heldenmüthiger erst zwanzigjähriger Jüngling, war — den Degen in der Faust — allen voran, einer der Ersten in den Reihen der Feinde. Mit eigener Hand entriß er dem feindlichen Fahnenträger die Leibfahne jenes Regiments Villiers, aber durch mehrere Schuß- und Stichwunden zu Tode getroffen, sank er mitten im Siegesjubel der Seinen auf der mit eigener Hand eroberten Fahne sterbend zusammen.

Das stets rühmliche Verhalten des Regiments gab Veranlassung, daß fortgesetzt fast nur Prinzen des Hauses oder die namhaftesten hessischen Heerführer zu dessen Regiments-Chefs bestellt wurden; als z. B. der Prinz Maximilian, der General von Gilsa, von Knyphausen u. a. m.

Nachdem das Regiment unter dem Namen „Regiment Prinz Maximilian" 1708 und 1709 in den blutigen Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet den bei Ramillies erworbenen hohen Ruhm noch vermehrt hatte, nahm es in gleicher Weise 1718 Theil an der glorreichen Erstürmung des türkischen Lagers vor Belgrad, eine Kriegsthat, die noch heute am Tage durch das allbekannte Soldatenlied „Prinz Eugenius, der edle Ritter" gefeiert und im Andenken des Volkes treu bewahrt wird.

Aus Ungarn nach Sizilien berufen durchbrach das Regiment abermals, wie bei Ramillies, 1719 in der Schlacht bei Francavilla durch das Unwiderstehliche seines Angriffes das Centrum der feindlichen spanischen Armee, und wenn hierdurch zwar nicht abermals der Sieg gewonnen wurde, so verhinderte diese kühne That doch wenigstens die Niederlage des verbündeten österreichischen Heeres.

Doch wo sollte ich enden den Ruhm zu verkünden, den Euer Bataillon auch noch im ferneren Laufe der Zeiten, in zahllosen Schlachten und Gefechten am Rhein, in Brabant, in Bayern, in Schottland, im siebenjährigen Kriege, in Amerika, in den 1790er Jahren abermals in Flandern und Brabant, namentlich 1793 durch die rühmliche Vertheidigung von Nieuport, kurz überall und allenthalben sich von jenem ersten Auftreten gegen die Türken bis dahin erworben hat, daß 1815 vor Givet aus seinen Reihen die letzten Schüsse in den Kriegen gegen das französische Kaiserreich fielen.

Es ist die Geschichte des zweiten Bataillons des zweiten Infanterie-Regiments während einer Dauer von 131 Jahren so ganz und so innig mit der ruhmstrahlenden Geschichte des gesammten hessischen Heeres verwachsen, daß sie fast in Eins zusammenfallen.

Nun wohlan! Unteroffizier-Fahnenträger des zweiten Bataillons des zweiten Kurhessischen Infanterie-Regiments, von welchen Gefühlen müssen Sie sich daher ergriffen finden, wenn Sie dem Gedanken Raum geben, daß die Fahne die Sie tragen, die Fahne eines solchen Heereskörpers ist, der so lange er besteht — seit 165 Jahren — auf unzähligen blutigen Ehrenfeldern sich stets den höchsten Ruhm erworben hat und noch nie und zu keiner Zeit einen Tag der Schmach erlebte.

Drum, Unteroffizier-Fahnenträger, fassen Sie diese Fahne gut, fassen Sie solche mit starker, treuer Hand und wenn dem Bataillon entgegen der erste feindliche Kanonenschuß kracht, dann herab mit der Verhüllung, heben Sie empor, hoch empor, diese Fahne, daß sie rauschend flattere in den Lüften, hoch in den Wolken von Pulverdampf, umzuckt von den Blitzen der Geschosse.

Und mit der ersten feindlichen Kugel, die ihre Seidenflagge zerfetzt, wird dann jener alte Ruhm des Bataillons an diese Fahne festgeknüpft, mit dem ersten Tropfen hessischen Blutes, der zu ihr aufspritzt, wird sie getauft zu einer jener alten hessischen Kriegs- und Ehrenfahnen, wie all jene Fahnen gewesen sind, die seit sechs Jahrhunderten den Vätern und Urvätern noch alle Zeit zum Siege oder zum ruhmreichen Tode vorangetragen worden sind, so lange es ein Hessenvolk gibt.

Da mag denn, zumal es die einzige Fahne ist in der vaterländischen nach Schleswig-Holstein entsendeten Kriegsschaar, keiner in dieser gefunden werden — er sei wer er wolle —, der sich rühmen könnte, einen ehrenreichern Platz einzunehmen, als das Geschick Ihnen, Unteroffizier-Fahnenträger, zugetheilt hat.

Nein! fürwahr nicht! denn wer ein hessischer Biedermann ist, wessen Brust vom Vätergeiste erfüllt ist, müßte es nicht — er sei wer er wolle —

mit begeisterungsvollem Jubel erfüllen, an Ihren Platz, Unteroffizier-Fahnenträger, treten zu dürfen, die Fahne, die Ihren Händen anvertraut ist, erfassen und solche dem Bataillon zum Siege, zur Gewinnung neuen, zur Verherrlichung des alten Ruhmes vorantragen zu dürfen?

Darum ergeht an Sie, Unteroffizier-Fahnenträger des zweiten Bataillons des zweiten Infanterie-Regiments, aus der fernen Heimath der laute, der mahnende Ruf:

Fassen Sie Ihre Fahne mit starker, mit treuer Hand! Halten Sie es fest dieses Kleinod hessischer Ehre, auch noch mit im Tode erstarrender Hand.

Und dieser Mahnruf, er töne fort und fort in Ihrem Innern wieder, so während der Nachtruhe des Bivouaks als während des Getümmels im Kampfe; denn wenn Sie feig oder treulos diese Fahne anders als im Tode aus Ihren Händen entgleiten ließen, es gäbe fürwahr im ganzen hessischen Lande keinen schlechteren Mann als Sie, und Schmach wäre Ihr Grabstein und Schande Ihr Andenken.

Darum, Unteroffizier-Fahnenträger, ertönt das Kommando: Zur Attaque! Gewehr rechts! — hervor, hervor dann aus dem Gliede, vor die Mitte des Bataillons, auf doppelte Distance! Voran, voran allen zum Siege oder, wenn es sein muß, zum ruhmreichen Sterben.

Und Ihr — Ihr hessischen Männer im Fahnenpeloton des zweiten Bataillons des zweiten Kurhessischen Infanterie-Regiments! Euch brauche ich wohl nicht mit vielen Worten zu künden, was das Vaterland von Euch erwartet?

Das Vaterland erwartet, daß, so lange noch Einer den Athem zieht, keine Feindeshand ungestraft nach der Fahne greife. Das Vaterland erwartet, daß nur erst unter Euern Leichen hervor der Feind sich der mit Euerem Blute überströmten Fahne zu bemächtigen im Stande sei.

Und Ihr Musketiere des zweiten Bataillons des zweiten Infanterie-Regiments, wißt Ihr, was das Vaterland von Euch erwartet?

Das Vaterland erwartet von Euch, daß Ihr, gehorsam der Stimme Eueres Kommandeurs und Euerer Offiziere, die Fahne des Bataillons unverrückt im Auge behaltet, bis Euer Auge im Tode bricht. Das Vaterland erwartet von Euch, daß der Feind nur über Euere Leichen zu den Leichen des Fahnenpelotons vorzudringen vermöge.

Wenn Ihr das gelobet und haltet, dann seid Ihr unsere Söhne, und dann werden wir Euch nicht nur lieben wie unsere Söhne, sondern wir werden Euch auch ehren, wie wir unsere Väter und Urväter auch noch im Grabe zu ehren pflegen. Und kehret Ihr — spät oder früh — nach solch rühmlich bethätigtem Handeln, wenn auch nur als eine kleine Schaar, als Trümmer aus vielfach tödtlichen Kämpfen wieder heim, bringt Ihr sie uns zurück, Euere Fahne, schwarz, roth, golden, das heißt, schwarz von Pulverdampf, roth von Euerem Blute, goldig von neu erworbenem Ruhme, mitten inne den hessischen Löwen im alten Strahlenkranze, dann habt Ihr ganz erfüllt, was das Vaterland von Euch erwartet und was seine Söhne bisher noch stets ihrem hessischen Vaterlande gewährten. Dann habt Ihr Euch der Väter und Urväter werth erwiesen und somit wird dereinst auch Euer Andenken bei Euren Söhnen und Enkeln auf immerdar ein gesegnetes sein.

Deß walte Gott und werde wahr.

Mit diesem frommen Heimathsspruche ruft Euch — ein Kamerade — der über alles glücklich sein würde, wäre es ihm vergönnt, im Fahnenpeloton des zweiten Bataillons des zweiten Infanterie-Regiments zu stehen, aus der fernen Heimath ein frohherziges ‚Glück auf!‘ auf dem Wege nach. Möchte es Euch erreichen am Abende vor der ersten Schlacht."

Rasch gedruckt, ward dieser Zuruf den Geschiedenen nachgesendet, in der Hoffnung, daß dadurch auf empfänglichen Boden manch' keimreiches Saatkorn ausgestreut werden dürfte.

Und diese Hoffnung, sie erwies sich als keine eitle. Durch eine für die wahre Absicht nur höchst förderlich gewordene Verspätung gelangte nämlich jener Zuruf erst kaum zwei Tage vor dem Gefechte bei Düppel zur Vertheilung unter die Mannschaft jenes Bataillons.

(Fortsetzung folgt.)

Seume's Beziehungen zu Hessen.

Eine literar-historische Skizze von Wilhelm Schoof. (Schluß.)

Ein Jahr später (1797) erschien die von Münchhausen veranstaltete kleine Gedichtsammlung „Rückerinnerungen von Seume und Münchhausen", worin die zwischen beiden seit 1791 ausgetauschten Gedichte enthalten sind. Um dieselbe Zeit fällt das Bekanntwerden Seume's mit Gleim und ein lebhaft geführter Briefwechsel zwischen beiden. Am 20. Oktober 1798 sandte

ihm Seume Münchhausen's „Rückerinnerungen" und schrieb dabei u. a.:

„Hier schicke ich Ihnen Münchhausen's und mein Machwerk („Rückerinnerungen"), weswegen ich schon bei Ihnen meine Hände in Unschuld gewaschen habe. Eben als ich nach Hause kam, brachte man mir einen Brief von ihm, den ich Ihnen hier mittheile. Ich darf es, ohne die Diskretion der Freundschaft zu verletzen. Sie haben die Güte und schicken mir ihn mit seinem Gedicht zurück. Aus dem Briefe ersehen Sie, daß einige kleine Zwistigkeiten zwischen uns gewesen sind, die aus Verschiedenheit der Denkweise über einige unwichtige Dinge entstanden. — Das Gedicht hat einen Gegenstand, der seine Lieblingsgrille ist. Die nordische Mythologie beschäftigt ihn und seinen Freund Gräter vorzüglich. Ich gestehe, daß diese Behandlung sie mir interessant macht, und ob er gleich mein Freund und einigermaßen mein Schüler ist, so glaube ich doch, daß dem Stücke nicht viel fehlt, um sich mit den Schiller'schen zu messen. Der Mann wächst mir gewaltig zu Kopfe; das freut mich. Einige Kleinigkeiten, die meistens nur grammatisch sind, ausgenommen, habe ich nicht viel dawider zu sagen. Meines Bedünkens hat es Stellen, die sehr brav sind."

Darauf antwortete Gleim am 1. November 1798 u. a.:

„— Den schönsten Dank auch für die ‚Rückerinnerungen'. Meines Seume Münchhausen muß ein Kleist beinahe sein. Sein Brief malt ihn, wie einen ganzen, nur kann ich nicht begreifen, wie's möglich ist, daß Ihr Amerikaner Euch in Europa noch nicht gesehen habt. Macht's wohl nicht, daß Münchhausen ein Edelmann? — Sagen Sie doch dem braven Manne, daß ich, der Erzfeind von Almanachen, Taschenbüchern und, vergleichlich, Findelhäusern, die uns, die wir Riesen sein könnten, zu Zwergen machen, zu seinem poetischen Schnappsack eine Beisteuer nicht geben könnte, weil ich keinem seiner Herrn Kollegen etwas gegeben habe. Möcht' er doch lieber zehn solche Sammlungen wie die ‚Rückerinnerungen' als einen Almanach*) herausgeben oder zu Tage fördern. Unser Klamer Schmidt, der den Voßischen Musenalmanach ersetzen will, dachte für den seinigen Ihren Münchhausen anzuwerben."

Nachschrift von Gleim's Hand:

„Mit diesem Schreiben ist das an Seume vom Herrn von Münchhausen aus Vilbel im Hanauischen vom 12. Oktober 1798 an Herrn Seume zurückgesendet."

Daß Seume sich immerfort mit dem Gedanken trug, seinen Freund Münchhausen, der damals in Vilbel stand, zu besuchen, geht aus einem Brief Gleim's (vom 11. Dezember 1798) an Seume hervor:

„Zu Ihrem Münchhausen haben Sie fünfzig Meilen, zu Ihrem Gleim nicht halb so viel, und Ihr Gleim ist der Ihrigste wie Münchhausen, so gewiß, wie ein Gott der Freundschaft noch ist!"

Erst vier Jahre später, 1802, auf dem Rückweg seiner Reise nach Syrakus, betrat er wieder das Hessenland, ging von Frankfurt aus über Bischofsheim an Hanau vorbei über Fulda, Hünfeld nach Vacha, wo er alte Erinnerungen wieder auffrischte und von da nach dem nahen Schmalkalden zum Besuch seines alten Freundes Münchhausen. In seinem „Spaziergang nach Syrakus" (Sämmtl. Werke, Leipzig 1835, S. 198 ff.) hat er uns diesen Theil seiner Reise geschildert und auch den Gefühlen Ausdruck gegeben, die damals ihn in Vacha nach einundzwanzig Jahren noch bestürmten. Er sagt darüber:

„In Vacha hatten mich ehemals die Handlanger des alten Landgrafen in Beschlag genommen und nach Ziegenhain und Kassel und von da nach Amerika geliefert. Jetzt sollen dergleichen Gewaltthätigkeiten abgestellt sein; doch möchte ich den fürstlichen Bekehrungen nicht zu viel trauen; sie sind nicht sicherer, als die demagogischen. Es wäre unbegreiflich, wie der Landgraf seit langer Zeit so unerhört willkürlich, zum Verderben des Landes und einzig zum Vortheil seiner Kasse, mit seinen Leuten geschaltet und förmlich den Seelenverkäufer (!) gemacht hat, wenn es nicht durch einen Blick in's Innere erklärt würde. Die Landstände wurden selten gefragt und konnten dann fast keine Stimme haben. Der Adel ist nicht reich und unabhängig vom Hofe. Die Minister und Generale hatten ihren Vortheil, dem Herrn zu Willen zu leben. Jeder hatte vom Hofe etwas, oder hoffte etwas, oder fürchtete etwas, für sich oder seine Verwandten. Die großen Offiziere gewannen Geld und Ehre, die kleinen Unterstützung und Beförderung. Die Uebrigen litten den Schlag. Das Volk selbst ist bis zum Uebermaß treu und brav. Hier und da war Verzweiflung; aber der alte Kriegsgeist half. Die Hessen glauben, wo geschlagen wird, müssen sie dabei sein. Das ist ihr Charakter aus dem tiefsten Alterthum.

*) Gemeint ist der von Münchhausen und Gräter 1802 herausgegebene „Bardenalmanach der Teutschen".

Von Vach wollte ich Post nach Schmalkalden zu meinem Freunde Münchhausen nehmen. Der Wirth verpflichtete sich, da nicht gleich Postpferde zu haben waren, mich hinüberzuschaffen, ließ sich die Posttaxe für zwei Pferde und den Wagen bezahlen und gab mir einen alten Gaul zum Reiten. Das nenne ich Industrie. Was wollte ich machen? Ich setzte mich auf, weil ich fort wollte. Doch kam ich zu spät an. Es war schon tief Nacht, als ich den Berg hinein ritt, und gegen zehn Uhr war ich erst in dem Thale der Stadt.

Ich ließ mich am andern Morgen meinem Freunde ohne meinen Namen, als einen Bekannten melden, der von Frankfurt käme. Wir hatten uns seit 19 Jahren nicht gesehen, und unser letztes Gespräch waren einige Worte auf dem Ozean, als der Zufall unsere Schiffe so nahe zusammen brachte. Die Zeit hatte aus Jünglingen Männer gemacht, im Gesichte vielleicht manchen Zug verändert, verwischt und eingegraben. Ich wußte, vor wem ich stand, und konnte also nicht irren. Er schien schnell seinen ganzen dortigen Zirkel durchzugehen, stand vor mir und kannte mich nicht. Hier habe ich ein kleines Empfehlungsschreiben, sagte ich, indem ich ihm meinen Finger hinhielt, an dem sein Bild von ihm selbst in einem Ringe war. Es war, als ob ihn ein elektrischer Schlag rührte, er fiel mir um den Hals und führte mich im Jubel zu seiner Frau. Dieses war wieder eine der schönsten Minuten meines Lebens. Einige Tage blieb ich bei ihm und seinen Freunden und genoß, so weit mir meine ernstere Stimmung erlaubte, der frohen Heiterkeit der Gesellschaft."

Münchhausen lebte damals mit seiner jungen Frau Marianne Schenk zu Schweinsberg als Jäger-Hauptmann in Schmalkalden in einem gebildeten Zirkel, zu dem auch die hessische Dichterin Arnoldine Wolf*) geb. Weißel, Gattin des dortigen Bergraths G. Friedrich Wolf, gehörte. Sie erzählt in ihrer Selbstbiographie**) über Seume's Besuch u. A. Folgendes:

„Seume trat in einen fröhlichen Kreis, der sich in unserm Haus gesammelt hatte; sein Aeußeres hatte wenig Anziehendes; auf der gefurchten Stirn und unter den schattigen Augenwimpern ruhte düsterer Ernst und tiefes schwermüthiges Dunkel; aber der lichte Sinn seines strahlenden Geistes erhellte, gleich einem leuchtenden Stern, sein umwölktes Antlitz. Münchhausen nannte mich ihm als eine Schwester der Musen; aber Seume blieb trocken und einsilbig. Alles streute Weihrauch dem Unsterblichen; aber Seume blieb stumm.

Am dritten Tage schied Seume wieder von seinem Freunde und von uns. Wir freuten uns dieser schönen Epoche; aber Münchhausen war nicht zufrieden mit ihm. Jüngst erst zurückgekehrt vom Altare, an welchem der priesterliche Segen seine feurige Liebe krönte, konnte er die ruhige Kälte seines älteren Freundes nicht begreifen, der seine junge schöne Frau nicht mit der erwarteten freundschaftlichen Wärme und ihn nicht mit der gehörigen Theilnahme an seinem Glücke begrüßt hätte."

Als eine Folge von Seume's Besuch bei Münchhausen entspann sich im November 1802 zwischen Seume und Arnoldine Wolf ein poetischer Briefwechsel. Die Epistel von Arnoldine Wolf ist überschrieben: „An Seume nach gemachter persönlicher Bekanntschaft". Sie wirft ihm darin seine Kälte und seine Zurückhaltung während seines Besuches in Schmalkalden vor:

„In eines Engels Arm fandst Du ihn wieder
Ihn, der durch seinen Geist, durch seine Lieder
Und mehr noch durch sein Herz Dir alles war;
Du fragtest nicht: Bist Du im neuen Stande
Nun glücklicher durch selbstgewählte Bande
Und segnest Du den Bund am Traualtar?"

Sie schließt mit den Worten:

„O wähne nicht, daß herzliche Gefühle
Den Geist entadeln! reine Seelenspiele
Sind mit der edlen Herzlichkeit vereint.
Du hast als Barde Dich empor geschwungen,
Hast Du als Weiser nun den Kranz errungen —
O so erring ihn auch als Menschenfreund!"

Seume, offenbar betroffen über diese Vorhaltungen, entschuldigt sich in einer Epistel, daß er nicht mit mehr Wärme seinem Freund entgegen getreten sei, und beklagt, daß sein ihm angeborenes zurückhaltendes Benehmen so viel Anstoß erregt habe:

„Und wenn auch nicht des Lebens Süßigkeiten
So honigglatt von meiner Zunge gleiten,
Bin ich darum denn gleich ein Misanthrop?
Wenn mein Gesicht sich etwas ernster faltet,
Ist das Beweis, daß mir das Herz erkaltet?
Und daß sich Haß in meine Seele schrob?"

Arnoldine Wolf antwortete mit dem Sonett: „Meine Rechtfertigung an Seume", worin sie ihn um Verzeihung bat, falls sie ihn gekränkt habe, sowie um seine Freundschaft. Diese drei Gedichte erschienen im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" 1811, Frankfurt a. M. bei Friedrich Wilmanns.

In dem im selben Jahre erschienenen „Barden-almanach der Teutschen für 1802",

---

*) Sie war 1769 in Kassel geboren und starb 1820 in Schmalkalden. (Näh. bei Strieder Bd. XVIII, S. 242 ff.)

**) Gedichte von Arnoldine Wolf, geb. Weißel, mit dem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeschichte derselben herausg. von Dr. Witz. Schmalkalden 1817.

herausgegeben von Gräter und Münchhausen, war auch Seume mit einem Gedicht „Der Besenbinder" (S. 99—100) vertreten, während Gleim, wie aus dem oben mitgetheilten Brief hervorgeht, der Einladung zur Beisteuerung keine Folge geleistet hatte.

Dann erkalten die Beziehungen zu seinem Freund Münchhausen mit der Zeit immermehr, und in den acht Jahren bis zu Seume's Tod (1810) hören wir nichts mehr von ihren beiderseitigen Beziehungen. Schon bei Seume's letztem Besuch in Schmalkalden konnte man sehen, daß die beiden Freunde nicht mehr die alten waren. Münchhausen, ein hartnäckiger Vertheidiger der Adelsrechte und Privilegien, ein Mensch von großer Herzlichkeit und tiefer, inniger Gefühlswärme, Seume, der Politiker und vorwärts drängende Kämpfer für allgemeine menschliche Freiheit und Gerechtigkeit, äußerlich kalt und zurückhaltend, wie hätten ihre Wege da noch dieselben bleiben können?

Zum Schluß dürfte es noch interessiren, daß Seume auch nach seinem Tod noch in Beziehungen zu Hessen blieb, insofern, als in einer 1814 von zwei hessischen Dichtern veranstalteten Sammlung patriotischer Gedichte „Erscheinungen im Haine Thuisko's", herausgegeben von Karl Wilhelm Justi und Wilhelm Beck, (Marburg 1814) im Anhang Seume's Elegie „Klagen eines Teutschen. Gesungen im Jahre 1809" sich befand, die früher in veränderter Form unter dem Titel „An das teutsche Volk im Jahre 1810" schon veröffentlicht war und unter diesem Titel auch in seine Gedichte aufgenommen wurde. Das Gedicht trägt in der Justi'schen Sammlung die Anmerkung, daß der kranke Dichter diese Strophen dem britischen Hauptmann und Ritter Grafen von Kienburg in die Feder diktirt habe, und diesem hätten die beiden Herausgeber sie zu verdanken. Die ganze Sammlung trägt die Zueignung: „Unserm Freunde Münchhausen, dem teutschen Manne und teutschen Sänger teutscher Lieder gewidmet. Und, Barde! schläfst Du?"

Münchhausen's Muse war für immer verstummt. 1806 war er nach der Besitzergreifung Kassels durch die Franzosen in Kriegsgefangenschaft gerathen, weil er nicht gegen die Preußen kämpfen wollte. Er entfloh und hielt sich in Homberg verborgen. Nach dem Frieden schlug er Anträge, als Oberst in's westfälische Heer zu treten, aus und begnügte sich mit einer Oberförsterstelle in der Nähe von Treysa. Nach dem Dörnberg'schen Aufstand 1809 wurde er wegen Hochverraths angeklagt, aber freigesprochen. Dabei stellte sich heraus, daß seine eignen Landsleute die Angeber waren. Dies beugte ihn tiefer, als die lange Untersuchungshaft es vermocht hatte. Er wandte sich menschenfeindlich von allem ab und blieb fortan im Dunkel. Er starb verbittert und vergrämt am 16. Dezember 1836 auf seinem Gut Lauenau und ruht mit seiner Gattin, die ihm 1828 schon im Tod vorausgegangen war, in der Familiengruft zu Oldendorf.

Münchhausen ist eine sympathische, vornehme Erscheinung der hessischen Literatur, die es wohl verdiente, durch eine liebevolle Biographie der drohenden Gefahr gänzlicher Vergessenheit entrissen zu werden. Zu bedauern ist, daß von Münchhausen's Briefwechsel mit seinen literarischen Freunden bisher trotz eifriger Nachforschungen nichts aufzufinden gewesen ist, und es liegt die Befürchtung nahe, daß diese Schriftstücke aus dem Familienarchiv entwendet und vielleicht vernichtet worden sind. Sollten diese sich noch irgendwo auffinden lassen, so würden sie sicher werthvolle Ergebnisse zur Beurtheilung dieses hessischen Dichters liefern.

Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

(Fortsetzung.)

Um seiner selbst wieder völlig Herr zu werden, machte sich Ullrich, nach Erledigung aller Geschäfte, zu einem Gang in's Freie auf. Bewegung in der frischen Luft, ruhiges Sammeln seiner Gedanken werde ihm gut thun, meinte er.

Am alten Schloß vorüber, die Löwenbrücke hinab, eilte er raschen Schrittes dem nahen Parke zu. Die Natur stand in erster Frühlingspracht des Maien. Schwebend hing das junge, grüne Laub an Bäumen und Sträuchern, und tief blau blickte der Himmel durch das noch lichte Geäst und Gezweig. Die Vögel flogen geschäftig in den Bäumen herüber und hinüber, und hoch herab von der Krone der Edeltanne sang die Amsel ihr Jubellied. Klar und ruhig, fast wellenlos zog drüben der Fluß seine Straße dahin und spiegelte in seiner Tiefe eine zweite Welt. In leiser Bewegung erzitternd kehrten die Sonnenstrahlen vom

Grunde wieder, und leuchtender fast als hier oben schien das Grün der Bäume, das Blau des Himmels tief unten im feuchten Element. Alles athmete Frühlingsleben und Lebensluft. Wie ein Träumender schritt Pfarrer Ullrich durch alle diese Pracht und Gottesherrlichkeit; was sonst seine Wonne war, diese schattigen Alleen, die hoch oben einem Dome gleich sich wölbten, die lachenden Wiesen, wo bunte Blumen herüber und hinüber nickten und grüßten, heute sah er alles nur halben Auges. Sein Geist war weit weg davon. Denn wieder und wieder tauchte vor seinem inneren Auge die kleine Szene vom Tage seiner Antrittspredigt auf. Im halben Dämmerlicht sah er die Kleine sein Studierzimmer betreten, hörte die naive, treuherzige Bitte, sah den niedlichen Knicks, mit dem sie sich aus dem Staub machte, und fing den Blick von einem Paar schelmischen Augen auf. Diese Augen! woran erinnerten sie ihn nur? Wo hatte er ähnliche früher gesehen?

Ullrich fuhr erschreckt zusammen. Welche Regung überkam ihn? War's möglich? Ein Gefallen hatte er an dem Mädchen gefunden? Er, der kein weibliches Wesen je angeschaut, der versenkt und vergraben in seine Studien dahingelebt hatte, dem Liebe bis hierher eine weltliche, fast eine sündhafte Regung gewesen war, er erlag einem ersten Eindruck, einem ersten Blick?

„Ich bin nicht besser als meine Väter", tönte es aus der Tiefe seines Herzens zu ihm herauf, und alle frommen Bibelworte, die er je von der Kanzel herab in heiligem Eifer der Gemeinde zugerufen, jetzt kamen sie ihm selbst zu Sinn. So stand es um ihn? Auf den Höhen der Menschheit hatte er zu wandeln geglaubt, und ein geringer Anlaß zeigte ihm, daß er ein Mensch, ein schwacher Mensch sei wie jeder seiner Brüder? Ja schwächer wie der geringste seiner Brüder? — Klar und scharf, wie Bergeslinien in Regenluft, so stand sein Thun vor seiner Seele. Sich selbst hatte er belogen; denn nicht der Botin des Fräulein von Mannskopf, nein, ihr selbst, der Kleinen hatte er auf Treu und Glauben das Manuskript anvertraut. Ja, daß er sich's nur selbst gestand: die einschmeichelnde Stimme, der Blick der Augen des Mädchens hatten es ihm angethan. Und mit der vollen Klarheit über sein Denken und Fühlen kam auch die Ueberzeugung über ihn: das junge Mädchen war nimmermehr ein Dienstmädchen.

Wer war es aber dann gewesen? Wer konnte und durfte seine Predigt ihm abverlangen? Zu welchem Zwecke war es geschehen?

Statt zu Ruhe und Klarheit während seines Spazierganges zu gelangen, war der Aufruhr in der Seele des jungen Geistlichen nur gewachsen. Wie Bergwasser, die aus den Felsen hervordringen, sich ansammeln und überstürzen, so quollen aus seinem Innern Zweifel, Fragen und Gedanken hervor und spotteten aller Macht sie einzudämmen.

Als Ullrich endlich einen Blick aus seinem Innern heraus auf seine Umgebung warf, gewahrte er, daß er ganz am Ausgange des Parkes angelangt und die Sonne schon am Untergehen war. Von ferne her trug ihm der Wind einige Schläge der Stadtuhr zu; es war 8 Uhr über seiner Wanderung geworden. Jetzt saß seine Mutter schon zu Tisch und horchte auf den Ton der Hausglocke; sie war es nicht gewohnt, daß der Sohn sie warten ließ.

Auf dem kürzesten Weg eilte der junge Pfarrherr der Stadt zu; er ging den Fluß entlang über den Damm, durchmaß dann raschen Schrittes die lange Hauptallee, und stand eine halbe Stunde später an dem Zugang des Kirchplatzes. Von weitem schon sah er Lene in dem offenen Hausthor stehen mit stark gerötheten Wangen und allen Zeichen der Ungeduld in den Zügen.

„Ach, Herr Pfarrer! (so huben alle ihre Anreden an) wie spät ist's schon, Herr Pfarrer! Und was haben Sie die Frau Mutter warten lassen! Und die Pfannkuchen werden steif, und Besuch war da, und als sind sie nicht nach Haus gekommen."

Sie machte Platz und ließ Ullrich durch das Thor an sich vorüber. „Nun gehen Sie nur gleich zu Frau Doktor in's Eßzimmer hinauf. Das gnädige Fräulein von Mannskopf freilich ist weg, der hat's zu lang gedauert."

Der junge Pfarrer ließ heute alles geduldig über sich ergehen, sowohl Lene's Schelte, wie ihre schöne Befehlsform, von der sie sich, trotz aller Devotion, nicht zu trennen vermochte; er hatte aus der langen Rede nur das Fräulein von Mannskopf herausgehört.

„Also doch!" murmelte er, als er flüchtigen Fußes die Treppen hinan stieg, „also doch — nnd es lag in diesem Ausruf nicht viel weniger, als der „große Schweiger" damals in dem historischen Moment darin zusammen gedrängt hatte — Fräulein Sabina!"

Einen Augenblick blieb Ullrich vor der Thür des Eßzimmers stehen, es wurde ihm schwer sich zu beherrschen und ruhig vor der Mutter zu erscheinen.

„Verzeih, liebe Mutter, meine Unachtsamkeit. Es ist mir auch unbegreiflich, wie ich mich so verspäten konnte."

Der junge Pfarrer war zu seiner Mutter hingetreten und hatte sich in liebenswürdigster Weise zu ihr hingebeugt.

„Wenn ich's nur wäre, die zu verzeihen hat, dann hättest Du gut thun, Gerhard", meinte Frau Doktor lachend; „aber Lene, und Tante — Sabina! drei weibliche Gemüther hast Du gegen Dich aufgebracht."

Frau Doktors gute Laune schien durch die schlechten Pfannkuchen nicht gelitten zu haben; sie bediente sich selbst und versorgte in ächt mütterlicher Weise den Teller des Sohnes.

„Uebrigens hast Du diesmal recht behalten, der alten, hochweisen Mama gegenüber," fuhr Frau Doktor fort, „Dein Manuskript liegt unversehrt drüben auf Deinem Schreibtisch. Fräulein von Mannskopf schien viel auf dem Herzen zu haben, was sie Dir sagen wollte." Frau Doktor mußte herzlich lachen bei der Erinnerung an den Besuch der alten Freundin. „Noch nie habe ich Sabine so unruhig und verlegen gesehen. Es war geradezu komisch. Immer wieder sah sie zum Fenster hinaus, ob Du noch nicht kämst; sie wollte durchaus ihre Entschuldigung bei Dir selbst anbringen. Endlich, erst kurz vor 8 Uhr ging sie; ihre Pferde waren unruhig und ungeduldig geworden, und es war auch für sie die höchste Zeit."

Der Besuch hatte Frau Doktor Ullrich in eine gemüthliche und redselige Stimmung versetzt, so daß sie, die sonst für den Sohn ganz Auge und Ohr war, diesen Abend dessen Schweigsamkeit und Zerstreutheit weniger bemerkte.

Nur als er sich schon sehr bald, und nachdem er kaum etwas genossen hatte, erhob, der Mutter die Hand reichte, und sich mit „Arbeit" und „dringenden Geschäften" im Weggehen entschuldigte, wurde sie aufmerksam. So kannte sie ihren Sohn nicht: halb voller Gedanken, halb zerstreut, nicht bei der Unterhaltung? Es war alles gegen seine Natur.

Ihr sorgsames Mutterauge folgte ihm voll Befremden, als er jetzt zur Thüre ging.

Drüben im Studierzimmer brannte die Lampe schon; Lene wollte damit zart andeuten, daß sie wieder besänftigt sei, und zu einer anderen Zeit würde der junge Pfarrer diese Aufmerksamkeit auch wahrgenommen haben. Heute indessen sah er nur eins, die weiße Rolle auf seinem Tisch, und dachte er nur immer eins: „also doch!"

Also doch war es Fräulein von Mannskopf gewesen, die das Manuskript hatte holen lassen.

Und das Mädchen, die Kleine, — die es geholt hatte! — Ullrich wurde zu Muth, als ob ein Gebäude einstürze, oder als ob er sich in einem Irrgarten befände und umsonst nach dem Ausgang suchte.

Alles, was er gedacht, gemeint, sich zurecht gelegt hatte, war über den Haufen geworfen. Da lag nun sein Manuskript als schöne, sorgfältig gewickelte Rolle vor ihm. Schon im Begriff sie zu öffnen, konnte er nicht umhin, sie zuvor aufmerksam zu betrachten. War das ein Gegenstand, der aus Tante Sabinens Händen hervorging? Diesen treuen, alten, unruhigen Händen, die etwas zu falten, etwas glatt, ordentlich, schön zu legen oder zu wickeln nicht vermochten, aber auch nie vermocht hatten? Wie durch einen Zauber verwickelte und verwirrte sich alles unter ihrer Hand; die Hutbänder verknoteten sich, Hut und Schleier fielen zur Seite oder ein wenig nach hinten, der Umhang saß etwas schief. — Sie sah es nicht, oder achtete es nicht; irgend eine originelle Bemerkung kam von ihren Lippen, irgend ein Gegenstand beschäftigte sie ganz und gar, wie konnte sie an „Hutbänder" oder dergleichen „Lappalien" denken?

Hier nun aber hielt der junge Pfarrer eine schön umwickelte, oben und unten glatt zugefaltete, kleine Rolle in Händen; das Papier war untadelhaft weiß, ein rothes Schnürchen hielt die Rolle fest zusammen. Noch indem er das Packet entfaltete, verrieth das leichte Kopfschütteln und das ungläubige Lächeln deutlich, wie er darüber dachte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Monatssitzung des Geschichtsvereins zu Kassel. Der **Verein für hessische Geschichte** zu Kassel hielt am 27. März an gewohnter Stelle seine Abendsitzung ab. Aus den geschäftlichen Mittheilungen, mit denen der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. **Brunner** die Sitzung eröffnete, sei hervorgehoben, daß der Verein im Monat März einen Zugang von 33 und einen Abgang von 20 Mitgliedern zu verzeichnen hatte. Unter Danksagung an die Geschenkgeber wurde die Ueberweisung mehrerer Bücher als Schenkungen für die Biblothek des Vereins bestätigt; so überwies das Kultusministerium die Zeitschrift „Denkmalspflege", der Magistrat der Stadt Marburg den Voranschlag des Stadthaushaltes für 1899 sowie den Verwaltungsbericht für die Zeit von

1893—1898, ferner Dr. Franz Gundlach zu Marburg seine Doktorschrift: Hessen und die Mainzer Stiftsfehde. Kanzleirath Neuber legte sodann unter Bezugnahme auf seinen an gleicher Stelle kürzlich gehaltenen Vortrag über die Charité die Stiftsurkunde sowie die Dienstanweisung für Arzt und Apotheke vor. Bankier Fiorino ließ ein Medaillonbild des Landgrafen Moritz aus dem Jahre 1601 umlaufen. Den Vortrag des Abends hielt Privatdozent Dr. Hermann Diemar-Marburg über „Hessische Hofmaler des 16. Jahrhunderts“, auf den wir wegen der wesentlich neuen Ergebnisse der Forschungen des Redners, zu denen ihm die Akten des Staatsarchivs zu Marburg zur Verfügung standen, etwas näher eingehen.

Bislang war unser Wissen auf dem hier behandelten Gebiete der hessischen Kunstgeschichte ein eng begrenztes, obschon einige hessische Forscher, Justi, von Drach und Karl Scherer, gelegentlich Einiges über die Hofmaler des 16. Jahrhunderts mitgetheilt haben.

Zwar sind es nicht Künstler ersten Ranges, die Hessen in dem angegebenen Zeitraum aufzuweisen hatte — ein Vergleich mit der Kunstgeschichte der Stadt Frankfurt in damaliger Zeit würde sehr zu Ungunsten Hessens ausfallen —, jedoch dürfte auch das gänzlich absprechende Urtheil eines früheren Forschers De Laborde, wonach die Kunst in Hessen damals eine äußerst untergeordnete Rolle gespielt hat, nicht zutreffend sein. Als erste biographisch festzulegende Persönlichkeit unter den hessischen Hofmalern des 16. Jahrhunderts zu Marburg tritt uns Johann von der Leyten entgegen, der im Jahre 1509 bei Gelegenheit der Leichenfeier des Landgrafen Wilhelm II. Wappenmalereien ausführte. Weiter lieferte er z. B. ein Marktbanner der Stadt, Glasmalereien, welche Landgraf Philipp mit Gemahlin darstellten (1524), Dekorationen für die Säle des Rathhauses, bemalte die Elisabethstatue am Rathhaus und war betheiligt an der Herstellung der Flügelthüren der Elisabethkirche, die Justi so sehr rühmte. Als mit der Reformation eine neue, besonders für die Kunst wenig günstige Zeit heran kam, trat dies auch für Hessen deutlich hervor. Die Kunst diente zunächst nur für dynastische Zwecke und gelangte nur in lehrhafter Form zur Geltung, so in den Steinbildwerken und Gemälden, welche Landgraf Philipp in den Landeshospitälern anbringen ließ.

Unter Philipp lernen wir den ersten wirklichen Hofmaler kennen, es war Michael Müller, dessen Bestallung aus dem Jahre 1536 erhalten ist. Er war ein Schüler von Lukas Kranach (nach Hans Kirchhoff in Wendunmuth). 33 Jahre hat er dem Landgrafen gedient und eine große Reihe Arbeiten ausgeführt, von denen aber so gut wie nichts mehr vorhanden ist. Aus der (Ms. Hass. 40 48) in der Landesbibliothek zu Kassel befindlichen und mit verschiedenen Kopien von Bildern versehenen Handschrift des Hans Wilhelm Kirchhoff ersehen wir, daß er im Schlosse zu Ziegenhain in den Jahren 1542 und 1543 Wandmalereien geschaffen hat, welche theils mythologische Persönlichkeiten, theils die hessischen Landgrafen oder geschichtliche Ereignisse der damaligen Zeit wie Landgraf Philipp's Zug gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig zum Vorwurf genommen hatten. Hans Wilhelm Kirchhoff hat sie später erneuert. Der Stadt Kassel malte Müller 1543 Wappen für die Stadtthore. Er hat auch einen Entwurf zu dem Banner des Schmalkaldischen Bundes gefertigt. Auch nach dem Tode Landgraf Philipp's blieb Müller in Kassel bei Landgraf Wilhelm IV., der seine Bezüge erhöhte. Im Jahre 1570 malte er ein Oelbild von Landgraf Philipp, welches noch heute, im Rathhause der Residenzstadt befindlich, an der Bezeichnung M. M. kenntlich ist. Es zeigt den Landgrafen in seinem 63. Lebensjahre und ist eines der besten, die von dem Landgrafen erhalten sind, obwohl der Maler lediglich auf sein Gedächtniß angewiesen war, da Philipp nach Aussage seines Sohnes Wilhelm IV. in späterem Alter nicht gern zum Portrait zu sitzen pflegte.

Landgraf Wilhelm sammelte mit regem Eifer Fürstenbilder, welche sich zu einem kleinen Theile noch auf der Löwenburg sowie im Kasseler Naturalienmuseum befinden. Die Bilder bezog er entweder aus Italien oder aus Antwerpen. Auch entlieh er sich Originalgemälde, um sie in Kassel kopiren zu lassen oder schickte seinerseits Maler an auswärtige Höfe, damit diese dort Portraits anfertigten. Für die letzteren Zwecke hatte er Hofmaler nöthig. Als solche werden mehrere nebeneinander genannt, so Kaspar von der Burgk (als Niederländer auch Jasper van der Borcht geschrieben) 1576 († 1610). Er scheint zunächst in Rotenburg an der Ausschmückung der Kapelle und des Rittersaales des dortigen Schlosses gemalt zu haben, hernach war er in Kassel, nach Dr. Karl Scherer's neulichen Darlegungen für Herzog Erich II. im Schlosse zu Münden und 1591 in der Wilhelmsburg in Schmalkalden thätig. Was er im Einzelnen gemalt hat, ist nicht bekannt, auch nicht, von wem das große, aus der Zeit Landgraf Wilhelm's IV. stammende, noch jetzt vorhandene Wandgemälde im Sitzungssaale des Konsistoriums im Kasseler Renthof herrührt, das den Landgrafen mit seinen

Räthen zeigt. Ein zweiter Hofmaler des Landgrafen, Namens Jost vom Hof, vermuthlich ein Oberdeutscher, der kurz vor 1592 starb, wird 1582 zuerst erwähnt. Nach dem Zeugniß des Landgrafen war er ein guter Portraitist, weshalb er oft von fremden Höfen erbeten wurde, so von dem Herzog von Sachsen=Weimar. Auch in Nancy hat er (1584) gearbeitet. Im gleichen Jahre erwarb er das Kasseler Bürgerrecht, auch wurde er in die Hansegrebengilde aufgenommen. Ein dritter Hofmaler des Landgrafen war Christoph Müller, der neben den beiden andern an den Bildnissen der Verwandten des Landgrafen in der Wilhelmsburg thätig war. Nach einem von Dr. Karl Scherer gefundenen Aktenstück hat er dort auch die Decke des neuen Tanzsaales (des s. g. Riesensaales) gemalt. Mit Georg Kronhard ist die Reihe der bis jetzt bekannten fürstlich hessischen Maler des 16. Jahrhunderts abgeschlossen. Von ihm stammen Tafelbilder und Wappen in der Kapelle der Wilhelmsburg, die auch dem bilderstürmischen Eifer des Landgrafen Moritz leider zum Opfer gefallen sind. Ueber die Freskomalereien der Wilhelmsburg, welche nach Form und Inhalt einer ganz anderen Welt angehören, sei auf das prächtige Werk von Dr. Otto Gerland und Laske verwiesen. Vergl. „Hessenland" 1896, S. 115 ff.)

Die Ausführungen des Vortragenden, die auch an kulturhistorischen Einzelheiten reiche Ausbeute lieferten, fanden bei der Versammlung den besten Anklang, in deren Sinne sprach der Vorsitzende zum Schluß dem Redner warmen Dank und lebhafte Anerkennung aus.*)

Der April=Unterhaltungsabend des Vereins war wegen des Osterfestes um 8 Tage verschoben worden, fand also erst Montag den 10. April statt. Wir berichten über denselben im nächsten Heft.

*) Wir werden im nächsten Heft einen uns freundlichst zur Verfügung gestellten Auszug der in Kasseler Kirchenbüchern über Kasseler Maler des 16. und 17. Jahrhunderts sich vorfindenden Notizen bringen.

Ueber den Lebensgang des zum 1. April in den Ruhestand getretenen Unterstaatssekretärs D. Dr. von Weyrauch, Exzellenz, der seinen Wohnsitz wieder in Kassel aufgeschlagen hat, sei Folgendes berichtet: Derselbe, geboren zu Neukirchen am 3. August 1832, hat in Marburg und Berlin die Rechte studirt, dann als Referendar beim Obergerichte in Fulda gearbeitet und ist 1862 als Assessor beim Landrathsamte zu Marburg zur Verwaltung übergetreten. Im Jahre 1863 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern nach Kassel berufen, wurde er 1865 Generalsekretär im Staatsministerium und mit dem Vortrag im Zivilkabinet des Kurfürsten betraut. Im Jahre 1866 zum Legationsrath im auswärtigen Amt ernannt, trat er vergeblich für den Anschluß an Preußen ein. Nach der Annexion zog er sich zunächst vom öffentlichen Leben zurück. Erst 1868 wurde er Landrath des neugeschaffenen Landkreises Kassel, 1881 Präsident des dortigen Konsistoriums. Im Jahre 1889 wurde dem kurz zuvor Geadelten von der Fakultät zu Marburg die Würde eines Ehrendoktors der Theologie verliehen, 1894 die eines Ehrendoktors der Rechte von der Fakultät zu Königsberg. Im Frühjahr 1891 wurde von Weyrauch durch den damaligen Kultusminister und jetzigen Oberpräsidenten von Hessen=Nassau, Graf Zedlitz=Trützschler, als Unterstaatssekretär in das Kultusministerium berufen.

Universitätsnachrichten. Der Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek Gießen Professor Dr. Haupt, welcher zur Zeit mit der Sammlung von Quellen für eine Geschichte der burschenschaftlichen Verbindungen an der Universität Gießen von 1814 ab beschäftigt ist, würde für durch leihweise Ueberlassung von einschlägigen Quellen (Briefen, Stammbüchern, gerichtlichen Aktenstücken und Aufzeichnungen jeder Art) seinem Vorhaben gewährte Unterstützung dankbar begrüßen. — Der Direktor des hygienischen Instituts der Universität Marburg Professor Dr. Wernicke, ist an das neu zu errichtende hygienische Institut in Posen berufen und wird dem ehrenvollen Rufe Folge leisten. — Der ordentliche Professor der Physik Dr. Hallwachs an der technischen Hochschule zu Dresden wurde zu gleicher Stellung an die Universität Gießen berufen. — Dr. Alexander Cartellieri aus Kassel, bislang Assessor am Generallandesarchiv zu Karlsruhe, hat sich als Privatdozent für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften an der Universität Heidelberg niedergelassen. — Der Privatdozent für Kunstgeschichte an der technischen Hochschule zu Darmstadt Dr. Ferdinand Noack ist als außerordentlicher Professor an die Universität Jena berufen worden. Der außerordentliche Professor an der technischen Hochschule zu Darmstadt Dr. G. Scheffers wurde zum ordentlichen Honorarprofessor der darstellenden Geometrie ernannt. — An der Universität Gießen habilitirte sich Dr. August Messer für Philosophie und Pädagogik.

Baron von Reuter. — In Bezug auf die Abkunft des verstorbenen Begründers von Reuter's Bureau gehen uns von einem Freunde vom „Hessenland" folgende Angaben zu:

Der verstorbene Baron Reuter war ein Verwandter meiner Familie und ein Sohn des Landrabbinen „Samuel Witzenhausen" zu Kassel. Letzterer wählte in der französischen Zeit den Namen „Josaphat" als Familiennamen. Er hatte durch seine Frau (eine Xantippe) und durch die Noth der Zeit viel Kummer und Elend zu ertragen. Dennoch erhielten seine Kinder eine vortreffliche Erziehung.

Der Baron Reuter wurde als „Israel Josaphat" geboren, ein Bruder desselben war Lehrer in Rodenberg, später durch des Barons Güte Privatmann in Frankfurt, wo ich in den 70er Jahren mit ihm verkehrte. Ein anderer Bruder war Rabbiner in Halberstadt, eine Schwester die in einer Mosenthal'schen Novelle erwähnte „Raff's Mine".

Die Akten der israelitischen Gemeinde Kassel, des Vorsteheramtes und der sonstigen Gemeinden Kurhessens hat man leider als „werthlos" untergehen lassen. Die Akten des israelitischen Konsistoriums aus westfälischer Zeit soll der bekannte Konsistorial-Präsident Jacobsohn mit nach Berlin genommen haben, als Wilhelm I. zurückkehrte.

In den kurhessischen Staatshandbüchern wird erst in diesem Jahrhundert von den Israeliten Notiz genommen. A. F.

Personalien.

Ernannt: Oberlehrer Dr. Lange zu Marburg zum Direktor des Gymnasiums zu Höchst; die Forstassessoren Dreßler und Bräuer (nicht Breuer, wie in Nr. 7 irrthümlich berichtet war) zu Oberförstern zu Orb bezw. Marjoß; Kassenkontrolleur Traisbach zu Kassel zum Vorstand der Verwaltung der indirekten Steuern der Residenzstadt; Eisenbahnsekretär Stippich zum Rechnungsrevisor.

Verliehen: dem Standesbeamten Becker zu Kassel die Amtsbezeichnung Obersekretär.

Versetzt: die Oberförster Freiherr von Rechenberg und Bandow zu Marjoß bezw. Orb nach Weißewarte im Regierungsbezirk Magdeburg bezw. Steegen im Regierungsbezirk Danzig; Oberlehrer Schlitt zu Hanau an das Gymnasium zu Weilburg; Professor Dr. Bomberg zu Hadamar an das Gymnasium zu Hanau.

Entlassen: Gerichtsassessor Hellwig und Referendar von Pappenheim aus dem Justizdienste auf ihren Antrag behufs Uebertritt zur allgemeinen Staatsverwaltung.

In den **Ruhestand** getreten: Amtsgerichtsrath Hahn zu Hanau.

Vermählt: Assistent der Ständischen Landesbibliothek Dr. phil. Wilhelm Grotefend mit Fräulein Hanna Kaiserling (Kassel, 5. April); Gerichtsassessor Römer zu Aachen mit Fräulein Emmi von Dehn-Rotfelser (Kassel, 5. April); Leutnant Fuchs zu Wesel mit Fräulein Sternberg (Kassel, April); Kaufmann Wilhelm Sobbe mit Fräulein Philippine Sauer (Kassel, 12. April).

Verlobt: Kaufmann Rudolf Hörbemann mit Fräulein E. Schnell (Kassel, März); Kaufmann Adolf Lappe mit Fräulein Wilhelmine Schiebeler (Kassel, Ostern).

Geboren: ein Sohn: Direktor Dr. Stallberg und Frau Luise geb. Schwaner (Gr.-Mochbern bei Breslau, 20. März); Divisionspfarrer E. Th. Müller und Frau Hilda geb. Paysen (Kassel, 23. März); Apotheker Wilhelm Thele und Frau Elfriede geb. Krause (Kassel, 2. April); Dr. E. Siebert und Frau, geb. Lerbs (Wilhelmshöhe, 8. April); eine Tochter: Lehrer Johann Göbel und Frau (Hanau, 21. März); Hauptmann von Buttlar und Frau, geb. Sydow (Marburg, 26. März); Kaufmann Oskar Lange und Frau Auguste, geb Diemar (Kassel, 26. März); Leutnant Bezzenberger und Frau Anna, geb. Cönning (Straßburg i. E., 7. März).

Gestorben: Architekt Ernst Zielfeder, 53 Jahre alt (Berlin, 21. März); Kammermusikus a. D. Ernst Weiße, 69 Jahre alt (Kassel, 22. März); Musikdirektor a. D. Karl Waßmann, 64 Jahre alt (Kassel, 22. März); Schreinermeister Karl Förster (Kassel, 23. März); Architekt Siegmund Mergell (Kassel, 24. März); Oskar Alsberg, 17 Jahre alt (Kassel, 31. März); Architekt und Bauunternehmer Friedrich Gerecht (Hofgeismar, 31. März); wissenschaftl. Hilfslehrer Theodor von Seidel, 38 Jahre alt (Kassel, 31. März); Kaufmann Julius Siebert, 65 Jahre alt (Kassel, 31. März); Schreinermeister Jean Chr. Dippel, 54 Jahre alt (Kassel, 1. April); Domanenpächter Julius Zimmermann, 60 Jahre alt (Elfershausen, 1. April); verw. Frau Dr. Riedemann, Kathinka geb. Jaenecke, 77 Jahre alt (Kassel, 3. April); Pfarrer der selbstständigen lutherischen Gemeinde zu Herrenbreitungen Adolf Heinrich Amelung (Kassel, 7. April); Frau Bertha Wittmer, geb. Damms, 57 Jahre alt (Kassel, 7. April); Rentner Karl Krüger, 64 Jahre alt (Kassel, 10. April); verw. Frau Pfarrer Brand, Marie geb. Gehrung, 80 Jahre alt (Kassel, 12. April).

Briefkasten.

A. F. in Kassel. Besten Dank. Ihre Angaben genügen wohl völlig, sodaß es der Einholung weiterer Erkundigungen nicht bedarf.

A. R. in Laubach. Dankend erhalten. Wird gern besprochen werden, da eine Besprechung dieses Buches durchaus in den Rahmen der Zeitschrift „Hessenland" paßt. Auch dem Angekündigten wird gern entgegen gesehen. Brief folgt.

A. M. in Marburg. Werden gern nachsehen und Ihnen in Kürze Nachricht geben. Das Bedürfniß eines Gesammtregisters besteht nach wie vor. Ergebensten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1899.

Blumengrüße.

I.

Ich hab' den Lenz zu mir bestellt;
Schon schlug er draußen auf sein Zelt
Und hat mein liebes Wiesenthal
Bestreut mit Blumen ohne Zahl.
Ich aber hab' ihm zugeschaut
Und schmücke nun, o Herzensbraut,
Dich, wie der Lenz das Wiesenthal,
Mit Liederblumen ohne Zahl.
Doch ach! betracht' ich dann den Glanz
Und Duft in meinem Liederkranz,
Wie arm und welk ist da sein Blüh'n
Vergleich' ich mit der Anmuth ihn,
Die dir, mein Schatz, für's ganze Leben
Der Himmel schon hat mitgegeben,
Und weinen müßt' ich, wüßt' ich nicht,
Wie sich dein Herz um meines flicht.

II.

Du bist's, o Sonne, deren Strahl
Mir Schlaf und süße Träume stahl,
Indem du neidisch trotz Gardinen
Mir auf mein weiches Pfühl geschienen.
Doch o! wie wogt zugleich so rein,
So süß des Waldes Duft herein,
Und hier in meinem Frohgemüth
Ist schon ein Röslein aufgeblüht,
Das spricht erst leise: Pflücke mich!
Dann fleht es lauter: Schicke mich
— Was zauderst du? — zu ihr! zu ihr!
Als ersten Morgengruß von dir.

III.

Der Abendstern, bevor er sinkt,
Hat seinen Kuß mir zugewinkt;
Drum ihm, der meiner so gedacht,
Dem Stern der Liebe, gute Nacht!
O, könnt' auch ich so weit zu ihr
Hinzaubern einen Gruß von mir!
Dich streu' ich aus, du Rosenblatt!
Geh' du und sprich an meiner Statt:
„Der Frühling hat mich hergeweht
Als deines Liebsten Nachtgebet,
Als zärtlichsten der Grüße;
Schlaf' wohl, schlaf' wohl, du Süße!“

A. Trabert.





Erinnerungen an den April 1849.

Aufgezeichnet vom † Hauptmann Maximilian von Ditfurth.

I. Die Fahne des zweiten Bataillons des Kurhessischen zweiten Infanterie-Regiments im Gefecht bei Düppel am 13. April 1849.

(Fortsetzung.)

Es war nach Aussage aller, die des Glückes genossen an jenem Kampfe Theil zu nehmen ein wunderschöner Frühlingsmorgen, der Morgen des 13. April 1849. Strahlend erhob sich die Sonne aus den smaragdgrünen Fluthen der See. Silberhell schimmerten jene weißen, freundlichen Häuser von Sonderburg auf Alsen, sowie die Segel der feindlichen, von weißgrauem Pulverdampf umhüllten Kriegsschiffe und Kanonenboote im Alsensunde und Veningbord.

Ueber alles seltsam war daher auch der Kontrast dieses so wonnig schönen Frühlingsmorgens mit dem Treiben der Menschen an solchem, der wüthig tobenden Schlacht. Ganz besonders zumal, wenn hin und wieder einmal das Geheul und das Sausen der zahllosen von jenen Kriegsschiffen und Kanonenbooten und den Strandbatterien auf Alsen gegen die Düppler Höhen geschleuderten riesigen Bomben und Vollkugeln durch eine Pause unterbrochen wurde und dann das Jubiliren von zahllosen, sich im reinen Aether wiegenden Lerchen sich vernehmbar machte, untermischt mit dem scharfen Zischen ebenso zahlloser Spitzkugelgeschosse der dänischen Schützenschwärme, welche vorwärts des Sonderburger Brückenkopfes mit bairischen Abtheilungen im heftigen Schützengefechte begriffen waren.

Wie bekannt, hatten schon vor Tagesanbruch bairische Abtheilungen von Nübel und sächsische Abtheilungen von Rackebüll aus sich der Düppler Höhen bemächtigt und waren theilweise selbst über solche hinab bis unweit des Sonderburger Brückenkopfes vorgedrungen. Doch mit zunehmender Tageshelle hatten solche wegen des heftigen Feuers jener oben erwähnten feindlichen Kriegsschiffe und Kanonenboote im Alsensunde und Veningbord und der feindlichen Strandbatterien auf Alsen sich wieder gegen die Düppler Höhen zurückziehen müssen.

Beinahe drei Stunden lang wüthete hier gegenseitiger Geschützkampf, als endlich gegen 7 Uhr Morgens mehrere feindliche Bataillone aus dem Sonderburger Brückenkopfe zu einem ihrerseits zu bewirkenden Sturmangriffe gegen jene Höhen hervorbrachen. Da ward auf Befehl des kommandirenden Ober-Generals, des preußischen General-Lieutenants von Prittwitz, die Reserve in das Treffen gezogen.

Darunter befand sich unter andern auch das zweite Bataillon des zweiten Kurhessischen Infanterie-Regiments, welches bis dahin hinter einer der Hügelkuppen der Düppler Höhen in gedeckter Stellung verweilt hatte. In Angriffs-Kolonne nach der Mitte formirt, erstieg es eben den Kamm dieser schützenden Höhe, als das feindliche Geschützfeuer in einer auf demselben im Auffahren begriffenen bairischen Zwölfpfünder-Batterie eine gräuliche Verwüstung anrichtete.

Dessen ungeachtet und obschon mehr als ein Dritttheil des Bataillons aus ganz jungen Rekruten bestand, die kaum erst fünf Wochen bei der Fahne, blieb es von diesem grauenhaften Anblick doch unerschüttert und setzte im festen Gleichschritte, enggeschlossen mit strammer Haltung wie auf dem Manöverfelde unter Trommelschlag seinen Marsch nach der ihm angedeuteten Richtung fort, während hoch über den Bajonetten sein rothes Fähnlein luftig im Morgenwinde flatterte.

Jener Zuruf aus der Heimath war nämlich von allen und namentlich von dem Fahnenträger des Bataillons, dem Sergeanten Suck der achten Kompagnie, gar wohl beherzigt worden, denn zumal der Sergeant Suck war ganz der Mann, wie sich jener Vaterlandsfreund vorgestellt hatte, daß der Fahnenträger des zweiten Bataillons des zweiten Kurhessischen Infanterie-Regiments ein Mann sein müsse.

Darum auch hatte Sergeant Suck noch während jenes Verweilens des Bataillons in gedeckter Stellung, an den Bataillons-Kommandeur Oberstlieutenant von Specht die Bitte gerichtet, wenn das Bataillon vorrücke, jenem Mahnrufe zu Folge die Regenverhüllung abstreifen und das Fähnlein flattern lassen zu dürfen, und da Oberstlieutenant von Specht ebenfalls der rechte Mann war, ein hessisches Bataillon zu kommandiren, hatte er ihm solche Bitte freudig zugestanden.

Als daher die Tête des Bataillons eben jenen Höhenkamm erstiegen, während im gleichen Augenblicke, wie erwähnt, ein paar 84 pfündige feindliche Kugeln jene Zerstörung in der bairischen Batterie verursachten und eine ungeheuere, aus einem sogenannten Seemörser geschleuderte Bombe mit entsetzlichem Geheul dicht über das Bataillon wegflog, da rief Sergeant Suck mit lauter, wild fröhlicher Stimme dem Bataillons-Adjutanten Lieutenant Bauer zu:

„Herr Lieutenant; jetzt ist's Zeit! Darf ich?"

„Jawohl", entgegnete dieser, „herunter mit dem Futterale! Herunter!"

Und herunter flog das Futteral und hochauf flatterte das Fähnlein. War ein klein roth Fähnlein zwar, aber keine rothe Blutfahne, wie sie solche einen Monat später in Baden entfalteten; Gott bewahre, nein! nein! War eine jener althessischen rothen Ehren- und Kriegsfahnen.

Aber, seit 1815 bei Givet die letzten Schüsse in den Kriegen des französischen Kaiserreiches *solche mit ihren Geschossen umschwirrt hatten*, war's in der dunklen Nacht der Verhüllung fast vertrocknet. Nur bei Paraden im Sonnenlichte erglänzend, war Gold und Seide fast verblichen und sogar von den Bajonetten der eignen Fahnenwacht arg verletzt und zerfetzt worden. War aber das einzige wehende Fähnlein in der ganzen Schlachtlinie der verbündeten Deutschen, indem bei allen übrigen Bataillonen dem, hier doch am unrechten Ort, beibehaltenen Friedens-Manöver-Gebrauch gefröhnt worden war, die Fahnen in ihren Regenverhüllungen zu lassen.

Als jedoch immer mehr friedlich Geschoß wie feindlich Geschoß aller Art über und neben diesem Fähnlein, es begrüßend, hinsauste, einige Spitzkugeln sogar Stange und Flagge anstreiften, Pulverdampf zeitweilig es umhüllte, hui, da war's, als ob's vom Himmelsthau getränkt wurde.

Wie so saftig schillerte da wieder das Karmoisinroth seiner Seidenflagge, wie glänzte darinnen so prunkend der goldene Löwe im Sonnenschein, wie flitterten und flatterten die bunten Fahnenbänder!

Und solches Glänzen und Schillern, Schimmern und Flimmern, es sollte auch nicht unbeachtet bleiben. Dem Adlerblick des Obergenerals des verbündeten Heeres, dem Generallieutenant von Prittwitz, einem alten, versuchten preußischen Helden aus den Jahren 1813, 14 und 15, der inmitten seines zahlreichen Stabes auf einem nahen Hügel verweilte, von wo weithin das Schlachtfeld zu überschauen war, war nämlich dieses Glänzen und Schillern, Flimmern und Schimmern der Hessenfahne am allerwenigsten entgangen.

Lange und aufmerksam folgte ihr vielmehr dieser Adlerblick, und als das Bataillon auf der angewiesenen Stelle angelangt, inmitten des feindlichen Feuerbereiches, abermals wie auf dem Exerzirplatz in langer, scharfgerichteter Linie deployirte, da öffneten sich die scharf zusammengekniffenen Lippen des wettergebräunten, ehrwürdigen Kriegerantlitzes des Oberbefehlshabers zu einem leichten Beifallslächeln und, die kurze Stummelpfeife aus dem Munde nehmend, wandte er sich zu einem Offizier seines Gefolges — zufällig auch gerade einem kurhessischen, dem Hauptmann von Sturmfeder vom kurhessischen Generalstab — mit den Worten:

„Reiten Sie zu dem Kommandeur jenes Bataillons dort mit der flatternden Fahne — es ist ein kurhessisches glaube ich — und sagen Sie ihm: Ich ließe ihm mein Kompliment machen; er habe uns ein schönes Schauspiel bereitet."

* * *

Der vorstehenden anziehenden Schilderung des Kampfes bei Düppel sei aus dem betr. Berichte des Generalmajors Spangenberg, Kommandeurs der kombinirten kurhessischen Brigade bei der Armee in Schleswig-Holstein, über den Verlauf des Angriffs auf die Düppeler Schanzen noch Folgendes nachgetragen, damit so unseren Lesern ein Bild des Ganzen gegeben wird.

Am 12. April Abends wurde der Befehl ertheilt, noch in der Nacht einen Angriff auf die Schanzen durch mehrere baierische Bataillone auf dem rechten und zwei sächsische Bataillone auf dem linken Flügel zu unternehmen und durch die kombinirte kurhessische Brigade, sowie durch die übrigen sächsischen Bataillone (nebst ihrer Artillerie) zu unterstützen. Die Truppen der kurhessischen Brigade rückten um 1½ Uhr früh vor und nahmen in der Nähe der Düppeler Schanzen Stellung.

Die zum Angriff bestimmten Bataillone waren vorangegangen und in die vordersten Schanzen, welche von einzelnen Posten und Patrouillen

besetzt waren, eingedrungen; in der zweiten Linie stießen sie auf geschlossene Infanterie-Abtheilungen, welche nach kurzem Gefecht gegen den Sonderburger Brückenkopf zurückgeworfen wurden.

Auf der linken Flanke waren die sächsischen Kolonnen auf einem durch das Feuer der feindlichen Strandbatterien auf Alsen und der Kanonenboote schwierig gemachten Weg vorgedrungen, auch war ihre auf der Düppeler Höhe eingenommene Stellung durch jene Batterien sehr gefährdet. Der Feind unterhielt von Tagesanbruch an von drei Wasserseiten aus ein Geschützfeuer auf fast alle Punkte der Düppeler Höhen, nach deren erfolgter Besetzung das 2. Bataillon des Kurhessischen 2. Infanterie-Regiments in die Linie einrückte, in welcher nun am rechten Flügel ein baierisches Bataillon und dieses kurhessische, am linken zwei sächsische Bataillone mit vorgeschobener Schützenfront nach dem Brückenkopfe standen.

Feindliche Infanterie- und Jägerabtheilungen rückten vor, und nun entspann sich ein Tirailleurgefecht; Geschützfeuer wurde nur von feindlicher Seite gegeben. Die diesseitige Linie wurde auf der rechten Flanke Mittags durch das kurhessische Schützenbataillon verlängert. Das Tirailleurgefecht dauerte bis 8 Uhr Abends. Das Ergebniß ist die Einnahme und Besetzung der Düppeler Schanzen.

(Schluß folgt.)



Aus dem Stammbuche des landgräflich hessischen Kapitäns im Leibregiment Christian Friedrich von Urff.

1774—1792.

„Der Freundschaft gewidmet“ heißt es auf dem ersten Blatte des in Leder gebundenen, mit Spuren von Goldverzierung versehenen kleinen Buches, welches seinen Besitzer auf vielen Feldzügen begleitete, selbst nach Amerika, als im Jahre 1776 deutsche Krieger der Krone England gegen den Aufstand ihrer Kolonien Hilfe leisteten. Nicht wenige der Offiziere und Soldaten benutzten nicht ungern die Gelegenheit, sich mit den Wundern eines damals noch wenig bekannten Erdtheiles bekannt zu machen, welche zugleich dem deutschen Wandertrieb und der Lust an Kampf und Abenteuern Nahrung bot. Andere gingen nur gezwungen mit.*) Immer bleibt es aber eine tief bedauerliche Folge der politischen Zustände des alten deutschen Reiches, daß deutsche Fürsten ihre Truppen für fremde Interessen kämpfen ließen. Rococo und Absolutismus! Das Nationalbewußtsein war unter dem Hause Habsburg gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf einem so tiefen Stande angekommen, daß wir denselben kaum noch verstehen können.

Interessant werden die Aufzeichnungen des Stammbuchs durch Zusätze über spätere Schicksale der Personen, welche sich darin einschrieben, durch den offenen Ausdruck ihrer Gesinnung und Weltanschauung. Außer Hessen kommen in Amerika unter den Militärs auch Ansbach-Baireuthische und Sachsen-Gothaische Offiziere vor, gleichfalls als Bekämpfer des Aufstandes der englischen Kolonien. Bekannt ist auch die Theilnahme von braunschweigischen, waldeckischen Truppen u. s. w. in gleichem Verhältnisse wie die Hessen.

„Die vierzig ersten Seiten sind den Damens gewidmet“, unter welchen Miß Peggy Grim, Newyork den 28. August 1780, den Beweis liefert, daß die Amerikanerinnen den hessischen Offizieren auch freundschaftliche Regungen entgegen brachten. Sie schreibt nämlich:

„The Friendship!
Alas how little of ourselves we know,
How small a part of what we owe,
We promise friendship and perhaps intend,
But soon forget the promise and the friend!
Reflect a moment, ask your conscious breast
By whom those lines were wrote, to whom addressed
And 't will inform you for you but see —
They were to you designed and wrote by me.“

„Heureux qui de soi toujours maître“ philosophirt votre sincère amie et servante Me. Murhard, née du Puy, Kassel den 22. Februar 1775, der sich Frau von Stamford fast gleichzeitig mit mütterlichem Rath anschließt: „O, Freund! Das beste Gut bestimmt ein redlich Herz, sonst Alles, nur nicht dies, kann Dir entrissen werden!“ Sophie von Gilsa,

*) Das System der Ergänzung des Heeres war damals in Hessen ein gemischtes und beruhte erstens auf Kantonalaushebung, zweitens auf Anwerbung von In- und Ausländern.

als Gemahlin des Landraths von Dalwigk im März 1791 in Lützelwig gestorben, und ihre Schwestern Christiane und Karoline, Stiftsdamen zu Homberg und Obernkirchen, verewigen sich den 12. Februar 1774. Da die ersten zehn Blätter des den Damen geweihten Theiles herausgeschnitten sind, so wird die Nachwelt die feurigsten Ergüsse der besten Freundinnen des braven Kapitäns von Urff wohl für immer entbehren müssen! Lotte, Luise, Friederike und Auguste von Urff widmen dem Oheim selbstgemachte Verse, letztere wie folgt:

„Im stillen Thal beim freundschaftlichen Herd,
Frei wie ein Gott und seelig im Gewissen —
Genießt der weise Mann des Lebens wahren Werth!"

Dann folgen Freunde mit Eintragungen, die bei manchen nur in dem Namen und Datum der Einzeichnung bestehen.

1. Le Long, Lieutenant im Leibregiment, schreibt, Kassel den 21. März 1774: „Il faut avoir un ami qu'en tous temps pour son bonheur, qui sache rendre à votre âme en tumulte, les maux moins vifs et les plaisirs plus grands!"

2. J. C. du Puy, Lieutenant beim Leibfüsilierregiment, zeichnet sich unter dem 28. März in Kassel ein. Darunter steht von fremder Hand der Nachtrag: Den 22. Oktober 1777 bei dem Angriff auf Redbanks gefallen.

3. C. von Donop, Kapitän (später Major) im Regiment v. Donop, zeichnet sich unter dem 18. Januar in Philadelphia ein mit dem Rath:

„Erwart' mit froher Heiterkeit
Die Ankunft einer beſſ'ren Zeit."

4. F. H. von Gröning, Kapitän im Leibregiment, Ritter des hessischen Militärordens, unter dem 4. März 1781 zu Jones-Haus bei Bloomenthal.

5. „Il faut se ranger sous la conduite de la raison pour éviter ses reproches" empfiehlt der Kapitän (spätere Oberstlieutenant) A. E. v. Dinklage vom Leibregiment, Kassel den 17. April 1774.

6. „La réflection est l'œil de l'âme" beginnt F. W. von Benning, Kapitän im Regiment von Loßberg seinen in Rinteln den 21. Dezember 1774 vollzogenen Eintrag. Darunter steht von des Eigenthümers Hand: tué dans la surprise de Trenton en Jersey le 26 Décembre 1776.

7. von Rabenau, Lieutenant vom 1. Bataillon Garde, später in kaiserlichen Diensten, zeichnet sich unter dem 15. September 1774 in Kassel ein.

8. Auditeur L. Wille bittet an Bord des Schiffes „Malaga" bei Portsmouth den 30. April 1776, seines „Freundes und Dieners im Besten zu gedenken" und wünscht, da er auf das Schiff „Fama" übersiedeln soll, glückliche Reise nach Amerika.

9. „L'amour est un plaisir charmant" sagt überzeugungsvoll F. von Donop, Lieutenant im Karabinierregiment, Kassel den 26. August 1775. Er starb im Januar 1778 in Princestown als Hauptmann bei den hessischen Jägern an einer Krankheit.

10. C. J. C. von Schüler, Lieutenant im Regiment Garde (später Hauptmann bei Landgraf), citirt, Kassel den 15. Oktober 1775, die Verse Hagedorn's:

„Der Welt das Wasser anzupreisen
Erlaubt man Aerzten oder Weisen."

11. Karl (?) Graf zur Lippe vom Leibregiment zu Fuß ist mit einem Eintrage Ochshausen den 28. Februar 1776 verzeichnet. Nach Notiz des Herrn von Urff ist er in einem Pistolenduell auf der „Unanimity" während der Ueberfahrt nach Amerika gefallen.

12. „Seht der Meeres Wellen Lauf,
Wie sie steigen ab und auf!"

schreibt der Kriegs- und Steuerrath Kaden mit Bezug auf die bevorstehende Ueberfahrt der hessischen Truppen nach Amerika unter dem 27. Februar 1776. Laut nachträglichem Eintrag des Herrn von Urff ist er im Jahr 1789 gestorben.

13. C. G. Bode, Lieutenant im hessischen Leibregiment, befand sich laut seines Eintrags am 27. November 1776 an Bord des Schiffes „Charming-Sally", vor Anker im Hafen von Newyork. Nach der Heimkehr fungirte derselbe nach Herrn von Urff als Platzmajor in Kassel.

14. C. F. J. Kaden, Lieutenant im Leibregiment, empfiehlt sich „zur beständigen und aufrichtigen Freundschaft seinem liebsten Urff" im Winterquartier den 22. März 1777 zu Newyork. Gestorben in Newyork den 14. September 1780.

15. von Germer war als Fähnrich im Leibregiment am 29. Juli 1798 im Lager auf York-Island. In 1789 als Premierlieutenant beim Garnisonregiment Porbeck gestorben.

16. Ludwig von Geisow, bei Knyphausen, ergreift diesmal die Feder, um sich ein ewiges Andenken zu sichern, Newyork den 12. September 1780. „Nach der Heimkehr den Abschied genommen."

17. von Rabenau, Fähnrich im Füsilierregiment Ditfurth, beginnt, Kassel den 8. August 1774, mit den Worten: „Ami de cœur n'est pas ami de bouche." Er stirbt nach Herrn von Urff im Jahre 1783 in Newyork an einer Krankheit.

18. Karl von Westphal, Lieutenant im Regiment Prinz Karl und Adjutant des Generals von Gosen, bezeichnet „Hauteur de Harlem à l'Isle

de York" den 10. April 1781 als sein Symbol:

Content de son sort,
Fidèle jusqu'à la mort!

19. Fähnrich von Hobe zeichnete sich zu Rinteln am 15. Dezember 1774 ein. Laut Nachschrift war er später Lieutenant im Regiment Heldring.

20. von Schenk, Lieutenant in hessischen Diensten (Leibgarde?), Kassel den 6. Februar 1774, stand später als Major in preußischen Diensten.

21. W. von Gilsa, Rittmeister im Regiment Gensd'armes, 1777 Major bei den Karabiniers und 1784 in Homberg gestorben, schrieb am 6. Februar 1774 zu Kassel:

„Ohne Freundschaft ist das Glück
Hier auf Erden nichts als Dunst!"

22. G. von Gilsa, Kriegsrath, Bruder des vorhergehenden, widmet zu Kassel den 6. Februar 1774: „Wenn Fühlen Schwachheit ist, so ist die Schwachheit schön."

23. „Ein hübsches Buch ein treuer Freund
Soll mir im Herzen ruh'n!
Und wer's nicht redlich mit mir meint,
Mag mir was And'res thun"

zeichnet von Kuntsch, damals Fähnrich im Regiment von Gotha, an demselben Tage in Kassel ein. Er ist auf der Rückfahrt von Amerika bei Deal an Englands Küste auf dem Schiffe im Dezember 1783 gestorben.

24. Walther, Lieutenant beim Grenadierregiment Rall, empfiehlt sich Kassel den 8. Februar 1774 „dem Herrn Lieutenant zu geneigtem Andenken und treuer Freundschaft". Daneben bemerkt Herr von Urff: durch eine Gewehrkugel bei der Einnahme des Forts Washington, jetzt Knyphausen, todt geschossen.

25. C. G. Lederhos (Loderhoß?), Lieutenant im 2. Bataillon Erbprinz, apostrophirt, Rotenburg den 13. Februar 1792:

„Die Freundschaft mach' es sich zur Pflicht,
Dir deine Bahn mit Rosen zu bestreu'n!"

26. Georg Eigenbrod, Lieutenant im Regiment Gotha, zeichnet sich Kassel den 18. Februar 1774 ein.

27. Friedrich Wilhelm von Urff, Major im Leibdragonerregiment (Sohn des bekannten Reiteranführers, des „hessischen Seidlitz" im siebenjährigen Kriege Generallieutenants George Ludwig von Urff), gestorben den 20. Januar 1791 zu Niederurf durch Sturz mit dem Pferde, bei seinem Tode Oberst und Ritter des hessischen Militärordens (Bruder des Stammbuchbesitzers), schreibt Hofgeismar den 14. April 1774:

„Es lebe in der besten Welt
Der Freund, der Philosoph, der Held,
Und weil wir alle zärtlich sind,
So lebe auch ein schönes Kind."

28. von Motz, Kapitän im Leibregiment, nachmals Major im Regiment Landgraf, schreibt, Kassel 1774: „Je suis avec amitié la plus parfaite votre très humble serviteur."

29. F. von Stamford, Kapitän im Leibregiment, später Kriegsrath und Obervorsteher in Haina, Ritter des hessischen Militärordens, trägt, Kassel den 12. September 1774, die Kleist'schen Verse ein:

„Sag', wer donnert in den Wolken,
Sag', wer brauset in den Stürmen."

30. Der Eintrag von W. Lotheisen, Regimentsquartiermeister vom Leibregiment, wurde am 29. Juli 1777 „auf der Fahrt nach dem Sasquasahang-River in Maryland" vollzogen. Nach der Rückkehr der Truppen aus Amerika wurde er als Regierungssekretär in Rinteln angestellt.

(Schluß folgt.)



Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

(Fortsetzung.)

Jetzt aber, mit dem ersten Blick in das Heft, ging eine merkwürdige Umwandlung in Ullrich's Zügen vor. Zuerst war's, als ob eine Uhr stehen bliebe, als ob der Ausdruck in den Zügen, das Lächeln auf den Lippen und in den Augen still ständen, bis sich allmählich diese Starrheit löste und einem Ausdruck höchster Befremdung wich.

Was war das? Wachte er? Träumte er? War es sein Manuskript, das er in Händen hielt?

Ullrich ließ die Blätter des Heftes leicht durch die Hand gleiten; Mißbilligung und Unmuth traten auf seine Stirn. Ja, seine Predigt hielt er in Händen, nicht aber sein Manuskript. Von einer zierlichen, etwas steifen, steilen Damenhand geschrieben, blickte ihn der Inhalt desselben ganz

fremd an. In schöner Rundschrift ausgeführt war auf dem Umschlag zu lesen:

„Antrittspredigt des Herrn Pfarrer Ullrich,
gehalten in der St. Michaelskirche
am —ten Mai 18—.“

Ullrich fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Was konnte, was sollte das nun wieder sein? War es Irrthum? War es Absicht? Undenkbar! Wer durfte sich erlauben? Und mit einer Antrittspredigt?

Wieder nahm der junge Pfarrer das Heft zur Hand und blätterte darin. Fein säuberlich, auf's pünktlichste, mit der größten Sorgfalt war alles abgeschrieben; kein Zeichen, kein Tüpfelchen fehlte. Dagegen war nichts einzuwenden. Auf feinstem Papier, mit breitem Rand versehen, nahm sich die Abschrift sogar ganz schön und gut aus. Was aber konnte er, Pfarrer Ullrich, mit diesem Manuskript anfangen? Nicht einmal einem Abschreiber konnte er diese — diese „Reinschrift einer Erstkläſſerin“ übergeben. Er machte sich ja lächerlich damit! Und selbst abschreiben? —

Unmuthig warf Ullrich das Heft zur Seite, setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm ein Buch zur Hand. Er wollte noch etwas arbeiten, seine Gedanken beschäftigen und die ärgerliche Sache zu vergessen suchen.

Es ging nicht; irgend ein neckischer Kobold mußte sein Wesen mit ihm treiben. Den ernstesten Vorsätzen zum Trotz sah er bald die zierlichen, steilen Schriftzüge, bald ein paar lachende Augen vor sich, und unvermerkt verwuchs Beides vor seinem inneren Auge mit einander. So sehr, daß es für ihn außer allem Zweifel war: die kleine Botin war die Schreiberin, und umgekehrt. Ja, nicht einmal so ganz ernstlich böse zu sein vermochte er. Und als er jetzt zum dritten Mal das Heftchen zur Hand nahm und darin blätterte, hätte ein Beobachter ein leichtes, fast wohlgefälliges Lächeln bemerken können, das über seine Züge huschte.

Dann wieder schalt er sich selbst, wurde ärgerlich über die eigene Thorheit und versuchte es auf's Neue, aber ebenso vergeblich, zu arbeiten. Es war ein recht verdorbener Abend.

Eigentlich — dabei spazierte unser junger Pfarrer taktmäßig im Zimmer auf und nieder — eigentlich war die Sache ja sehr einfach. Fräulein von Mannskopf hatte sich die Predigt von — nun, von einem ihrer Leute abschreiben lassen, und hatte dann später, genial wie sie war, die beiden Hefte verwechselt. Natürlich, so war es; wie hatte er nur nicht sogleich auf dies Nächstliegende kommen können? —

Die zarten Nebelschleier, die seine Phantasie um den kleinen Vorgang gewoben hatten, zertheilten sich und schwanden bei diesen Erwägungen; das ruhig nüchterne Denken gewann wieder die Oberhand. Trotzdem war es eine hastige und unsichere Bewegung, womit Ullrich jetzt das Heft bei Seite schob; es flog über den Rand des Tisches hinaus und fiel zu Boden. Als der junge Pfarrer sich bückte, um es aufzuheben, gewahrte er ein weißes Blatt, von der Größe eines Briefbogens, welches daneben lag. Beim Fallen des Heftes mußte es herausgeflogen sein. Und obwohl just eben erst die Sache für „erledigt“, und völlig „abgethan“ erklärt worden war, konnte Ullrich doch nicht umhin einen Blick auf das Blatt zu werfen. Sicher war es ja unbeschrieben und durchaus kein Gegenstand von irgend einem Interesse. Man konnte es zerreißen —

Sobald indessen die Augen des jungen Geistlichen auf dem Blättchen verweilten, stieg langsam eine feine Röthe in seine Wangen und zog sich bis zur Stirn in die Höhe. So stand er eine geraume Weile unbeweglich da, bis er sich endlich bückte, mit sehr ruhigem Griff das Manuskript von dem Fußboden aufnahm und das Blatt auf's Geradewohl hineinlegte. Darauf verschloß er alles in einem Schubfach seines Schreibtisches. Was an Büchern und Heften noch herum lag wurde in derselben mechanischen Weise geordnet und bei Seite gelegt, der Sessel vor dem Schreibtisch zurecht gerückt, zuletzt noch der Regulator aufgezogen.

Die Ruhe, mit der das alles geschah, war eine so unnatürliche, daß der Schluß nahe lag, es müsse sich hier etwas zugetragen haben, was über alles Verständniß und Fassungsvermögen unseres jungen Pfarrherrn hinaus ging. Ob der Schreiber oder die Schreiberin Kritik geübt, vielleicht gelehrte Randbemerkungen gemacht hatte? Etwas Derartiges mußte geschehen sein.

Vom nahen Kirchthurm schlug die Glocke zwölf Uhr. Ullrich griff nach der Lampe und öffnete geräuschlos die Thür, blieb aber zögernd auf der Schwelle stehen und kehrte nochmals in's Zimmer zurück. Langsam öffnete er seinen Bücherschrank, zog aus einem hinteren Fach ein kleines elegantes Bändchen mit Goldschnitt hervor und schlug etwas darin nach. Darauf stellte er das Buch an seinen Platz zurück, schloß geräuschlos den Schrank und verließ das Zimmer. —

IV.

Fräulein Sabina von Mannskopf, weit über den Kreis ihrer Familie hinaus „Tante Sabina“ genannt, stammte mit ihrem grundgütigen, alten Herzen noch so recht aus der „guten, alten Zeit“.

Wie sie jedem das Beste wünschte und gönnte, so glaubte sie von jedem auch das Beste. Sie sah die Welt und die Menschen in einem ganz besonderen Licht; wo andere nur Schattenseiten sahen, da fand „Tante Sabina“ gewiß noch Lichtseiten auf, und so ungesucht und natürlich war dies an ihr, daß man in ihrer Gegenwart überzeugt war, es sei auch wirklich so. Dieser ideale Zug ihres Wesens, verbunden mit großer körperlicher Rüstigkeit, hatte sie bis in ihr sehr vorgerücktes Alter (Fräulein von Mannskopf stand zwischen 70 und 80 Jahren) frisch und, man könnte sagen, jung erhalten. Wenn sie sich für einen Gegenstand erwärmte und in ihrer lebhaften Weise darüber sprach, dann erglänzte ihr Auge in wahrhaft jugendlichem Feuer, und auch die markige, kräftige Stimme schien keiner Greisin anzugehören. Dabei sprach sie stets mit erhobener Stimme, wie dies ihrer stets gehobenen Stimmung entsprach; „wenn sie einmal nicht mehr enthusiasmirt wäre, dann lebte sie nicht mehr“, pflegte sie zu sagen.

Von ihren beträchtlichen Einkünften machte Fräulein Sabina den schönsten Gebrauch; nicht nur, daß sie im Stillen viel Gutes that, nein, sie verstand es auch, überall, so weit ihr Auge und ihre Hand reichte, Freude zu machen, und dabei selbst das Leben zu genießen. Geistreiche Leute bei sich zu sehen, junge Talente zu unterstützen, jemanden, der so recht den geheimen Wunsch darnach trug, mit sich auf Reisen zu nehmen, das waren die Freuden, die sie sich und anderen bereitete.

Bis in ihr hohes Alter hinein konnte sie noch schwärmen, und gerade dieser Zug hatte ihr die Herzen aller jungen Mädchen im Familien- und Freundeskreis gewonnen, und was sie kaum der Mutter anvertraut hätten, das durfte und mußte „Tante Sabina“ erfahren. Denn sie, die Alte, ewig Junge, konnte ja alles mit verstehen und mit fühlen, und wenn irgendwo ein glücklicher Herzensbund zu Stand kam, um den sie gewußt oder zu dem sie mit verholfen hatte, dann war's ihr, als ob sie selbst Verlobung feiere.

Besonders tief hatte sie den jungen Pfarrer Ullrich, den Sohn einer, allerdings viel jüngeren, Freundin in ihr Herz geschlossen; während all' seiner Studienjahre hatte sie ihn mit ihrem Interesse begleitet und seine ersten Erfolge beobachtet, und als er jetzt, vor Kurzem, in das alte Pfarrhaus der St. Michaelskirche seinen Einzug hielt, da schien sich die alte Dame um Jahre zu verjüngen. Hatte schon immer ihr bekanntes Gespann, die Falben vor der schweren Kutsche, Sonntags an der Kirchenpforte gehalten (Fräulein Sabina war wirklich fromm und hatte kirchlichen Sinn), so sollte es jetzt gewiß nicht fehlen. Denn: „Gerhard zu hören mit seinem Feuer und seiner Beredsamkeit, seinem Geist und seiner Innigkeit“, das war ein Hochgenuß, den man nicht versäumen durfte. —

Heute saß Fräulein von Mannskopf mit allen Zeichen der Aufregung in ihrem Lehnsessel. Die welken Wangen waren geröthet, die mächtige Haube hatte sich auf dem weißen Scheitel verschoben, und in lebhafter Bewegung gestikulirte sie mit den Händen. Vor ihr kniete ein liebreizendes, blondes junges Mädchen, das die großen, blauen Augen mit reuigem Ausdruck zu ihr aufgeschlagen hatte.

„Nein, Lilli, wie konntest Du nur, — wie war's nur möglich —? Ich verstehe Dich gar nicht.“

Fräulein Sabina sprach mit sehr starker Stimme und zog bald rechts, bald links an ihren Haubenbändern.

Das junge Mädchen suchte die Hände der Greisin zu erfassen, streichelte und küßte sie.

„Es war unverzeihlich, gewiß, ich weiß es, liebstes Tantchen; aber rege Dich nur nicht mehr auf und sei wieder gut. Sieh, Du hattest doch selbst an jenem Sonntag gesagt: ‚Nein, so schön, so ergreifend war Gerhard's Predigt, gleich direkt möchte man sie sich abschreiben.‘“

Lilli sah der alten Großtante treuherzig in die Augen und streichelte und schmeichelte dabei fortwährend an den welken Händen und Wangen herum. „Nun paßte das an dem Tage gerade so schön. Frau Professor hatte nöthig zu thun, Mademoiselle Turin war eingeladen, und ich hatte den ganzen Sonntag Abend zum Abschreiben. Siehst Du, Tantchen, nun wollt' ich Dich überraschen. Als Du Nachmittags ausgegangen warst, gab ich Deiner Sophie die besten Worte, sie solle in's Pfarrhaus gehen und sich in Deinem Namen, nur für den einen Abend die Predigt ausbitten. Sophie aber, die viel tugendhafter ist wie ich, weigerte sich standhaft ohne Dein Geheiß hinzugehen. Ich wurde schon ganz traurig und wollte die Idee aufgeben, da kam mir plötzlich der Einfall: wenn ich nun selbst die Predigt holte? Ja, Tantchen, daß ich's nur gestehe, gerade das Abenteuerliche des Einfalls reizte mich. Nach vielem Zureden brachte ich die Bärbe, Deine Köchin, herum, daß sie mir den schmucken Sonntagsanzug lieh, den sie von Hause her noch in ihrer Kiste hat. Und als ich erst in den Kleidern steckte, ich weiß nicht, da kam der Geist meiner Rolle über mich. Es wurde mir gar nicht schwer Dienstmädel zu spielen; sogar in Bärbe's Dialekt fiel ich von selbst.“

Fräulein von Mannskopf sah noch immer sehr ernst aus. „Wie alt bist Du eigentlich, Lilli?“

„Zu Michaelis werd' ich 17 Jahre alt."

„Und kam es Dir gar nicht zum Bewußtsein," fuhr die alte Dame fort, „was Du im Begriff warst zu thun, als Du verkleidet zu einem jungen Mann —"

„Oh, oh, Tantchen", protestirte Lilli eifrig, „zu einem sehr gesetzten, würdevollen, älteren Herrn."

„Ei was, das verstehst Du nicht, Du kleiner Dümmling", versetzte Fräulein von Mannskopf sehr bestimmt; „ein unverheiratheter Mann ist immer ein junger Mann."

„Und ein halber Vetter", beschönigte die kleine Hexe weiter ihre That.

„Vetter hin, Vetter her", meinte die Tante; „Vettern sind erst recht das Gefährliche bei der jungen Welt. Alles, was ihr paßt, nennt sie Vetter, und unter dieser Firma —"

„Und ein Pfarrer überdies", wagte Lilli nochmals einzuwenden.

„Gerade, gerade", beharrte Fräulein Sabina und fuhr sehr ernstlich in ihrer Strafpredigt fort. „So gar keinen Respekt vor dem geistlichen Amt zu haben, mir nichts dir nichts zu einem Pfarrer zu gehen und ihm eine Predigt, eine herrliche Predigt wie diese abzuverlangen."

Die Augen der Kleinen leuchteten. „Ja, ja, gewiß, darum geschah's ja auch, beste Tante Sabina; weil die Predigt so einzig schön war, darum mußt' ich sie haben und mir abschreiben."

Hier mußte Fräulein Sabina nun doch wider Willen lachen. „So, so, jetzt kommt's heraus. Für die alte Großtante schrieb man sie ab, die schöne Predigt, und das Fräulein Großnichte wollte sie haben. *Schöne Dinge, die da zu Tag kommen!*"

Lilli war roth geworden und hatte das Köpfchen gesenkt.

„Ich muß Dir noch zu Ende erzählen, Tantchen", sagte sie, um Fräulein von Mannskopf auf etwas Anderes zu bringen. „Also in der Dämmerung begleitete mich Deine Bärbe hin und wartete hinter der Ecke im Kirchgäßchen auf mich. Ich hatte ja natürlich nur die alte Lene hinaufschicken und so um die Predigt bitten wollen, aber da ließ der Herr Pfarrer herunter sagen: ‚Das Mädchen solle doch mal selbst herauf kommen.' Da kriegt' ich solches Herzklopfen, beste Tante Sabina, daß ich wohl fühlte, es müsse recht was Schlimmes sein, was ich im Begriff war zu thun; aber nun war's zu spät, nun mußte ich hinauf. Und nun, wie ich nun so vor Ger— vor dem ‚Herrn Pfarrer'", verbesserte sie sich, — „stand, und er eine gar so ernsthafte, würdevolle Amtsmiene machte, da mußte ich an meine Kinderzeit denken, wie er mit mir gespielt, wie er mich an die Hand genommen und in Haus und Hof, in Ställen und Scheunen mit herumgeschleppt hatte, und — da konnte ich die Sache gar nicht mehr so tragisch nehmen; ich vergaß meine Aengste, und ich glaube ich sah sogar ganz lustig aus, als ich den ‚Herrn Pfarrer' um sein ‚Geschriebenes' bat."

Der kleine Leichtsinn war aufgesprungen, tanzte einmal rund in dem Zimmer herum und kehrte dann zurück, um die alte Tante zu umarmen; es wollte indessen heute nicht gelingen, Fräulein von Mannskopf in bessere Stimmung zu bringen. Nur mit halbem Ohr hörte sie auf Lilli's Geplauder und verfolgte fortwährend ihre eigenen Gedanken. „Was hast Du Dir eigentlich gedacht, wenn die Sache herauskömmt, Lilli", begann sie von Neuem.

„I, wo, herauskommen", lachte das junge Mädchen und strich sich die krausen Löckchen von der Stirn. „Wie soll denn das herauskommen? Bärbe und Sophie sind' treu, die verrathen mich nicht, und gesehen hat mich der Herr Pfarrer nur ganz von der Seite und im Dämmerlicht. Und dann, beste Tante", jetzt sprach Lilli in sehr ernsthaftem Ton, „so gescheit Gerhard sonst ist, in solchen Dingen ist er dumm, da wett' ich mit Dir. Von meiner ganzen Person hat er nur ein Mieder und ein spitzes Mützchen gesehen. Sonst hätt' ich mich doch auch nicht hinein getraut."

„Das gnädige Fräulein von Weshoven sollen abgeholt werden", meldete Joseph von der Thüre her und zog sich dann allsogleich wieder zurück.

„O, wie schade, wie rasch ist die Zeit herumgegangen über meinem dummen Geplauder." Lilli *war ganz betrübt, schon gehen zu müssen.*

„Und Du bist mir nicht mehr böse, beste, liebste Tante?" Sie stülpte das helle Hütchen auf und sah Fräulein von Mannskopf fragend an. „Und tausend, tausend Dank noch, Tante Sabina, daß Du die Sache auf Dich genommen und in Ordnung gebracht hast." Lilli beugte sich zu der Greisin nieder und küßte sie mit solcher Innigkeit und Dankbarkeit, daß man wohl merkte, wie ihr Herz dadurch erleichtert, und wie der „kleine Leichtsinn" doch etwas erheuchelt war.

Fräulein von Mannskopf ließ ihre Blicke mit stiller Wonne auf dem reizenden Mädchen ruhen. „Ich will Dein ‚Geschriebenes' noch ein paar Tage hier behalten, Lilli", meinte sie; „Sophie soll es mir noch einmal vorlesen."

„Noch einmal, Tantchen", neckte Lilli, „dann kannst Du's ja wohl auswendig? Und schickst Du es mir dann wieder? Adieu, adieu, liebste Tante."

Noch einen letzten Kuß, und Lilli war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

———

Oberst Emmerich.

Dem Emmerich, dem Alten,
Der in so manchem Streit
Die Fahne hoch gehalten,
Sei dieses Lied geweiht.
Im siebenjähr'gen Kriege
Und in der neuen Welt
Führt' er zu Ruhm und Siege
Die Truppen in das Feld.

Nun herrscht im Land zu Hessen
Pariser Uebermuth,
Das kann er nicht vergessen,
Der Kriegsmann, brav und gut.
Er greift zu seinem Schwerte:
„Ihr Brüder, drauf und dran!
Befreit die deutsche Erde,
Erhebt Euch Mann für Mann!"

Der Emmerich, der Alte,
Zählt fünfundsiebzig Jahr',
Als laut sein Schlachtruf schallte
Vor seiner Freiheitsschaar.
Die Trommel ward gerühret,
Die Glocke heult vom Thurm,
Der Emmerich, der führet
Das Bauernvolk zum Sturm.

Mit Gabeln und mit Sensen
Die Bauern brechen los.
„Sollst länger nicht scharwenzen,
Wart' nur, du Schelmfranzos!"
Jedoch nach wenig Stunden
Der Haufe war zersprengt,
Der Emmerich überwunden,
In Ketten eingezwängt.

„Jetzt, Emmerich, geht's zum Tode
Durch Pulver und durch Blei,
Beim nächsten Morgenrothe."
Der Alte sprach: „Es sei."
„Wer war mit Dir im Bunde?
Nenn' ihre Namen, sprich!"
Der Alte rief: „Ihr Hunde,
Ich heiße Emmerich!"

Und als der Tag erschienen,
Bei dumpfem Trommelklang,
Mit eines Siegers Mienen
Thut er den letzten Gang.
Er schickt aus seiner Pfeife
Viel Ringel in die Luft,
Die treue Meerschaumpfeife
Begleitet ihn zur Gruft.

Und als er angekommen,
Wo ihm sein Grab bereit't,
Die Pfeife war verglommen.
„Jetzt," spricht er, „ist es Zeit.
Der Kurfürst, er soll leben!"
Die Pfeife wirft er weg.
„Nun mögt Ihr Feuer geben,
Doch auf den rechten Fleck!"

Es knattern die Gewehre,
Es sinkt der Emmerich.
Wohl nie mit größ'rer Ehre
Ein Patriot verblich.
Und über seiner Leiche,
Auf stiller, grüner Au,
Ragt eine deutsche Eiche
Hoch in des Himmels Blau.

W. Bennecke.



Aus alter und neuer Zeit.

Kasseler Maler des 16. und 17. Jahrhunderts. (Aus Kasseler Kirchenbüchern.)

1. Meister Jost vom Hoffe, der Maler. Begraben in der Altstadt zu Kassel am 24. Februar 1592. Seine Hausfrau begraben am 23. November 1606. Seine Tochter Margarethe vermählte sich am 27. Oktober 1600 mit Johann Lünings von Schembeck aus dem Fürstenthum Cleve. (Kirchenbücher der Altstädter Gemeinde zu Kassel.)

2. Kaspar von der Burg („Meister Kaspar der Maler"), Hofmaler zu Cassel, wurde am 27. April 1610 in der Altstadt begraben. Seine erste Frau wurde am 27. April 1592 bestattet. Am 3. August 1607 vermählte er sich wieder mit Anna, Gerhard Hackeborn's Witwe, die ihren Mann überlebte (siehe „Hessenland" 1895, S. 105, Zeile 12 von unten). Ein Sohn Wilhelm wurde am 27. Februar 1582 getauft und am 12. Oktober 1596 begraben. Eine Tochter Alogisa wurde am 6. August 1583, eine andere, Jenchen, am 6. Juli 1585 getauft. Am 26. Oktober und am 18. November 1597 wird je eine (unbenannte) Tochter Meister Kaspar's zu Grabe getragen (wahrscheinlich die beiden oben erwähnten). Eine andere Tochter Katharina

heirathet am 19. Februar 1599 Hans Koch. (Altstädter Gemeinde zu Kassel.)

3. Christoffel Jobst, von Dippoldiswalde im Lande zu Meißen, Hofmaler, begraben am 19. Mai 1630, alt 73 Jahre (in der „Freiheit") kopulirt (vielleicht in zweiter Ehe) 1595 am 21. Juli (in der Unterneustadt) mit Anna, Georg Heisen („des Schenken im Rußthauße") Tochter, die am 19. April 1647 bestattet wurde. Sie war im Alter von 70 Jahren und 6 Wochen nach vierjährigem Krankenlager gestorben (Freiheit). Ueber seine Nachkommenschaft finden wir folgende Daten in den Kirchenbüchern: Seine älteste Tochter wird (in der Unterneustadt) am 23. April 1596 getauft und am 15. Juli 1611 (in der Freiheit) begraben. 1603 am 22. Juni wird „Christoff dem Maler an der Fuldabrücken" ein Kind begraben (Altstadt). Drei andere Kinder, Juliana, eine nicht mit Namen genannte Tochter und ein Sohn Kaspar wurden am 25. November 1605, am 13. Januar 1609 und am 22. September 1611 (in der Freiheit) getauft. Kaspar's Namen findet sich noch im Verzeichnisse der Pfingsten 1624 Konfirmirten. Da in dieser Zeit der Familienname Jobst in Kassel nicht weiter vorkommt, so kann man wohl mit Sicherheit den Maler Johann Christoph Jobst, der sich am 1. Juli 1633 mit Anna, Adam Bußkindt's Goldarbeiters und Rathsfreunds Sel. relicta verheirathete und als Kirchensenior der Freiheiter Gemeinde im Alter von 57 Jahren, 8 Monaten, 21 Tagen Anfangs Juni 1657 starb (begraben am 6. Juni), auch für einen Sohn unsers Hofmalers ansehen.

4. Jorge Kornith (oder Kornet), Maler, vermählt mit Antonia (?) N. N. Sein Sohn Wilhelm wird am 29. Januar 1583, ein anderer Antonius am 10. November 1584 getauft. (Altstadt.)

5. Meister Diederich der Maler, begraben am 4. April 1611, seine Hausfrau begraben am 12. April 1611. (Freiheit.)

6. Hans Schröer von Augspurg, ein Maler, 1601 am 11. August zur Erden bestattet. (Altstadt.)

7. Christian Pforth, Maler, kopulirt 1) 1630 am 9. August mit Anna Sabina, Johannes Hausmann's gewesenen Münzmeisters Sel. Tochter (Altstadt), die am 17. Mai 1632 alt 26 Jahre begraben wurde (Freiheit), 2) 1633 am 28. Januar mit Katharina, Kaspar Welwein's Sel. Tochter (Altstadt). Ein Sohn von ihm, Johann Christoph, wurde am 27. April 1631 getauft und am 16. März 1632 bereits wieder begraben. (Freiheit.)

8. Peter Lenhardt von Antorff, Maler in der Altstadt zu Kassel, wird bereits 1618 April 26 erwähnt (als Gevatter in der Unterneustadt), heirathet am 10. Februar 1625 Barbara, Elias Graupitzen Sel. Witwe (Freiheit), und wurde am 27. August 1637 im Alter von 60 Jahren bestattet (Altstadt). An demselben Tage wurden auch seine Frau, die ein Alter von 50 Jahren erreicht hatte, und seine 20 Jahre alte Tochter Anna Sabina beerdigt.

C. Kn.

Der Auszug der Marburger Studenten nach Gladenbach im Jahre 1811. — Die Schilderung dieser oft erzählten Begebenheit, wie sie hier mitgetheilt wird, stammt aus einem Briefe des Studiosus der Theologie C. C. Br . . . ., den dieser am 7. Juni 1811 von Marburg aus an die Familie des Pfarrers Martin Friedrich Schmitt in Eberschütz richtete.

„Nun will ich Euch", so schreibt Br., „aber auch Neuigkeiten erzählen. Zuerst gehört dahin unsere Emigration nach Gladenbach . . . . Studenten waren von Knoten sehr beleidigt, wollten Rache nehmen, versammelten sich daher Sonnabend Abends den 11. März in Masse, um die Knoten zu prügeln, wurden aber durch's Militär von ihrem löblichen Vorsatz abgehalten. Außerdem wurde einer, der wohl einer der Unschuldigsten mit war, gefangen genommen und den anderen Tag oben auf das Schloß zu Vagabunden gesetzt. Etwas Unerhörtes, noch ist nie ein Student auf dem Schloß in Gefangenschaft gewesen! Es war Chikane des Polizei-Kommissärs Wolf. Da alle Vorstellungen von unserer Seite, den gefangenen Studenten aus seinem schimpflichen Kerker loszugeben, nichts halfen, wurde endlich beschlossen, es zu forciren. Sonntag den 12. May, abends 5 Uhr wanderten alle Studenten, etliche wenige ausgenommen, die den anderen Tag erst kamen, nach Gladenbach, einem darmstädtischen Flecken, wohl vier Stunden von Marburg. Die Professoren und die Philister geriethen nun in die furchtbarste Angst, denn alle Ausländer hatten ihr Ehrenwort gegeben, Marburg gleich zu verlassen, wenn uns nicht revanche gegeben würde. Außerdem wären auch die meisten anderen im Herbst weggegangen, so daß Marburg unwiderbringlich verloren gewesen wäre. Jene ließen sich daher mit uns in Unterhandlungen ein. Wir lebten indessen ganz fidel in Gladenbach, commercirten, indem der Wein zu unserem Glück daselbst sehr wohlfeil war, kegelten oder gingen spazieren. Die Nacht kneipten wir theils auf Streuen, die wir uns in Stuben zubereitet, theils unter freiem Himmel oder in Scheuern und Ställen. Es war einzig in seiner Art! Schon hätten wir bald noch weiter

wandern müssen, indem uns die darmstädtische Regierung nicht mehr dulden wollte, da kamen Deputirte von der Bürgerschaft, um uns zu bitten, wieder nach Marburg zu kommen, außerdem der Pedell Lederer, der ein Schreiben vom Prorektor brachte, worin uns Allen vollkommene Amnestie, eclatante Genugthuung und dergleichen mehr zugesichert wurde. Wir kehrten also wieder nach Marburg zurück. Auf dem Wege kam uns der Maire zu Pferd und wohl 40 Philister mit Musik auf 3 Stunden entgegen, und so kamen wir im Triumph Dienstag den 14. May wieder nach Marburg zurück. Bis jetzt sind die Folgen dieses Auszugs noch günstig für uns gewesen, indem wir doch etwas mehr Freiheit erhalten haben."

A. Dkr.

Münchhauseneiche bei Treysa. In dem Aufsatze über Seume-von Münchhausen (Nr. 8, S. 99) ist erwähnt, daß der Letztgenannte in westfälischer Zeit ein Forstrevier bei Treysa verwaltet hat. Höchst wahrscheinlich ist dies das sogenannte Frankenhainer. In diesen, durch Spuren alter Befestigungen am Teufelsberg interessanten Waldungen, stand nämlich vor 15 bis 16 Jahren noch ein mächtiger Baum: die Münchhauseneiche. Entweder erinnert der Name an eine Begebenheit oder Herr von Münchhausen hat für Erhaltung des Baumes Sorge getragen und sich häufig daselbst aufgehalten. — Hoffentlich ist die schöne hochschaftige Eiche auf ragender Bergwand noch jetzt erhalten und hält die Erinnerung an den Schriftsteller und Dichter von Münchhausen noch lange aufrecht!

F. v. u. z. G.

Der Thaler Landgraf Wilhelm's VIII. von Hessen vom Jahre 1759. Vor einiger Zeit wurde mir ein Thaler des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen vom Jahre 1759 mit schönstem Stempelglanz angeboten. Nach längerer Betrachtung fielen mir jedoch die Größe des Stückes und auch die Eigenart der Prägeweise auf; rechtsseitig war der Rand fast schüsselförmig gebogen, und auch sonst erschien mir Manches verdächtig. Ich nahm daher eine genaue Vergleichung mit den in meiner Sammlung befindlichen zwei Stücken vom Jahre 1754 (Nr. 2225 und 2226 des hessischen Münzwerkes von J. Hoffmeister) vor und sah auf den ersten Blick, daß das Stück von ganz anderer Art war. Vor allen Dingen traten sofort die Größe und das eigenthümliche Gepräge des Thalers hervor; er war fast 2 mm im Durchmesser größer und nach dem Rande hin abgeflacht geprägt, der äußere Rand selbst aber mit einer guirlandenartigen Verzierung versehen, wie solche die Thaler von Wilhelm IX. besitzen. Da meine beiden Stücke ganz glattrandig sind, machte mich dieser Umstand am meisten mißtrauisch und ich beschloß, der Sache weiter nachzuspüren.

Nachdem ich noch festgestellt, daß das Gewicht mit den Originalen, die 26 Gramm wiegen, auch nicht stimmte, da der Thaler gut 29 Gramm wog, forschte ich in Hoffmeister's Münzwerk nach und fand auch im 3. Band, Seite 79, unter Nr. 4932 eine Anmerkung, wonach im Jahre 1865 von den Original-Stempeln Neuabschläge in Kupfer hergestellt seien. Ueber ein Randgepräge ließ sich die Beschreibung nicht weiter aus.

Es kam nun vor allen Dingen darauf an, das Stück mit einem unbestrittenen Original, namentlich des Randgepräges wegen, zu vergleichen. Hierzu standen mir nun zwei Exemplare zur Verfügung, die ich, dank dem Entgegenkommen der Beamten des hiesigen Münzkabinets — in Privatbesitz ist mir keins bekannt — benutzen konnte. Beide Stücke hatten kein äußeres Randgepräge und waren in Größe und Ansehen genau wie die vom Jahre 1754. Es war somit klar, daß ich es mit einem Neuschlag in Silber zu thun hatte.

Da nun erwiesenermaßen Abschläge angefertigt sind, so ist es nichts Ungewöhnliches und sogar sehr wahrscheinlich, daß auch ein Stück oder mehrere in Silber geschlagen wurden. Dadurch erklärt sich wohl auch der Gewichtsunterschied von gut 3 Gramm. Die Originale sind s. Z. in feinem Silber aus Bieber geprägt, das im Jahre 1865 bei dem Neuschlag nicht mehr vorhanden war.

Nach allen diesen Erwägungen, betreffs der Größe, des Gewichts, der Prägeart u. s. w., erscheint es mir unzweifelhaft, daß fraglicher Thaler einer der Neuschläge ist, die 1865 in der hiesigen Münze hergestellt wurden.

Der Zweck dieser Zeilen ist nun, die Leser zu bitten, nach dem Vorkommen dieses Stückes sich umzusehen, da es möglich ist, daß sich vielleicht ein weiteres Exemplar in einer oder der anderen Sammlung vorfindet, wo es für Original gehalten wird, und mir gefälligst Nachricht zugehen zu lassen. Sodann möchte ich aber die Sammelkollegen vor dem Nachschlag warnen!

Kassel. **Theodor Meyer.**



Nachtstimmung.

Todesschweigen. — Schlummernd stehn die Weiten;
Kühle Lüfte über's Kornfeld gleiten.

Weiße Nebel wandern durch die Wiesen,
Nachtwind rauscht ein Lied den Bergwaldriesen.

Zauberschön wie stille Märchenweisen
Silberschwäne leis um's Mondgold kreisen . . .

Weicher jetzt des Nachtwinds Lieder rauschen,
Süß erbebend Thal und Bergwald lauschen.

Heißer duften schwül die Nachtviolen:
Traumgott naht auf weißen Flügelsohlen . . .

Aus „Seelenklänge“. Dresden. Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag.

Wilhelm Schoof.



Aus Heimath und Fremde.

Der letzte Unterhaltungsabend des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel im verflossenen Winterhalbjahr, der am 10. April stattfand, bot den zahlreichen Theilnehmern, wie der Vorsitzende Bibliothekar Dr. Brunner am Schluß bemerken konnte, „eine sehr reich und gut besetzte Tafel“. Derselbe legte zunächst eine vom Verfasser dem Verein überwiesene „Geschichte der Familie Breithaupt“ vor, ferner die Aushängebogen einer neuen, auf reichem Material aufgebauten Schrift des Privatdozenten Dr. Hermann Diemar zu Marburg über „Hessen und die Reichsstadt Köln im 15. Jahrhundert“.

Die stattliche Reihe von Vorträgen des Abends eröffnete Bibliothekar Dr. Scherer mit Mittheilungen über den Gelehrten und Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg (geb. 1742 zu Oberamstädt bei Darmstadt), seine Beziehungen zu seiner Heimath Hessen-Darmstadt und insbesondere zu seinem Gönner, dem Kurator der Universität Gießen Freiherrn Riedesel zu Eisenbach, sowie über die eigenthümlichen Umstände seines Uebertritts in den hannoverschen Dienst als Professor der Mathematik und Physik an der Universität Göttingen, nachdem er auf darmstädtische Kosten in Göttingen studirt hatte, in Gießen eine Professur und zugleich einen zweijährigen Urlaub erhalten hatte. Lichtenberg war auf einer Reise nach England zu König Georg III. in Beziehung getreten, und hatte seine Professur in Göttingen übernommen, ohne der Regierung seines Heimathslandes auch nur Anzeige zu machen. Alle Vorstellungen der Darmstädter Regierung blieben ohne Erfolg. Redner konnte aus bisher nicht benutzten Quellen wie „Malten, Neueste Weltkunde“ und den Personalakten der Universität Göttingen zur Biographie Lichtenberg's manches Neue beibringen.

Alsdann sprach Direktorialassistent Dr. Böhlau vom Königl. Museum unter Bezugnahme auf die neulich gemachten Ausgrabungen am Kasseler Kreuz bei Gudensberg über die Frage der Datirung solcher prähistorischer Funde und wies darauf hin, daß dem Vorkommen von Eisen in dieser Beziehung große Wichtigkeit beigelegt werden müsse, da gegen die Eintheilung in Stein-, Bronze-, und Eisenzeit im Allgemeinen auch heute noch nichts einzuwenden sei. Das Vorkommen von Eisen in den hessischen Funden wird demnach für deren Alter insofern einen Anhaltspunkt abgeben, als die Zeit von 1200—900 v. Chr. Eisen in Griechenland bereits kennt, wenn auch Bronze noch eine ansehnliche Rolle spielt, Eisen bald aber sich weiter verbreitet und um 700 v. Chr. in Nordeuropa auftritt.

Posthaltereibesitzer Nebelthau legte ein Reisehandbuch aus dem Jahre 1729 vor, welches neben einem Verzeichniß von 720 Ortschaften eine Menge Reiselinien durch ganz Europa enthält. Einer Reise von Hamburg nach Genf gehören auf Kassel, Schloß Weißenstein und Hessen überhaupt bezügliche Stellen an, die besonders interessant sind.

Dr. Schwarzkopf sprach über den Antheil hessischer Truppen an dem Feldzuge gegen Dänemark im Jahre 1849 und schilderte namentlich das Eingreifen hessischer Infanterie und Artillerie in den Kampf um die Düppeler Schanzen am 13. April sehr anschaulich.

Privatdozent Dr. Diemar gab im Anschluß an seinen Vortrag über die hessischen Hofmaler des 16. Jahrhunderts (vergl. Nr. 8, S. 102 f.) noch einige Ergänzungen über hessische Hofmaler unter Landgraf Moritz, so Peter Lenaerts und Christoph Jobst. Das Bild einer jungen Dame in der Kasseler Gallerie von Rembrandt, welches in den alten Inventaren als „böhmische Prinzessin“

bezeichnet wird, ist vielleicht für das Portrait einer Tochter des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz zu halten, da Landgraf Wilhelm V. 1636 in Haag mit dessen Gemahlin verkehrt hat. Schließlich wies Redner noch auf ein Zeugniß des Zacharias Konrad von Uffenbach in dessen „Reisen durch Niedersachsen" über das Bestehen der Kasseler Gallerie („Kunstkammer") bereits unter Landgraf Karl (1709) hin.

Landesbauinspektor Röse legte den Anwesenden eine von ihm entworfene Skizze vor, nach welcher die alte romanische Kirche in Breitenau mit einem Glockenthurm versehen werden soll.

Am 24. April hielt derselbe Verein für diesen Winter seine letzte Monatsversammlung ab. Aus den geschäftlichen Mittheilungen, mit welchen der Vorsitzende Bibliothekar Dr. Brunner die Sitzung eröffnete, ist zu erwähnen, daß der Verein im Monat April eine Zunahme von 7 Mitgliedern zu verzeichnen hat, an Geschenken dessen Bibliothek aber folgende überwiesen wurden: von Major a. D. von Stamford ein Aufsatz von Chr. Meyer über den Soldatenhandel deutscher Fürsten, von dem Magistrat der Residenzstadt Kassel der Verwaltungsbericht über das Jahr 1897/98, von Oberregierungsrath Landgrebe eine größere Anzahl von Jahrgängen der Landwirthschaftlichen Zeitung von Kurhessen, die oben bereits erwähnte „Chronik der Familie Breithaupt" von Fabrikant Breithaupt und von Rittmeister a. D. Freiherr Rabe von Pappenheim dessen Buch: „Die neuen Heß von Wichdorff, Geschichte einer Fälschung", von Obersekretär Wissenbach drei Werke, dazu überreichte Dr. Schwarzkopf ein Rangierbuch der hessischen Husaren aus dem Anfange dieses Jahrhunderts sowie eine Urkunde des Landgrafen Moritz und ein bei Hertingshausen gefundenes Steinbeil, welch' letzteres freilich den Sammlungen des Vereins nicht einverleibt werden kann. Für die gute Jahreszeit sind einige Ausflüge in die Umgebung Kassels geplant, von denen der erste vermuthlich Fritzlar zum Ziel haben wird. Dr. Schwarzkopf wird dort Vortrag halten. Die Hauptversammlung des Vereins wird wie gewöhnlich im Sommer stattfinden, dieses Mal in dem besonders schön gelegenen Schmalkalden.

Den Vortrag des Abends hielt Landgerichtsrath Büff über „Hessisches Leben in den Ordnungen des Landes". Wie stets, so wurde dem als Redner überaus gern gehörten Vortragenden auch jetzt wieder mit lebhaftem Beifall gedankt. Das gewählte Thema wurde in der Begrenzung auf die hessischen Schulen und ihre Gesetze behandelt. Leider mußte der Redner in seiner Schilderung der Entwicklung der Ruhmeshalle des hessischen Schulwesens, bei der er von Bonifatius, dem Apostel der Deutschen, seinen Schülern Wigbert, Lullus und Sturmius, dem großen Kaiser Karl, seinem Lehrer Alkuin und dessen Schüler Rhabanus Maurus, dem „ersten Lehrer der Deutschen", ausging, von denen die Autoren der hessischen Landesordnungen es als heilige Erbschaft überkommen haben, ein starkes Volksthum auf christlichen Grund gestellt und klassischer Bildung geneigt zu schaffen, mit der Reformationszeit des Landgrafen Philipp und seinem Wort: „Ich will den Hessen helfen", abbrechen. Von ihm wurden an die Wände der Ruhmeshalle hessischer Schulen vorzugsweise die Bilder der Landgrafen Heinrich II., des Eisernen, seines Brudersohnes Hermann des Gelehrten und des Landgrafen Wilhelm II., des Vaters von Philipp, gestellt, nicht freilich ohne auch der Schattenseiten der Entwicklung mittelalterlichen Schulwesens, wie der mangelnden Fürsorge für das Wohlergehen des Lehrers gebührend zu gedenken. Hoffen wir, daß die weiteren Bilder in der Ruhmeshalle hessischer Schulen, die der Nachfolger Philipp's, Wilhelm's IV. des Weisen, Moritz' des Gelehrten, Wilhelm's VI. des Gerechten, Karl's und Friedrich's II., in einem späteren Vortrag des Redners vorgeführt werden.

Hessischer Geschichtsverein zu Marburg. In dem Vortrage der Sitzung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg vom 20. April behandelte Professor Dr. Karl Wenk: Die letzten Jahrzehnte der ludovingischen Herrschaft in Hessen und Thüringen (1227—1247). Redner hob hervor, daß die neuen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der thüringisch-sächsischen Geschichte, Dobenecker's Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae I. und die bis jetzt erschienenen Bände von Posse's Codex diplomaticus Saxoniae regiae auch für die hessische Geschichte nutzbar zu machen seien. Seine Ausführungen boten nach mancher Richtung hin Neues über den Gang der Ereignisse und ihren ursächlichen Zusammenhang. Nach Beendigung des Vortrages berichtete Dr. Müsebeck über die kürzlich im Verlage von N. G. Elwert in Marburg erschienene Schrift des Rittmeisters a. D. Gustav Rabe Freiherrn von Pappenheim: „Die neuen Heß von Wichdorff. Geschichte einer Fälschung", die auch der Redaktion vom „Hessenland" zur Besprechung zugegangen ist.

Der Fuldaer Geschichtsverein hielt am 19. April Abends in der „Harmonie" eine Sitzung ab. Nach Mittheilung des Vorsitzenden Oberbürgermeister

Dr. Antoni haben die städtischen Körperschaften größere Mittel für weitere Ausgrabungen bewilligt, in Folge dessen werden dieselben seitens des Herrn Lehrers Vonderau, der in den Fuldaer Pfahlbauten kürzlich noch weitere werthvolle Funde gemacht hat, in diesem Jahre in weit erheblicherem Maße fortgeführt werden können als bisher. Darauf hielt Sanitätsrath Dr. Schneider einen interessanten Vortrag über die Geschichte des vormalig Fuldaischen Klosters und Schlosses Johannisberg. Der Fürstabt Konstantin von Buttlar kaufte diese Besitzung darnach am 20. Juni 1716 für 75 392 Gulden von dem Erzbischof von Mainz. Für den Bau der Kirche und des Schlosses, sowie für Anpflanzung der Weinberge wurden innerhalb weniger Jahre noch 223 000 Gulden aufgewendet. Bei der Säkularisation kam Johannisberg zunächst in den Besitz der Hauses Oranien-Nassau, fiel bald darauf an Frankreich und 1815 an Oesterreich, welches die Besitzung der fürstlich Metternich'schen Familie übertrug, in deren Händen sie sich noch heute befindet.

Nach Aeußerung des Vorsitzenden hat sich die Herausgabe des ersten Bandes des Fuldaer Urkundenbuches seitens der historischen Kommission um ein halbes Jahr verzögert, sodaß derselbe erst im Herbst erscheinen wird.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Heinrich Bonhoff zu Berlin, geborener Kasselaner, z. Z. wissenschaftliches Mitglied des Instituts für Serumforschung und Serumprüfung zu Steglitz, ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät zu Marburg ernannt.

Hünenburg bei Rinteln. Im Auftrage des preußischen Kultusministeriums hat Dr. Konrad Plath aus Berlin eine planmäßige Ausgrabung und Freilegung der auf den Höhen des rechten Weser-Ufers im Forstrevier Todenmann gelegenen Hünenburg bei Rinteln ausgeführt. Es wurden die Reste einer frühmittelalterlichen Burg aufgedeckt, welche seit ihrer Eroberung und Einäscherung unberührt geblieben war. Der Burghof bildete annähernd ein Oval, dessen Hauptachsen 36 und 27 Meter maßen. Der Zugang lag auf der Nordostseite. An die Ringmauer lehnten sich, aus Stein erbaut, auf der Nordseite eine Kapelle mit halbrunder Apsis, auf der Ostseite der geviertförmige Bergfried und auf der durch einen steilen Abhang geschützten Südseite das Wohnhaus. Das Mauerwerk zeigte vielfach Verwendung des Opus spicatum. An der Ostseite scheinen zu beiden Seiten des Thurmes die aus Fachwerk errichteten Stallungen und das Wachthaus gelegen zu haben. In der Kapelle fanden sich noch der Altar und die verkohlten Reste der Dielung. Die in großer Zahl ausgegrabenen Gebrauchsgegenstände der ehemaligen Bewohner sind in das Museum für Völkerkunde in Berlin übergeführt worden. Daß dieselben in den Besitz des Königlichen Museums zu Kassel gelangten, wäre zu wünschen.

Blätter für Münzfreunde. Die Leitung der im Jahre 1865 gegründeten „Blätter für Münzfreunde" (Leipzig bei C. G. Thieme) ist von Dr. J. Erbstein an Dr. H. Buchenau, Oberlehrer am Sophienstifte zu Weimar, bis vor Kurzem zu Hannoversch-Münden, übergegangen. Dr. Buchenau hat sich um die Ordnung der werthvollen Münzsammlung des Königlichen Museums zu Kassel wesentliche Verdienste erworben. Die der soeben erschienenen Nr 1 (bzw. 227) genannten Blattes beigegebene Tafel 133 bietet u. a. die trefflichen Abbildungen zweier sehr seltenen hessischen Münzen: eines Kasseler Groschen Wilhelm's II. und eines Halbgroschen Wilhelm's V. von 1634 (vgl. dazu „Hessenland" Jahrg. XII, Nr. 3, S. 33).

Todesfälle. Am 4. April erlag Fürst Karl zu Isenburg-Birstein auf Schloß Schlackenwerth bei Karlsbad den Folgen eines Schlaganfalls. Geboren zu Birstein am 29. Juli 1838 folgte derselbe am 29. Oktober 1866 seinem Oheim dem Fürsten Wolfgang Ernst III. Durch verschiedene politische bezw. volkswirthschaftliche Schriften war der Verblichene in weiteren Kreisen bekannt geworden. 1861 war er zur katholischen Kirche übergetreten. Dementsprechend fiel die Wahl der Gattin auf eine katholische Prinzessin und zwar auf Martha Luise Annunciata, Prinzessin von Toskana und Erzherzogin von Oesterreich, die er am 31. Mai 1865 heimführte. Aus dieser Ehe entsprossen neun Kinder. Da Erbprinz Leopold (geb. 10. März 1866) unvermählt ist*), wird vermuthlich Prinz Franz Joseph, österreichischer Oberleutnant der Reserve (geboren am 1. Juni 1869, vermählt mit Prinzessin Friederike zu Solms-Braunfels), die Erbschaft antreten, soweit die augenblicklichen Verhältnisse der Standesherrschaft dies zulassen. Fast gleichzeitig mit dem Fürsten Karl starb der Sohn des Prinzen Franz Joseph, Prinz Wolfgang, geb. am 21. April 1898. Die drei jüngeren Brüder des Prinzen Franz Joseph sind theils nicht standesgemäß, theils überhaupt nicht vermählt. — Am 9. April starb zu

---

*) Derselbe wird, wie gemeldet wird, demnächst als Leutnant in die deutsch-ostafrikanische Schutztruppe eintreten.

Hersfeld, seinem Geburtsort, der Amtsrichter a. D. Gottfried Wilhelm Fridolin Kraushaar, geboren am 22. Juni 1819. 1837 bezog er die Universität Marburg. 1848 wurde er Assessor in Neustadt (Kreis Kirchhain), 1850 kam er als Aktuar nach Niederaula, 1860 als Amtmann nach Brotterode, 1870 als Amtsrichter nach Niederaula. 1874 wurde er wegen seiner kirchlichen Stellung und seines in Folge dessen der vorgesetzten Behörde gegenüber vertretenen Standpunktes abgesetzt. 1882 zog er nach Hersfeld, wo der tüchtige, arbeitsame hessische Jurist seinen Lebensabend zubrachte. — Am 13. April verschied zu Dresden-Neustadt der frühere langjährige Oberbürgermeister der Residenzstadt Kassel Geheimer Regierungsrath Emil Weise im 68. Lebensjahre. Der Verstorbene, ein geborener Schlesier aus Lauban, vor seiner Berufung nach Kassel im Kommunaldienst der Städte Jauer und Naumburg a. S. angestellt, hat 19 Jahre lang sein hohes Amt bekleidet, bis zunehmende Kränklichkeit ihn im Jahre 1892 zwang, seinen Abschied zu nehmen. Da seine Amtsthätigkeit in die Zeit des Anfangs der Entwicklung Kassels zur Großstadt fällt, knüpft sich an dieselbe die Schaffung großer öffentlicher Anlagen, die selbstverständlich nur mit großen Kosten durchgeführt werden konnten. Der vornehme, humane Sinn des Verstorbenen wird in Kassel nicht vergessen werden. — In dem am 23. April zu Reichensachsen im 79. Lebensjahre verstorbenen Senior der Familie von Eschwege, Major a. D. Ferdinand von Eschwege, schied der letzte Kommandeur der hessischen Garde du Corps aus dem Leben. Dieser Truppe hatte derselbe länger als 25 Jahre angehört. Nach 1866 hat Major von Eschwege seinen Beruf aufgegeben.



Personalien.

Ernannt: der Geheime Medizinalrath und vortragende Rath in der Medizinalabtheilung des Kultusministeriums Dr. Schmidtmann zu Berlin zum Geheimen Obermedizinalrath mit dem Range der Räthe 2. Klasse; Staatsanwalt Hellwig in Meseritz zum Amtsrichter zu Wolfhagen; Gerichtsassessor Stölzel zum Amtsrichter in Niederaula; Rechtsanwalt Prack in Melsungen zum Notar; Hauptlehrer Jacobi zu Kassel zum Rektor daselbst; Pfarrer Schrimpf zu Fritzlar zum Rektor der Lateinschule daselbst.

Verliehen: den Amtsrichtern Rothe in Salmünster, bezw. Dr. Volgenau zu Kassel der Charakter als Amtsgerichtsrath; dem Regierungssekretär Altmannsperger der Charakter als Rechnungsrath, dem Rechnungsrath Faßhauer der Rothe Adlerorden 4. Klasse, beiden aus Anlaß des 50jährigen Dienstjubiläums; dem Professor Dr. Weinmeister zu Tharandt das Ritterkreuz 1. Klasse des Kgl. Sächsischen Albrechtsordens.

Verlobt: Graf Friedrich von Schaumburg zu Wien mit Gräfin Hildegard Almásy (Zsadány in Ungarn, April); Referendar Fritz Eisenmann mit Fräulein Ida Schellmann (Kassel, April); Gerichtsassessor Heinrich Mürmann zu Bielefeld mit Fräulein Else Ostheim (Marburg, April).

Vermählt: Zahnarzt Karl Förster zu Kassel mit Fräulein Betty Broch (Rödelheim, 15. April); Kaufmann Oskar Brübach mit Fräulein Martha Schäfer (Kassel, 22. April); Philipp Scherer, Beamter der Deutschen Bank, zu Friedenau mit Fräulein Maria Eckert (Berlin, 22. April).

Geboren: ein Sohn: Hofjuwelier Fritz Range und Frau Sophie, geb. Becker (Kassel, 14. April); Professor Dr. Leonhard und Frau (Marburg, 23. April); Professor Friedrich Völler und Frau, geb. Grau (Kassel, 26. April); ein Mädchen: Pfarrer F. Heck und Frau Luise, geb. von Apell (Hanau, 13. April); Universitätsbuchhändler Wilhelm Braun und Frau (Marburg, 15. April).

Gestorben: Musikdirektor Heinrich Henkel, 78 Jahre alt (Frankfurt a. M., 10. April); Oberregierungsrath a. D. Eduard Scheffer, 80 Jahre alt (Marburg, 12. April); Oberbürgermeister a. D. der Residenzstadt Kassel, Geheimer Regierungsrath Emil Weise, 67 Jahre alt (Dresden, 13. April); stud. phil. Max Bernhardi, 20 Jahre alt (Göttingen, 15. April); Oberlandesgerichtsrath Geheimer Justizrath Herz, 72 Jahre alt (Koblenz, 16. April); Fräulein Anna von Sengbusch, 30 Jahre alt (Riga, 19. April); kurfürstlich hessischer Major a. D. Ferdinand von Eschwege, 78 Jahre alt (Reichensachsen, 23. April); verwittwete Frau Pfarrer Emma Schmidt, geb. Riepenhausen, 82 Jahre alt (Marburg, 28. April).

Briefkasten.

A. Tr. in Wien. Vielen Dank für den neuen erwünschten Beitrag. Besten Gruß.

Dr. M. in Gießen. Für gütige Einsendung besten Dank. Wird sehr bald gebracht werden. Korrektur wird rechtzeitig übersandt werden.

D. in Hannover. Dankend erhalten. Ist durchaus geeignet.

P. W. in Leipzig. Besten Dank und Gruß. Ist zum Theil bereits gebracht worden.

W. B. in Kassel. War recht erwünscht. Besten Gruß und Dank.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1899.

Blumengrüße.

IV.

Am Sonnenwendstein war's, da fand,
Ich an der schroffsten Felsenwand,
Versteckt in Steingeröll und Moos
Ein zartes Blümlein namenlos.
Da nimm's! Ich hab' es, wo ich's fand,
Mit Deinem Namen stolz benannt,
Dem süßesten von allen Namen,
Den holde Blumen je bekamen.
All seine Schwestern aber stehn
Im Hochgebirg auf steilsten Höh'n,
Um unerreichbar dort zu blüh'n,
In heil'ger Einsamkeit für Ihn,
Den weltumkreisend hoch da droben
Die Sonne und die Sterne loben.

V.

Waldmeisterlein, du schlimmer Fant,
Wer ließ schon wieder dich in's Land,
Mit deinen losen Streichen
Den Wald mir zu beschleichen?

Die Lüfte sind des Duftes voll,
Die Drosseln singen liebestoll,
Verkehrte Töne lallen
Sogar die Nachtigallen.

Der ganze Wald ist trunken schwer,
Die Bäume stolpern hin und her;
Die krummen und die schlanken,
Da sieh nur, wie sie wanken.

Ja das hast du, du Schelm, gewollt,
Je nun, so laß den Trunkenbold,
Der nicht versteht zu trinken,
In seinen Rausch versinken.

Mir aber gieb, Waldmeisterlein,
All deinen Duft in meinen Wein!
Den Kranken und Gesunden
Soll das gar köstlich munden.

Stoß an, mein Freund, mit rechtem Fleiß!
Ich singe meiner Liebsten Preis,
Und mag mit lautem Klingen
Mein Becher dann zerspringen.

Doch über's Jahr kehr wieder ein
Und laß beim neuen Maienwein
Fidel uns sein wie heute
So recht in Lust und Freude!

A. Trabert.





Geschichte des vormals Fuldaischen Klosters und Schlosses Johannisberg am Rhein.

Von Dr. Justus Schneider.

Nach einem Vortrag, gehalten im Fuldaer Geschichtsverein am 19. April 1899.

Johannisberg! in Zwing und Bann
Hast du mein Herz geschlagen;
Es kann in keiner Zone
Nicht einer auch nur wagen,
Mit dir sich zu vergleichen,
Du aller Berge Krone,
So weit die Länder reichen.

So sang unser verehrter Landsmann, der feinsinnige Dichter Friedrich Hornfeck in seinen Rheingauer Fresken.

Wem möchte nicht das Herz aufgehen, wenn er mit dem Dampfschiffe von Mainz aus unseren Rhein, den schönsten der deutschen Ströme, herab fährt und am rechten Ufer im rebenbepflanzten Rheingau den alten Bischofsberg bei Winkel zum ersten Male erschaut mit seinen kostbaren Weinbergen, gekrönt mit einem herrlichen Schlosse in leuchtender Farbe, hell beschienen von der Mittagssonne, welche die köstlichsten Trauben reifen läßt, die den besten Wein Deutschlands, den Juwel oder vielmehr das flüssige Gold, den wahren Nibelungenhort erzeugen.

Wie freuen wir uns als echte deutsche Patrioten, daß der freie deutsche Rhein trotz hundertjährigen Anfechtungen mit seinem Johannisberge unser geblieben ist, unser Eigenthum für alle Zeiten, wie es verbürgt das Nationaldenkmal auf dem Niederwald, welches sich zugleich mit dem Schloß Johannisberg unseren trunkenen Augen präsentirt.

Und noch mehr wie jeder andere Deutsche müssen wir Fuldaer empfinden, wenn wir erfahren, daß dieser Johannisberg mit seinen Reben, seinem Wein und seinem Schlosse unserem engeren Vaterlande, unseren Fuldaer Fürstäbten seine Bedeutung verdankt!

Ein unbedeutender Hügel mit gänzlich vernachlässigter Kultur, mit einem zerfallenen alten Kloster war der Johannisberg vor 200 Jahren. Da war es der edle Fürstabt von Fulda, Constantin von Buttlar, der das ehemalige dortige Kloster mit seiner für den Weinbau günstig gelegenen Umgebung, dem Berghang nach dem Rheinstrom, welcher während des ganzen Tages von der Sonne beschienen wird, für 75393 Gulden von dem Kurfürsten und Erzbischof von Mainz, Lothar Franz Graf von Schönborn kaufte.

Der Tag, als dies geschah, muß mit goldenen Ziffern in den fuldaischen Annalen verzeichnet werden, es war der 20. Juni 1716.[1])

Die Geschichte des Johannisberges im Rheingau beginnt eigentlich gleich mit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Die Römer haben allda den Weinbau eingeführt, ihre Soldaten haben die früher bewaldeten Ufer des Rheines mit Reben bepflanzt. Kaiser Probus hielt seine Soldaten zur harten Arbeit des Acker- und Weinbaues an, bis sie, der lästigen Arbeit müde, den Kaiser ermordeten.

Mehrere Weinkeller haben die Römer angelegt, zu Bretzenheim, Heidesheim und Winkel am Fuße des Johannisberges, woher dieses Dorf seinen Namen hat, vinicella. Die Franken, nachdem die Römer vertrieben waren, setzten den Weinbau fort. Daß Karl der Große zuerst vor seiner Pfalz Ingelheim die Reben angepflanzt habe, ist eine Legende, vor seiner Zeit war schon der Weinbau eingeführt. Der ganze Rheingau kam als unveräußerliches Tafelgut in den Besitz der Erzbischöfe von Mainz. Rabanus, der Abt von Fulda und Gründer der Klosterschule daselbst, wurde 847 Erzbischof von Mainz. Er erbaute sich in Winkel eine Wohnung und am Fuße des Johannisberges, der nach ihm Bischofsberg benannt wurde, ein Bethaus, welches dem heiligen Johannes Baptista geweiht war. Er stellte auch den zerfallenen römischen Weinkeller wieder her.[2])

Es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, daß er auf dem Johannisberge den Weinbau pflegte. Im 11. Jahrhundert residirte in Winkel

---

[1]) Buchonia von Josef Schneider, III. Bd., 2. Heft, S. 28.

[2]) Buchonia, III. Bd., Heft 2, S. 136. — Mabillon, Elog. histor. de beato Rabano.

der Rheingraf oder Graf des Rheingaues Namens Richolf, der mit Dankmud, einer Tochter Dudo's von Lorch, vermählt war.[3])

Er hatte zwei Kinder, Ludwig und Werntrud. Diese wurden zum klösterlichen Leben bestimmt und 1090 zwei Zellen auf dem Bischofs- oder Johannisberge errichtet Erzbischof Ruthard II. war der Schwager Richolf's; beide hatten sich, um der Ungnade Kaiser Heinrich's IV. zu entgehen, nach Thüringen geflüchtet. Die Veranlassung dazu war der von den Kreuzfahrern an den Juden zu Mainz verübte Raub, woran Erzbischof Ruthard und Rheingraf Richolf Antheil genommen hatten. Als sie 1105 zurückkehrten, wurde 1106 ein Doppelkloster für Benediktiner-Mönche und Nonnen gegründet, das nur durch eine Mauer geschieden war. Richolf's Sohn Ludwig hatte sich zwar mit Lukardis vermählt; dies hielt ihn aber nicht ab, nebst seiner Schwester Werntrud in dieses Kloster einzutreten, dem er einen nahe gelegenen Hof, Weinberge und Ackerland schenkte. Seine Ehe war kinderlos, er starb in dem Kloster 1140 und mit ihm starb das Geschlecht der Rheingrafen aus. Erzbischof Ruthard weihte die Kirche dem heiligen Johannes dem Täufer und fortan hieß das Kloster und der alte Bischofsberg Johannisberg. Auch der Erzbischof Ruthard hatte diesem Kloster Güter und Waldungen geschenkt und es unter die Aufsicht der Abtei St. Alban bei Mainz gestellt; auch durfte auf dem Johannisberg ein Markt gehalten werden. Ruthard starb 1109 und wurde auf dem Johannisberg begraben; der Rheingraf Richolf und seine Gemahlin Dankmud gingen nun auch in das Kloster bis zu ihrem Lebensende und vererbten demselben alle ihre Güter.

Gerade wie Fulda wurden diesem Kloster viele Güter geschenkt[4]): Von Emlericho und seiner Mutter Gunderad Güter in Treibelsheim, von Bertha in Mainz ein Hof zu Winkel, von Wernher von Rüdesheim und seiner Gemahlin (Nonne auf dem Bischofsberge) Güter zu Algesheim und Bingen, von Herchibert zu Edersheim, Sundlingen und Okriftel, von Heinrich zu Werstadt, Wolfram zu Algesheim, Adalbert zu Alzei, Eisenheim und Winkel, von Menger und Heinrich Güter zu Eltville und in der Wetterau; Adalbert I., Graf von Saarbrücken, Erzbischof zu Mainz, schenkte Güter zu Kiderich, er erhob das Kloster zu einer selbstständigen Abtei und entschädigte St. Alban mit Gütern und Zehnten in Lorch. Die nunmehrige Abtei Johannisberg hatte also einen großen Besitz im Rheingau und der weiteren Umgegend; sie erhielt das Recht, ihre Aebte selbst zu erwählen, die Gläubigen zu taufen und zu beerdigen und war von dem Gerichtszwange der erzbischöflichen Beamten befreit. Der erste Abt war Egilwart. Die Güter zu Hobe und ein Thal zwischen Kiderich und Hattenheim waren ebenfalls der Abtei geschenkt worden, wurden aber nachmals wieder abgetreten und dem durch Bernhard von Clairvaux neu eingerichteten Kloster Eberbach überwiesen. Die Abtei Johannisberg wurde dafür mit 50 Pfund Silber entschädigt. Da die Güter nun so angewachsen waren, daß sie die Klostergeistlichen nicht mehr selbst bewirthschaften konnten, erhielten sie Hilfe durch die erzbischöflichen Dienstleute im anstoßenden Dorf Johannisberg.

Auch die kaiserliche Gunst hat sich die Abtei erworben. Konrad III. befreite sie 1140 von lästigen Dienstpflichten und bewilligte, wie auch seine Nachfolger, viele Freiheiten, gab ihr auch die Güter zu Ingelheim wieder, welche ihr vom Kaiser Lothar entzogen worden waren. Der Erzbischof Christian I., Graf von Buchen, verlieh 1178 das Fischrecht im Rhein und Jagdgerechtsame. Erzbischof Siegfried II. von Eppenstein verlieh dem Abte von Johannisberg das Recht, die Inful zu tragen. Es war nun der Johannisberg eines der reichsten und angesehensten Klöster. Die Benediktiner mußten nach ihrer Ordensregel nicht nur beten und dem Herrn dienen, sie waren auch die Pioniere der Kultur gerade wie in Fulda, rodeten und ebneten den Boden, bebauten selbst das Land und pflegten am Johannisberge besonders den Weinbau.

Nach dem Höhepunkt der Entwickelung kam aber im 14. Jahrhundert eine Periode des Rückganges und Verfalls. Längst hatten die reich gewordenen Mönche verschmäht, selbst Hand an den Boden zu legen, was sie ihren Dienstleuten überließen. Das Wohlleben und die Ueppigkeit der Mönche und Nonnen steigerte sich immer mehr, die Güterverwaltung wurde vernachlässigt, die Disziplin gelockert, die Ordnung und Zucht, welche bei dem nur durch eine Mauer geschiedenen Doppelkloster gewiß nur schwierig zu erhalten war, vernichtet.

Zuerst suchte der Erzbischof durch Trennung des Manns- und Frauenklosters zu helfen. Es wurde das Frauenkloster, welches nur Adelige als

[3]) Schannat, Vindemiae literariae, S. 154: Anonymus de origine et abbatibus coenobii S. Joannis in Rhingavia. — Rheinischer Antiquarius von Chr. v. Stramberg: Der Rheingau, I. Band, S. 696 ff.

[4]) Das „liber traditionum" wurde von Dahl (Panorama des Rheinstromes) nach einer Abschrift in Aschaffenburg veröffentlicht.

Nonnen aufnahm, im Anfange des 14. Jahrhunderts an den Fuß des Berges verlegt und daselbst eine dem heil. Nikolaus gewidmete Kapelle erbaut, Kloster und Kapelle nunmehr die Klause genannt und dem Abt des Mannsklosters unterstellt. Heute noch heißt der dortige Weindistrikt Johannisberger Klaus.

Doch half dies wenig. Durch Sorglosigkeit, Trägheit und Ueppigkeit kam das so reiche Kloster herunter und gerieth in Schulden und in Armuth, so daß 1383 der Erzbischof Adolf (Graf von Nassau) durch seinen Vicedom von Cronenberg die Abtei verwalten lassen mußte. Trotz der Trennung des Frauenklosters nahm die Sittenverderbniß überhand; 1452 mußte der Erzbischof Dieterich von Erbach eine Untersuchungskommission ernennen, nach deren Urtheil das Frauenkloster, die Klause, aufgelöst wurde. Die Nonnen wurden mit einer Pension entlassen; die Meisterin Luckela von Schwalbach ging in ein anderes Kloster; die übrigen Nonnen — es waren nur noch drei in der Klause (Katharina von Winternheim, Ela von Liederbach und Katharina von Stein) — weigerten sich, auszutreten, wurden aber exkommunizirt und der Kirchenbann in den Gemeinden Winkel, Geisenheim, Lorch, Oestrich, Eltville, Johannesberg, Rüdesheim und Algesheim öffentlich verkündet. Dabei wurden die Glocken geläutet, die brennenden Kerzen ausgelöscht und zu Boden geworfen. Die Nonnen mußten aber mit Gewalt aus dem Kloster entfernt werden und sollen sich dann auch keinen besseren Ruf erworben haben, nur Katharina von Stein sei auf ihre Bitte wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen worden. Die Gebäude der Klause wurden an die gräfliche Familie von Schönborn verkauft und erhielten den Namen Schönbrunner Klause.

Auch das Mönchskloster Johannisberg bedurfte einer gründlichen Reformation. Erzbischof Dieterich übergab es 1453 der Bursfelder Kongregration, welche die Ordnung in geistlichen Angelegenheiten und in wirthschaftlichen Dingen wieder herstellte. Unter dem vorzüglichen Abt Konrad von Rodenberg hob sich die klösterliche Zucht und Frömmigkeit wieder; der Abt Trithemius von Sponheim hat ihm eine Inschrift auf sein Grabmal in der Kirche zu Johannisberg gedichtet, welche seine Tugenden und Verdienste rühmt. Konrad's Nachfolger, die Aebte Gerhard von Montabaur und Johannes von Segen, vermehrten das Vermögen des Klosters wieder, die Gebäude wurden 1520 neu errichtet und mit einer Wasserleitung versehen. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches die kaum zum neuen Leben erwachte Abtei mit dem Untergang bedrohte, der Bauernkrieg 1525, welcher ja auch unserer Abtei Fulda so tiefe Wunden geschlagen hat, dem sich im Rheingau ein Bürgeraufstand zugesellte. Abt Friedrich von Rüdesheim, der Nachfolger des Johannes, wurde von dem Aufstand so hart bedrängt, daß er weitgehende Konzessionen machen mußte.

Das Kloster sollte Abgaben von seinen Gütern bezahlen, nur auf eigenem Boden Schäferei betreiben, keine Pacht- und Zinsgefälle mehr erheben, keine Novizen mehr annehmen und den Mönchen, die austreten wollten, 200 Gulden nebst Büchern und Kleidung zum Abschied zu geben. Die Aufständischen übersandten dem Kloster folgenden Brief:

„Gruß, liebe Herren!

Herr Abt und Konvent des Klosters St. Johannisberg! Es ist der Beschluß einer gemeinen Landschaft, Ihr wollet einem jeglichen Herren oder Bruder in Euerem Kloster, der sich heraußerthun will, zu Stund angeben 20 Gulden, und die andere Summe der 200 Gulden in nächstfolgenden 14 Tagen. Auch wo Ihr noch einige Register oder Gültenbrief hättet, wollet Ihr dieselbige suchen und uns zu den anderen verschaffen, damit Euch kein widerer Unrath zustehen möge. Daß zur Urkunde habe ich, Friedrich Greifenklau, Hauptmann, mein Siegel vor uns an diesen Brief gedruckt. Gegeben auf unseres Herrn Auffahrtstag 1525." (25. Mai.)

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Stammbuche des landgräflich hessischen Kapitäns im Leibregiment Christian Friedrich von Urff.

(Schluß.)

31. Friedrich von Verschuer, Rittmeister in Nassau-Saarbrückischen Diensten, der Neffe des Herrn von Urff, bezeichnet zu Marburg unter dem 21. November 1785 als sein Symbol: „Mehr sein, als scheinen!"

32. B. W. Wiederhold, Fähnrich im Leibregiment, widmet auf der Rhede von Newport in Amerika unter dem 21. Februar 1777 eine Tuschzeichnung (Landschaft mit Bockmühle) mit dem Motto: „Qui se persuade d'être meilleur ami que peintre."

33. von Gluer, Lieutenant beim Regiment v. Loßberg, schreibt, Philadelphia den 3. April 1778:

„Es leb' ein Greis, der nie vergißt,
Daß er einst jung gewesen ist."

Er erschoß sich laut Nachschrift am 7. Mai 1779 in Newyork.

34. E. C. von Wintzingerode, Lieutenant beim Füsilierregiment v. Loßberg, zeichnet sich am 6. Dezember 1774 zu Rinteln ein. Er hat laut Nachtrag später seinen Abschied genommen.

35. H. Hegemann, Lieutenant beim Leibregiment, später im Regiment Alt-Loßberg Hauptmann, schreibt zu Newport den 19. Februar 1777:

„Un cœur sans amour
C'est comme un régiment sans tambour!"

36. von Toll, Lieutenant in landgräflich hessischem Dienste, 1778 Kapitän, trug sich am 29. August 1775 zu Kassel ein.

37. desgl. von Biedenfeld, nachher Landrath, zu Kassel am 23. Februar 1775 mit folgendem Spruch:

„Man muß den schönsten Tag
Nicht vor dem Abend loben."

38. W. Freienhagen, Lieutenant im Regiment Donop, der in Amerika verblieb, nachdem er den Abschied genommen hatte, schrieb am 31. Januar 1778 zu Philadelphia:

„Die Tugend und Freude
Sind ewig verwandt,
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band."

39. Friedrich von Geiso, Lieutenant im Regiment Garde, führt zu Kassel den 2. April 1774 als seinen Wahlspruch an: „Semper lustig, nunquam traurig." Laut Notiz ist er im Dezember 1775 in Mansbach gestorben. —

40. C. L. von Nagell, Lieutenant im Regiment Donop, nachmals in hessen-darmstädtischen Diensten, trug sich am 31. Januar 1778 zu Philadelphia ein.

41. von Marschall, Premierlieutenant in Ansbachischen Diensten, schrieb zu Paulus-Hoche am 14. Mai 1780:

„Toujour constant, toujour fidèle
A la santé de la plus belle."

42. Hansmann, Lieutenant im Regiment Donop, der später den Abschied nahm, um in Amerika zu bleiben, widmet zu Philadelphia unter dem 21. Februar 1778 eine Zeichnung, welche eine Farm an einem Fluß darstellt und im Hintergrund virginische Wachholdersträuche zeigt, und fügt hinzu:

„So schön die Rose ist, so fällt sie dennoch ab,
Ein wahrer Freund bleibt treu bis an das Grab!"

43. Karl von Donop, Fähnrich im Regiment Loßberg, am 3. Februar 1778 Hauptmann beim hessischen Jägercorps, der dann beim Regiment Erbprinz den Abschied nahm, schrieb sich auf der Hauptwache zu Kassel am 26. Mai 1775 ein.

44. von Donop, Lieutenant im Regiment v. Donop, welcher später den Abschied nahm, Kammerjunker in Eutin wurde und in Ziegenhain starb, trägt sich in Philadelphia am 15. Mai 1778 ein, retrospektativ bemerkend:

„Es legte Adam sich im Paradiese schlafen,
Und aus ihm ward das Weib geschaffen.
Du armer Vater Adam du,
Dein erster Schlaf war deine letzte Ruh'."

45. F. A. H. Schotten, Lieutenant im Regiment v. Mirbach, der in Amerika bei Redbank den 22. Oktober 1777 verwundet wurde, den linken Arm verlor und nach der Rückkehr nach Hessen Rentmeister in Melsungen wurde, unter dem 1. Juli 1775 zu Kassel.

46. C. v. Bülzingsloewen, Lieutenant im Regiment Jung-Loßberg, gab im Kantonnement bei M'Gownspaß den 23. Mai 1781 als Symbol an: Non gens, sed mens!

47. von Gottschall, Fähnrich im Regiment v. Mirbach, zeichnete sich zu Kassel den 5. September 1775 ein. Während des Feldzugs in Amerika 1776 Lieutenant geworden, starb er den 26. November 1777 in Philadelphia an der bei Redbank empfangenen Wunde. Sein Wahlspruch war: Irreparabilium felix oblivia rerum!

„Möcht' ich des Schicksals Herr nur auf Minuten werden,
So thät' ich, was mein Wunsch begehrt.
Dich machte ich zum Glücklichsten der Erden,
Mich macht' ich deiner Freundschaft werth."

48. von Thümmel, Lieutenant im Leibfüsilierregiment, später zum Flügeladjutanten des Landgrafen ernannt und Hauptmann im hessischen Jägercorps, schrieb zu Marburg am 9. November 1785:

„Willst Du aus Lilien
Einst schöne Rosen machen,
Küß' ein weiß' Mädchen,
So wird sie erröthend lachen." *)

Der 49. Eintrag stammt von Georg von Rössing, Fähnrich im Regiment Landgraf, und zwar vom 5. Mai 1780. Er befand sich damals auf Kommando in Paulshuc. Hat später den Abschied genommen.

Unter 50. verewigt sich Zach Gerekohl von Bremen unter dem 21. September 1791 zu Esch-

*) War er mit dem Klassiker von Thümmel verwandt?

wege. Er scheint ein guter Bekannter aus Amerika zu sein! Seine Widmung lautet:

„Long may you live,
Long may you bee
Blessed with content
And from missfortunes free!"

51. Karl von Wurmb, Lieutenant beim Regiment von Mirbach, der sich zu Kassel am 18. Juli 1775 einschrieb, wurde am 22. Oktober während der Attacke auf Redbank erschossen.

52. von Sacken, Fähnrich im Leibregiment, Newyork am 28. Mai 1780, nahm im Mai 1784 den Abschied.

58. W. von Trott, später Assessor zu Marburg, hat sich am 15. August 1785 eingetragen.

54. Karl von Altenstein, Lieutenant in Ansbachischen Diensten, erscheint zu Newyork den 24. August 1780.

55. Justus von Diemar, Lieutenant im Ansbachischen Jägercorps, schreibt zu Newyork den 1. Oktober 1780:

„Hübsche Mädchen sind erschaffen
Für Soldaten, nicht für Pfaffen."

56. C. Freienhagen, Lieutenant im Regiment v. Donop, zu Philadelphia den 15. Mai 1778:

„Man steigt der wahren Ehr' entgegen
Nur stufenweis' auf schmalen Wegen!"

57. H. F. C. von Stockhausen, Lieutenant bei der hessischen Garde du Corps, 1776 Rittmeister und später Oberschenk, bezeichnet als sein Symbol:

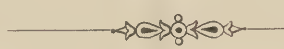
„Ein mal allezeit
Der Teufel hol' die Falschheit!"

Der Eigenthümer des Stammbuches fiel 1793 den 8. September im Feldzuge gegen Frankreich bei Hondschotten in Flandern, wie man erzählt, durch den letzten Schuß, welcher vom Feinde in diesem Gefechte abgegeben wurde. (Mit ihm starb die Linie von Urff „zur weißen Scheuer" im Mannesstamme aus.) Alle Nachrichten über seine Freunde, die ihm nachträglich zu Ohren kamen, trug er sorgfältig in das kleine Buch ein, welches ihn zu Wasser und zu Lande in zwei Erdtheilen begleitet hatte! Er schien die Worte Karl von Wurmb's zur Wahrheit machen zu wollen:

„Die Freundschaft stehet fest,
Ihr Maaß ist Ewigkeit."

F. v. G.

In der Nr. 9 des „Hessenland", S. 109, muß es unter Nr. 15 heißen: v. Germer am 29. Juli **1778**, nicht 1798.



Rolf.

Ballade von **Carl Preser.**

Mein Rolf, fahr' nicht in die See hinaus,
Der Sturm begräbt Dich im Wogengebraus.

Entriß Deiner Mutter doch längst schon der Tod
Am Meer Deinen Bruder, den braven Knod.

„Hat Keiner den Muth hier, mein junges Weib,
Muß Rolf schon es wagen mit Leben und Leib.

Denn dort ringt am Rande des ragenden Riffs
Noch der Letzte des fremden, gestrandeten Schiffs."

Und Rolf stößt hinaus mit gewaltigem Arm,
„Daß Gott sich", ruft alles, „des Kühnen erbarm'!"

Sturmsausen und Brausen erfüllt nur die Luft,
Und Mutter und Weib stehn an gähnender Gruft.

Doch als er todtrotzend dann kam an das Ziel,
Sein Blick fast erstarrt auf den Fremden fiel.

„Mein Bruder, mein todtgeglaubter, mein Knod,
Du hier, und in grausigster Todesnoth?" —

Und auf tosender Brandung, im wildesten Tanz,
Umflammt jetzt die Brüder der Blitze Glanz.

Dann schwarz wieder alles, wie sternlose Nacht,
Und es rollen die Donner mit Macht, mit Macht.

Zwei Helden kämpfen gen Sturm und Graus,
Doch nahe dem Strande ruft Rolf hinaus:

„Lieb Mutti! Die Sturmfahrt trug herrlichen Lohn,
Denn der Fremde war Knod, Dein verschollener Sohn."



Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

(Fortsetzung.)

Fräulein Sabina sah der Großnichte vom Fenster aus eine Weile nach; dann setzte sie sich in ihren Lehnsessel zurück, blickte nachdenklich vor sich hin, und ihre Mienen nahmen mehr und mehr einen ernsten Ausdruck an.

Was nun werden sollte, das wußte sie nicht. Ob es noch eine Möglichkeit war, ob es trotzdem noch zu stande kommen konnte? — Was sie sich so schön ausgedacht, wovon sie so zu sagen geträumt hatte, das war ihr nun mit einem Schlag zerstört. Wahrhaft zurecht gelegt, wie Linnen in einer Truhe, so hatte sie sich's seit lange in ihrem Kopf. Erst sollte Gerhard sich ruhig in sein Amt einleben, dann, am Schluß von Lilli's Pensionsjahr, sollten die jungen Leute sich ab und zu bei ihr sehen, sich kennen lernen. Denn das gehörte, nach Tante Sabina's feststehenden Ansichten zum Glück einer Ehe: ein genaues Sichkennenlernen, Sichprüfen. Sie waren ja wie für einander geschaffen, der ernste, etwas strenge Gerhard, die heitere, leichtherzige Lilli; und daß sie sich in Jahren nicht gesehen hatten, sich kaum mehr kannten, das verlieh dem kleinen Roman, der sich abspielen sollte, nur um so größeren Reiz. Hier in ihren Räumen hatte er sich anspinnen, draußen auf dem Gut von Lilli's Eltern hatte er sich fortsetzen sollen.

Diese Pläne waren nun alle gekreuzt, zerstört. Gerhard, davon war sie fest überzeugt, würde Lilli nie den unziemlichen Scherz verzeihen. Zu genau kannte sie seinen ernsten Sinn, seine etwas strenge Denkungsart. Jetzt konnte sie nicht mehr daran denken, die jungen Leute zusammen zu sich einzuladen, denn nur Verlegenheit und Verwirrung würde daraus entstehen. Es war betrübend. Alle Fäden hatte sie geglaubt in ihrer Hand zu haben, und jetzt — — Langsam sank der Kopf der alten Dame in die hohe Lehne ihres Sessels zurück, die Augen fielen ihr zu. Sie hatte heute ihr Mittagsschläfchen übergangen, das rächte sich.

Fräulein von Mannskopf drückte im Einschlummern die Hand fest zu, — sie mußte ja den Faden, den sie hielt, fest, recht fest halten. Aber er zog sich, wurde länger und länger und spann sich fort, weit über Häuser, Straßen und Plätze hinweg. Und unten, ganz am Ende, da zerrte jemand dran; ein Landmädel war's im Mieder und im spitzen Mützchen. Dem war der Faden an das Füßchen fest gebunden. Fräulein Sabina wollte rufen: Warte, wart', ich helfe; allein die Worte blieben ihr im Halse stecken. Jetzt that die Kleine einen Ruck, der Faden zerriß, und sie war verschwunden. Von der Stelle, wo sie gesessen, schwang sich ein rosiger, lachender Knabe auf leichten Schwingen in die Höhe; die goldenen Locken flogen in dem Wind, in dem nackten Aermchen hielt er Pfeil und Bogen. Flugs flog er über einen weiten Platz hinweg, und saß, der Kirche gegenüber, hoch oben auf dem Dach der Reitschule. Hier lehnte er sich bequem an die alten Löwen mit ihren Wappenschildern in den Tatzen und langte nach seinem Pfeil und Bogen. Er spannte und zielte, weit über den Platz hinweg auf ein Fenster des alten Pfarrhauses. Der Pfeil schwirrte, der Kleine lachte, eine große weiße Rolle flog, und —

Fräulein Sabina hob den Kopf und rieb sich die Augen. Wo war sie denn gewesen? Wo war der Kleine hin? Hatte sie nicht eben noch Lilli's rosiges Gesichtchen gesehen? Sie konnte sich nicht recht entsinnen.

Jedenfalls war ihr leichter zu Muth; das kleine Schläfchen hatte ihr gut gethan. Sie war geneigt die Sache nicht mehr so schwarz anzusehen; man konnte ihr ja nicht bös sein, der Kleinen, wenn man sie ansah.

Inzwischen, so beschloß Fräulein von Mannskopf, sollte ihr Sophie diesen Abend die Predigt noch einmal vorlesen, ehe Lilli ihr Manuskript zurück erhielt.

V.

Der September mit seinen milden, klaren Tagen war herangekommen; das Sommerhalbjahr neigte sich seinem Ende zu.

In dem hübschen, kleinen Garten, der an ihre Villa stieß, saß Frau Professor Ehlers im Kreis ihrer jugendlichen Schaar, und sie handarbeiteten alle drauf los, die blonden und braunen jungen Mädels, als ob's um das tägliche Brod gälte. Die Köpfchen waren gesenkt, und die Hand mit der Nadel flog eifrig auf und nieder. Es war ein schöner, freier Platz, nur von einigen Bäumen und Sträuchern umstanden, auf welchem sie saßen; einige überhängende Zweige schützten leicht vor den Sonnenstrahlen und gaben den Rahmen zu dem reizenden Bilde ab. Eins der jungen Mädchen las vor, die andern hörten mehr oder minder andächtig zu. Denn eigentlich (es war ein kunstgeschichtlicher Aufsatz) waren die Arbeiten, die sie

machten, doch viel interessanter, alle die Decken und Deckchen, die Tücher und Ueberhandtücher, und wie die Luxusarbeiten alle heißen, die benäht und bestickt werden müssen.

Die interessanteste Persönlichkeit der Gruppe war wohl die Professorin selbst. Sie war eine große, stattliche Frau in mittleren Jahren, mit angenehmen Zügen, der man es auf den ersten Blick ansah, daß ihr bloßes Erscheinen und Auftreten genügte, um in dem kleinen lustigen Chor die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Denn die jetzt eben sanft und fromm wie die Lämmer vor Buch und Stickrahmen saßen, die konnten, sich selbst überlassen, losgebundenen Füllen gleich lärmen und toben.

Die Lektüre war beendigt, und bald kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang. Man sprach von den „Neuen", die kommen, von den „Alten", die jetzt abgehen würden.

„Adele und Emma, nehmt Euch Lilli's ein wenig an", meinte die Professorin; „kümmert Euch in diesen letzten Tagen etwas um sie. Der Abschied von uns scheint ihr wirklich nah zu gehen."

Die jungen Damen sahen von der Arbeit auf und wechselten Blicke; sie wußten das ja viel besser. Doch wollten sie weder mit der Sprache herausrücken, noch wagte es eine, der Gestrengen zu widersprechen. Adele stand auf. „Ich werde hinauf gehen und Lilli packen helfen, Frau Professorin; sie versteht sich schlecht darauf."

Auch die Vorsteherin erhob sich. „Und Du, Emma, bleibst hier und siehst ein wenig nach dem Rechten. Ich mache einen kleinen Rundgang durch den Garten und sehe nach den Beeten. Willst Du mir spritzen helfen, Lena?"

Ein schönes, kräftiges junges Mädchen stand auf und legte die Arbeit bei Seite. „Gern, Frau Professor, gern."

Die Schaar war nun allein; man ließ die Arbeiten ruhen und steckte die Köpfe zusammen.

„Das wissen wir besser, wie sich das verhält mit dem Abschiedsschmerz", sagte das Stumpfnäschen, „Lilli geht ja schon seit Wochen so still und niedergeschlagen herum."

Die kleine Lotte nahm eine schlaue Miene an. „Es muß einmal bei der Tante von Mannskopf etwas vorgefallen sein, seitdem ist Lilli so verdreht."

„Bitte, bitte, Ihr seid alle irr", bemerkte hochweise das blonde Clärchen; „von viel länger her datirt die Verdrehtheit Lilli's, von der Antrittspredigt Pfarrer Ullrich's her ist sie schon so. Gleich die ganze erste Nacht drauf schlief sie nicht, sah am nächsten Tag jämmerlich aus, und von da nahm das Uebel immer mehr zu."

„Ja wohl, das Uebel mit dem Herzen", behauptete die krausköpfige, kleine Lotte. „Seitdem macht sie sich nichts mehr daraus, sich hübsch anzuziehen, mag nicht mehr spazieren gehen, will immer lesen —"

Sogar Emma, der Philosoph, stimmte hier in das allgemeine Bedauern mit ein. „'s ist schade um Lilli", sagte sie bedächtig, „daß sie sich so verändert hat, daß solch ein lustiges, übermüthiges Ding bigott geworden ist."

„I was, bigott, Emma. Du bist nicht klug", belehrte Meta, „Ihr gescheiten Leute geht immer über's Ziel hinaus. Lilli und bigott?" Sie beugte sich nah an Emma's Ohr: „Lilli ist verliebt."

Emma wandte sich mit sehr bestürzter Miene nach Meta hin; alle anderen aber gaben Zeichen der Zustimmung.

„Ich begreife nur nicht", überlegte die kleine Lotte, „warum Lilli dann so traurig ist? Er ist doch noch zu haben."

Alle lachten. „Geh Du hin und freie ihn für Lilli, dann ist die Sache in Ordnung", meinte Ada und nahm die kleine Sprecherin, die sich ihres Ausspruchs schämte, in den Arm.

„Schön in Ordnung", sagte sehr wichtig das Stumpfnäschen, „das ist nicht und kommt nicht in Ordnung. Ganz hoffnungslos ist die Sache. Lilli's Eltern sind dagegen; darum ist sie auch so traurig. Hat sie ihn ein einziges Mal in den ganzen Wochen und Monaten bei Fräulein von Mannskopf sehen dürfen? Und sie sind doch sehr bekannt, sogar ein wenig verwandt die Familien. Nein, 's ist sicher, Lilli soll einmal eine ganz andere Partie thun."

Das interessante Gespräch mußte unterbrochen werden, da sich vom Kieswege her Tritte näherten. Es war die Vorsteherin.

„Jetzt ist's doch Zeit, daß Ihr hinauf geht, um den Tisch zu ordnen", gab sie ihre Weisung; „Meta und Cläri, macht Euch dran. Nehmt aus der Brandkiste rechts das feine Tafelzeug, und vergeßt den Tischläufer mit den Sprüchen nicht. Ich habe Euch zu Lilli's Abschiedsfeier ihren Bruder, den Referendar von Westhoven, auf heute Abend eingeladen; der versteht sich auf eine fein gedeckte Tafel. Nun macht Eure Sache gut; und benehmt Euch ordentlich, hört Ihr, Ihr Kinder? Stoßt nicht an alle Stühle und Tische, werft keine Tassen um, macht keine bösigen Gesichter und sprecht was. Denn dazu seid Ihr von Euren Eltern in die Pension geschickt, daß Ihr Benehmen und Manieren lernen sollt."

Frau Professor Ehlers war eine jener kernhaften, geraden Naturen, die einerseits nicht viel Federlesens machen und kein Blatt vor den Mund nehmen, andererseits aber auch der Jugend jedes erlaubte Vergnügen gönnen.

„Nun macht Euch eine halbe Stunde lang Bewegung hier im Freien", schloß sie ihre Rede, „und dann geht hinauf und macht Euch ein wenig nett. Herr von Westhoven ist ein Kavalier vom Scheitel bis zur Fußsohle, verkehrt überall in den ersten Kreisen, und ich möchte gern Ehre mit Euch einlegen."

Ein Dutzend Augenpaare leuchteten. Was konnte willkommener sein als die Weisung „sich nett zu machen" in der Erwartung des Besuches eines flotten jungen Herrn? In einem Hui waren die Arbeiten zusammengepackt, Tische, Stühle und Bänke zurecht geschoben (wofür Emma, der Altverstand, sorgte), und der lustige Schwarm zerstreute sich im Garten. Arm in Arm, bald zu zweien, bald zu dreien, lustwandelten sie in den Gängen, oder standen sie auf Trüppchen, und man hörte die gewichtigsten Worte, wie: „Helle Bluse", „dunkle Bluse", „meinst Du eine Schleife?", u. s. w. fallen.

(Fortsetzung folgt.)



Schiniesache vom Froijohr.[1]

Gedicht in Wetterauer Mundart.

Ds Maisi[2]) singt: „Spitz, spitz,
De Weanter eaß kahn Hitz,
Kahn Hitz, kahn Hötz, kahn Hitz, kahn Hötz!"
Die Bauerschleu beann[3]) Holz eann Klötz[4]),
Däi mache sich enn Schwoarrem[5]),
Do bleit kahn troackener Foarrem[6]).

Die oarme Maise — wäi? —
Friert's grausam ohn die Knäi,
Die Knäi, die Knie, die Knäi, die Knie,
Aach Hunger dour[7]) oabscheulich wih;
Kahn Speack, kahn Fett, kahn Lichter —
's gett[8]) oabliche Gesichter.

„Spitz, spitz, spitz."
Ach, läiwer Nochberr Fritz,
Loss' off die Owerlawedihr[9]),
Säi geawwe[10]) doach kahn Hauszins dir.
Goitt Lob, die Doah[11]), däi lange,
Lichtmeß kimmt schuhnd gegange.

Ds Ackermennche[12]) kohm:
„Bauer eann Äkenohm
Ohn Acker foahr, ohn Acker fahr,
Etzt eaß die Zeit. Ei spitz die Schar!"
Do bout sich alles reje[13])
Eann läft noodh Pluck eann Eje.

Groin, groin, grihn —
Die Welt wärt wirrer schihn.
's eaß alles Liwwredet[14]) eann Fraad,
D'r ahl Sappeur, der hott gesaht,
Sein Wunsch, der wehr[15]) — genungk —
Noach ahnmol wehr her jungk.

's wohnt die Sonn: „erraus
Aus d'm Gemahnehaus."
Deatt[16]) off emm Bauholz verr d'r Diehr[17]),
Do setze so e Stecker vier,
Däi näit zerr Ärwett dauglich.
Sich[18]), dean eaß goar behauglich!

Blo, blau, blo —
Veijuhn[19]) sein wirrer do,
Eann Gainserchen[20]), däi groase gihn.
So Wullerchen sein wonnerschihn.
Die Heerd, däi fihrt gemach
Eann mächt dann eann[21]) die Bach.

Die Fra rieft: „bi, bi, bi!" —
„Au[22]) Hoijer sein eamm Klih.
D'r Schetz[23]), der hott schuhnd Weand devohn,
He kimmt vom Feald eann zaikt uch ohn." [24])
„Ei — fäht d's Weibche — ahler Drach,
Ei häst de doach d's Uhngemach!"

Verrbei eaß all die Nuuth,
D's Froijohr, doas brengt Bruud.
D'r Duud[25]) käft's Leawe — saht die Mahd —,
Säi härr emol e Herzelaad,
Ihr Bosch wehr wenk[26]) err woarrn,
Do hott se goar gegoarrn[27]).

Fr. v. Trais.

[1]) Geniesachen vom Frühjahr; [2]) Meischen; [3]) brennen; [4]) Kohlenklötze; [5]) heiße Luft; [6]) Faden; [7]) thut; [8]) giebt; [9]) Oberlaubethüre (Bodenthüre); [10]) geben; [11]) Tage; [12]) Ackermännchen = Bezeichnung der Bachstelze; [13]) regen; [14]) Liberalität; [15]) wäre; [16]) dort; [17]) Thüre; [18]) siehe; [19]) Veilchen; [20]) Gänschen; [21]) in; [22]) Euere; [23]) Feldschütze; [24]) zeigt Euch an; [25]) der Tod; [26]) abwendig (untreu); [27]) geweint.



Aus Heimath und Fremde.

Zweite Jahres-Versammlung der historischen Kommission für Hessen und Waldeck. Am 6. Mai fand in der Universität zu Marburg die zweite Jahres-Versammlung der historischen Kommission für Hessen und Waldeck statt. Ihr ging eine Vorstandssitzung an demselben Tage voran. Neben den in Marburg ansässigen Patronen und Mitgliedern waren von auswärts erschienen u. A. die Herren Landesdirektor Frhr. Riedesel zu Eisenbach, Oberkonsistorialrath Rohde und Landesbankrath Frhr. Wolff von Gudenberg aus Kassel, Oberbürgermeister Dr. Antoni und Sanitätsrath Dr. Schneider, Fulda, Oberbürgermeister Dr. Gebeschus, Hanau, Erbkämmerer in Kurhessen Graf von Berlepsch, Schloß Berlepsch, Felix von und zu Gilsa, Gilsa, Professor Dr. Höhlbaum, Professor Dr. Haupt, Dr. Dieterich, Gießen, Pfarrer Heldmann, Michelbach. Der Vorsitzende, Herr Professor Frhr. von der Ropp, begrüßte die Erschienenen und theilte zunächst die erfreuliche Thatsache mit, daß die Kommission im abgelaufenen Jahre einen Stifter (Frhr. von Scharfenberg auf Wanfried) und sieben Patrone hinzugewonnen habe. Ferner haben Frau Geh. Kommerzienrath Henschel in Kassel 1000 Mark zu Zwecken des hessischen Trachtenbuches und Herr Fabrikbesitzer Dr. August Trapp in Friedberg 2000 Mark für die Herausgabe eines Friedberger Urkundenbuches der Kommission überwiesen. Die Versammlung sprach Frau Henschel und Herrn Trapp ihren lebhaften Dank aus sowie die Hoffnung, daß diese von echter Heimathsliebe und vaterstädtischem Stolze zeugenden Spenden vorbildlich wirken möchten. Denn wiewohl den Einnahmen des Rechnungsjahres im Belauf von 9732 Mark Ausgaben nur in der Höhe von 2715 Mark (davon entfallen auf die Landtagsakten 1977 Mark und auf die statutengemäße zinstragende Anlage der Hälfte des einen Stifterbeitrags 486 Mark) gegenüberstehen, so werden doch die mit diesem Jahre beginnenden Druck-, Honorar- und sonstigen Unkosten der wissenschaftlichen Unternehmungen den Ueberschuß sehr rasch zusammenschrumpfen lassen. Nachdem dem Schatzmeister, Herrn Geh. Archivrath Dr. Könnecke, die Entlastung für seine Rechnungsführung ertheilt, wurden zu Mitgliedern der Kommission ernannt die Herren Dr. Böhlau, Direktorial-Assistent am Kgl. Museum, Dr. Grotefend, Assistent an der Landesbibliothek, Oberkonsistorialrath Rohde und Dr. med. Schwarzkopf, alle vier in Kassel, sowie Professor Eichler in Altona und Oberlehrer Eduard Stendell in Eschwege. Die Berichte über den Fortgang der bereits begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten lauten recht befriedigend. Der Druck der neuen Bände des Fuldaer Urkundenbuches, der Landtagsakten und der hessischen und waldeckischen Chroniken wird im Laufe des Sommers und des Herbstes beginnen und die erste Lieferung des hessischen Trachtenbuches (Professor Dr. Justi) im Laufe des Jahres ausgegeben werden können. Die Vorarbeiten für die Landgrafenregesten und das Ortslexikon sind rüstig gefördert worden. Mit der Herausgabe des Friedberger Urkundenbuches ist Herr Dr. Foltz seit dem 1. Mai 1899 betraut worden. Das Nähere wird der demnächst den Stiftern, Patronen und Mitgliedern zugehende Jahresbericht enthalten.

Kasseler Gesangswettstreit. Nach dem bisherigen Erfolg des Kartenverkaufs zu urtheilen, wird der Besuch des Festes, welches mit dem in Kassel für die zweite Hälfte der letzten Maiwoche bevorstehenden Gesangeswettstreit verknüpft ist, nicht nur aus dem Lande zu Hessen, sondern auch von weiter her aus dem deutschen Vaterlande ein großartiger werden. Es sind bereits Vorbereitungen in großem Maßstabe getroffen, um alles auf's Beste zu regeln und unserem Kaiser und König nebst seiner hohen Gemahlin wie allen anderen Gästen den Aufenthalt in Kassel zu einem möglichst angenehmen zu gestalten. Da unsere nächste Nummer erst nach dem Feste erscheinen wird, sei schon heute an dieser Stelle der Wunsch ausgesprochen, daß dasselbe den schönsten Verlauf nehmen möge, vornehmlich aber, daß heiterer Himmel auf die Festtheilnehmer herabblicken möge und daß die hessischen Sänger, die nach Lage der Sache von der Bewerbung um die Preise ausgeschlossen sind, denen aber dennoch Gelegenheit geboten ist, ihr Können an den Tag zu legen, in allen Ehren bestehen mögen. Daß es ihnen gelingen werde, dafür ist uns nicht bange. Sie werden zeigen, daß der Geist des Altmeisters Spohr in Kassel noch lebendig ist. Seiner Manen aus dieser Veranlassung zu gedenken, ist nicht verabsäumt worden, ist doch seine Oper „Die Kreuzfahrer", neu bearbeitet vom Kapellmeister Dr. Beier, am königlichen Theater wieder einstudirt worden, um voraussichtlich demnächst als Festvorstellung vor den Majestäten über die Bretter zu gehen.

Die Jahresversammlung des Hanauer Geschichtsvereins fand am 4. Mai statt. Nach dem vorgetragenen Jahresbericht wurde das Vereinsjahr 1898 durch die Festfeier zu Ehren des 50jährigen Doktorjubiläums des Professors Dr. Suchier und öffentliche Bezeugung des

Dankes, welchen der Verein dem verdienten Forscher schuldet, eingeleitet. Von bleibender Bedeutung nicht nur für den Verein war der schon länger vorbereitete, nunmehr zum Abschluß gebrachte Vertrag zwischen dem genannten Herrn, der Stadt Hanau und dem Geschichtsverein, durch den ersterer seine werthvolle Sammlung Hanauischer Münzen der Stadt Hanau für den Todesfall schenkweise übertragen hat. Es ist in dem Vertrage Fürsorge getroffen, daß die Bestände der schon im Besitz des Vereins befindlichen Ruthischen und Rauhischen Sammlungen an Hanauischen Münzen mit der Suchier'schen Sammlung zu einer einheitlichen Hanauischen Münzsammlung verbunden werden, die in dauernder Verwahrung und Verwaltung des Geschichtsvereins verbleibt.

An Stelle des Sanitätsraths Dr. Eisenach wurde neben dem Professor Dr. Suchier Landgerichtsrath Dr. Brandt zum zweiten Vertreter des Vereins im Gesammtvorstande des Hessischen Geschichtsvereins bestimmt.

Im Winterhalbjahr wurden folgende wissenschaftliche Vorträge gehalten: 17. Oktober. Mittheilungen des Vorsitzenden über eine Ringburg bei Steinau und Limesfunde. 1. Dezember. Vortrag des Professor Dr. Suchier: Weitere Mittheilungen aus Bernhard's Historie über Graf Philipp Ludwig I. 27. Februar bezw. 20 März. Vorträge des Pfarrers Heuß-Windecken: Kulturbilder aus Windecken im 16. und 17. Jahrhundert.

Das Museum wurde durch ungewöhnlich zahlreiche Erwerbungen römischen Ursprungs bereichert.

In der Jahresversammlung trug Professor Dr. Suchier „Erinnerungen an Gottfried Kinkel" vor, die er mit einem Charakterbilde des interessanten Mannes nach den Aufzeichnungen von Kinkel's Biographen Henne am Rhyn einleitete. Persönlich kennen lernte Redner den Dichter und Kunsthistoriker im Jahre 1874, da dieser seit dem Jahre 1873 bis zum Jahre 1882 fast jährlich nach Hanau kam, um im dortigen Kunstindustrieverein zu sprechen, wo ihm stets die freudigste Aufnahme zu Theil wurde. Eingehend berichtete Professor Suchier dann über die Eindrücke, welche er im persönlichen Verkehr mit Kinkel von diesem gewonnen hatte, die insgesammt sehr günstiger Art waren und ihm nicht gestatten, dem Urtheil Gustav Freytag's, Kinkel sei innerlich und äußerlich zu viel Schauspieler gewesen, beizupflichten. In diesem Sinne schloß er seine beifällig begrüßten Ausführungen mit dem Wunsche, Gottfried Kinkel möge nicht vergessen werden, besonders nicht in Hanau.

Universitätsnachrichten. Das Aufblühen der alma mater Philippina zeigt sich abermals in der regen Zunahme der Anzahl der Musensöhne, deren für dieses Semester bis jetzt bereits über 1200 (1225) vorhanden sind. — Dem Professor Dr. Ernst von Meyer (aus Kassel) an der Königlich Sächsischen Technischen Hochschule zu Dresden (z. Z. deren Rektor) wurde Titel und Rang als Geheimer Hofrath verliehen.

Königliches Theater zu Kassel. Am 7. Mai wurden „Die Kreuzfahrer", große Oper von L. Spohr in der musikalischen Bearbeitung von Kapellmeister Dr. Beier unter dessen Leitung zum ersten Male zur Aufführung gebracht und erzielten einen außerordentlich großen Erfolg. Kapellmeister wie Solisten wurden wiederholt hervorgerufen und mit Beifallsbezeugungen überschüttet, die sich auch auf den Regisseur und Theatermaler erstreckten. Die Musik ist zum Theil äußerst stimmungsvoll und wird in der jetzigen Form auch der dramatischen Seite vollauf gerecht. Das Textbuch, einst nach dem Kotzebue'schen Schauspiel: „Die Kreuzfahrer" von der Frau des Komponisten Marianne, geb. Pfeiffer, höchst geschickt zusammen gestellt, mußte infolge der von Dr. Beier angebrachten Striche und Veränderungen neubearbeitet werden. Diese Neubearbeitung rührt von der heimischen Dichterin Mathilde Paar her. Die Hauptsache ist, daß die Pietät gegen unseren Altmeister bei der Neubearbeitung der Oper nicht aus dem Auge gelassen ist. Ausstattung und Darstellung waren glänzend, die Kostüme historisch getreu.

Reichenbacher Schloßthurm. Das Interesse für die Erhaltung des Reichenbacher Schloßthurms wird immer größer. In der Gegend selbst haben sich nunmehr an fast allen Orten Unterausschüsse gebildet, um durch Sammlungen innerhalb der Vereine die Bausumme beschaffen zu helfen. Dabei ist es sehr bezeichnend, wie selbst wenig Bemittelte darauf bestehen, ihr Scherflein beisteuern zu dürfen, oder wenn sie nicht einmal hierzu im Stande sind, sich durch freiwillige Uebernahme unentgeltlicher Handdienste während der Bauarbeiten zu betheiligen. In dem kleinen Dorfe Hopfelde am Fuße der Ruine sind z. B. im Verein mit Glimmerode an Geld, sowie an freiwilligen Hand- und Spanndiensten an 150 Mark gezeichnet, im Dorfe Reichenbach an 120 Mark aufgebracht worden. In Walburg und Retterode sind ähnliche Sammlungen durchgeführt. In Lichtenau selbst haben die Mitglieder des Geschichtsvereins, der Kasino-Gesellschaft, des Turnvereins und des landwirthschaftlichen Vereins rund 400 Mark gezeichnet. Die übrigen Vereine sind

in gleicher Weise thätig, insbesondere der Gesangverein, der es unternommen hat, einen musikalischen Unterhaltungsabend zum Besten des Baufonds zu veranstalten.

Von ehemaligen Bewohnern unserer Gegend sind ebenfalls zahlreiche Spenden eingegangen. Auch unter ihnen nehmen die der minder Begüterten eine hervorragende Rolle ein, der beste Beweis dafür, daß es sich bei der Erhaltung der alten Ruine nicht nur um eine geschichtliche, sondern um eine wirklich volksthümliche Angelegenheit handelt. Selbst fernstehende Kreise beginnen sich für die Sache zu interessiren. So veranstalteten die an der Königl. Landesschule in Pforta (Prov. Sachsen) wirkenden Hessen — darunter auch Herr Rektor Muff (früher Gymnasialdirektor in Kassel) — auf Veranlassung des Herrn Forstassessors Jung (aus Harmuthsachsen gebürtig) unter sich eine Sammlung, deren Ertrag dem Schatzmeister des hiesigen Ausschusses überwiesen wurde. Ebenso hat der frühere Landrath unseres Kreises, Herr von Schenk (jetzt Landrath in Hanau), sein altes Wohlwollen für unsere Gegend durch Uebersendung eines Beitrages auf's Neue bewiesen. Weitere Beihilfen hat der örtliche Ausschuß durch Absendung von Bittschriften an die mit der Geschichte des Schlosses verknüpften fürstlichen Familien, namentlich an die Mitglieder unseres alten hessischen Fürstenhauses, erlangt. Es haben sich dergestalt bereits betheiligt Se. Königl. Hoheit der Landgraf von Hessen, Ihre Königl. Hoheit die Landgräfin-Mutter, Ihre Hoheit die Erbprinzessin von Anhalt, Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Hessen, Ihre Großherzogl. Hoheit die Prinzessin Viktoria von Battenberg, Se. Durchlaucht Fürst Wilhelm von Hanau, Se. Durchlaucht Prinz Philipp von Hanau, ferner Se. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Erzherzog Eugen von Oesterreich als Hoch- und Deutschmeister und neuerdings auch Se. Durchlaucht der Fürst von Hatzfeld. Weitere Zuwendungen sind zu erwarten. Ferner haben entsprechende Beiträge in Aussicht gestellt der Geschichtsverein zu Kassel, der niederhessische Touristenverein sowie die Besitzer von Glimmerode. Insgesammt kann nunmehr über die Hälfte der Bausumme als gesichert betrachtet werden. Damit ist die Gewähr gegeben, daß unserer Gegend und dem ganzen Hessenlande eines seiner geschichtlich denkwürdigsten Bauwerke erhalten bleibt. Der jetzige Ausschuß wird gewiß alles aufbieten, auch die noch fehlende Summe zusammenzubringen. Schatzmeister des Orts-Ausschusses ist Herr Apotheker Nickell hierselbst, von dem etwaige Beiträge jederzeit gern entgegengenommen werden.

Hess. Lichtenau. S.

Todesfall. Am 3. Mai verschied Dechant Wilhelm Kreisler zu Fritzlar im 76. Lebensjahre. Geboren am 15. September 1823 im Forsthause auf dem Sandberge, besuchte er das Gymnasium und das Priesterseminar zu Fulda, um dann seine Studien in München fortzusetzen. Hier legte er den Grund zu seinen kunstgeschichtlichen Kenntnissen, die ihm manche Stunde seines Lebens verschönten. 1860 zum Priester geweiht, wirkte er in Volkmarsen als Vikar, Kaplan und seit 1858 als Pfarrer bis zu seiner Uebersiedelung nach Fritzlar im Juni 1872. In seinen Aemtern entwickelte der Heimgegangene eine umfassende Thätigkeit. Erwähnt seien vorzugsweise die Denkmäler, welche von seiner Liebe zur Kunst Zeugniß ablegen: der herrliche Kreuzgang, die Bonifatiuskapelle, der Domschatz in der Stiftskirche zu Fritzlar und die Stationen auf dem Büraberg. Groß war seine Gastfreundschaft, von der Gelehrte von dem Rufe eines Janssen, Denifle und Beißel gern Gebrauch machten, hervorragend auch seine Wohlthätigkeit.

Personalien.

Ernannt: Oberlehrer Dr. Frenzel zum Seminardirektor in Homberg; Forstassessor Otto Schmidt zu Hersfeld zum Oberförster in Nastätten; die Referendare Bork und Loof zu Gerichtsassessoren; Pfarrverweser Golbach zum Pfarrer in Hauswurz.

Gewählt: Professor Dr. Thielemann zu Fulda zum Dompräbendat.

Verliehen: den Oberlehrern Dr. Hormel und Kohlschmidt an der höheren Mädchenschule zu Kassel das Prädikat Professor; dem Oberamtmann Heidt auf Schafhof bei Ziegenhain der Charakter als Amtsrath; dem Universitätskassenrendanten Beckmann zu Marburg der Charakter als Rechnungsrath.

Versetzt: Amtsgerichtsrath Dr. von Spindler zu Langenselbold nach Hanau.

Ausgeschieden: aus dem Justizdienst der Gerichtsassessor Dr. Matthieu zu Berlin behufs Uebertritts in den Dienst des auswärtigen Amts.

In den **Ruhestand** getreten: Geheimer Justizrath Mackelbey zu Fulda.

Vermählt: Kaufmann Emil Junghenn mit Fräulein Dora Artmann (Kassel, 7. Mai).

Gestorben: Karl Ponfick, 58 Jahre alt (Bordighera, 29. April); Lehrer Otto Kullmann, 52 Jahre alt (Großauheim, 30. April); Verwaltungsgerichtsdirektor a. D. Wilhelm Göbell, 57 Jahre alt (Kassel, 2. Mai); Dechant Wilhelm Kreisler, 75 Jahre alt (Fritzlar, 3. Mai); Amtsgerichtsrath Karl Heinrich Theis, 62 Jahre alt (Fulda, 3. Mai); Oberstleutnant a. D. Gustav Schultheis, 66 Jahre alt (Eutin, 3. Mai); verwittwete Frau Rechtsanwalt Sophie Holzapfel, geb. Hüpeden, 71 Jahre alt (Kassel, 4. Mai); Johann Georg Heinemann, 69 Jahre alt (Eschwege, 5. Mai); Rittmeister a. D. Freiherr Otto von Berlepsch (Berlin, 7. Mai); Prorektor Dr. Bernhard Schmidt (Hersfeld, 7. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. Juni 1899.

Blumengrüße.

VI.

Ich wollte Dir ein Röslein bringen,
Ein thaubenetztes, frisch und roth;
Da hört' ich leis ein Vöglein singen:
So früh gepflückt? O bitt'rer Tod!

Ein andres aber hört' ich fragen:
Sich hinzugeben ganz für sie,
Kann wer da zaudern oder zagen?
Sprich du, o Herz, dein lautes Nie!

So nimm denn hin, mein Kind, die Rose,
Die schönste, die mein Garten bot,
Und mag noch heut' in Deinem Schooße
Sie welk verwehn in's Abendroth.

Der Liebe Leben ist ein Schweben
Im Wechsel zwischen Glück und Leid;
Doch für sie sterben heißt erwerben
Im Tod all' ihre Seligkeit.

VII.

Die Freundin hat in's braune Haar
Die Myrthe Dir geflochten,
Und uns're Kerzen am Altar,
Wie haben sie so wunderbar,
Als ob sie Sonnen wären,
Geleuchtet, Dich zu ehren.

Du jetzt mein Weib, Du süße Maid,
Mein Alles hier auf Erden!
Mein Liederkranz verblaßt im Neid,
Denn aller Blüthen schönste seid
Doch ihr im Silberglanze,
Sternlein im Myrthenkranze!

Schlußwort.

Der Blumengrüße hab' ich sieben
So Dir wie mir in's Herz geschrieben.
Den Schlüssel doch zum Herzensschrein
Ich warf ihn tief in's Meer hinein;
Und darum sind für uns die Sieben
Der Liebe Grundgesetz geblieben.

A. Trabert.





Geschichte des vormals Fuldaischen Klosters und Schlosses Johannisberg am Rhein.

Von Dr. Justus Schneider.

Nach einem Vortrag, gehalten im Fuldaer Geschichtsverein am 19. April 1899.

(Fortsetzung.)

Obwohl der Abt die Aushändigung der Register, Briefe und Siegel versprach, sind diese doch im Kloster verblieben, da der Aufstand bald gedämpft wurde. Friedrich's Nachfolger, der Abt Hermann von Neuß, vernachlässigte aber wieder die Hauswirthschaft und verpfändete viele Güter. Der Nachfolger Valentin Horn von Alzei wurde 1551 Abt; 1552 wurde der Johannisberg von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg überfallen, geplündert und in Asche gelegt. Die Mönche gingen in andere Klöster, der Abt Valentin blieb in einem kleinen vom Brande verschont gebliebenen Gebäude, machte Schulden, so daß das Kloster völlig verarmte. Er wurde von dem Generalkapitel des Benediktinerordens zu Verden 1563 abgesetzt und in sein früheres Kloster zu St. Jakobsberg verwiesen, wo er 1567 starb. Kurfürst und Erzbischof von Mainz Daniel Brendel von Homburg zog die Klostergüter ein und ließ dieselben für eigene Rechnung verwalten. Das Kloster Johannisberg war also aufgehoben und zwar von seinem eigenen kirchlichen Oberhirten und blieb von da nur eine kurfürstliche Kellerei.

Die Aebte von 1130 bis 1563 sind nur zum Theil verzeichnet, die bedeutenderen haben schon Erwähnung gefunden. Nach Schannat[1]) werden folgende aufgezählt: Eigilwart, Anselm, Theodorich, Embricho, Rupert, Hermann, Hilger von Walterthurm († 1418), Heinrich von Clern († 1427), Johannes I. von Waldeck († 1439), Emmerich Naute von Winkel († 1443), Udalrich († 1457), Johannes II. von Idstein († 1463), Johannes III. von Lauterbach († 1466), Johannes IV. von Idstein († 1468), Konrad von Rodenberg († 1486), Gerhard von Montabaur († 1496), Johannes V. von Seegen († 1515), Eberhard von Venloo erhielt eine andere Abtei, Friedrich von Rüdesheim († 1538), Hermann von Neuß († 1551), Valentin Horn von Alzei (1567).

Unter Rupert wurde 1358 ein großer Fund von Reliquien gemacht „in einem uralten Lädlein, durch schriftliche Zeugnisse sattsam beglaubigt (wie es in der Urkunde von Erzbischof Gerlach, d. d. Eltvil 23. März 1360 heißt): erstlich ein kostbares Stück von dem Tüchlein, womit dem am Kreuze schwebenden Heiland die Augen verbunden gewesen. Ein großes Stück von dem Schweißtuch des Heilands. It. ein großes Stück von dem reinen Tuch, in welchem der Leib des Heilandes eingewickelt gewesen. It. ein großes Stück von dem kostbaren Holze des Kreuzes, welchem das Heil der Welt angeheftet gewesen. Ein Stück von dem Kleide, so der h. Johannes B. in der Wüste trug. Ein ganzes Gelenk von dem h. Apostel Paulus. It. von dem h. Martinus, unserem Patron. It. von dem Gehirn der h. Jungfrau Barbara. Von St. Bartholomäus, dem Apostel, ein großes Stück. Ein ganzes Gelenk von S. Blasius, dem Märtyrer und Bischof. Von Hubertus, dem h. Bekenner. Von St. Antonius, dem Bekenner. Ein blutiger Nagel, womit der h. Sebastianus Märtyrer angeheftet gewesen. Ein großes Stück von den Reliquien des h. Mauritius. It. von St. Nikolaus dem Bischof. It. von dem Tisch des Herrn. It. von dem Grab des Herrn. It. von des Moyses Ruthe. It. von anderen verschiedenen Heiligen, deren Tod kostbar ist in den Augen des Herrn."

Es wurden von dem Erzbischof Gerlach den Gläubigen, welche diese Reliquien aufsuchten und verehrten, Gnaden und Ablässe verliehen und dadurch wohl der Besuch des Johannisberges durch religiöse Leute gefördert, aber ein solcher Andrang, wie bei anderen Gnadenorten, hat dort nicht stattgefunden. Ueberhaupt scheint das beschauliche und klösterliche Leben dort nicht recht haben aufkommen können in dieser paradiesischen

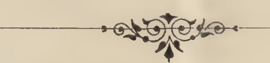
[1]) Schannat, Vindemiae, S. 154 ff. — Schannat, Dioecesis et Hierarchia Fuldensis, S. 116 ff.

Gegend, welche mehr zum weltlichen Genusse, wie zur mönchischen Askese anregte.

Als durch die Plünderung und Brandlegung des Klosters Johannisberg durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und durch die Nachlässigkeit des letzten Abtes Valentin die Abtei zerstört war, ließ Erzbischof Daniel die noch übrigen Klostergüter durch einen Oekonom verwalten. Die Benediktiner sowohl wie die Jesuiten gaben sich viel Mühe das Kloster wieder zu bekommen, allein Kurfürst Johann Schweikhardt war dagegen. Durch Vorstellung der Benediktiner bewogen, ernannte zwar Papst Gregor XV. 1623 einen Benediktiner Stephan Pollunx (nach Bodmann in den „Rheinischen Alterthümern" Stephan Spuling) aus Köln zum Abt; doch ließ ihn der Kurfürst nicht zu.

Im 30jährigen Kriege wurde 1631 der Johannisberg wieder durch die Schweden, welche vier Jahre lang das Erzstift Mainz besetzt hielten, hart mitgenommen. Die Oekonomie des Johannisberges verschlang nun fast die gesammten Einkünfte desselben. Der Kurfürst verpfändete deshalb 1641 den Johannisberg an den Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann für 30 000 Reichsthaler, zahlbar in drei Jahren. Nach den Schweden aber kamen die Franzosen und plünderten unter Turenne den Rheingau. Sie brandschatzten auch den Johannisberg. Nach Bleymann's Tode übernahm sein Schwager von Giese die Verwaltung des Gutes. Da er auch einen ordentlichen Ertrag nicht erzielen konnte, wurde dem Erzstift Mainz der Vertrag aufgekündigt, wodurch dasselbe in große Verlegenheit gerieth. Der Johannisberg wurde nun wieder ausgeboten zum Verkauf oder zur Verpfändung.

(Fortsetzung folgt.)



Heinrich Henkel.

Ein Lebensbild.

Von Professor Dr. Melde in Marburg.

Am 10. April d. Js. verschied in Frankfurt a. M. der Königliche Musik-Direktor Dr. Heinrich Henkel nach achttägigem Kranksein in Folge einer Influenza. Die Bedeutung dieses Mannes, eines Hessensohnes, verdient es, daß ihm auch in diesen Blättern des „Hessenlandes" ein Nachruf gewidmet wird, und thue ich dies mit um so größerer Theilnahme, als es mir vergönnt gewesen ist, mit der ganzen Familie Henkel in Fulda und Frankfurt a. M. vielfach in angenehmen und sehr werthvollen Beziehungen stehen zu können.

Heinrich Henkel wurde am 16. Februar 1822 zu Fulda geboren als der drittälteste Sohn des in Fulda und in weiten Grenzen darüber hinaus hochgeschätzten Musikers, des alten Kantors Michael Henkel (geboren 1780 zu Fulda, gestorben 1851 ebendaselbst), dessen sich wohl noch manche ältere Fulder, aber namentlich auch manche einstige Schüler des Fulder Gymnasiums erinnern werden, zumal ja der „alte Kantor Henkel" nicht nur Organist an den beiden Hauptkirchen Fuldas, sondern auch Gesanglehrer am Gymnasium daselbst war.

Dieser ausgezeichnete Musiker stammte aus der Schule des berühmten Schmalkalder Organisten Vierling (gestorben 1813 zu Schmalkalden), und dieser hatte keinen Geringeren wie den Sohn des Joh. Sebastian Bach, nämlich den Kantor Philipp Emanuel Bach (gestorben 1788 in Hamburg) zu seinem Lehrer gehabt, so daß der alte Henkel in Fulda, wenn man will, noch zur näheren Schule des großen Sebastian gerechnet werden konnte. Da der Vater seinen Sohn Heinrich zum Musiker ausbilden wollte, so war der letztere zunächst bei seinem Vater in der besten Schule. Der Knabe spielte schon im siebenten Jahre leichte Stücke für Klavier, im achten vierstimmige Choräle auf der Orgel der Stadtpfarrkirche und konnte so, nachdem er auch noch das Pedal der Orgel zu treten vermochte, bis zum Jahre 1839 hin vielfach den Organistendienst seines Vaters für diesen versehen. Nun sollte der talentvolle Jüngling aber sein Vaterhaus verlassen, um zweien anderen hervorragenden Musikern anvertraut zu werden, nämlich keinen Geringeren wie dem berühmten Klaviermeister Aloys Schmidt (gestorben 1866 in Frankfurt a. M.) und dem hervorragenden Theoretiker und Komponisten Hofrath Anton André (gestorben 1842 in Offenbach).

Der junge Henkel wurde von André nach Offenbach in sein Haus aufgenommen und genoß nun hier den gründlichsten theoretischen Unterricht

des Meisters, der ja heute noch in seinem großen theoretischen Werke „Lehrbuch der Tonsetzkunst“ als einer der bedeutendsten Theoretiker auf dem Gesammtgebiete der Musik anerkannt werden muß. Henkel war bei diesen Studien so fortgeschritten, daß er nach dem Tode seines Lehrers den einen Band des großen Werkes: die „Lehre von der Fuge“ im Druck revidiren und mit einem Vorworte versehen konnte.

Und nun daneben den Meister Aloys Schmidt, den berühmten Frankfurter Klavierspieler und Klavierlehrer, der nur dem gediegenen Spiele huldigte und allem Blendwerk abhold war, wiewohl er es mit den hervorragendsten Klavierspielern auch im brillanten Spiele aufnehmen konnte. Diesem Meister verdankte nun Heinrich Henkel seine erste Ausbildung als eigentlicher Klavierspieler, und groß war die Freude beim alten Henkel in Fulda, als der Frankfurter Meister nach Jahresfrist diesem mittheilte, „daß sein Sohn Heinrich ein tüchtiger und kunstvoller Klavierspieler werden würde“.

Nach dem Tode André's kehrte Heinrich Henkel zunächst nach Fulda zurück, wo seine Hilfe dringend nöthig wurde, deshalb, weil der um 17 Jahre ältere Bruder Andreas (gest. 1871), der als Musiklehrer am Schullehrerseminar thätig war, in Folge eines Sturzes schwer leidend wurde, sodaß für ihn der jüngere Bruder Heinrich aushilfsweise eintreten mußte. Zugleich gab der Letztere nun Privatunterricht und betheiligte sich auch lebhaft mit großem Erfolge an der Hebung der ganzen musikalischen Verhältnisse Fuldas.

Zum zweiten Male verließ er aber dann seine Vaterstadt, um jetzt die Musikmetropole Leipzig zu seiner weiteren Ausbildung aufzusuchen. Diese bedeutungsvolle Leipziger Zeit dauerte durch die Jahre 1846 und 1847 hindurch, und sollte dieser Aufenthalt des jungen Künstlers für ihn nach jeder Richtung von der höchsten Bedeutung werden. Henkel hatte schon durch die Sorge seines Vaters in Fulda nicht blos der Musik obgelegen, sondern hatte auch sonst eine möglichst erfreuliche Allgemeinbildung erhalten. Diese kam ihm in Leipzig sehr zu statten und fand er als feingebildeter junger Mann in verschiedenen hervorragenden Familien, wo die musikalischen Größen Mendelssohn, Moscheles, Gade, Lobe, Hauptmann u. A. verkehrten, die beste Aufnahme.

Man kann sich denken, daß Henkel in Leipzig in musikalischer Beziehung Gelegenheit hatte, nur das Höchste und Schönste in Musik zu hören. War ja doch Mendelssohn hier in seinem Glanze, war es ja doch Robert Schumann, dessen Meisterwerke hier zur Aufführung kamen und alle Welt in Begeisterung setzten. Das konnte es aber nicht allein sein, was Henkel in Leipzig zu gewinnen dachte, er wollte vor Allem als Klavierspieler noch lernen und bedeutender werden; er hoffte, im Klavierspiel, wenn man will, noch weitere Weihen zu erhalten an einem Orte, wo so manche Klavierspieler und Klavierlehrer ersten Ranges weilten und wirkten. Dies war ihm beschieden, indem er ein Schüler des berühmten Klavierpädagogen Julius Knorr (gestorben 1861) wurde, der ja selbst ein Schüler des alten Meisters Friedrich Wieck (gest. 1873), des Vaters und des wunderbaren Lehrers der Clara Schumann, gewesen war.

Nach zwei Jahren finden wir den durchgebildeten Musiker Heinrich Henkel wieder in seiner Vaterstadt Fulda, woselbst er neben der Veranstaltung von Konzerten sich besonders auch durch Unterrichtgeben im Klavierspiel auszeichnete. Da war es im Jahre 1849, wo auch der Verfasser dieses Lebensbildes das Glück hatte, sich eine kurze Zeit hindurch des Unterrichts im Klavierspiel beim Meister Heinrich Henkel zu erfreuen. Ich sage eine kurze Zeit, denn bereits im Oktober 1849 sollte Henkel nach Frankfurt a. M. zum zweiten Male übersiedeln, derjenigen Stadt, welcher er dann in seiner vielseitigen musikalischen Thätigkeit bis an sein Lebensende durch fünfzig Jahre hindurch treu geblieben ist.

Es waren in Frankfurt einige glücklich zusammentreffende Ereignisse, welche recht bald den Musiker Henkel hochbringen halfen. Insbesondere war es ein Konzert, welches die damalige hervorragende Sängerin Mathilde Grauman, eine geborene Frankfurterin, in ihrer Vaterstadt gab und wobei der junge Henkel mitwirkte. Er begleitete in diesem Konzerte die Gesangsvorträge der Sängerin, die ja später, im Jahre 1852, sich mit einem italienischen Kavalier verheirathete und unter dem Namen Marchesi als Sängerin und Gesanglehrerin dauernden Ruhm erwarb. Die Hauptsache für Henkel bei diesem Konzert aber war, daß er öffentlich das in Frankfurt noch nicht gehörte Schumann'sche Klavierquintett spielte und den reichsten Beifall erntete. Seine Frankfurter Carrière war hiermit in schönster Weise inaugurirt und für die Zukunft in einer Weise dauernd gesichert, wie es in den wesentlich kleineren Verhältnissen Fuldas wohl niemals hätte geschehen können. Henkel hatte hierfür auch den richtigen Blick; er wußte, was er als Künstler leisten konnte, und wußte es, daß insbesondere auch bei seiner weltmännisch angelegten Natur nur eine größere Stadt und namentlich eine wie Frankfurt seinem Schaffensdrange entsprechen

konnte. Es gebührt daher auch der Stadt Frankfurt selbst ein besonderer Dank dafür, daß in ihr unser Landsmann gleich von Anfang an verstanden wurde und man ihm nach jeder Richtung hin in seinen Bestrebungen fördernd entgegen kam. Er wurde sofort vielseitig als Lehrer in Klavierspiel gesucht und kam ihm hierbei besonders seine allgemeine Bildung und seine gesellschaftliche Gewandtheit zu Gute, besonders bei den in Frankfurt damals vertretenen Familien des hohen Bundestags und den sonstigen feinen Patrizierfamilien der reichen Weltstadt. Aber Henkel ließ sich durch dieses Entgegenkommen nicht verwöhnen, sondern suchte außerdem seine musikalischen Fertigkeiten zur Hebung der Frankfurter musikalischen Verhältnisse nach allen Seiten hin zu verwerthen, zunächst zur Hebung der Kirchenmusik, und müßte er ja in dieser Beziehung nicht der Sohn seines um die Hebung des Kirchengesangs in der Fuldaer Diözese so hochverdienten Vaters gewesen sein, eines Kirchengesangs, wie er namentlich bei der verständnißvollen Unterstützung des Bischofs Dr. Leonhard Pfaff und später auch unter der Mithülfe der hervorragenden Gymnasialdirektoren Dr. Bach und Dr. Dronke durch die Herausgabe unerreicht vollendeter vierstimmiger Choralbücher des alten Henkel erreicht wurde. Heinrich Henkel widmete der Kirchenmusik in Frankfurt seine ganz besondere Fürsorge und gründete einen Kirchengesangverein, zu dem Mitglieder jeder Konfession beitreten konnten. Das höchst erfreuliche erste Resultat bestand in der Aufführung einer Messe von Hummel im Dome, welcher Aufführung ein solcher Beifall gespendet wurde, daß im Laufe der nächsten Jahre in den katholischen Kirchen Frankfurts nunmehr die Aufführungen von großen Messen und Kirchenmusiken von Haydn, Mozart u. a. zu Stande kamen.

Eine andere Thätigkeit Henkel's begann, als der hochverdienstvolle Dirigent des philharmonischen Vereins in Frankfurt, Musikdirektor Messer, im Jahre 1860 starb und ersterem dessen Stelle übertragen wurde. Hiermit trat Henkel in die Reihe der Dirigenten ein, denen die Direktion großer öffentlicher Konzerte anvertraut wurde, und hiermit nicht genug, es richtete auch noch das benachbarte Hanau an Henkel ein Gesuch, in Hanau die Winterkonzerte zu dirigiren. Auch dies übernahm Henkel. Aber menschliches Können und Vollbringen hat seine Grenzen, und wenngleich eine Natur noch so elastisch ist, so kann sie insbesondere unter der Last verschiedenartiger Arbeiten doch zu zerreißen drohen. Dies war wirklich bei Henkel der Fall. Er verfiel in Folge der auch mit körperlichen Anstrengungen verbundenen Thätigkeit eines vielfach gesuchten Klavierlehrers, eines dreifach in Anspruch genommenen Dirigenten und in Folge der damit zusammenhängenden geistigen Spannung und des in's Spiel kommenden künstlerischen Ehrgeizes in einen Krankheitszustand, den die Aerzte mit Entschiedenheit zu beseitigen suchten, indem sie dem vielbeschäftigten Patienten vor allem riethen, den Dirigentenstab bei öffentlichen größeren Konzerten niederzulegen. Henkel folgte, und von nun an konzentrirte er seine Thätigkeit nur noch auf zwei Dinge, insbesondere nämlich auf die Abhaltung von Konzerten für Kammermusik und auf seine Lehrthätigkeit für's Klavierspiel und alles das, was hiermit im Zusammenhang steht, wie namentlich auf theoretische Unterweisungen. Aber diese Thätigkeit sollte nun doch bald innerhalb eines Rahmens ausgeübt werden, der mehr umfaßte, wie das einfache Stundengeben bald hier, bald da in Frankfurter Familien. Henkel strebte weiter: er wollte eine vollständige „Schule" errichten, in welcher zunächst zwar Klavierunterricht ertheilt werden sollte, in welcher aber auch noch in anderen Musikfächern nach und nach unterrichtet werden konnte: kurz, in welcher Schule die Ausbildung auch eines Fachmusikers erzielt werden konnte. Eine solche Schule besaß Frankfurt noch nicht, aber trotz der weitherzigeren Auffassungen, die man in der reichen und kunstsinnigen Stadt Frankfurt hatte, konnte man sich doch nicht sofort von der Nothwendigkeit einer solchen Schule, einer „Musikschule", wie sie bald genannt werden sollte, überzeugen. Allen Schwierigkeiten gegenüber war aber Henkel der Mann, der sie nach und nach beseitigen half, der rastlos auf Unterstützungen sann, mochten diese in der Mithilfe von hervorragenden Musikern, von wohlwollenden und einflußreichen Gönnern, oder in der Herbeischaffung äußerer Mittel erkannt werden.

Die drei Männer, welche sich mit Henkel zur Erreichung des schönen Zieles zunächst verbanden, waren Christian Hauff, Wigand Oppel und Hermann Hilliger, von denen die beiden ersten mit Henkel dann zusammen den ersten eigentlichen Vorstand der Musikschule bildeten. Sie wurde am 1. Oktober 1860 eröffnet, wobei sieben Schüler und Schülerinnen den ersten Bestand bildeten, der sich im selben Semester auf elf erhob und sich nach und nach so vermehrte, daß in einem Jahre die Zahl der Schüler und Schülerinnen auf weit über Hundert stieg.

Die Frankfurter Musikschule konnte am 1. Oktober 1870 ihr 10jähriges Bestehen feiern, und geschah dies in solenner Weise. Sie konnte aber

auch am 4. Oktober 1885 ihr 25jähriges Bestehen feiern, und verlief diese Feier in glänzender Weise. In einer hierüber von dem Direktorium herausgegebenen Festschrift ist es besonders die Festrede, von Heinrich Henkel gehalten, welche von der großen Festversammlung im Saalbau mit erhebendem Beifall aufgenommen wurde. Seit dieser 25jährigen gemeinsamen Vorstandsthätigkeit mit den Herren Hauff und Oppel übernahm Henkel allein das Direktorinm der blühenden Anstalt, und es sollte ihm noch vierzehn Jahre lang vergönnt sein, in ihr segensreich zu wirken. Der alte, werthe Freund übersandte mir einige Tage vor dem 28. März 1899 das Programm der „Oster-Prüfungen“. An drei Prüfungstagen fanden die Vorträge der Schüler und Schülerinnen statt, und waren es dieser Vorträge gerade hundert. —

Es sollte die letzte Prüfung seiner durch 39 Jahre hindurch von ihm segensreich geleiteten Anstalt sein. Henkel war schon einige Zeit vor dem Ostertermin der Prüfung von einer Influenza befallen worden, die jedoch einen so günstigen Verlauf genommen hatte, daß er glaubte, er könne wenigstens am letzten Tage der Nachmittagsprüfung persönlich beiwohnen. Es geschah, aber die Hoffnung, daß die tückische Krankheit sich ganz verlieren sollte, erfüllte sich nicht. Der Patient bekam einen ernsten Rückfall, der gleich mit einer Lungenentzündung einsetzte und innerhalb acht Tagen nach schweren Leiden den Tod herbei führte. Eine Gnade des Himmels sollte dem Scheidenden noch zu Theil werden, indem es ihm vergönnt war, seine liebende Gattin und alle seine fünf lieben Kinder um sich versammelt zu sehen. Ein rastlos thätiger Künstler, ein edler Mensch war aus der Welt geschieden, dem alle, die je mit ihm zusammenkamen, das treueste Andenken bewahren werden, dessen insbesondere die vielen Hunderte von Schülern und Schülerinnen in steter Dankbarkeit gedenken werden.

Die Hauptbedeutung der künstlerischen Thätigkeit Henkel's lag zweifellos in seiner musikalischen Lehrthätigkeit, bezüglich deren man mit vollem Rechte sagen kann: Henkel war ein ausgezeichneter Musikpädagog, insbesondere wenn es sich hierbei um den vollendeten Unterricht im Klavierspiel handelte. Aber er war auch ein ausgezeichneter Komponist, und werden insbesondere seine sehr zahlreichen Klavierkompositionen und ebenso seine vielen Lieder stets Werth behalten. Besonders müssen aber immer wieder, wenn es sich um die musikliterarische Thätigkeit handelt, diejenigen Leistungen hervorgehoben werden, die auch wieder in erster Linie mit dem Unterricht im Klavierspiel in Verbindung stehen. Dahin gehört der von Henkel herausgegebene „Musikalische Kompaß“, ein Führer für die Wahl der Literatur in den verschiedenen Stadien des Klavierunterrichts. Ferner die Schrift „Grundzüge einer Methodik des Klavierunterrichts“ und namentlich aus jüngster Zeit das Werk die „Schule des Mechanismus als Grundlage der Technik des Klavierspiels“.

Henkel hat auch eine Reihe werthvoller Veröffentlichungen aufzuweisen, die im Besonderen mehr der Geschichte der Musik angehören. Dahin gehört in erster Linie eine sehr werthvolle Biographie seines berühmten Lehrers Aloys Schmidt, worin eine Menge Wissenswerthes enthalten ist. Ferner eine große Reihe von Abhandlungen, namentlich auch Mozart betreffend, in musikalischen Zeitungen, so namentlich in Dr. Paul's „Tonhalle“ und in Breslaur's „Klavierlehrer“. Besonders interessant für uns Hessen und speziell uns Fulder ist seine werthvolle Abhandlung: „Mittheilungen aus der musikalischen Vergangenheit Fuldas“, worin er auch seinem berühmten Vater noch ein Denkmal setzte. Der Sohn Heinrich war es ja auch, der in seiner Vaterstadt Fulda eine Feier des hundertjährigen Geburtstages seines Vaters in einer Weise veranstaltete, welche mit großer Freudigkeit und Begeisterung aufgenommen wurde, insbesondere als ja zwei Kinder des Frankfurter Künstlers, also zwei Enkelkinder des alten Fuldaer Kantors mitwirkten. Der Fuldaer Verein „Museum“ veranstaltete dieses hundertjährige Jubiläums-Konzert am 25. November 1880, wofür das Programm lautete:

1. Festouverture für Orchester, op. 27 von Michael Henkel.
2. „Lob der Harmonie“, Cantate für Chor mit Klavierbegleitung von Michael Henkel.
3. Andante und Allegro für Violine (Herr Karl Henkel) von Mozart.
4. Capriccio H-moll für Klavier (Fräulein Sophie Henkel) mit Orchesterbegleitung von Mendelssohn.

Gewiß ein interessantes Programm, in welchem der Großvater als Komponist und die Enkelkinder als tüchtige Solisten auf dem Klavier und der Violine vertreten waren.

Es soll dieses Lebensbild nicht gegeben sein, ohne noch verschiedener Auszeichnungen zu gedenken, welche unserm Heinrich Henkel während seines Lebens zu Theil wurden. Im Jahre 1883 wurde ihm auf Antrag der musikalischen Sektion der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin durch den Herrn Kultusminister der Titel eines Königlichen Musikdirektors verliehen. Für ein früher Sr. Majestät dem König Wilhelm von Preußen gewidmetes Te Deum wurde ihm

ein huldvolles eigenhändiges Allerhöchstes Kabinetschreiben zu Theil. Für Umarbeitung des großen André'schen theoretischen Werkes in ein kürzeres praktisches Lehrwerk verlieh ihm Se Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Gleicher Auszeichnung hatte er sich von Seiten Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen Koburg-Gotha für eine diesem gewidmete Ouverture zu erfreuen. Der Frankfurter „Liederkranz" ernannte Henkel in Anbetracht seiner Verdienste um den Verein und um die Förderung von Kunstinteressen überhaupt zum Ehrenmitgliede. Eine ganz besondere Freude und Auszeichnung sollte ihm aber noch zu Weihnachten 1890 zu Theil werden, indem ihm die philosophische Fakultät der Universität Marburg den Titel eines „Doctoris Musices et Artium Liberalium Magistri Honoris Causa" verlieh, und indem ich die verba ornantia des Diploms hierhersetze, glaube ich mit diesen das Lebensbild eines verdienstvollen Mannes unseres Hessenlandes abschließen zu sollen. Sie lauten:

Viro Amplissimo et Clarissimo
Henrico Henkel
Regio Rerum Musicarum Francofurti ad Mœnum Directori
Scholae Musicae Cui Præest Conditori Nobilissimo
Artis Clavicymbalo Canendi Praeceptori Per Annos Multos Approbatissimo
Musico Scriptori Modorumque Inventori Optime Merito
Musices Sacrae Colendae Auctori Gravissimo.



Erinnerungen an den April 1849.

Aufgezeichnet vom † Hauptmann Maximilian von Ditfurth.

(Schluß.)

In der Nacht vom 13. auf den 14. April biwakirten sämmtliche am Gefecht betheiligten Bataillone vor den Düppeler Höhen. Die Mannschaft der beiden kurhessischen Bataillone war gleich früh ausgerückt und hatte sich bis 8 Uhr Abends, also 18 Stunden, im Tirailleurgefecht ausdauernd ruhig und muthig gehalten.

Von der Fußbatterie waren am 13. Morgens zwei Geschütze am Strande der Bucht Wenig-Brad aufgestellt und bewirkten durch einige auf ein Kanonenboot gerichtete Schüsse, daß dieses seine Absicht aufgab, noch näher an's Land zu kommen.

Den verhältnißmäßig größten Verlust erlitten die sächsischen Bataillone; sie hatten allein sechs getödtete und sieben verwundete Offiziere. Von den kurhessischen Truppen waren vom 2. Bataillon des 2. Infanterie-Regiments ein Offizier (Lieutenant von Lengerke), ein Unteroffizier und fünfzehn Soldaten verwundet. Vom Schützenbataillon ist ein Gefreiter durch eine Spitzkugel am Kopf verwundet worden.

Bereitwillig wurden, wie aus dem Bericht des Kommandirenden hervorging, hessischerseits die Verdienste der anderen deutschen Truppen anerkannt. Ueberhaupt bestand zwischen den Angehörigen des kurhessischen und der übrigen deutschen Kontingente ein echt kameradschaftliches Verhältniß. Dafür liefert folgende Episode, die hier ebenfalls aus dem Manuskripte des Herrn Max. von Ditfurth auszugsweise mitgetheilt sei, wohl durchschlagenden Beweis.

II. Die braven Kameraden.

Als am Morgen des Gefechts bei Düppel, am 13. April 1849, diejenigen baierischen Abtheilungen, welche die Düppeler Höhen hinab bis gegen den Sonderburger Brückenkopf vorgedrungen waren, wegen des mörderischen Flankenfeuers der dänischen Strandbatterie auf Alsen sich wieder diese Höhen hinan zurückziehen mußten, begab es sich unter Anderem, daß vier baierische Schützen, durch Bombenstücke schwer verwundet, zurückblieben, indem bei der Kampfesweise in zerstreuter Ordnung in einem Gewebe von vielfach sich durchkreuzenden Hecken und Erdwällen, Knicke genannt, ihr Zusammensinken von ihren Kameraden wohl nicht bemerkt worden sein mochte.

Erst am Nachmittage, als im ferneren Laufe des Gefechts die Schützenzüge des 2. Bataillons des 2. kurhessischen Infanterie-Regiments nach der Richtung hin, wo jene Unglücklichen sich befanden, wieder vordrangen, wurden zwei derselben bei dem Uebersteigen eines hohen Knicks von einem der hessischen Schützen wahrgenommen, als eben einer von ihnen zufällig den Arm erhob.

Auf die hiervon dem Zugführer, Lieutenant von Bischoffshausen von der 5. Kompagnie, erstattete Meldung wandte sich dieser an seine Mannschaft und forderte sie auf, die beiden verwundeten baierischen Kameraden zu holen. Worauf alsbald die Korporale Riedel II und Degenhard, sowie der Gefreite Schmidt und die Musketiere Brand, Schellhas und Wettlaufer über den

schützenden Knick hinweg nach jener Stelle, wo die verwundeten Baiern bemerkt worden waren, hineilten. Ungeachtet des heftigen dänischen Feuers, dem sie ausgesetzt waren, gelang es ihnen doch, die beiden Verwundeten sammt deren Waffen und Gepäck glücklich zurückzubringen, ohne daß, mit Ausnahme des Gefreiten Schmidt, der einen Prellschuß bekam, einer von ihnen verletzt worden wäre.

Als die Halbohnmächtigen gelabt und gestärkt waren und einer von ihnen darauf hinwies, daß unweit von dem Platze, an dem sie selbst gelegen hätten, noch zwei ihrer Kameraden zu finden sein müßten, machten sich Korporal Riedel und seine Leute ohne Zögern wieder auf den gefahrvollen Weg und brachten auch die anderen beiden Baiern, von denen einer freilich bereits dem Tode nahe war, trotz des zunehmenden Feuers der Dänen in Sicherheit. Freilich verursachte dies größere Mühe, da sie in einer Vertiefung mehr versteckt gelegen hatten. Leider gelang es nur, einen der Geretteten am Leben zu erhalten, auch diesen nur als Krüppel.

An äußeren Auszeichnungen sollte es jenen Braven nicht fehlen. Es wurde ihnen nämlich sämmtlich die baierische silberne Militärverdienstmedaille verliehen, und außerdem erhielt der Korporal Riedel II, der sich schon am 6. April im Gefecht bei Gravenstein durch einen — wie es in dem amtlichen Bericht heißt — an Verwegenheit grenzenden Muth ausgezeichnet hatte, und der Korporal Degenhard, welcher sich während des Gefechts bei Düppel noch anderweitig hervorgethan hatte, das kurhessische Militär-Verdienstkreuz.

Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

(Fortsetzung.)

Währenddessen kniete Adele oben, zwei Treppen hoch, in dem großen Schlafzimmer vor Lilli's Koffer und packte. Schränke und Schubladen standen offen, und Lilli langte, nach Adelens Weisung, bald hier, bald da hin, um zu holen und zu reichen.

Es war im Lauf des Sommers eine große Veränderung mit dem jungen Mädchen vorgegangen; sie mußte etwas durchlebt haben in all' den Monden, die Kleine, denn sie war dieselbe, „die Kleine", nicht mehr. Sie schien gewachsen; auf die kindlich, weichen Züge hatte sich der Ernst gelagert, und die blauen Augen, die sonst nur lachen konnten, sahen aus, als ob sie das Weinen kennen gelernt. Die ersten Spuren von „jungen Leid" waren in dem lieblichen Gesichtchen zu lesen.

Adele's Blicke folgten Lilli aufmerksam. Wo war die Frische, das Leben, das sonst aus jeder Miene, jeder Bewegung sprach, geblieben, wo war der kindliche Frohsinn, der kleine Uebermuth, der ihr so gut stand, hingekommen? War es nicht, als sei ein Schleier über ihr ganzes Wesen gebreitet? Die Mädchen hatten recht; man kannte Lilli nicht mehr.

Adele erhob sich und klappte den Kofferdeckel zu. „So, Kindchen, nun sind wir fertig. Nun kleide Dich ein wenig um und komm' mit nach unten. Und die trüben Mienen lassen wir hier oben, nicht wahr?" meinte sie liebevoll. Lilli ließ das Köpfchen hängen. „Ach! Adele!"

„Was hast Du, Kindchen?"

„Ich glaube, Adele, ich kann nie wieder froh werden".

Adele nahm Lilli mit mütterlicher Zärtlichkeit in den Arm. So mußt Du nicht reden, liebe Lilli, das ist beinah unrecht. Sieh, es war ja damals ein recht unbedachter Schritt, den Du thatest, aber eine Sünde, für die Du es Dir anrechnest, war es nicht."

Lilli sah sehr bedrückt aus. „Es liegt seitdem so viel Unwahres zwischen mir und lieben Menschen; darüber besonders kann ich nicht hinauskommen."

„Du hast Dich nie gegen Deine Tante von Mannskopf ausgesprochen?" meinte Adele.

„Durfte ich's thun, Adele? Durft' ich, nachdem Großtante alles auf sich genommen, ihr sagen, daß durch die kleine Zerstreutheit ihrerseits neue Verwirrung in die Sache gekommen war? Jede Erregung ist ihr in ihren hohen Jahren gefährlich, und es hätte sie erregt, das weiß ich."

Adele dachte nach. „Gewiß, gewiß, das verstehe ich. Und darum schwiegst Du auch. Nur das blieb mir räthselhaft, daß er, Pfarrer Ullrich, auch stumm und unthätig blieb, daß er nicht, eine Verwechselung vermuthend, direkt zu Fräulein von Mannskopf ging."

Lilli hatte erröthend das Köpfchen gesenkt. „Darüber hab' ich selbst oft nachgedacht, Adele, konnte aber keine Lösung finden. Zuweilen hatt' ich den Gedanken, zu seiner Mutter, die ich ja

von früher her kenne, zu gehen, ihr alles mitzutheilen und die Handschrift zurückzugeben."

Adele nickte zustimmend. „Ich glaube, es wäre das Richtige gewesen. Du hättest Tante Sabine geschont und hättest durch freimüthiges Bekennen Deines Fehlers das frühere Unrecht gut gemacht. Und nicht zum wenigsten, liebe Lilli, hättest Du ein Eigenthum, ein geistiges Eigenthum, zurück erstattet. Denn es ist durchaus nicht dasselbe, ob Herr Pfarrer Ullrich Deine oder seine Handschrift in Händen hat."

Lilli seufzte tief auf. „Du hast vollkommen Recht, liebste Adele. Obwohl ich sonst noch recht unverständig bin, hatte ich mir das alles selbst gesagt. Ich war mehr wie einmal auf dem Punkt es zu thun, aber —"

„Nun, aber?" fragte Adele.

Lilli hatte das Köpfchen noch tiefer gesenkt. „Ich glaube, Adele, — ich weiß es nicht recht, — aber es ist möglich, daß in dem vertauschten Manuskript ein Gedicht, das ich mir damals abgeschrieben hatte, liegen blieb. Es war nur auf einen kleinen Briefbogen geschrieben, und erregt, wie ich damals war, mag es wohl sein, daß ich es in meine Abschrift der Predigt legte. Ich vermißte das Gedicht sehr bald, nachdem ich Großtante die beiden Hefte gebracht hatte, konnte es nirgends mehr finden, und da ich meine eigne Abschrift nicht zurück erhielt, so blieben meine Zweifel unaufgeklärt."

Adele hatte Lilli mit aufmerksamem Auge betrachtet, und es konnte ihr nicht entgehen, wie heftig dies kleine Bekenntniß das arme Kind erregte. Hier lag ein Zusammenhang vor, das sagte Adele sich augenblicklich; das Gedicht war nicht von ungefähr in das Manuskript gerathen, es hatte einen Bezug darauf. Indessen hielt sie es für besser, nicht weiter in Lilli zu dringen.

„Dann ist es also doch nur eine Vermuthung, die Dich so beunruhigt, liebe Lilli", meinte sie. „Komm, Herzchen, laß das Phantom nicht zu viel Macht über Dich gewinnen. Wie leicht ist ein Blatt verlegt, wie leicht in der Unachtsamkeit zerrissen. Bei den vielen Händen, die hier hantiren, wer weiß, in welche es gerathen und was damit geschehen ist."

Lilli sah dankbar zu der guten Adele auf; sie fühlte, daß diese sie beruhigen wollte.

„Möchte es so sein, liebste Adele; wie froh, wie dankbar wollte ich sein."

In diesem Augenblick wurde die Thüre geöffnet, und ein kleiner, schwarzer Krauskopf sah herein; Adele wurde abgerufen um ihre Meinung bei der Anordnung des Tisches abzugeben.

Lilli blieb allein. Sie setzte sich auf ihr Köfferchen, faltete die Hände über den Knieen und sah still und ernst vor sich hin. „Sie ist gut, Adele, sie will mich trösten, aber es war ihre Ueberzeugung nicht, was sie aussprach, so wenig als es die meinige ist. Nein, nein, eine innere Stimme sagt mir, daß das Schreckliche geschah, daß das Gedicht in meiner Abschrift lag und in seine Hände kam." Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, und schwere Thränen fielen in den Schooß.

„All' mein Gefühl hab' ich ihm verrathen! Wie muß er mich verachten, wenn er den Zusammenhang erfährt oder erräth! Und er kann ihn errathen; mein verschlungener Namenszug in der Ecke des Briefbogens kann ihn auf die Spur führen. Und dann?" Sie blickte fragend in's Weite; bitteres Weh malte sich auf dem jungen Gesichtchen. „Ich habe ihn verloren, habe Gerhard verloren", kam es leise von ihren Lippen; „ich fühl' es, ich weiß es, nie wird er mir den unpassenden Schritt verzeihen."

Es dauerte lange, bis Lilli die Spuren der Thränen verwischt und sich so weit gesammelt hatte, um hinunter in das Empfangzimmer gehen zu können.

VI.

Frau Doktor Ullrich hatte im Laufe des Sommers eine kleine Enttäuschung erfahren. Weit weniger, als sie es gehofft und gewünscht, hatte sich ihr Sohn in seine Gemeinde eingelebt, und die Abgeschlossenheit und Einseitigkeit, zu der er schon immer neigte, hatte sich nur stärker herausgebildet. Das Studierzimmer und die Kanzel, das war seine Welt; aber die Welt selbst, seine Gemeinde, die Menschen überhaupt waren wenig für ihn vorhanden. Er hatte in den ersten Wochen allen Formalitäten genügt, hatte seine Besuche bei dem Kirchenvorstand und den Gemeinde-Aeltesten gemacht, aber — dabei hatte es dann auch sein Bewenden gehabt. Die Frau Doktor war eine Frau, die der Welt und den Verhältnissen Rechnung trug; ihrem Sinn nach hätte der Sohn mit offnem Blick Umschau in der Gemeinde halten, hätte in näheren Verkehr mit Familien und einzelnen Gliedern treten müssen. Der junge Pfarrer zog es vor, einsam seine Straße zu wandeln.

„Wenn Du eine Ahnung hättest, liebe Mutter," pflegte er zu sagen, „welch ein weites Feld das theologische Studium ist, Du würdest es verstehen, daß ich ihm meine ganze Zeit und Kraft widme."

„Nun, studirt, aus Büchern studirt, meine ich, hast Du lange genug, lieber Sohn", war öfter Frau Doktor's Entgegnung; „lies nun jetzt einmal im Buch des Lebens und des menschlichen Herzens."

In der Gemeinde selbst waren die Ansichten über den jungen Geistlichen getheilt. Die Einen verdachten es ihm, daß er sich so abschloß, den Anderen (es war der bei weitem größere Theil) war er nur um so interessanter.

„Wie aus einer anderen Welt, so klingt sein Wort zu uns herab," sagte man; „hoch über uns, der Welt entrückt, steht er und zieht uns zu sich hinan" hieß es.

Lauter Aeußerungen, die selbstverständlich vom weiblichen Theil der Gemeinde ausgingen, der für ihn schwärmte. Jede Einzelne der Zuhörerinnen hatte ein Gefühl, als ob ihr der Mann, der da oben stand und so schön sprach, ein wenig gehöre, als ob sie ihr Theil an ihm habe, ja als ob sie ein Recht habe für ihn zu schwärmen. Und das war bei Jung wie Alt, bei Vornehm wie Gering der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Erster Gesangs-Wettstreit deutscher Männergesangvereine. Um den von Sr. Majestät dem Kaiser und König gestifteten Wanderpreis ward am 26. und 27. Mai in Kassel gestritten. Kassel durfte stolz darauf sein, der Kampfplatz des I. Gesang-Wettstreites deutscher Sänger zu werden, und die hessische Residenz hat auch alles gethan, was nothwendig war, ihren Kaiser und König mit seiner hohen Gemahlin auf's festlichste zu empfangen. Die mächtige Festhalle besonders in der Karlsaue bot den Sängern die denkbar würdigste und geeignetste Stätte zum edlen Wettkampfe. Der von dem Kaiser ernannte Ortsausschuß, unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten Grafen v. Zedlitz-Trützschler, war in allen seinen Abtheilungen — Hauptausschuß, Bauausschuß, Dekorationsausschuß, Finanzausschuß, Musikausschuß, Preßausschuß, Verkehrs- und Sicherheitsausschuß, Verpflegungsausschuß, Wohnungsausschuß — auf's eifrigste bemüht gewesen, seinen allgemeinen wie besonderen Aufgaben zu entsprechen, und es können alle Betheiligten mit Befriedigung auf die Erfolge ihrer Mühen zurückblicken. Die Stadt Kassel selbst hatte 150 000 M. für die Veranstaltungen zur Verfügung gestellt. Der Besuch des Sängerfestes von überall her aus deutschen Landen war ein äußerst zahlreicher; bei etwas günstigerer, regenfreierer Witterung würde natürlich auf noch größeren Zustrom zu rechnen gewesen sein.

Der Kaiser wie die Kaiserin sind dem Sängerfeste mit unermüdlichem Interesse gefolgt, den Darbietungen des Begrüßungskonzertes am Donnerstag, dem 25. Mai, dem Tage des Einzuges sowohl, wo unter ihres Kapellmeisters Dr. Beier Leitung die Kasseler Vereine des hessischen Sängerbundes mit Mendelssohn's „Festgesang an die Künstler" und a capella-Chören das Sängerfest eröffneten, orchestral zum Theil begleitet von der verstärkten Kapelle des Königlichen Theaters, die auch selbstständig mitwirkte, wie den eigentlichen Wettgesängen der 18 in den Wettstreit eingetretenen Vereine am Freitage und Sonnabend, den eigentlichen Kampftagen. Gemäß den Satzungen des Wettbewerbes zählte keiner der Gesangvereine weniger als 100 aktive Mitglieder, der Kölner Männergesangverein 203, der Berliner Lehrer-Gesangverein 215 und der Hannoversche Männergesangverein sogar 232 Sänger. In drei Gruppen sangen am Freitage Vormittags und Nachmittags, wie am Sonnabend Vormittag zunächst jeder der Vereine das für den Wettstreit von Reinhold Becker komponirte Preislied „Der Choral von Leuthen", Hermann Besser's Dichtung, das vor sechs Wochen den Vereinen von der durch kaiserliche Ernennung gebildeten musikalischen Kommission zugegangen war. Sodann brachte jeder Verein eine Komposition eigener Wahl zum Vortrag. Bei den trefflichen Leistungen aller Vereine war es für die Preisrichter nicht leicht, die Vereine auszuwählen, unter welchen ein engerer Wettbewerb um den Wanderpreis des Kaisers und die weiteren sieben Preise, welche von Prinz Friedrich Leopold von Preußen, Prinz Friedrich Karl von Hessen, der Residenzstadt Kassel, Frau Geh. Kommerzienrath Henschel und einigen Kasseler Vereinen gestiftet waren, stattzufinden hatte. Die zu diesem Wettbewerb zugelassenen Vereine hatten in durch das Loos bestimmter Reihenfolge eine Komposition zum Vortrag zu bringen, welche ihnen erst eine Stunde vor Beginn desselben übergeben wurde, nämlich „Der Reiter und sein Lieb" von Edwin Schultz, Text von Hoffmann von Fallersleben. Nach Beendigung des Turniers und Schlüssigwerdung der Preisrichter erfolgte die feierliche Preisvertheilung durch die Majestäten. Der Wanderpreis fiel dem Kölner Männergesangverein zu, die übrigen Preise kamen in folgender Ordnung zur Vertheilung: 1. Bremer Lehrer-Gesangverein, 2. Concordia, Aachen, 3. Berliner Lehrer-Gesang-

verein, 4. Concordia, Essen, 5. Hannoverscher Männer-Gesangverein, 6. Liederhalle, Karlsruhe, 7. Männer-Gesangverein, Essen. Der Spruch der Richter wurde vom Publikum sehr beifällig begrüßt. Die Majestäten sind am Sonnabend Abend wieder nach Berlin gereist, die meisten Sänger am Sonntag wieder in ihre Heimath, nur die Berliner, Kölner und Magdeburger waren geblieben, um in einem wieder vorzüglich besuchten Konzert in der Festhalle am Sonntag Abend nochmals ihre Kunst im schönsten Lichte zu zeigen. Sie ernteten wieder jubelnden Beifall, vor allem der Kölner Verein, der Großartiges leistet.

An Festliteratur hat es nicht gemangelt, es wurden, in der Festhalle und wo sich sonst Gelegenheit bot, verschiedene Festnummern Kasseler und auswärtiger Blätter feil gehalten, von denen hier wegen ihrer vortrefflichen Ausstattung und ihres Inhalts namentlich die Festzeitungen des Kasseler Tageblatts und der Kasseler Allgemeinen Zeitung genannt seien. Auch das offizielle, von Franz Treller bearbeitete Festbuch, welches bei Haasenstein & Vogler erschienen war, gefiel allgemein.

Die Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde wird in diesem Jahre bekanntlich in Schmalkalden und zwar in den Tagen vom 29. bis 31. August abgehalten werden.

Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Die Leser der Zeitschrift „Hessenland" seien an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß der Druck des „Urkundenbuchs des Klosters Kaufungen in Hessen", herausgegeben und bearbeitet von Major a. D. Hermann von Roques zu Kassel, demnächst beginnen wird. Das ohne das Register etwa 70 Druckbogen umfassende Werk wird in zwei Bänden erscheinen, die sich im Preise zusammen auf 20 Mark stellen werden. Die Drucklegung desselben hat der Diözesan-Geschichtsverein zu Fulda übernommen. Neben dem Text der Urkunden und dem Register wird das Kaufunger Urkundenbuch eine sachliche und eine historische Einleitung enthalten, welche über die Hauptereignisse aus der Geschichte des altberühmten Klosters einen gedrängten Ueberblick geben wird. Wir unterlassen nicht, schon jetzt die Anschaffung dieses ersten niederhessischen Urkundenbuches der Gegenwart warm zu empfehlen, da es sehr viel bislang unbekannten historischen Stoff bringt, auf Grund dessen eine Fülle von neuen historischen Ergebnissen festzustellen sein wird. Der Herr Bearbeiter hat in selbstloser Aufopferung eine Reihe von Jahren rastlos Mühe und Sorgfalt darauf verwendet, um seine Arbeit zu Ende zu führen. Wünschen wir derselben in den weitesten Kreisen Anerkennung und Beachtung.

Hessischer National-Verband von Nordamerika. In den Tagen vom 16. bis 19. Juli wird in der Germaniahalle zu Buffalo N. Y. die 4. Jahresversammlung des Hessischen National-Verbands von Nordamerika abgehalten werden. Die Festordnung ist bereits festgestellt. Nach Schluß der Verhandlungen wird am 19. Juli ein Ausflug nach den Niagarafällen stattfinden. Abgesehen von dem Gesammtverbande haben auch unter dessen einzelnen Sektionen mehrere größere festliche Veranstaltungen in Aussicht genommen, so für Anfang Juni die Sektion Nr. 5 zu Cincinnati und für den 11. Juni die Sektion Nr. 1 zu Detroit. Zu der Zusammenkunft in Buffalo haben fast alle Hessenvereine im Osten ihr Erscheinen zugesagt. — Ueber die Organisation des Verbandes ist zu berichten, daß derselbe vorläufig in folgende Sektionen zerfällt: Detroit Nr. 1, Toledo Nr. 2, Alleghany und Pittsburg Nr. 3, Louisville, Kent. Nr. 4, Cincinnati Nr. 5, Columbus Nr. 6, Buffalo Nr. 7, Cincinnati Nr. 8 und Chicago Nr. 9. Der Verband besitzt eine Sterbekasse, welche bereits in einer Reihe von Todesfällen in Thätigkeit getreten ist. Schriftführer des Verbandes ist nach wie vor Herr Karl Wurzer in Detroit in Michigan, 811 Hammond Building, von dem alles Nähere zu erfahren ist. Die Beiträge für Mitglieder der Sterbekasse sind für amerikanische Verhältnisse nur gering zu nennen, sie betragen, abgesehen von einem Eintrittsgeld von 1 Dollar 80 Cents, jährlich 1 Dollar sowie einen außerordentlichen Betrag von 30 Cents für jeden Todesfall. Wünschen wir der landsmannschaftlichen Vereinigung, deren Ziel es ist, alle Hessenvereine in Amerika zu einem großen mächtigen Bunde zu vereinigen, eine gedeihliche Weiterentwickelung.

Todesfälle. Im April verstarb in San Antonio in Texas in Albert Moyé einer der ältesten deutsch-texanischen Pioniere. Albert Moyé war am 19. September 1820 zu Kassel als Sohn eines kurhessischen Artillerieoffiziers geboren, dessen Bild dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel im Januar dieses Jahres als Geschenk überwiesen wurde. (Vergl. Nr. 4, S. 49.) Er wandte sich der militärischen Laufbahn zu, vertauschte dieselbe jedoch bald mit der Landwirthschaft, der er aber auch bald den Rücken kehrte, um nach seiner Verheirathung mit Fräulein

Mathilde von Bartheld nach Amerika auszuwandern. Seit 1845 wohnte er in San Antonio. Sein an Wechselfällen reiches Leben ist so recht ein Abbild der Schicksale aller der ersten Ansiedler jener Zeit, vor mehr als einem halben Jahrhundert. Mit einem großen Geschick für allerlei praktische Hantirungen begabt, wandte sich der junge Einwanderer der Sattlerei zu, wurde aber nach und nach Wirth eines Boardinghauses, Gärtner, Baumeister, Häuteinspektor, während des Bürgerkrieges Offizier und war lange Jahre Friedensrichter und Versicherungsagent. Zu großen Schätzen hat er es dabei nicht gebracht, dafür aber erfreute er sich in den weitesten Kreisen der größten Beliebtheit und es gab wohl keinen Menschen, der dem „Papa Moyé" jemals böse gewesen wäre. Mit den zwei Töchtern und zwei Söhnen nebst deren zahlreicher Nachkommenschaft betrauern treue Freunde in großer Zahl den Tod des „alten Moyé", dem seine Lebensgefährtin vor 2½ Jahren in die Ewigkeit vorangegangen ist.

Am 21. Mai verstarb nach kurzer Krankheit Professor Dr. Karl Zuschlag, Prorektor a. D. des Friedrichsgymnasiums zu Kassel. Geboren am 31. Juli 1836 zu Fulda erhielt der nunmehr Dahingeschiedene seine wissenschaftliche Bildung auf den Gymnasien zu Fulda und Kassel, den Universitäten zu Marburg und München. Seit dem Jahre 1860 bis zu seiner Emeritirung im Jahre 1895 war er ständig am Lyceum Fridericianum der Residenzstadt thätig. Als Lehrer und namentlich auch außerhalb der engeren Grenzen seines Berufs entwickelte er eine reiche Wirksamkeit. Einer Reihe gemeinnütziger bezw. wissenschaftlicher Vereine gehörte er als Vorsitzender oder Vorstandsmitglied bezw. Ehrenmitglied an. An seiner hessischen Heimath hing er mit ganzem Herzen. Noch im vorigen Jahre wurde er in den Stadtrath der Residenz gewählt. Professor Karl Zuschlag erfreute sich wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung, seines frischen Humors und seiner Charakterfestigkeit in den weitesten Kreisen hoher Verehrung und Beliebtheit. Sanft ruhe seine Asche.

Am 19. Mai verschied Schmiedemeister Friedrich Breitbarth zu Kassel im 61. Lebensjahre, ein Mann, der, lange Jahre bis vor Kurzem Mitglied des Bürgerausschusses, in dem öffentlichen Leben seiner Vaterstadt einen hervorragenden Platz eingenommen hat.

Personalien.

Ernannt: Pfarrer Werner zu Hohenrode zum ersten Pfarrer in Hessisch-Oldendorf; Pfarrverweser Pöppler zum Pfarrer in Balhorn; Referendar Wenning zum Gerichtsassessor.

Verliehen: dem Gesandten Freiherrn Schenck zu Schweinsberg in Marokko der Stern zum rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub; der rothe Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife: dem Polizeipräsidenten Grafen von Königsdorff; der rothe Adler-Orden vierter Klasse: dem Regierungsrath von Kehler, dem Königlichen Kapellmeister Dr. Beier, dem Stadtbaurath Höpfner, dem Direktor der Kunstgewerbeschule Professor Schick, dem Stadtrath Seidler; der Kronen-Orden dritter Klasse: dem Sanitätsrath, Vicebürgermeister Dr. Endemann, dem Landesrath und Beigeordneten Dr. Knorz, dem Polizei-Inspektor Wohlrabe; der Kronen-Orden vierter Klasse: dem Stadtkassenrath Boedicker, dem Hoflieferanten Fritz Köhler, dem Hoflieferanten Georg Rosenzweig, dem Zimmermeister Wilhelm Zimmermann, dem Lehrer A. Ellenberg, Dirigenten der Kasseler Liedertafel, dem Musiklehrer Konstantin Schwarz, Dirigenten des Kasseler Männer-Gesangvereins —, sämmtlich zu Kassel.

Bestätigt: Oberlehrer Stendell zu Eschwege als Direktor des dortigen Realgymnasiums.

Abberufen: der Gesandte Freiherr Schenck zu Schweinsberg in Marokko unter Versetzung in den einstweiligen Ruhestand.

Aus dem **Justizdienst** geschieden: Gerichtsassessor Dr. Rundnagel zu Kassel infolge seiner Uebernahme in die Staatseisenbahn-Verwaltung.

Verlobt: Oberlehrer Erich Freiherr von Hanxleden mit Fräulein Irmgard Bornmann, Tochter des Stadtschulraths (Kassel, Pfingsten).

Vermählt: Direktor Adolf Sternberg mit Fräulein Elisabeth Hildebrandt (Kassel, Mai); praktischer Arzt Dr. med. Paul Richard Furthmann zu Ahrensbök mit Fräulein Emma Elisabeth Sinning (Kassel, Mai); Kaufmann Wilhelm Fischer (Kassel) mit Fräulein Gisela Falkenhayner (Bonn, 18. Mai); Kaufmann Ernst Schweitzer mit Fräulein Frieda Neumann (Kassel, 21. Mai).

Geboren: ein Sohn: Dr. C. Siebert und Frau Johanna, geb. André (Marburg, 15. Mai); Augenarzt Dr. med. Wilhelm Schlaefke und Frau Auguste, geb. Rockwitz (Kassel, 17. Mai); Bezirksdirektor A. Baupel und Frau Elisabeth, geb. Kaletsch (Kassel, 18. Mai); Ingenieur Karl Heyken und Frau, geb. Größner (Kassel, 20. Mai).

Gestorben: Lehrer a. D. Georg Stähling, 76 Jahre alt (Clinton, Jowa, 26. April); Professor Dr. Ludwig Büchner, 75 Jahre alt (Darmstadt, 1. Mai); Frau Retta Scheller, geb. Eskuche, 26 Jahre alt (Kassel, 10. Mai); verwittwete Frau Gymnasiallehrer Elisabeth Franziska Rathmann, geb. Schneider, 67 Jahre alt (Fulda, 12. Mai); verwittwete Frau Oberfinanzrath Emma von Hagen, geb. von Buttlar, 60 Jahre alt (Kassel, 17. Mai); Glasermeister Ernst Schäfer, 59 Jahre alt (Kassel, 18. Mai); verwittwete Frau Dorothea Sommer, geb. Werth, 80 Jahre alt (Brüssel, 17. Mai); Schmiedemeister Friedrich Breitbarth, 60 Jahre alt (Kassel, 19. Mai); Prorektor a. D. Professor Dr. Karl Zuschlag, 62 Jahre alt (Kassel, 21. Mai); Kaufmann Heinrich Fischer, 56 Jahre alt (Kassel, 21. Mai); Frau Hofzahnarzt Zimmer (Kassel, 23. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1899.

Die große Wäsche am Glißborn.

Im Vollmondschein um Mitternacht
Zur Sommersonnenwende,
Da wird es an dem Odenberg
Lebendig aller Ende;
Da wallt und rauscht auch wunderbar
Der Glißborn wieder silberklar
In seiner alten Lage.

Er wallt und rauscht, wie ihn das Roß
Des Quint' in alten Tagen
Mit seinem Huf aus dem Gestein
Des Odenbergs geschlagen.
Er wallt, wie eh'; er rauscht, wie eh',
Als noch am Hange von der Höh'
Das Becken ihn umbordet.

Der Mond scheint hell, und aus dem Berg
Tritt auf die bloße Lichtung
Ein Häuflein schlanker Dirnen und
Nimmt zu dem Borne Richtung:
In langer Reihe — Paar auf Paar —
Schwer tragend auf entkutztem Haar
Voll Wäsche weiße Körbe.

Die Körbe balancirend auf
Den blonden Köpfen, schreiten
Die Pärchen durch das Haidekraut,
Die Arme in den Seiten.
Zu raschem Gange aufgeschürzt —
Die Röckchen vorsorglich gekürzt —
Erscheinen sie am Borne.

Dort stellt die Schaar im Mondschein ab
Die Lasten, sich zu sputen
Zum Einstieg in die murmelnden,
Bewegten Silberfluthen.
Sie steigt in's Becken, wäscht drauf los,
Ringt aus und spület Stoß auf Stoß
Die Wäsche blank und sauber.

Bald liegen um den Born herum,
Auf grüner Rasenbleiche
Gebreitet, Laken dutzendweis'
Und Linnen, Steig' an Steige.
Die Gießekannen sind im Fluß
Und strahlen Wasserguß auf Guß;
Der Mond sorgt für das Weiße.

Schon bläht der Hauch der Sommernacht
Das Zeug an hoher Leine,
Wo es viel rascher trocknet, als
Im Wind und Sonnenscheine.
Das Mangelholz dröhnt Schlag auf Schlag
Und scheucht die Ruh' vom nahen Hag;
Es füllen sich die Körbe.

Und als der letzte Wäschekorb
Belastet bis zum Rande,
Putzt jede Dirne ihren aus
Mit feurigrothem Bande,
Hockt auf, tritt an, und flüchtig fort
Eilt rasch — wie auf Kommandowort —
Die Schaar, zurück zur Lichtung.

Die Körbe balancirend auf
Den blonden Köpfen, schreiten
Die Pärchen durch das Haidekraut,
Die Arme in den Seiten,
Zum raschen Aufstieg hochgeschürzt —
Die Röckchen vorsorglich gekürzt —
Verschwinden sie im Berge.

Da — dröhnt die Dorfuhr mächtig Eins
Aus tiefem Thale unten;
Der Berg erbebt, es rauscht der Hag,
Und alles ist verschwunden.
Das Auge forscht im Vollmondslicht,
Doch findet es die Lichtung nicht,
Viel weniger die Dirnen.

Da wallt nicht mehr, da rauscht nicht mehr
Der Born in alter Lage;
Er rauscht zur Sonnenwende nur —
Und nur noch in der Sage
Vom Odenberg, vom alten Quint
Und von des Recken Ingesind
Und dessen großer Wäsche.

Ludwig Mohr.



Geschichte des vormals Fuldaischen Klosters und Schlosses Johannisberg am Rhein.

Von Dr. Justus Schneider.

Nach einem Vortrag, gehalten im Fuldaer Geschichtsverein am 19. April 1899.

(Fortsetzung.)

Der Kurfürst und Erzbischof von Mainz Lothar Franz Graf von Schönborn war geneigt, den Platz wieder den Benediktinern zu überlassen. Dies erfuhr der Fürstabt von Fulda Konstantin von Buttlar durch seinen Bruder, der Vicedom in Mainz war. Er erstrebte den Besitz, da die Abtei Fulda früher mit der zu Johannisberg verbrüdert war und bereits Güter im Rheingau (zu Geisenhein und Nehren) besessen hatte. Er beauftragte 1716 seinen Kanzler von Schildeck, mit dem Kurfürsten von Mainz zu unterhandeln, welcher bald einen Kaufvertrag (Reluctions-Receß) zu Stande brachte, dessen Wortlaut hier mitgetheilt werden soll [1]:

„Kund und zu wissen sei hiermit, daß zwischen dem hochwürdigsten Fürsten und Herrn Lothar Franz, des hl. Stuhls zu Mainz Erzbischof 2c., an einem und dem hochwürdigsten Fürsten und Herrn Constantin, Abts des Stifts Fulda 2c., am anderen Theile mit Genehmigung beiderseitiger hochwürdigen Capiteln, wegen des in den Erzstiftslanden des Rheingaues gelegenen sogenannten Johannisberg folgender Schluß und Vereinigung getroffen worden sei: 1. Nachdem Se. Kurf. Gnaden bei sich erwähnt, daß der Johannisberg mittelst der vom Erzstifte geschehener milder Stiftung dem Orden des hl. Benedict gewidmet gewesen, aus dessen Hand aber eine geraume Zeit der contrahirten vielen Schulden und sonstiger Ursache halber gekommen, also daß wegen ermangelnder Subsistenzmittel der Ort verlassen und dadurch in die Gefahr gesetzt worden, daß solcher in Privathänden gelanget und dermaßen distrahirt würde, daß solche milde Stiftung vollends erloschen wäre, dafern nicht die regierende Landesherrschaft sich dessen besonders angenommen, die Schulden abgeführt und dadurch das noch übrige zur Stiftung Gehörige bis auf den heutigen Tag erhalten hätte, wobei Se. Hochf. Gnaden in besonderen Betracht gezogen, daß sich gebüren wolle, daß der dem Orden des hl. Benedicts zugelegene Johannisberg auch dahin wieder gelange. Weilen dann Se. Hochfürstliche Gnaden dafür gehalten, daß nichts besseres geschehen könne, als wenn ordinis primas Hand anlegte und das Erzstift seine milde Stiftung dahin übergebe, als haben Selbige gern gewilligt, da ehemalen das Erzstift zu Manutenirung des Johannisbergs Schulden abtragen — hingegen in den calamitiosen Zeiten Schulden contrahiren mußte und sich nur mit dem vergnügt, daß, obgleich selbiges den Johannisberg im Jahre 1641 hinwiederum zur Versicherung der Schuldenaufnahme verpfändlich hingegeben, solcher dergestalt beisammen bleibe und dem

[1] Nach dem Abdruck in Joseph Schneider's Buchonia, Band III, Heft 2, S. 23.

Orden zu künftigen besseren Zeiten zur Einlösung aufbehalten werde, daß Se. Kurfürstliche Gnaden sothane Liberung vornehmen, maßen dann 2. Selbige sich verbunden den ad 30 000 Thaler sich belaufenden Pfandschilling dem Pfandinhaber von Giese und Consorten baar auszuzahlen und den Pfandbrief also zu lösen, mithin den Johannisberg dem Orden — wieder einzuverleiben. Würden Sie aber etwas in die Pfandschaft Gehöriges nicht liefern können, so geschehe dieserhalb ein proportionirter Abzug von dem Pfandschilling. 3. Se. Kurf. Gnaden zu Mainz lassen geschehen, daß der Ort zum Orden wieder gelange, daher Se. Hochfürstliche Gnaden zu Fulda zu dessen künftiger Administration tam ratione personarum quam reliquorum die Disposition überlassen wird. Und nachdem 4. Se. Hochfürstliche Gnaden zu Fulda intentionirt sind, diese Administration einem oder auch etlichen ihres Stiftes zu committiren, so überlassen Se. Kurf. Gnaden zu Mainz Ihro, mit solchen ihren Untergebenen jederzeit nach ihrer Ordensregel und sonsten nach Belieben zu verfahren, nebst diesem auch über die weltlichen Bedienten, soviele deren in den Ringmauern wohnen, die disciplina et correctio monasterialis et domestica gleich anderen Abteien des hohen Erzstifts dem hochfürstlichen Stifte Fulda gestattet, in criminalibus aber die Inquisition, Cognition und Bestrafung salva tamen immunitate ecclesiastica dem Erzstifte vorbehalten wird. 5. Weilen das jus patronatus ein annexum des Johannisberges und unter dessen jura gehörig ist, als hat es nicht allein damit sein Verbleiben, sondern es wollen auch Se. Kurf. Gnaden zugeben, daß die Pfarrei von einem Ordensgeistlichen administrirt, jedoch der dazu denominirte von dem erzbischöflichen Vicariate vorhin approbirt und von diesem blos mit einer Temporal-Commende versehen, also, dafern, dem Vicariate der commendatus aus bewegenden Ursachen nicht länger anstehen sollte, oder aber Sr. Hochf. Gnaden dessen Amotion diensam erachteten, so solle im ersten Falle solches Se. Hochf. Gnaden ad alium praesentandum notificirt und im letzten Falle der noviter praesentatus mit der Pfarrei, wie oben gemeldet, versehen werden. 6. Ist ratione subsidii charitativi, des sogenannten Cathedratici, der Pallien-Gelder und dergl. verglichen, daß eins vor Alles mit 2000 Gulden Capital abgekauft, mithin dem Johannisberg sub nullo nomine und in keinem Falle etwas weiteres abgefordert werden soll. 7. Obwohl es sein dürfte, daß außer der anliegenden Specification ehemals ein Mehreres zu dem Johannisberge gehört habe, so wollen dennoch Se. Kurfürstliche Gnaden — weil der Specifications-Inhalt das alleinige objectum tractatus formirt — sich zu nichts weiter verbindlich machen und nur noch zugeben, daß es, wenn von Seite des Stifts Fulda die ehemaligen weiteren Appertinenzien sollten ausfindig gemacht werden, an gütlichem Beistande nicht ermangeln, in dessen Entstehung aber alles in Ruhe belassen werden soll. 8. Indem sich die sogenannte Bursfelder Congregation gemeldet, in der Meinung, zu dem Johannisberge, dessen ehemaligen Einverleibung wegen, ein näheres Recht zu haben, darin sich der Erzbischof aber um so weniger die Hände zu binden Willens, als von demselben die Fundation herrührt, den Acces zur Congregation und Abgang von derselben mere arbitrii, dieser Johannisberg auch kein gemeinschaftliches Gut der Congregation, sondern ein monasterium per se subsistens gewesen, folglich congregationi qua tali keine actio competirt, hingegen Sr. Kurf. Gnaden zukommt, den besten Theil zu erwählen, als hat sich auch das Stift Fulda von dem Erzstifte in quemcunque casum insolange bei deren Gütern Manutenenz contra quoscumque zu versichern, bei selbigem wegen aller einem bonae fidei possessor zukommender rechtlichen Gebühr vollkommen satisfacirt sei. 9. So ist auch von Seiten des Erzbischofs zugegeben worden, daß das Wachsthum an Früchten, Wein und anderen Gefällen auf jedesmaliges gebührliches Ersuchen bei den Zollstätten zu Wasser und zu Land durch das ganze Erzstift frei und ungehindert passirt werden soll. Endlich wollen Se. Kurf. Gnaden alle diejenigen bei deren Kammer befindliche auch von dem Pfandinhaber in Händen habende und allein zu dem Johannisberge gehörigen Documente bei der Immission aushändigen lassen.

Urkundlich dieses alles und zu dessen stets fester Haltung sind zwei gleichlautende Exemplarien ausgefertigt und von Ihro Kurf. Gnaden zu Mainz, sodann von Ihro Hochfürstl. Gnaden zu Fulda unterschrieben und mit deren Insiegeln bestätigt, nicht weniger von denen resp. Dom und Capiteln ratificiret und sigilliret worden.

Und Wir Hugo Wolfgang Freiherr von Kesselstadt, Dechant und Capitel, gemeiniglich des Domstifts Mainz, und Wir Benedict, Freiherr von Rosenbusch, Dechant und Capitel, gemeiniglich des Stifts Fulda bekennen auch 2c. 2c. So geschehen, den 20. Juni 1716.

Lothar Franz Churfürst,

Constantinus, Fürst und Abt in Fulda."

Die dem Vertrag angelegte Güter-Specification weist auf: 40 Morgen 37 Ruthen urbare Weinberge, 1 1/4 M. 15 1/2 R. wüste Weinberge, 96 3/4 M. 29 R. Ackerfeld, 64 M. Heide, 61 1/2 R. zweischärige Wiesen, 14 M. 32 R. einschärige Wiesen, die Größe der Waldungen ist nicht angegeben, dann 474 Gulden 19 Albus Geldzinsen, 264 Malter ständige Fruchtzinsen, 69 3/4 Malter Drittelszinsfrucht; ferner 15 Fuder 2 1/2 Ohm eigenes Gewächs vom Jahre 1639 an, 8 Fuder Zinswein, eigenes Gewächs.

Obwohl nur von Abtragung des Pfandschillings der von Giese'schen Erben (30 000 Thaler) die Rede ist, hat doch die Erwerbung des Johannisbergs Fulda vielmehr gekostet. Nach Ausweis der Fuldaer Rentkammer-Rechnung von 1716 wurden damals bezahlt: 60 000 Gulden Kaufschilling, 7500 Gulden für die Kurfürstliche Bewilligung des Kaufes, an den kurmainzischen Kanzler, dem Provicar Hahn, der Frau Großhofmeisterin Gräfin von Stadion, dem Kammerrathe Frank, dem Geheimenrathe Langen, dem Kanzlisten Hennemann zusammen 2225 Gulden, für den Verkauf der Palliengelder und des Cathedraticum 2000 Gulden, den Giese'schen Erben für abgetragene Kapitalien, für Weinberg- und Ackerkosten, Mobilien und 300 Schafe 3667 Gulden, zusammen also 75 392 Gulden aus der Fuldaer Kammerkasse.

Der Johannisberg blieb nun Eigenthum des Hochstiftes Fulda bis zu dessen Auflösung und verdankt den Fuldaer Fürsten seine Bedeutung als der vorzüglichste Weinberg des deutschen Reiches. Fürstabt Konstantin von Buttlar war einer der vortrefflichsten Regenten Fuldas [2]). Er war der Sohn des Oberpräfekten des Rheinkreises Freiherr Johann Christoph von Buttlar und der Maria Renata, geb. von Freyberg, Die Stellung seines Vaters und eines Bruders, der Vicedom von Mainz war, bestimmte und ermunterte ihn zum Ankauf des Johannisberges. Er wurde am 19. Oktober 1714 als Nachfolger Adalbert's I. von Schleifras im Alter von 36 Jahreu zum Fürstabt erwählt. Diese Wahl soll das Produkt der Verlegenheit des Kollegiums der Pröbste gewesen sein, die sich nicht vorher über die Personenfrage geeinigt hatten.[3]) Konstantin hatte vor der Wahl die Ansprache zu halten und entledigte sich in vorzüglicher Weise seiner Aufgabe, denn er war Lektor der Theologie im Benediktiner-Konvente und ein guter Lateiner. Mehrere Pröbste gaben ihm bei dem Mangel einer Verabredung ihre Stimme, weil sie annahmen, er würde als der Jüngste doch nicht gewählt, und man könne dann bei dem nothwendigen zweiten Wahlgange ersehen, wohin sich die Wahl neige. Merkwürdigerweise bekam Konstantin schon gleich die Mehrzahl der Stimmen und war also Fürstabt von Fulda. Es war aber eine glückliche Wahl wegen der vielen guten Eigenschaften, die Konstantin besaß. Er war ein kleiner, aber schöner Mann, so daß die deutsche Kaiserin, die Gemahlin Karl's VI., deren Erzkanzler er war, bei einer Audienz in Wien zu ihren Kammerherren sagte: „Seht da meinen schönen Kanzler." Wegen seiner kleinen Gestalt ließ er sich den Sturmiusaltar im Dome niedriger machen, an welchem er die Messe zu lesen pflegte. Er hat den Bau des Schlosses zu Fulda (den südlichen Flügel) und das Schloß zu Bieberstein vollendet und legte den Thiergarten daselbst mit einem hübschen Jagdschlosse an, welches neben der jetzigen Fohlenweide stand. Weitere Bauwerke von ihm sind die Fuldabrücke bei Löschenrod und das Prachtstück des Rokoko, die Orangerie im Fuldaer Schloßgarten.

Nach dem Ankaufe des Johannisberges drängte es ihn dorthin zu reisen. Es ist interessant, auf welcher Route man damals nach dem Rhein reiste. Es war nicht so einfach wie heute, wo man in vier Stunden mit der Eisenbahn über Frankfurt und Wiesbaden an den Fuß des Johannisberges gelangt.

Auch die schöne Landstraße über Neuhof, Schlüchtern, Gelnhausen und Hanau nach Frankfurt war damals noch nicht gebaut. Der Fürst reiste [4]) über Blankenau, die Fuldaische Propstei, nach Herbstein, welche Stadt damals ebenfalls noch zu Fulda gehörte, nach Münzenberg in der Wetterau, der alten Stammburg der Grafen von Hanau, von da über Friedberg nach Johannisberg. Die Richtung dieser Route ist eine ziemlich gerade und direkte. Er war so entzückt von der prachtvollen Lage seiner neuen Besitzung, daß er sofort beschloß, auf den Grundmauern der alten Abtei ein Schloß und eine Kirche zu erbauen. Der damalige vorzügliche Baumeister Dientzenhöfer, dem wir in Fulda fast alle großen Monumentalbauten verdanken, entwarf den Riß, der Bau begann bereits 1717 unter der Leitung des Mainzer Hofbaumeisters Hörwarth. Jedoch wurde das schöne Schloß erst 1730, nach seinem Tode vollendet. Die sehr vernachlässigten Weinberge wurden mit besseren Reben bepflanzt. Die Neuanlage und Bepflanzung

[2]) Schannat, Historia Fuldensis, S. 303.
[3]) Malkmus, Fuldaer Historienbüchlein, S. 13.
[4]) Buchonia, Band III, Heft 2, S. 29.

der Weinberge geschah 1717, 1719, 1720 und 1721 mit 40 000 Riesling- und Orleansreben, die meist in Rüdesheim und Geisenheim angekauft wurden.

Innerhalb weniger Jahre wurden für Erwerbung, Schloß- und Kirchenbau, sowie für die Besserung der Weinberge 223 347 Gulden verausgabt. Konstantin von Buttlar sollte leider die Vollendung seines herrlichen Schloßbaues am Johannisberg, der ganz in den Formen der Schlösser zu Fulda und Adolfseck gehalten war, nicht mehr erleben. Von einer Reise nach Wien zu seiner Kaiserin kehrte er krank zurück, wurde nicht bis Fulda, sondern in das Schloß (das jetzige Pfarrhaus) zu Eichenzell gebracht, woselbst er in der Nacht nach seiner Ankunft am 13. März 1726, erst 48 Jahre alt, verstarb, wie es bei Schannat[5]) heißt, an Apoplexie. Wegen des unvermuthet frühen Todes hieß es bei der Bevölkerung, der Fürst sei vergiftet worden. Doch ist hierfür nicht der geringste geschichtliche Anhalt vorhanden. Sein Nachfolger, Fürstabt Adolf Dalberg, vollendete den Schloßbau am Johannisberg und regelte die Streitfragen mit dem Dorfe Johannisberg wegen einer Hute und Wasserleitung und mit dem Stifte St. Victor in Mainz wegen Einnahme des Zehnten. Der erste Fürstbischof von Fulda, Amand von Buseck, der 1737 bis 1757 regierte, hat wenig für den Johannisberg gethan, da er seine Bauthätigkeit auf Herstellung der Schlösser Adolfseck (Fasanerie) in seiner jetzigen Gestalt und den weiteren Ausbau von Bieberstein und des Thiergarten-Schlößchens verwendete. Dagegen hat sich dessen Nachfolger Adalbert II. von Walderdorf, der nur 2½ Jahre (1757—1759) regierte, wegen der Unruhen des siebenjährigen Krieges bald nach seiner Erwählung dorthin begeben und ist auch auf dem Johannisberge gestorben und begraben worden. Seine Familie hat ihm in der dortigen Kirche ein marmornes Grabmal gestiftet, welches heute noch zu sehen ist. Er ist der einzige der acht fuldaischen Fürsten des 18. Jahrhunderts, welcher nicht in der Domkirche zu Fulda bestattet worden ist. Sein Aufenthalt auf dem Johannisberg hat wahrscheinlich den Irrthum im „Rheinischen Antiquarius"[6]) erzeugt, daß Fürstabt Adalbert von Walderdorf das Schloß erbaut habe, welcher Irrthum auch in Baedeker's Reisehandbuch übergegangen ist.[7]) Adalbert von Walderdorf, der zweite Bischof, war keine Größe in der Geschichte Fuldas. Er war vor der Erwählung Propst in Blankenau. Niemand hätte geglaubt, daß er Fürst und Bischof werden würde, er selbst wohl am allerwenigsten.[8]) Jedoch war sein Bruder Kurfürst und Erzbischof von Trier, welcher nach dem Tode Amand's durch den kaiserlichen Gesandten dem Fuldaer Kapitel begreiflich machen ließ, daß es sich durch die Wahl Walderdorf's bei dem Kaiser und der Kaiserin ungemein insinuiren würde. Die Wähler selbst wunderten sich, als am 17. Januar 1757 Adalbert II. als Fürstbischof aus der Urne mit Stimmenmehrheit hervorging. Er war körperlich häßlich und geistig beschränkt, aber ein gutmüthiger und sittenreiner Herr. Um die Regierungsgeschäfte kümmerte er sich wenig, sein Kanzler Karl Benedikt Welle (der Fuldaer Dialektdichter von: „En götle King") besorgte diese. Aber mit der Alchymie, dem Suchen nach dem Stein der Weisen, mit dem man aus Eisen Silber und aus Silber Gold zu machen hoffte, beschäftigte er sich in seinem Leben und ließ all sein Silber bis auf einen einzigen Eßlöffel in Rauch aufgehen. Sein guter Freund, Hofmarschall von der Tann, leistete ihm dabei Gesellschaft; er trug von Fulda das ehemalige Amt Schildeck, welches nach Römershag verlegt war, zum Lehen und hat dieses in den Schmelztiegel wandern lassen, so daß er ein armer Mann wurde. Am 17. September 1759 starb Adalbert II. von Walderdorf auf dem Johannisberge; er soll zu viel Trauben gegessen und jungen Most getrunken haben und an der dadurch verursachten Ruhr zu Grunde gegangen sein. Er hatte sich als Bischof einen rothen Hermelinpelz anfertigen lassen, den das Kapitel nach seinem Tode schwarz färben ließ, wie es sich für einen Mönch besser gezieme.

---

[5]) Schannat, Historia Fuldensis, S. 303.

[6]) von Stramberg, a. a. O., S. 711.

[7]) Baedeker, „Die Rheinlande" (1895), S. 242.

[8]) Malkmus, Fuldaer Historienbüchlein, S. 38.

(Schluß folgt.)



Aus „Armand's" Leben.

Von Jeannette Bramer.

Manch' Einer in Kassel erinnert sich gewiß noch eines Bildes vom Friedrichsplatz, welches denselben darstellt, wie die schattigen Linden von heutzutage noch junge Stämmchen waren. Auf dem Holzschnitte fällt jedem alten Kasselaner das winzige Konterfei „Armand's" auf in der bekannten Tracht: „Cylinderhut und faltenreichem Kragenmantel!" Armand war eines der „Originale", von welchen jede Stadt vor mehreren Jahrzehnten etliche aufzuweisen hatte, die sich dazumal in ihrer vollen Eigenart ausleben durften — die neueste Zeit rollt über Derartiges allzusehr nivellirend hin. —

Weilte der unstäte Wanderer und Schriftsteller, der seinen Vornamen sich als Dichternamen erwählt hatte, in der Vaterstadt Kassel, dann gehörte er zu den täglichen Friedrichsplatz-Spaziergängern. Vormittags sah man ihn mit großen Schritten, den hohen „Cylinder" weit von der Stirn zurückgeschoben, an der Palaisseite auf und abgehen. Wie müde hing der sonderbar gewachsene Schnurrbart weit über das Kinn herab, der blaue weite Mantel drapirte malerisch die hohe hagere Gestalt — unbekümmert um jedes mehr oder weniger neugierige Anstarren, sah der Einsame weltverloren über die Menschen hin. — Der Jugend erschien „Armand" als das vollendete Bild eines Dichters. —

Gegen Abend, kurz vor der Theaterzeit, bevorzugte der Schriftsteller die Allee, unter welcher die höchst einfachen grünen Obst- und Blumenbuden standen. — Dann gesellten sich andere der Kasseler Geisteskoryphäen und „Schöngeister" zu ihm; manche Erinnerung an die glänzende Zeit im Elternhause des Dichters mag die Unterhaltung belebt haben. —

Also der Friedrichsplatz war Armand's besonders bevorzugte Promenade, hier mehr als sonstwo begleiteten ihn Erinnerungsgestalten an reiche und schöne Jugendzeit.

In der Bellevue stand das Haus, schlicht, vornehm, welches einst sein Elternhaus war. Der prächtige Paradeplatz in nächster Nähe, über dem jene aristokratische Ruhe damals schwebte, die von den fürstlichen Schlössern ausging, war der Tummelplatz der Kinderspiele des Dichters. — Vor seinem Hause, über die Wipfel der Aue hinweg, breitete sich die herrlichste Landschaft. — Der Blick auf die blauen Berge, hinter denen das „Wunderland" des „Dichters" liegt, — konnte wohl in dem Jüngling die heiße Sehnsucht in die Ferne wecken, in die „sonnige, wonnige" entflammen. „Bis in die Wildniß" — führte ihn auch endlich die nimmer ruhende Sehnsucht. — Wird Armand's Roman, dem er als Titel jene Worte gab, von der jüngeren Generation Kassels wohl noch gelesen?

Das reiche Haus des Fabrikanten, Armand's Vater, in welchem sich die Träger von Kunst und Wissenschaft, Poeten und Schöngeister der dreißiger Jahre und später noch, gern versammelten, besaß in dem geistvollen Geschwisterpaar, dem Sohne und der Tochter des Hauses, seine Hauptanziehungskraft. Dort haben Ernst Koch, der Dichter des „Prinz Rosa Stramin", haben Dingelstedt, Oetker, das geistig reiche Ehepaar Obergerichtsanwalt Rösing, hervorragende Sänger und Schauspieler sich vereinigt, um dem „Wahren, Edlen, Schönen" zu huldigen. Den schönen Zeiten folgten arg getrübte und in deren Gefolge das Weithinausschieben der Verheirathung Armand's mit seiner geliebten Braut! Es hielt ihn nicht mehr in der Heimath, er folgte dem Zuge in die Ferne, er durchstreifte Nord- und Süd-Amerika — neben dem Dichter her aber wandelte das Heimweh. Dem unter rauschender Sykomore Ruhenden flüsterte es sein „Weißt Du noch?" zu, und dann glaubte er den Wind durch die Bäume wehen zu hören, die in dem lieblichen Märchen „Aue" den träumerischen Wasserspiegel „Bassin" umrahmen.

Fern von der Heimath traf Armand die Nachricht, daß die Erwählte seines Herzens in Rom, wohin sie eine vornehme Dame als Gesellschafterin begleitet hatte, der Malaria zum Opfer gefallen wäre. — Da riß ein starkes Band, das den Ruhelosen an die alte Fuldastadt knüpfte, und er wanderte weiter, weiter. — Als er nach Jahren, reich an Geistesschätzen, endlich zu längerem Aufenthalte zurückkehrte, begann er ein Stillleben mit seiner geistvollen, auch schriftstellerisch thätigen Schwester.

Das Kassel, wie es in Armand's Jugendjahren dahin lebte, bereitete sich vor in neue Bahnen einzulenken. — Schöngeistige Kränzchen, in denen Ueberschwänglichkeit und Poesie ihr Scepter führten, verblaßten, angeweht von dem scharfen Winde der Zeit, die Ernst und Sorge mit sich führte, der Ruhe und Harmlosigkeit früherer Tage Abbruch that. —

Unter der jungen Generation aber gab es ein gutes Theil Solcher, die voller Verehrung Allem

anhingen, das noch aus Armand's Tagen an die ideale Vergangenheit erinnerte. Am hundertjährigen Geburtstage Schiller's wurde von derart Gesinnten die „Namenlose Gesellschaft" gegründet. Eine letzte Blüthe am Stamm der alten Zeit, die bald entblätterte! —

An einem wunderschönen Sonntagvormittag zur Paradestunde wogte „halb Kassel" von dem grünen Platze vor der Kattenburg nach der „Bellevue" unter den Lindenbäumen des Friedrichsplatzes auf und ab! — Die Klänge des „Baccio", des „Scheiden-Walzers", der Spohr'schen „Faustpolonaise" elektrisirten die Jugend; die weitgebauschte falbelreiche Toilette der tonangebenden Frau von H. erregte Bewunderung und Kritik der dahinwandelnden Damen. Dem wunderschönen schwarzlockigem Schwesternpaare von frappirender Aehnlichkeit folgte manches Auge! Und dort die zierliche, reizende, angeschwärmte „Naive" des Hoftheaters Frau G.-G.!! Es giebt doch nichts Interessanteres als solche sonnige Paradestunde, der Glanzpunkt des ganzen Sonntags! Wie wurde gelauscht, sich gefreut, sich gezeigt, sich erstaunt und auf und ab gewogt! — Harmloser, zufriedener, also glücklicher lebten die Menschen dahin — in engerem Rahmen als heute, der aber denen, die fliegen wollten, gern gestattete, sich in das Reich der Ideale aufzuschwingen.

An jenem Frühlings-Sonntagvormittag auf der Parade ließ sich kein blauer flatternder Mantel, das Attribut unseres Dichters, sehen. Da verbreitete sich plötzlich von einer dahin wandelnden Gruppe zur anderen eine höchst interessante Geschichte, die „Das letzte Kapitel von Armand's Lebensroman" überschrieben zu werden verdient! — Kürzlich, so erzählte eine „sehr Eingeweihte", befand sich Armand in dem Geschäftslokale des Bankiers P. Während der Unterhaltung des Letzteren mit dem Schriftsteller tritt ein junges Mädchen in das Kontor und wendet sich mit einer Anfrage an den Buchhalter. Plötzlich stockt Armand mitten in einem begonnenen Satze! — Was war das? Diese Stimme? Dieser eigenartige Tonfall? Und nun? Die junge Dame verläßt grüßend den Raum, diese ganze liebliche Gestalt, der Gruß, die Haltung? Blieben die Zeiten stehen? Kehren die Heimgegangenen zurück aus lichten Höhen? — Armand glaubte eine Vision gehabt zu haben, die ihm das Bild der verstorbenen Braut gezeigt! — Endlich fährt er aus seinem Traum auf, fragt und erhält als Antwort — den Namen der Vielbeweinten! Nun läßt es ihm keine Ruhe, er muß die Familie jenes Ebenbildes aufsuchen, um endlich Näheres über Die zu erfahren, welche ihm einst so nahe stand!

All' die Jahre hindurch hat er ihr ein treues Gedenken bewahrt; sie stand aber nicht fort und fort als jugendliche Gestalt vor seinen Augen. Nein, er ließ sie in gleichem Schritte mit sich geistig reicher, älter werden, ergrauen. So begleitete ihn die Auserwählte seiner Jugend in der Erinnerung bis in die vorgerückten Mannesjahre, bis an die Schwelle des Greisenalters! Und so, gleichsam mit dem wahren Bilde der Todtgeglaubten, sieht er sie, nach kurzem Forschen, wieder: sie war mit der Tochter ihres Bruders, der ihr so ähnlichen Nichte, in die Vaterstadt zurückgekehrt! Eine Verkettung wunderlicher Zufälle hatte das Gerücht vom Tode der Schwererkrankten vor nahe einem Menschenalter in die Heimath getragen und sich so traurig zwischen zwei Menschenleben geschoben. Ihre Liebe, die längst den Silberkranz erworben, führte bald nach jenem Wiederfinden das alte Paar vor den Altar, um den Bund zu schließen, den ihm die Jugend vorenthalten hatte.

Der Marbacher Schillerverein und die Hanauer Gymnasiasten.

Eine gedruckte Einladung zur Theilnahme an einer im vorigen Jahre am 10. November, dem Geburtstage Schiller's, in seiner Geburtsstadt Marbach a. N. stattfindenden Schillerfeier, die für das Hanauer Gymnasium dem Gymnasialdirektor Dr. Braun seitens des Vorsitzenden des Schillervereins Marbach a. N., des Herrn Stadtschultheißen Haffner daselbst, zuging, gab, wie wir dem Berichte dieser Anstalt entnehmen, Veranlassung, daß an diesem Tage die Lehrer und Schüler des Hanauer Gymnasiums in der Aula sich versammelten und von dem Direktor auf die engen Beziehungen hingewiesen wurden, die die Anstalt mit jenem Verein verknüpfen. Da diese Beziehungen wohl auch für weitere Kreise von Interesse sind, so mögen etwas eingehendere Mittheilungen über dieselben hier folgen. Diese sind zum Theil einem Briefe des Herrn Stadtschultheißen Haffner, zum Theil den von jenem zugesandten Druckschriften, insbesondere auch einem Aufsatz in der

Halbmonatschrift „Schwabenland“ (Nr. 3 u. ff. von 1897): „Zur Geschichte des schwäbischen Schillervereins“ von Eugen Palmer entnommen. Dieser letztere theilt u. A. ungefähr Folgendes mit:

„Bald nachdem Schiller fern von der schwäbischen Heimath am 9. Mai 1805 für immer die Augen geschlossen hatte, that sich eine Anzahl Marbacher Bürger mit anderen Schillerverehrern zusammen, um dem Dichter in seiner Geburtsstadt Marbach ein Denkmal zu errichten. Die Mittel dazu waren schon im Jahre 1811 vorhanden, aber auf eine von außerhalb an sie herantretende Anregung hin entschlossen sich die Marbacher, die gesammelten Beträge den Hinterbliebenen des Dichters zuzuwenden. Infolge einer ganzen Reihe ungünstiger Umstände blieb der Gedanke an die Errichtung eines Schillerdenkmals in dem Geburtsorte des Dichters unausgeführt, und als sein 100jähriger Geburtstag herannahte, war er noch nicht verwirklicht.

Schon am 18. Juli 1835 hatte der Marbacher Schillerverein sich mit einem Aufrufe an das deutsche Volk, insbesondere an die Schillerverehrer gewendet mit der dringenden Bitte um kräftige Unterstützung bei der Errichtung eines einfachen Denkmals in der Geburtsstadt des Dichters. Die Mittel aber waren nur spärlich geflossen und hatten eben ausgereicht zur Anpflanzung der sogenannten Schillerhöhe bei Marbach, auf der man das Denkmal später zu errichten gedachte. Da richtete im Mai 1858 der Marbacher Schillerverein einen zweiten Aufruf an das deutsche Volk, der nunmehr in der sich mächtig regenden Theilnahme für die Jubelfeier eine kräftige Stütze fand. Aus den damals gesammelten Mitteln von 10 538 Gulden konnte zunächst das Geburtshaus Schiller's dem Privatbesitz entzogen, in seiner ursprünglichen Gestalt unter Zugrundelegung einer alten Zeichnung wieder hergestellt und „zu einem Tempel der Erinnerung“ für das ganze deutsche Volk gestaltet werden. Am Tage der 100jährigen Geburtstagsfeier Schiller's wurde es eingeweiht, und gleichzeitig ward der Grundstein des Denkmals auf der Schillerhöhe gelegt, das freilich erst viele Jahre später aufgestellt wurde. Hergestellt ward es aus dem Metall im großen Kriege 1870/71 erbeuteter Kanonen, die den Marbachern als kaiserliches Geschenk vom hochseligen Kaiser Wilhelm I. überwiesen wurden. Die Enthüllung fand erst am 9. Mai 1876, also 71 Jahre nach dem Tode des Dichters statt.

Die Jubelfeier im Jahre 1859 aber brachte verschiedene Stiftungen für den Marbacher Verein mit sich. Unter diesen sei besonders hervorzuheben ein Beitrag von 1424 Gulden 24 Kr., den sieben Hanauer Gymnasiasten gesammelt und dem Verein mit der Bestimmung übergeben hatten, daß aus der Summe 100 Gulden ausgeschieden und angelegt, das Zinsenerträgniß aber dazu verwendet werden möge, alljährlich einen frischen Lorbeerkranz zu beschaffen, der von der Schuljugend Marbachs an passender Stelle im Innern des Schillerhauses aufgehängt werden solle.“

Für die Feier in Marbach am 10. November 1898 nun fand sich in der oben erwähnten gedruckten Einladung u. A. Folgendes vorgesehen:

Morgens 11 Uhr Schulfeier der Lateinschüler im Geburtshause Schiller's: Festrede, Deklamationen, Ansprache und Bekränzung der Schillerbüste durch einen Lateinschüler Namens der deutschen Jugend (Stiftung der Gymnasiasten von Hanau 2c.), Vertheilung des Wiener und H a n a u e r Preises.

Zur gleichen Stunde nun, für welche die Marbacher Schulfeier angesetzt war, versammelte, wie er erwähnt, der Direktor des Hanauer Gymnasiums die Lehrer und Schüler der Anstalt in der Aula, setzte ihnen in kurzen Worten die oben erwähnten mannigfachen Wechselfälle auseinander, die zu überstehen waren, bis endlich in dem Geburtsorte unseres großen Dichters die Erinnerungen sichtbaren Ausdruck fanden, hob den rühmlichen Antheil hervor, den Hanauer Gymnasiasten daran gehabt hatten, machte Mittheilung von der Einladung zu der zu gleicher Stunde stattfindenden Marbacher Schulfeier und las seine Zuschrift an den Herrn Stadtschultheißen Haffner vor, in der er für die Zusendung der das hiesige Gymnasium sehr interessirenden Einladung und der übrigen Druckschriften dankt und ihn benachrichtigt, daß er am 10. November, zur Zeit der Schulfeier in Marbach, vormittags 11 Uhr, die jetzigen Schüler der Anstalt in der Aula versammeln und sie auf die Beziehungen dieser Feier zu dem Hanauer Gymnasium hinweisen werde.

In seinem Briefe hatte der Direktor, da aus den Gymnasialakten die Namen jener sieben Schüler nicht ersichtlich waren, gebeten, falls sie aus den Akten des Schillervereins sich ermitteln ließen, sie ihm mitzutheilen.

Nach Verlesung des Briefes schloß der Direktor seine Ansprache an die Schüler etwa mit folgenden Worten:

„Unser Schulgebäude ist alt und hier und dort recht eng, unsere Schülerzahl ist nicht groß, aber nicht ein Prachtbau giebt einer Schule Ansehen, nicht die Schülerzahl verleiht ihr Werth oder Unwerth, auf den Geist kommt es an, der in einer Schule lebt. Der kann eine große Anstalt tief herunter drücken, der Geist kann aber auch einer kleinen Schule Ruhm und Ehre verleihen.

Jene sieben Schüler von 1859 haben sich für alle Zeit den Dank der ihnen nachfolgenden Schüler-

geschlechter gesichert. Möge man nach weiteren Jahrzehnten und noch lange hinaus, wenn Ihr dereinst diese Anstalt verlassen habt, auch von Euch sagen, wie wir es von Jenen sagen: Sie waren würdige Söhne ihres Vaterlands, fern stehend allem Niedrigen und Gemeinen, begeistert, mitten im wüsten Getriebe dieser Alltagswelt, für das Ideale, Schöne und Gute, sie haben dem Gymnasium Ehre gemacht. Möget auch Ihr in Opferwilligkeit für edle Bestrebungen Euren Vorgängern nicht nachstehen."

Am 26. November ging von Herrn Stadtschultheißen Haffner an den Direktor folgendes Schreiben ein:

Euer Hochwohlgeboren!

Bei der Schulfeier in Schiller's Geburtshaus am 10. November hat es bei Lehrern, Schülern und Zuhörern große Freude gemacht, als ich Ihre warme Zuschrift vom 9. November zur Verlesung brachte gleichzeitig mit der Zuschrift Ihres Herrn Kollegen Heußner in Kassel (einer der „Sieben Hanauer Gymnasiasten"). —

Alle Jahre bei unserer Schillerfeier sind die „sieben Hanauer Gymnasiasten" in unserem Mund; von den vielen Tausenden von Gaben hat uns 1859 eben die Hanauer am besten gefallen, und wir sehen scharf darauf, daß von dem damaligen Beschluß

> alle Jahre an Schiller's Geburtstag (neben den anderen Festveranstaltungen) in des Dichters Geburtshaus eine Schulfeier der Lateinschule zu veranstalten, bei welcher einer der Schüler „namens der deutschen Jugend" die Schillerbüste mit einem frischen, aus den Zinsen eines kleinen Theiles der auf Anregung von sieben Hanauer Gymnasiasten zusammengebrachten Gabe von 55 höheren Lehranstalten Deutschlands angeschafften Lorbeerkranz zu schmücken habe und bei welcher Feier der Schillerverein aus seinen laufenden Mitteln einem Schüler einen Preis unter dem Namen „Hanauer Preis" verabfolgen werde,

nichts abgebröckelt wird. Und rührend schön ist es aller Jahre, wenn der Schüler mit dem Lorbeerkranz vortritt und spricht:

> „Unter den vielen Gaben, welche auf das Jahr 1859 dem hiesigen Schillerverein zugeflossen sind, giebt es wohl keine schönere und herzerfreuendere als die, welche auf Anregung von sieben Hanauer Gymnasiasten von 55 höheren Lehranstalten Deutschlands zusammengebracht worden ist.
>
> Aus der damals überwiesenen Summe sollte nach dem Wunsche der Stifter ein kleiner Theil zurückbehalten und aus den Zinsen desselben alljährlich am Geburtstage Schiller's von Marbachs Jugend ein frischer Lorbeerkranz an passender Stelle niedergelegt werden.
>
> So schmücke ich denn im Namen der deutschen Jugend dein Haupt, Unsterblicher, zu dessen schönsten Ruhmestiteln es gehört, daß du ein Dichter der Jugend genannt wirst."

Jene sieben Hanauer hießen:

Wilhelm Jung. Wilhelm Fuerer. Friedrich Heußner. Adolf Suchier. Heinrich Calaminus. Friedrich Faust. Wilhelm Heck.

Faust, Jung und Suchier sind todt. Heußner ist *Gymnasialdirektor in Kassel, Heck Superintendent* in Schlüchtern, Fuerer desgleichen in Stettin, Calaminus ist Pfarrer in Elberfeld. — —



Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

(Fortsetzung.)

Daß ein kleiner Anlaß zu dieser Abgeschlossenheit und Weltscheu unseres jungen Pfarrherrn beigetragen hatte, wußte niemand, selbst seine Mutter nicht. Denn nie mehr war er seit jenem Abend darauf zurück gekommen, und Frau Doktor Ullrich war in dem Glauben geblieben, Tante Sabina habe sich damals die Predigt holen und abschreiben lassen. Immerhin fand sie es verwunderlich, daß er auch sie, die alte, mütterliche Freundin, nicht aufsuchte, und daß sogar leise Winke und Erinnerungen ihrerseits nichts halfen. Oft schüttelte sie den Kopf und sah dem Sohn gedankenvoll nach, wenn er an heißen Sommertagen mit Büchern und Schreibzeug die kühle Laube unten im Pfarrhof aufsuchte. „Ein frischer, junger Mann, und eine solche Vorliebe für ein weltabgeschiedenes Plätzchen?" Es wollte der klugen Frau nicht in den Kopf.

Pfarrhaus und Küsterwohnung waren dicht an einander gebaut, und zwischen beiden dehnte sich ein weiter, freier Hof, in welchem Ullrich's Vorgänger Beete angelegt, eine Laube gezogen und so fast ein Gärtchen daraus geschaffen hatte. Das Thor des Vorderhauses schloß nach der

Straße hin ab, und so drang fast kein Laut von der Außenwelt in diese stillen Mauern. Selbst Schwarz, der alte Küster, dämpfte seinen Schritt, wenn er in den langen, langen Stiefeln durch den Thorbogen schlürfte. Aber selbst dann dünkte es Lene noch eine Störung für ihren jungen Herrn, so daß sie ein „Bst, bst“ für nöthig hielt. Sie that sich etwas Besonderes auf seine „Gelehrsamkeit“ zu gut; niemand hätte es in ihrer Gegenwart wagen dürfen, irgend einen anderen Pfarrer der Stadt mit „ihrem Herrn Gerhard“ zu vergleichen.

Heute, an einem herrlichen, warmen Herbstmorgen, herrschte Leben in dem stillen Hof. Lene lief mit Flasche und Gläsern, und aus der Laube hörte man lebhafte Unterhaltung. Pfarrer Ullrich saß auf seiner Steinbank, und vor ihm, in einem Rohrsessel, dehnte sich die elegante Gestalt eines schönen jungen Mannes. Er zeichnete mit der Fußspitze Figuren in den Sand und heftete ab und zu scharfe Blicke auf sein Gegenüber.

„Na, Gerhard, nun mal raus mit der Sprache, nun sind wir allein. Wie ist denn das zugegangen, daß Du Dich so verändert hast, daß Du so — verzeih' mir den Ausdruck — so langweilig geworden bist? Auf der Schule, auf der Universität noch warst Du ein frischer, schneidiger Kerl. Wo ist Dein furor teutonicus, der Dir bei besonderen Anlässen so gut stand, hingekommen? Alles im ‚Pfarrer‘ untergegangen, hm?“

Die Wolken auf Ullrich's Stirn wollten sich nicht verziehen. „Mach' keine schlechten Witze, Kurt“, meinte er ernst; „damals war ich Student, jetzt bin ich Pfarrer.“

Kurt streifte ärgerlich seine Cigarre ab. „Pfarrer hin, Pfarrer her. Ein Pfarrer ist doch auch ein Mensch, so zu sagen. Ihr braucht doch keine Heiligen zu werden?“

„Dafür ist gesorgt“, bemerkte Ullrich ebenso einsilbig wie zuvor, und sein Blick, der still vor sich hingerichtet war, schien im eignen Inneren zu lesen.

„Du mußt mehr in der Welt verkehren, Gerhard“, redete der Freund zu, „mußt täglich Menschen sehen und sprechen, darfst absolut nicht immer in diesem Klosterhof stecken. Da würde sogar ich vertrauern. Hättest mal gestern Abend an meiner Stelle sein müssen, da wäre Leben in Dich gekommen. Famose Frau, die Professorin Ehlers! Nicht die Bohne engherzig. Läd sie mich da als Einzigen, als Hahn im Korb, in ihr Mädchenpensionat ein, und läßt mir freie Hand, mich zu amüsiren. Na, daß ich das nicht versäumt habe, kannst Du Dir denken.“

„Zu Frau Professor Ehlers in das Mädchenpensionat,“ fragte Ullrich zerstreut, „wie kamst Du dahin?“

Herr von Westhoven schmunzelte. „Oh, auf die denkbar einfachste Art von der Welt. Ich hole mein Fräulein Schwesterchen aus der Pension ab. Der Papa hat mit Erntearbeiten furchtbar zu thun, der Mama ist die Mamsell vor einigen Tagen krank geworden, und da spiele ich die Herrn Eltern und hole Lilli hier ab.“

„Deine Schwester, — Lilli, — war im Pensionat hier?“ fragte der Pfarrer wie aus einem Traume. „Nicht möglich, Kurt, die kleine Lilli?“

„Ist inzwischen recht groß geworden“, lachte Herr von Westhoven; „groß und wirklich gar nicht übel. Und sogar etwas gesetzt und verständig scheint der Wildfang geworden zu sein.“

Der Referendar trank sein Glas aus und stand auf. „Also, für heute Gott befohlen, Gerhard, bessere Dich, aber geh' nicht in Dich, sondern geh' aus Dir heraus, geh' in die Welt und laß Dich bald einmal in Ebershausen bei uns sehen. Papa und Mama haben es schon übel vermerkt, daß Du noch keinen Antrittsbesuch gemacht hast. Leb' wohl, meine Elternpflichten rufen.“

Er drückte dem Freunde herzhaft die Hand und war rasch unter dem Thorbogen verschwunden.

Ullrich klappte seine Bücher zu, machte einen Gang durch den Hof und blieb hie und da vor den Beeten stehen. Es schien, als ob der Besuch des heiteren, frischen Freundes wohlthätig auf ihn eingewirkt habe; seine Gedanken hatten plötzlich eine andere Richtung genommen.

„Lilli!“ Mit diesem Namen waren tausend Erinnerungen aus seiner Knabenzeit in ihm erwacht. Er sah sich zu Besuch auf dem Gute der Westhoven'schen Familie, das nur einige Stunden von der Stadt entfernt lag. Welche Freude war es allemal gewesen, wenn die Ferienzeit und mit ihr die Einladung nach Ebershausen kam! Früh morgens wurde das Köfferchen voll Bücher und Kleider gepackt, nach Tisch ging's auf die Bahn, und schon eine bis zwei Stunden später traf er auf dem Gute ein. Sie bezogen dann zusammen die Mansarde, er und Kurt, und wie erhaben sie sich da oben dünkten, das ging aus dem Wegweiser am Fuße der Treppe hervor, der hinauf „Zum Olymp“ wies. Am Vormittage wurde geochst, am Nachmittag Feld, Wald und Wiesen durchstreift. Sobald sie nach Tisch die Treppe herunter gepoltert kamen, stand auch schon ein kleines, blauäugiges Ding an der Thür, hatte das Strohhütchen am Band und sah bittenden Blicks zu dem großen Bruder auf. Kurt, lebhaft und ungeduldig (auch ungalant, wie alle Brüder

sind), verstand sich nur schwer zu solchem „Mitnehmen".

„Was soll das nun wieder? Sie stört uns nur, und weit kann sie ja doch nicht gehen", behauptete er, worauf Lilli ein weinerliches Mäulchen machte und sich bei Seite drückte. Waren sie aber eine halbe Straßenlänge weit fort, dann ließ es ihm, Gerhard, keine Ruhe, er kehrte um, nahm die Kleine, die glückselig zu ihm aufsah, bei der Hand und schleppte sie trotz Kurt's Widerstreben mit. Zuerst ging's in die Ställe, da wurde nach den Pferden und Kühen gesehen, und dann, als Gipfel der Lust, auch auf den Heuboden hinauf geklettert. Dabei war niemand behender und sicherer in allen Bewegungen wie die kleine sieben- bis achtjährige Lilli. In der Erinnerung sah Gerhard noch die blauen Augen und die runden rothen Bäckchen, die sie damals hatte. Aus dem Munde eines jeden Anderen würde er es belächelt haben, und jetzt kam ihm selbst der Vergleich: Lilli's Kinderaugen waren wie zwei Vergißmeinnichtsterne. Ja, er hatte das kleine Ding wirklich lieb gehabt. Was sie auch thun oder treiben mochte, nie konnte man ihr bös sein, all' ihre kleinen Schelmereien mußte man ihr verzeihen. Wenn er mit Kurt hinten im Garten in der dichten Laube vor den Büchern saß und sich plötzlich zwei kleine Arme um seinen Hals legten und weiche Händchen ihm die Augen zuhielten, während ein verstelltes Stimmchen „Kukuk" rief, dann kam es vor, daß er ungeduldig auffahren konnte.

„Lilli, laß die Kindereien, wir haben zu arbeiten."

Die nächste Viertelstunde sah ihn aber schon wieder versöhnt; dann half er ihr beim Legen des Geduldspieles, gab ihr Anleitung beim Bilderbogenmalen, ja, er half sogar oft aufessen, was sie gekocht hatte.

Und nun sollte sie schon erwachsen, ein Pensionsdämchen sein! Fast überkam den jungen Pfarrer ein Bedauern, daß er sich Lilli nicht mehr als kleines, herziges Ding vorstellen konnte. Leibhaftig, als sei es heute, so sah er das liebliche Kind vor sich stehen, und während er bei dem Bild in seiner Erinnerung verweilte, war's, als ob ein Wunder sich zutrüge. Langsam wandelten sich die Linien und aus denselben Augen blickte ein anderes Bild ihn an; eine anmuthige Gestalt, die er vor nicht langer Zeit geschaut, stand vor ihm, und die Züge beider zerflossen in einander. „Lilli!" — Es war fast ein Laut des Entzückens, der sich Gerhard's Lippen entrang. Ja, sie war es gewesen, sie und keine andere. Jeder Zweifel war ausgeschlossen, jeder Unmuth schwieg.

Elastisch, mit rascher Bewegung, als sei er nicht mehr derselbe, nahm der junge Pfarrer seine Bücher zusammen und eilte durch den Hof; mit drei, vier Sprüngen, immer eine Doppelstufe nehmend, war er die Treppe hinan und stand vor seinem Schreibtisch. Das ganze Ungestüm und Feuer, das seiner Natur angeboren war, kam zum Durchbruch. Er suchte nach dem Manuskripte, daß er vor Wochen in heftigem Unmuth in ein Fach geworfen hatte.

Wie war es nur möglich, daß er sie augenblicklich nicht wieder erkannt hatte?

„Lilli! liebe Lilli!" so jubelte es in seinem Herzen, während er das Heftchen hervorzog und die steilen, kindlichen Schriftzüge betrachtete. Alles, was ihn vor Wochen so verwirrt und seitdem immer bedrückt hatte, schien sich zu lösen. Die Erinnerung an das Landkind, die er nicht hatte loswerden können, das innige Gefallen, das er an ihm gefunden, das ganz neue Gefühl, das in ihm erwacht war, das alles floß in einer beglückenden Empfindung zusammen und ließ ihn das Erlebte verstehen.

Und dennoch! Konnte er nicht auch irren? Konnte nicht eine Aehnlichkeit ihn täuschen? Mußte es Lilli gewesen sein?

Wieder zweifelnd und in Gedanken nahm er nochmals das Heft zur Hand und ließ die Blätter durch die Finger gleiten. Ob das lose, beschriebene Blatt sich noch fände und ihm Aufschluß gäbe?

Jetzt hielt er es in Händen, und sein suchender Blick blieb auf einem verschlungenen Namenszug in der Ecke haften. „L. v. W." las er. Es schien, als ob ein leises Zittern Hand und Blatt bewegte. — Nun gab es keinen Zweifel mehr. Sie war es gewesen, seine liebe, böse kleine Lilli war es gewesen.

Doch kaum daß Ullrich's Geist auch nur einen Moment bei dieser Wahrnehmung verweilte, denn das was unter dem Namenszug stand, die Worte, das Gedicht, was ihm damals das Blut zu Kopf und seine Verwirrung auf den höchsten Gipfel getrieben hatte, was ihn Heft und Blatt in heftigster Erregung fortschließen ließ, — heute durfte er es lesen: „Er, der Herrlichste vor Allen, — — — —."

Ein Taumel des Entzückens erfaßte den ernsten Mann. Er drückte das Blatt an die Lippen, — verbarg es auf der Brust, — zog es wieder hervor und las dann den Inhalt, wie man in langen Zügen einen ersehnten Trank der Labe schlürft.

In jener stillen, klaren Septembernacht ging ein leises Rauschen und Flüstern über den alten Kirchplatz. Die Glocke, hoch oben im Thürmchen, bewegte sich langsam hin und her und gab einen leise summenden Ton, als spräche sie: Bald, nun bald! Die Löwen an den Giebelfeldern der Reit-

schule schlugen mit ihren Pranken gegen die Wappenschilder, daß es dröhnte, und die Kriegsknechte auf den Eckthürmchen schwangen ihre Lanzen hoch und ließen ihre Fähnlein wehen. Das goldne Säulchen auf der obersten Giebelspitze erglänzte silbern im Mondeslicht und hob kühn die Vorderbeine zu einem Freudensprung.

Es schwebte ein großes Ereigniß über dem alten Kirchplatze, und sie alle, die stillen Nachtgeister, die es ahnten und wußten, raunten es sich leise zu.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Meister Andreas Burg aus Graffschaft Hanau. Bei den Ausbesserungsarbeiten am Glockenthürmchen des Rathhauses zu Freiburg in der Schweiz, die gegenwärtig vorgenommen werden, fand sich im zinnernen Knopf der Thurmspitze eine Schachtel, die u. a. eine vom 19. Juli 1642 ausgestellte Pergamenturkunde enthielt, nach welcher das Thürmchen von Meister Andreas Burg aus Graffschaft Hanau, vier Stunden von Frankfurt a. M., „gezimmert und verarbeitet, auch uffgerichtet worden".

Verbot des Wirthshausbesuchs für die Lehrer. In Nr. 31, 32 und 33 des Wochenblattes für die Provinz Fulda vom Jahre 1855 steht in der Abtheilung „Allgemeine Verfügungen und Bekanntmachungen der Oberbehörde" folgende Veröffentlichung:

„Die Fuldaische Schulordnung vom 2. April 1781 enthält im 7ten Satze des § 29 die Vorschrift, daß sich die Schullehrer, sei es in ihren eigenen oder in anderen Pfarreien, in Wirthshäusern nicht sehen lassen sollen.

Da indeß die Erfahrung lehrt, daß dieses Verbot jeglichen Wirthshausbesuchs seitens der Schullehrer nicht selten unbeachtet bleibt; so wird solches hierdurch mit dem Bemerken eingeschärft, daß Uebertretungen desselben nachdrückliche Bestrafung zur Folge haben werden.

Fulda, am 30. Juli 1855.

Kurfürstliche Regierung der Provinz Fulda:

(gez.) Heppe.

vdt. Keppler."

Aus Heimath und Fremde.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Zweiter Jahresbericht. Im Anschluß an die zweite Jahresversammlung der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck (siehe „Hessenland" Nr. 10, S. 130) erschien soeben der zweite Jahresbericht über die Thätigkeit derselben, dem zur Ergänzung unserer früheren Mittheilungen noch Folgendes entnommen sei:

Zum ersten Male wohnte der Versammlung der Landesdirektor in Hessen Freiherr Riedesel zu Eisenbach bei, der von dem Landesausschuß zum Mitglied des Vorstandes bestimmt worden ist, der Vorsitzende, Professor Dr. Freiherr von der Ropp begrüßte denselben. Als Stifter ist der Kommission Freiherr von Scharfenberg auf Kalkhof beigetreten, auch ist der Beitritt von sieben neuen Patronen zu verzeichnen, es sind diese: Die Kreise Biedenkopf und Eschwege, die Stadt Wetzlar, die von Baumbach-Nentershauser Fideikommißverwaltung (Landforstmeister und Oberjägermeister a. D. von Baumbach in Freiburg im Breisgau), Oberregierungsrath a. D. von Baumbach in Kassel, Frau Geheime Kommerzienrath Henschel in Kassel, Dr. W. Heraeus in Hanau.

Der Ausschuß für Feststellung von Bestimmungen über die Herausgabe handschriftlicher Texte, welche für alle Veröffentlichungen der Kommission maßgebend sein sollen, hat seine Arbeit beendet und durch den Druck vervielfältigt. Sie ist sämmtlichen Mitarbeitern übersandt worden und steht Interessenten gern zur Verfügung.

Das Fuldaer Urkundenbuch hat Herr Professor Tangl zu seinem lebhaftem Bedauern nicht soweit zu fördern vermocht, daß er das Manuskript für den ersten Band bereits jetzt druckfertig vorzulegen im Stande, wie im ersten Jahresbericht bereits in Aussicht genommen war. Doch hat er eine der wesentlichsten Vorarbeiten, „Die fuldaer Privilegienfrage", erledigt und soeben in den „Mittheilungen des Instituts für österreich. Geschichtsforschung", Band 20, Seite 193–253, veröffentlicht. Er hofft demnach zuversichtlich, mit dem Drucke des ersten Bandes im Laufe des Herbstes beginnen zu können.

Gemäß dem Berichte des Herrn Professors von Below über die Arbeiten zur Ausgabe der Landtagsakten hat Herr Dr. Glagau im Laufe des Sommers eine längere Reise nach Weimar, Dresden und Wien unternommen, die namentlich in Weimar sehr wesentliche Ergänzungen zu dem Marburger Aktenbestand zu Tage gefördert hat. Außerdem sandte das Schweriner Staatsarchiv (Geh. Archivrath Dr. Grotefend) in dankenswerther Weise eine werthvolle Sammlung Hassiaca nach Marburg, darunter insbesondere eine Reihe bedeutsamer eigenhändiger Briefe der Landgräfin Anna an ihre Brüder. Nach Bewältigung dieser Akten begann Dr. Glagau die Bearbeitung des reichhaltigen Materials für die Zeit der Minderjährigkeit Philipp's des Großmüthigen (1509—1518), doch erwies es sich als unerläßlich, der Edition der Verhandlungen eine Darstellung des Kampfes, den die Regentin Anna mit den Ständen zu führen hatte, vorauszuschicken. Diese Arbeit ist im Manuskript abgeschlossen und wird im Laufe des Sommers im Elwert'schen Verlage als selbständige Schrift erscheinen unter dem Titel: „Anna von Hessen. Eine deutsche Fürstin als Vorkämpferin landesherrlicher Macht." Die Drucklegung des ersten Bandes der Landtagsakten wird sich unmittelbar daran anschließen.

Ueber die Chroniken von Hessen und Waldeck berichtete Herr Professor Wenck, daß Herr Dr. Diemar, der die Herausgabe der beiden Chroniken von Gerstenberg übernommen, zum Theil durch anderweitige Arbeiten behindert, die Herstellung der Texte noch nicht erledigt habe. Er hofft indessen die Arbeit soweit fördern zu können, daß der Band im Laufe des neuen Berichtsjahres in den Druck gegeben werden kann. — Herr Oberlehrer Dr. Pistor hat die Bearbeitung der waldeckischen Chronik von Konrad Klüppel nahezu vollendet und gedenkt in der Einleitung die waldeckische Historiographie der früheren und späteren Zeit zu behandeln. Der von ihm herauszugebende Band wird außer der Klüppel'schen Chronik noch den Catalogus abbatum Flechdorpensium und die lateinische Familienchronik des Jonas Trygophorus (alias Hefenträger) bringen; beide Werke sind bisher ungedruckt. Das erstere ist von einem ungenannten Benediktinermönch von Flechdorf bei Korbach im Jahre 1533 verfaßt und behandelt die Geschicke des Klosters um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts. Die Aufzeichnungen von Trygophorus reichen von 1521 bis 1563, dem Jahre seiner Ernennung zum Superintendenten, und geben vielfach willkommene Aufschlüsse über seinen größeren Vater, den Reformator Johannes Trygophorus.

An der Sammlung der Landgrafenregesten wurde, wie Herr Geh. Archivrath Dr. Koennecke berichtete, auch im vergangenen Geschäftsjahre eifrig gearbeitet. Namentlich die älteren hessischen Rechnungen sowie die Urkundenabschriften der Kasseler Landesbibliothek gewähren eine reiche Ausbeute, so daß etwa 3000 neue Nachweise gewonnen wurden.

Ebenso sind die Sammlungen für das historische Ortslexikon von Herrn Archivrath Dr. Reimer lebhaft gefördert worden. Vor allem hat er ein Schema für die Behandlung der einzelnen Orte aufgestellt und an einem besonders lehrreichen Beispiele gezeigt, wie sich die Ausführung gestalten würde. Von einer Drucklegung von Schema und Beispiel hat der Lexikon-Ausschuß im Einvernehmen mit Herrn Reimer einstweilen jedoch abzusehen beschlossen, weil manche Einzelheiten über Form und Inhalt der Artikel sich erst werden feststellen lassen, wenn die Sammlungen ihrem Abschluß näher gebracht sein werden.

Das Urkundenbuch der wetterauer Reichsstädte konnte dank der Munifizenz des Herrn Dr. A. Trapp nach mancherlei Vorbereitungen ernstlich in Angriff genommen werden. Seit dem 1. Mai 1899 ist Herr Dr. Foltz mit der Bearbeitung zunächst des Urkundenbuchs der Stadt Friedberg betraut worden, nachdem zuvor Herr Prof. Höhlbaum die Bestände der Archive in Friedberg und Wetzlar, Prof. von der Ropp den im Großherzoglichen Staatsarchiv in Darmstadt deponirten Theil des Friedberger Archivs einer Durchsicht unterzogen hatten. Da Prof. Höhlbaum der Leitung wegen Ueberhäufung mit Arbeiten entsagte, übernahm sie Prof. von der Ropp, der zugleich an Stelle des infolge seiner Ernennung zum Provinzialdirektor von Rheinhessen ausgeschiedenen Frhrn. von Gagern von dem Vorstande in den Ausschuß für das Urkundenbuch der Wetterauer Reichsstädte gewählt wurde.

Dem hessischen Trachtenbuch ist die Spende der Frau Geh. Kommerzienrath Henschel gewidmet, und kann das Erscheinen der ersten Lieferung für das neue Geschäftsjahr in Aussicht gestellt werden. Sie wird nach dem Bericht des Herrn Geh. Rath Prof. Dr. Justi neben Abbildungstafeln eine Einleitung enthalten, welche einige noch nicht gehörig erörterte Fragen einer Beantwortung nahe zu bringen sucht. Einmal worauf der Reiz und das Stilgemäße der Volkstracht beruht; dann aus welchen Gründen die aus der höfischen oder städtischen Kleidung entsprungene Volkstracht fest geworden ist, während die Mode wechselt; drittens wann und wie eine Veränderung der Volkstracht stattfindet oder diese ganz abge-

legt wird. Hieran schließen sich Bemerkungen über die Vertheilung der Trachten in Hessen und über das Vordringen der jüngeren unter ihnen in das Gebiet der älteren. Den Hauptinhalt der Veröffentlichung soll eine genaue Beschreibung der einzelnen gegenwärtig noch erhaltenen Trachten bilden, bei der auch der Ursprung der einzelnen Trachtstücke soweit möglich erörtert werden soll.

Der hessische „Soldatenhandel" des 18. Jahrhunderts. Da in den Zeitungen noch immer wieder Aufsätze auftauchen, die den „Soldatenhandel" deutscher Fürsten behandeln und speziell gegen Landgraf Friedrich II. gerichtet sind, ohne aber in der Sache selbst neue Ergebnisse zu bringen (so noch kürzlich in der „Täglichen Rundschau", Nr. 31—33 von Archivar a. D. Dr. Christian Meyer unter dem Titel: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten im 18. Jahrhundert"), andererseits jedoch gegen derartige Artikel meistens in mindestens nicht gerade glücklicher Weise gekämpft wird, so hat der Vorstand des Kasseler Zweigvereins des Vereins für hessische Geschichte beschlossen, die Abfassung einer den Anforderungen der modernen Geschichtswissenschaft durchaus entsprechenden quellenmäßigen Darstellung der Verhandlungen und Begebenheiten zu veranlassen, die zum Subsidienvertrage zwischen England und Hessen-Kassel im Jahre 1776 geführt haben, sowie der Wirkungen, welche derselbe für Hessen im Gefolge gehabt hat. Für Erlangung der nöthigen sicheren Grundlage ist gewissenhafte Durchforschung und Benutzung der in Frage kommenden Archive u. s. w. und kritische Sichtung der ungedruckten und gedruckten Materialien als erste Pflicht anzusehen. Wichtige Aktenstücke müssen im Wortlaut mitgetheilt werden. Der Vorstand stellt für die nächsten Jahre zu diesem Zwecke jährlich einen entsprechenden Betrag in den Etat ein. Mit der Bearbeitung ist Dr. W. Grotefend, Assistent der ständischen Landesbibliothek, beauftragt.

Todesfall. Am 4. Juni verstarb zu Kassel im 79. Lebensjahre der ehemalige Schulvorsteher Pfarrer Otto Siebert, eine in der Residenzstadt Kassel und sonst im Lande zu Hessen sehr bekannte Persönlichkeit, die wegen der Urwüchsigkeit ihres Wesens und der Lauterkeit ihrer Gesinnung sich großer Beliebtheit erfreut hat. Lange Jahre waltete der Dahingeschiedene in Treue als Inhaber einer Privatschule seiner Obliegenheiten, bis zunehmende Schwerhörigkeit ihn zwang, sich zurückzuziehen. Viele angesehene Männer unseres Heimathlandes gedenken ihres verstorbenen Lehrers in liebevoller Gesinnung.

Hessische Bücherschau.

Roeschen, Dr. Aug. Wanderung durch die nördliche Wetterau von Butzbach über Münzenberg und Arnsburg zum Pfahlgraben. Gießen (Verlag von Emil Roth) 1897. Preis geb. 1,50 M.

Vorliegendes Werkchen, das in vier Abschnitten die schönsten Punkte der nördlichen Wetterau behandelt, bringt in Wirklichkeit viel mehr als der Titel besagt. Es ist kein Reisehandbuch im gewöhnlichen Sinn, das den Wanderer nur anleiten und auf den richtigen Weg führen soll, sondern auf Schritt und Tritt begleiten den beschreibenden touristischen Text Belehrungen historischer und kunstgeschichtlicher Natur. Und gerade diese machen das Werkchen so werthvoll, sodaß es kein Freund der hessischen Geschichte ohne Gewinn aus der Hand legen wird.

In Butzbach, das aus falkensteinischem Besitz 1418 an Eppstein, später theilweise an Solms-Braunfels, 1714 endlich ganz an Hessen-Darmstadt kam, besichtigen wir den Marktplatz, die Markuskirche, den Hexenthurm, die Michaeliskapelle, das landgräfliche und das Solmser Schloß, sowie die katholische Kapelle. Dann geht's zum Dörfchen Griedel, dessen Pfarrkirche sehenswerth ist. In Niederweisel ist als Kleinod spätromanischer Baukunst die alte Komthurkirche des Johanniterordens erhalten. Auf dem Wege nach Münzenberg treffen wir in Rochenberg das ehemalige Cistercienserinnenkloster Marienschloß, jetzt Zuchthaus.

Abschnitt II führt uns nach Münzenberg, dem „Wetterauer Tintenfaß", wie die Burgreste scherzhaft vom Volke genannt werden. Sehr ausführlich behandelt der Verfasser neben der Geschichte dieser für die Wetterau so wichtigen Burg, an der u. a. auch die Grafen von Hanau Antheil hatten, die heute noch erhaltenen Theile des einst so stolzen Baues. Im Städtchen Münzenberg fesseln Pfarrkirche und Rathhaus unsere Aufmerksamkeit. Von Münzenberg zur Altenburg wandern wir zum Theil auf alten Römerstraßen, über Trais-Münzenberg zu den Ueberresten eines römischen Kastells.

Abschnitt III behandelt Kloster Arnsburg in erschöpfender Darstellung, insbesondere verrathen die werthvollen Belehrungen, die wir bei einer Wanderung durch die Klosterruine erhalten, das kunstgeschichtliche Verständniß des Verfassers.

Abschnitt IV endlich bringt uns zum Pfahlgraben, dem limes Transrhenanus. Anlage, Zweck und Richtung dieser Grenzsperre werden angegeben und dann wird eine Besichtigung des limes vorgenommen, soweit er die nördliche Wetterau durchläuft.

Wie man sieht, bietet uns der gelehrte Verfasser reiches Material dar, auf das in dieser Besprechung nur hingewiesen werden konnte. 20 Abbildungen, von denen besonders die Münzenberg und Arnsburg betreffenden hervorgehoben seien, dazu zwei Grundrisse der genannten Oertlichkeiten beleben das Ganze und erleichtern die Orientirung. Die beigegebene Uebersichtskarte zeigt uns das Gebiet im Rahmen der weiteren Umgebung. Und so sei denn das schöne Büchlein, das allerdings vielleicht mehr für den Fachmann als für den Laien geschrieben ist, jedem zum Studium empfohlen. E. B.

Gustav Freiherr Rabe von Pappenheim. Die neuen Heß von Wichdorff. Geschichte einer Fälschung. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. Marburg (N. G. Elwert) 1899. 44 S. 8⁰.

Vorliegende Schrift gewinnt dadurch besonderes Interesse, daß wir es in derselben mit der schlagenden Widerlegung eines Systems von Fälschungen zu thun haben, wie es planmäßiger und zielbewußter nicht hätte in's Werk gesetzt werden können.

Am 3. März 1594 war mit Daniel Wilhelm Heß von Wichdorff der letzte männliche Sproß des alten hessischen Adelsgeschlechts der Heß von Wichdorff gestorben, worauf seine hessischen Lehen an Hans Christoph von Pappenheim gefallen waren. Trotzdem hatte der im Jahre 1883 verstorbene Bankkommissar Sebastian Heß zu Gotha sich im Jahre 1877 von der gothaischen Regierung die Erlaubniß verschafft, ihm die Führung des Namens Heß von Wichdorff zu gestatten. Diese Erlaubniß wurde ihm zu Theil auf Grund dieser Regierung vorgelegter amtlich beglaubigter Urkundenabschriften, welche seine Abkunft von dem obengenannten Daniel Wilhelm Heß erweisen sollten. Diese Papiere liegen einer von ihm veröffentlichten Schrift zu Grunde, welche betitelt ist: „Verzeichniß von Urkunden und urkundlichen Nachrichten der Familie Heß von Wichdorff und ihrer Nebenlinien. Mühlhausen 1871. Mit Nachträgen von den Jahren 1875 und 1878". Das Vorgehen des Bankkommissars Sebastian Heß enthielt für die Familie von Pappenheim den Vorwurf, daß ihr Ahnherr Hans Christoph einst unter Landgraf Wilhelm IV. widerrechtlicher Weise in den Besitz der Lehen der Heß von Wichdorff gelangt sei, ein Vorwurf, den zu widerlegen alle Ursache vorhanden war, zumal derselbe in einem Aufsatz des gothaischen Rentkommissars Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff offen erhoben war. Der Umstand, daß dieser letztere, wie wir zu bezweifeln keinerlei Ursache haben, in bestem Glauben verfaßte Aufsatz in unserer Zeitschrift („Hessenland" 1888, Nr. 16, S. 245) veröffentlicht worden ist, giebt uns besondere Veranlassung, auf die Angelegenheit des Näheren einzugehen.

Nach den Ausführungen des Sebastian Heß sollte Daniel Wilhelm Heß von Wichdorff einen älteren Bruder Melchior hinterlassen haben, der, nachdem er vierzig Jahre in Ungarn in türkischer Gefangenschaft zugebracht hatte, im Jahre 1612, also lange nach seines Bruders Tode, in die Heimath zurückgekehrt sein, in hohem Alter noch die Anna von Boineburg-Hohenstein geheirathet und außer vier anderen Kindern einen Sohn Hans Georg hinterlassen haben soll, welcher angeblich das Geschlecht fortpflanzte. Dieser Hans Georg soll zuerst Fähnrich gewesen sein, jedoch hernach in Schmalkalden in die Messerschmiedezunft eingetreten sein und das Geschlecht der Heß von Wichdorff fortgepflanzt haben.

Demgegenüber führt Freiherr von Pappenheim den Beweis, daß das alte Geschlecht wirklich mit Daniel Wilhelm erloschen sei. Durch Heranziehung der Kirchenbücher zu Schmalkalden stellt er fest, daß der erwähnte Hans Georg, der übrigens thatsächlich nur den Namen Georg hatte, nicht der Sohn des Melchior Heß von Wichdorff, sondern eines Messerschmiedes Heinrich Heß in Schmalkalden war, dessen Sohn Johann Georg die Familie nicht fortgepflanzt hat, vielmehr bereits im Alter von 22 Wochen verstorben ist. Die wirklichen Ahnherren der heutigen Heß von Wichdorff sind vielmehr, wie sich aus den Kirchenbüchern von Tambach ergiebt, Köhler daselbst, die von dem Anfangs des 18. Jahrhunderts dort lebenden Köhler Johann Georg Heß abstammen.

Behufs Ermöglichung einer Beweisführung zu Gunsten seiner Ansprüche ist Johann Sebastian Heß vor der Fälschung von Aktenstücken nicht zurückgeschreckt, die dann in das damals noch zu Kassel befindliche Staatsarchiv geschmuggelt sind, wo es gelang, die Beamten zur Beglaubigung von Abschriften zu vermögen. So hat er eine förmliche Familienchronik erdichtet, welche sich in einer alten Familienbibel befunden haben soll, und vollends ein Diplomatarium vetustissimae ac nobilissimae gentis Hessorum de Wichdorff zusammengestellt, das angeblich von dem hochfürstlichen Rath und Historiographen Johann Justus Winkelmann, dem Verfasser der bekannten hessischen Chronik, herrühren und im Jahre 1696 bei Salomon Kürsner's Wittwe in Kassel gedruckt

sein soll. Winkelmann soll ein „Freund, Studiengenosse, Kriegskamerad und Gevatter“ von Hans Georg dem Aelteren, dem angeblichen Sohne des oben erwähnten Melchior Heß von Wichdorff, gewesen sein und dessen Sohne Hans Heinrich das Diplomatarium (Urkundenbuch) zum 50. Geburtstage gewidmet haben. Ferner ist das in Gotha handschriftlich aufbewahrte Exemplar der Geisthirt'schen Chronik von Schmalkalden von der gleichen Seite mit gefälschten Zusätzen versehen worden.

Die Beigabe von drei guten Lichtdrucktafeln trägt wesentlich dazu bei, daß der Leser der Schrift ein deutliches Bild einzelner Fälschungen bekommt.

Nach der klar und überzeugend geschriebenen Abhandlung des Herrn Verfassers steht fortan unerschütterlich fest, daß das alte hessische Adelsgeschlecht der Heß von Wichdorff mit Daniel Wilhelm im Jahre 1594 ausgestorben und zwischen ihm und den heutigen Trägern des gleichen Namens keinerlei genealogischer Zusammenhang vorhanden ist. W. G.

Geschichte des Bisthums Hildesheim. Von Dr. Adolf Bertram, Domkapitular. Hildesheim bei Aug. Lax. Bd. I (1899), mit 5 Tafeln und 133 Abbildungen im Text. XVI und 523 S. 8°. Preis 8 M., elegant geb. 10 M.

Dies auf Grund möglichst kritischer Forschung und mit dem Streben, der historischen Wahrheit thunlichst nahe zu kommen, geschriebene Buch hat auch für Hessen Interesse, indem es mancherlei auch für unsere Heimath bedeutungsvolle Dinge behandelt, insbesondere auch die strittige Bischofswahl von 1471, wo Landgraf Hermann von Hessen, Domherr zu Köln und Propst zu Aachen, die Hälfte der Stimmen und zwar der angesehensten Wähler auf sich vereinigte, es aber dann vorzog, sich nicht weiter an dem Kampf zu betheiligen, sondern in seine früheren Verhältnisse zurückzukehren, um wenige Jahre darauf nach der heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt Neuß gegen Karl den Kühnen zum Erzbischof von Köln gewählt zu werden. Der I. Band schließt mit dem Jahre 1503, ungleich wichtiger für uns wird der II. Band werden, der das vielfache Eingreifen Philipp's des Großmüthigen in die Hildesheimer Verhältnisse bringen wird. O. G.

Personalien.

Ernannt: der charakterisirte Kapellmeister, Musik- und Chordirektor Dr. Beier zum Kapellmeister am königlichen Theater zu Kassel; Rechtsanwalt Hecht zu Hanau zum Notar.

Verliehen: dem Kreisphysikus Dr. Spiegelthal zu Kassel der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums; dem Chemiker und Badebesitzer Lenoir zu Meran, z. Z. zu Szliacs in Oberungarn, der Kronenorden 3. Klasse.

Versetzt: Regierungsrath Suttinger zu Frankfurt a. O. nach Kassel; Regierungs- und Baurath Volkmann zu Kassel nach Potsdam; Regierungs- und Baurath Dittrich zu Posen nach Kassel; Rentmeister Friedrichs von Marienberg nach Homberg; Rentmeister Schieber zu Kirchhain tauscht mit dem Rentmeister Sitz zu Wesel.

Ausgeschieden: die Gerichtsassessoren Dr. Hill und Bork aus dem Justizdienste in Folge Uebertritts in die landwirthschaftliche Verwaltung bezw Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht zu Marburg.

Verlobt: Katasterkontroleur Otto Windolph mit Fräulein Else Blumenauer (Kassel, Mai); Oberlehrer Dr. Julius Pistor zu Kassel mit Fräulein Mathilde Grote (Frankfurt a. M., Pfingsten).

Vermählt: Oberbürgermeister Dr. Georg Antoni zu Fulda mit Fräulein Johanna Falk (Mainz, 30. Mai); Leutnant Engelbert Freiherr von Fürstenberg zu Höxter mit Fräulein Bertha von Kintzel (Kassel, Juni); Kaufmann Heinrich Magersuppe mit Fräulein Minna Hölke (Kassel, 3. Juni); Postsekretär Wilhelm Link mit Fräulein Ella Hördemann (Kassel, 3. Juni).

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Julius Knetsch und Frau Anna, geb. Has (Kassel, 28. Mai); Bäckermeister Ernst Grau und Frau Sophie, geb. Hoos (Kassel, 31. Mai); Kaufmann Heinrich Boppenhausen und Frau Bertha, geb. Wüstefeld (Kassel, 31. Mai); Bürgermeister Grünewald und Frau, geb. Nolte (Biedenkopf, 5. Juni); eine Tochter: Kammerherr Ernst Freiherr von Münchhausen-Straußfurt und Elsbeth Freifrau von Münchhausen, geb. Freiin von der Malsburg (Kassel, Mai); Intendantursekretär Fritz Schmidt und Frau Else, geb. Stöhr (Kassel, 27. Mai); Pfarrer Dehnhardt und Frau Charlotte, geb. Eisenberg (Marburg, 2. Juni).

Gestorben: Cand. med. Richard Wendt, 24 Jahre alt (München, 27. Mai); Julius von Carlshausen, 72 Jahre alt (Darmstadt, 31. Mai); Privatmann Heinrich Saul, 81 Jahre alt (Kassel, 31. Mai); Rechnungsrath a. D. Lothar Eckhardt, 77 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Landgerichtssekretär Karl Schebtler, 46 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Privatmann Julius Eskuche, 80 Jahre alt (Kassel, 3. Juni); Schulvorstand a. D. Pfarrer Otto Siebert, 78 Jahre alt (Kassel, 4. Juni); Fräulein Mathilde Bommhardt, 31 Jahre alt (Altkirch, 5. Juni); Oberarzt Dr. Hans Reusing, 34 Jahre alt (Hannover, 5. Juni); Privatmann Philipp Gruner, 78 Jahre alt (Wahlershausen, 5. Juni); Frau Landgerichtsrath Elisabeth Wurzer, geb. Dörffler (Marburg, 7. Juni); Fräulein Dorothea Zahn (Kassel, 7. Juni).

Briefkasten.

H. in Hohenwalde. Wir danken für gütige Benachrichtigung, daß die „Münchhausen-Eiche“ (vergl. Nr. 9, S. 116) voraussichtlich von dem, vor einigen Jahren zu Rinteln gestorbenen Forstmeister von Münchhausen, der bis zum Jahre 1865 in Frankenhain kurfürstlicher Revierförster war, ihren Namen hat.

A. Tr. in Wien. Von sehr geschätzter Seite gingen uns zur Veröffentlichung mehrere Gedichte in Abschrift zu, wie sie Fr. Hornfeck während seines Aufenthaltes auf Spangenberg niedergeschrieben hat. Es dürften dieselben für Sie besonderes Interesse haben. Besten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. Juli 1899.

Im Walde.

(Nachdruck verboten.)

Die Amsel ruft der Nachtigall:
Die Rose blüht am Wasserfall
Und sehnt sich glühend heiß nach dir,
Nun komm' auch du in's Waldrevier.

Nun komm' aus deinem stillen Haus
Auch du, mein Kind, mit mir hinaus,
Daß tiefer fühlt im grünen Wald
Das Herz der Liebe Allgewalt.

Denn wie das Blatt zum Blättchen stimmt
Und eins den Ton vom andern nimmt,
So löst sich aller Widerstreit
Der Herzen auf — in Seligkeit.

Und wenn der Sprosser hell und laut
Sein Glück den Wipfeln all' vertraut,
Dann drängt die Lieb' in Wort und Blick
Der Seelen allgeheimstes Glück.

Und wenn vom dunklen Laub umschwirrt
Der Tauber mit der Taube girrt
Und beide still am Neste bau'n,
Was kann die Liebe Schön'res schau'n?

Und sagt uns nicht das Taubenglück:
Kehrt einmal noch der Lenz zurück,
Dann sind wohl selig immerdar
Auch wir ein solches Taubenpaar!

Brautschmuck.

Was soll ich, mein Kind, dir schenken
An deinem Hochzeitstag!
Hast alles schon zu Eigen,
Was Menschen erfreuen mag.

Hast eine Stirne, die schimmert
Wie Silber hell und rein,
Und gold'ne Locken und Zähne
Wie blendendes Elfenbein.

Hast Purpur und Sammt auf den Wangen,
Ein heller Rubin ist dein Mund,
Und leuchtende Perlen verschließet
Dein Aug' im dunklen Grund.

Bist selber eine Perle,
Die mir in dem Herzen ruht,
Umwogt wie die Schwestern im Meere
Von klingender Liederfluth!

(Aus dem Manuskripte des Dichters.)

Fr. Hornfeck.



Das Tagebuch des weiland kurhessisch-westfälischen Offiziers Wilhelm Lorenz, späteren Klosterrentmeisters in Schlüchtern.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Henkel.

Wilhelm Lorenz, der Verfasser der großentheils in Rußland niedergeschriebenen Erlebnisse, gehörte einer Kasseler Patrizierfamilie an, deren Stammhaus noch jetzt eine der Zierden des Marställer Platzes bildet. Er war der letzte der kurhessischen Verwalter des noch aus der karolingischen Zeit stammenden und im Reformationszeitalter säkularisirten Klosters Schlüchtern und schied in dem Jahre aus dem Leben, in welchem die hessenkasselschen Lande im größeren Ganzen aufgingen. Noch ist die Zahl derjenigen Kurhessen groß, die sich dieses Musterbeamten und Menschenfreundes mit der scharf ausgeprägten Persönlichkeit lebhaft erinneren können. Hatte er doch, nachdem er aus dem Dienste des Kriegsministeriums in Kassel nach Schlüchtern versetzt war, die Klosterkellerei an der Kinzig zu einem wahren Tusculum und Eldorado für die zahlreichen Verwandten, zu denen wir gehörten, und für Freunde und Bekannten zu machen gewußt. Die sehr geräumige Dienstwohnung mit den tiefen Nischen in den massiven Klostermauern, äußerst behaglich eingerichtet, der mächtige Oekonomiehof mit den daran stoßenden Obst-, Blumen- und Küchengärten, sammt Wiesen und Feldern, von Forellen- und Krebsbächen umflossen, das alles bildete thatsächlich den gemeinsamen Mittelpunkt regen geselligen Treibens für den gesammten Kreis Schlüchtern und die Nachbarstädte. Justiz- und Verwaltungsbeamte, Geistliche, Lehrer und alle „Honoratioren", alle verkehrten nirgends lieber als unter dem gastlichen Dache des jovialen, redseligen und freigebigen Veteranen aus der großen napoleonischen Zeit, der seine stets zahlreichen Gäste, sei es bei der wohlbesetzten Tafel und dem „kühlen Klosterwein", sei es auf den Waldpartien, wie am klassischen Acisbrunnen lotichianischen Angedenkens, sei es auf den Ausflügen nach Brückenau zum lebensfrohen König Ludwig in den Tagen der Lola, durch seine humorvollen Erzählungen, unerschöpflichen Reminiscenzen und jederzeit lehrreichen und anregenden Gespräche zu fesseln verstand. Selbstverständlich bildeten dabei den eisernen Bestand die napoleonischen Kriege, namentlich der russische Feldzug, die Leiden und Freuden seiner eigenen Kriegsgefangenschaft und die sieben Jahre des Königs „Morgen wieder lustik".

Auch die in jenen Jahren durch Schlüchtern, auf der großen Leipziger Straße zu den Manövern ziehenden kurhessischen Offiziere, unter denen sich noch hie und da ein Kamerad aus der großen Zeit befand, waren in der Klosterrenterei bei „Onkel Lorenz" gern gesehene Gäste; ebenso die zur „Aushebung" kommandirten Offiziere und Aerzte. Seine praktischen Lebenserfahrungen ergänzte Lorenz durch eine sehr umfangreiche und methodische Lektüre deutscher und französischer Werke, und er übertraf sicherlich in diesem Punkte selbst die meisten der „Studierten" der Umgegend. Hierzu hatte in seiner Jugend das Kasseler Lyceum den Grund gelegt.

Gleichzeitig mit ihm als Offizier beim hessisch-westfälischen Jägerbataillon zog sein Bruder Heinrich als Artillerieoffizier mit in den russischen Feldzug; er fiel bei Borodino.

Der Text seiner „Erlebnisse" ist identisch mit den von ihm in Rußland selbst gemachten Aufzeichnungen; der letzte Theil stammt aus der Zeit bald nach seiner Rückkehr. Stil und Inhalt tragen ja das Gepräge großer Jugendlichkeit, denn der Verfasser war noch nicht 22 Jahre alt. Und wenn auch das ethnographische und kulturgeschichtliche Kolorit seiner Darstellungen nur blaß ist, so wird dieser Mangel, wenn es einer ist, dadurch hinreichend erklärt, daß die unausgesetzten, furchtbaren Leiden körperlicher und seelischer Natur es dem Schwergeprüften fast unmöglich gemacht haben müssen, sein Augenmerk zum Zwecke literarischer Aufzeichnungen auf die ihn umgebende Außenwelt zu richten. Uebrigens hat Lorenz sein ganzes Leben hindurch sich von jeder Betheiligung an der Politik ferngehalten, dafür aber sich durch seine Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit einen Ehrenplatz unter den Besten seiner Zeitgenossen erworben. Ave, pia anima!

Die in stattlicher Kanzleischrift gehaltenen Aufzeichnungen übergehen die blutigen Schlachten auf russischer Erde und beginnen mit den persönlichen Erlebnissen nach denselben, um bis zur Rückkehr nach Kassel fortgeführt zu werden. Weggelassen ist die einige Seiten umfassende pathetische Zueignung an eine Schwester.

* *
*

Unser Marsch nach Rußland war mühsam und mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden; allein meine starke Natur überwand alle Hindernisse, und noch ziemlich bei Kräften kam ich vor Moskau an. Welche Gefahren ich überwunden hatte, vermag ich kaum zu sagen. Das Jägerbataillon, wobei ich diente, und welches 875 Mann stark ausmarschirte, war nach der Schlacht an der Moskwa nur noch 180 Mann stark. Ich hoffte, Gott, der mich bis dahin durch so mannigfaltige Gefahren geleitet hatte, werde mich auch ferner vor Unglück schützen; doch es sollte anders kommen.

Bei unserer Ankunft vor Moskau glaubten wir, das Ziel erreicht zu haben, und freuten uns schon auf die Wohlthaten eines baldigen Friedens, aber wie sehr hatte uns unsere Hoffnung getäuscht! Die patriotischen Russen verbrannten lieber ihr heiliges Moskau, als daß sie sich unterjochen ließen. In Moskau sah ich Napoleon, den von uns allen so groß geglaubten Mann, traurig und mit düsterem Blick zur Erde sehen, als wenn er sich nicht getraute, gen Himmel zu blicken. Wie träumend fuhr er an unserem Biwak vorbei, als er die brennende Stadt verließ. Auch das jubelnde Vive l'Empereur, das ihm unsere Truppen zuriefen, schien ihm jetzt zu gering; denn ohne darauf zu achten, und gleichsam unwillig kehrte er uns den Rücken. Ist es schon so weit gekommen, dachte ich, daß ein Franzose unsere Schmeicheleien nicht mehr hören will, nachdem wir ihm alles hingegeben haben und mehr für ihn geleistet, als seine Anmaßung von uns fordern konnte? Traurig und mißmuthig über unsere Lage warf ich mich im Zelte auf die Erde. Man stelle sich meine Empfindungen vor bei dem Lärm der lustig zechenden Soldaten, die jetzt alles in großem Ueberfluß besaßen, bei dem Krachen der nach und nach einstürzenden Thürme, Kirchen und Häuser. Ich war Zeuge von greulichen Szenen, woran ich noch jetzt mit Grausen denke. Ich schwur zu Gott, sobald ich in mein Vaterland zurückkommen würde, auf jeden Fall den Militärdienst zu verlassen . . .

Woronesch, den 23ten November 1812.

Am 19. September erhielten wir Ordre, 1000 Kriegsgefangene nach Moskau zurückzutransportiren, nachdem wir vier Tage vor Moskau gelegen hatten. Ich erhielt Befehl, mit einer großen Quantität Brod, welches in der Stadt gebacken worden war, und mit anderen Lebensmitteln dem Bataillon den anderen Tag zu folgen. Den 20ten ging ich mit dem Transport ab, den 21ten erreichte ich den Adjutant Bohne von unserem Bataillon, welchem gleichfalls ein mit Wein und anderen Sachen beladener Rüstwagen zur Nachtransportirung gegeben war. Gegen Abend hielten wir etwa sieben Stunden vor Moskau bei einem Kloster an, in welchem wir übernachteten. Bei einem Glase Punsch gedachte ich meines schwer verwundeten Bruders Heinrich, den ich nun bald in Moshaisk zu finden und in seiner schrecklichen Lage mit Rath und That unterstützen zu können hoffte. Aber auch dieses Glück sollte mir nicht werden; wir ahnten nicht, was für ein Schicksal uns am kommenden Tag erwartete.

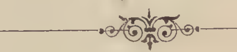
Als wir mit Tagesanbruch abfahren wollten, hörten wir plötzlich heftigen Kanonendonner, der höchstens eine Stunde weit von uns entfernt sein konnte. Ohne mir dies erklären zu können, ließ ich sofort auf der großen Straße nach Moshaisk fortfahren, in der Hoffnung bald ein Dorf zu erreichen, worin, wie uns mehrere sich eiligst flüchtende französische Offiziere versicherten, sich ein Kommando von 100 Westfalen, unseren Landsleuten, befanden. Nach Verlauf einer Stunde erreichte ich glücklich das Dorf und fand noch einen Offizier meines Bataillons, der hier auf Kommando lag. Der Kanonendonner, welcher noch immer fortfuhr, rührte, wie ich erfuhr, daher, daß die Russen einen polnischen Artilleriepark überfallen hatten und denselben in die Luft sprengten. Ich mußte hier mehrere Stunden verweilen, indem die um das Dorf herumschwärmenden Kosacken die Straße unsicher machten und sogar so kühn waren, einige Male nahe an uns heranzusprengen. Der Kommandant des Dorfs ließ sofort acht Husaren ausrücken, um mit denselben zu plänkeln, worauf sie die Flucht ergriffen. Gegen Mittag begleitete ich den Kommandant auf einer Rekognoszirung, und da wir fanden, daß nichts mehr zu befürchten sei, ließ ich gegen 2 Uhr Nachmittags anspannen, um meinen Weg weiter fortzusetzen. Ich untersuchte vor dem Dorfe die Gewehre meiner Mannschaft auf's genaueste. Es waren 11 Mann und 1 Sergeantmajor, d. h. Feldwebel, aber fast alle krank. Hierauf schickte ich vier Mann einige tausend

Schritt voraus, welche mich benachrichtigen sollten, sobald sie etwas bemerkten. Zwei Armeecouriere, ein Offizier vom 9ten französischen Linienregiment, ein polnischer Ulanenoffizier und ein Feldprediger, sowie mehrere Marketender schlossen sich unserm Zuge an. Da sie aber alle weit schneller als wir fahren konnten, weil wir nur ganz abgemattete Pferde hatten, so blieben wir bald hinter ihnen zurück. Ungefähr eine halbe Stunde mochten wir gefahren sein, als wir plötzlich die genannten Offiziere von russischer Kavallerie umringt sahen und mehrere Schüsse fallen hörten. Ich ließ sogleich alle Wagen zusammenfahren, um mich hinter ihnen vertheidigen zu können. Unsere vier vorausgeschickten Leute wollten sich so schnell wie möglich uns anschließen, wurden aber eingeholt und drei derselben vor unseren Augen erstochen. Der Vierte hatte sein Gewehr weggeworfen und sich ergeben. Wir waren sofort von einem Haufen Dragoner und Kosacken umzingelt, welche uns aufforderten, uns zu ergeben. Es wäre Tollheit gewesen, wenn wir dies nicht angenommen hätten, allein da wir bemerkt hatten, daß ein Bataillon Franzosen, welches nicht weit von uns entfernt war, uns im Sturmschritt zu Hilfe eilte, so hielt ich es für möglich, uns zu retten. Die Russen, welche die Gefahr ebenfalls einsahen, worin sie sich befanden, wenn sie zögerten, griffen uns jetzt schnell an. Wir mußten abfeuern, und da uns die Franzosen noch immer nicht zu Hilfe kamen, das Gewehr strecken. Ich glaubte mich in diesem schrecklichen Augenblicke noch retten zu können und gab meinem Pferd die Sporen. Wirklich kam ich auch durch den Schwarm Russen hindurch, aber nicht ohne einige Stöße empfangen zu haben, auch meinen Schacko hatte ich im Getümmel verloren. Da mich aber mehrere verfolgten, so wurde mein Pferd sehr bald durch einen Pistolenschuß verwundet, ich wurde bald eingeholt und durch einen Lanzenstich vom Pferde geworfen. Als ich nach einigen Augenblicken wieder zur Besinnung kam, sah ich, daß man damit beschäftigt war, mich auszuplündern. Mit Schmerzen mußte ich sehen, daß mir die Epaulettes von den Schultern gerissen wurden; man nahm mir hierauf noch Säbel, Uhr und Geld ab.

Da es mir wegen der erhaltenen Wunde nicht möglich war zu gehen, so warf man mich sogleich auf einen kleinen Wagen und fuhr so schnell als möglich nach dem nahe gelegenen Wald. Plötzlich fielen mehrere Schüsse, und ein neben dem Wagen herjagender Dragoner stürzte, von einer Kugel getroffen, vom Pferde. Ein Strahl der Hoffnung belebte mich von Neuem. Einige Franzosen waren bis hierher vorgedrungen, um mich zu retten. Die Russen rissen mich, sobald sie dies gewahrten, vom Wagen herunter und schleppten mich schwebend zwischen zwei Pferden fort. Mehrere Kugeln pfiffen noch an uns vorbei, und im Augenblick als die Russen Verstärkung bekamen, erhielt ich einen unbedeutenden Streifschuß an's Knie. Jetzt war an keine Rettung mehr zu denken. Man schleifte mich tiefer in den morastigen Wald, wo einem uns begegnenden russischen Offizier mein Pelz so gut gefiel, daß er ihn mir ausziehen ließ. Er war jedoch mitleidig genug, mir dafür einen alten Kosackenmantel zu geben, der reichlich mit Ungezieser versehen war, aber bei der großen Kälte mir dennoch gute Dienste leistete. Eine halbe Stunde mochte man mich wohl im Walde herumgeschleift haben, als ich nach einer Ohnmacht wieder zur Besinnung kommend mich wieder zu meiner größten Freude bei den übrigen, mit mir gefangen genommenen Offizieren befand. Sie waren sämmtlich bis auf den Feldprediger schwer verwundet. Von meiner 11 Mann starken Mannschaft waren 6 auf der Stelle erstochen worden. Wir wurden nun von russischer Kavallerie eine halbe Stunde weiter bis zum Biwak eines Vorpostencorps geschafft.

Bei unserer Ankunft mußten wir uns einige Beleidigungen seitens des russischen Generals gefallen lassen. Nach und nach wurden noch weitere gefangene Polen und Franzosen eingebracht, sodaß sich gegen Abend unsere Zahl auf 50 Mann belief. Die Kosacken konnten es sich nicht versagen, uns noch einmal die Taschen zu untersuchen. Am folgenden Tage brachte uns aber ein braver russischer Offizier, den unsere elende Lage dauerte, eine Flasche Rum und etwas geröstetes Brod, das mit Heißhunger verschlungen wurde. In der folgenden Nacht wurden die Schmerzen meiner Wunden so heftig, daß ich glaubte, sie nicht länger aushalten zu können. Jeder Athemzug war schmerzhaft, und wiederholt war ich dem Ersticken nahe. Die Kälte war enorm, und ich hatte nur den alten Kosackenmantel, da mir inzwischen auch die Reithosen abgenommen waren. Hemd, Unterkleider und Strümpfe klebten durch das geronnene Blut fest am Körper; meine Lage war jammervoll.

(Fortsetzung folgt.)



Geschichte des vormals Fuldaischen Klosters und Schlosses Johannisberg am Rhein.

Von Dr. Justus Schneider.

Nach einem Vortrag, gehalten im Fuldaer Geschichtsverein am 19. April 1899.

(Schluß.)

Unter den letzten Fuldaer Fürstbischöfen Heinrich VIII. von Bibra (1759—1788) und Adalbert III. von Harstall kam der Weinbau am Johannisberg zu seiner höchsten Blüthe. Der Kellermeister Schild pflegte nicht nur die Weinberge des altfuldaischen Saaleck bei Hammelburg, sondern wandte auch dem neu erworbenen Johannisberg seine sachkundige Fürsorge zu. Von dem Jahre 1774 an, wo die dortigen Weinberge erweitert und größtentheils neu mit Saalecker und Rüdesheimer Reben angepflanzt worden sind, konnte der Hof von Fulda sich rühmen, auf Saaleck den besten Frankenwein und auf Johannisberg den besten Rheinwein zu erzielen.

Durch Zufall soll man gelernt haben, daselbst zum ersten Male die Ausleseweine zu erzeugen. Die Lese durfte stets erst auf Befehl des Fürsten begonnen werden, nachdem demselben die Traubenproben überbracht worden waren. Im Jahre 1774 [1]) wurde wie alljährlich im Oktober ein reitender Bote nach Fulda mit den Traubenproben gesandt. Derselbe wurde unterwegs — in Steinau oder Schlüchtern — krank und verspätete sich um 14 Tage. Schnellposten und Telegraphen hatte man damals noch nicht, und so verspätete sich die Weinlese bis Ende November; da die Trauben faul waren, glaubte man nun, der ganze Ertrag von Wein sei verdorben; die überreifen Trauben wurden besonders gekeltert, da man von diesen nichts erwartete, und siehe da, es war dies der beste Wein, wie nie noch einer gekeltert worden war. Das Geheimniß der Edelfäule der Trauben und die Bereitung der Ausbruch- und Ausleseweine war also in Fulda entdeckt worden. Die Weine von Saaleck und Johannisberg wurden in dem großen Keller unter der Orangerie im Schloßgarten gelagert; die besten und ältesten Sorten wurden nur in versiegelten Flaschen verkauft. Vom 1775er Johannisberger kostete 1802 die Flasche 4 Gulden, in späteren Zeiten wurden 12 Gulden dafür bezahlt.

Wer das Glück hatte, zur fürstlichen Tafel in Fulda, Fasanerie oder in Bieberstein geladen zu werden, konnte von den besten Jahrgängen genießen; ein begeisterter Zecher dichtete darauf das Reimlein:

„Wer geht nach Bieberstein
Und trinkt den Fulder Wein,
Kommt selten nüchtern heim."

Der Verkauf der Johannisberger Weine trug den Fuldaer Fürsten viel Geld ein. Konnte doch Adalbert von Harstall die Kriegskontribution von 300 000 Gulden, welche die Franzosen 1795 bis 1797 dem Hochstift auflegten, größtentheils aus seiner Kabinetskasse decken, welcher die Johannisberger Weinrechnung zufloß. Diese Rechnung war ein Fuldaer Kabinetsgeheimniß. Der durch seine Verdienste um den Weinbau zum Hofkammerrath beförderte Hofkellermeister Schild brauchte nur dem Fürstbischofe allein Rechnung abzulegen. Nach Ausweis der Rechnung vom Jahre 1793 waren von dem Vorjahre 17 Stück 1 Ohm 75 3/4 Maß verblieben; dazu kamen vom Johannisberger 60 Stück, in Summa war also der jährliche Weinbestand 77 Stück 1 Ohm 75 3/4 Maß. Davon wurden an der fürstlichen Tafel verbraucht: 3 Ohm 65 Maß, verkauft 4 Stück 8 1/2 Ohm, verschenkt 74 Flaschen, für Abgang und Füllwein berechnet 6 Ohm 49 Maß. Es blieben also 71 Stück 3 Ohm 32 Maß vorräthig. Die Geld-Einnahme betrug 15 755 Gulden 46 Kreuzer. Schild war nur Kellermeister in Fulda; am Johannisberg war der überaus wichtige Posten eines Kellermeisters mit einem Benediktiner besetzt, der gleichzeitig die Seelsorge versah. Der letzte Fuldaische Kellermeister, welcher auch nach der Fuldaer Herrschaft noch dort verblieb, war Pater Karl Arnd.

In der Reisebeschreibung des Bürgers Becker [2]) vom Ende des vorigen Jahrhunderts wird über den Weinbau am Johannisberg Folgendes gesagt:

„Der Fleck, wo die Johannisberger Blume wächst, ist nur sehr klein, aber er hat eine eigensinnige Lage, die ihn den ganzen Tag den Sonnenstrahlen aussetzt. Unser Führer, der Kellermeister der Propstei, entwickelte die Ursachen, warum der Wein hier so vortrefflich gedeiht. Einmal ist die Lage die ausgesuchteste im ganzen Rheingau. Besonders im Monat Messidor brechen sich die Sonnenstrahlen an

[1]) Buchonia, Band III, Heft 2, S. 33.

[2]) v. Stramberg a. a. O., S. 711.

dem Abhange des Berges, wo die Blume wächst, so stark, daß die Aufseher aus ihren Hütten wandern und den entgegengesetzten Theil des Berges beziehen müssen. Ich habe auch in Mainz schon öfters gehört, und selbst Forster in seinen unerreichbaren Ansichten findet es wahrscheinlich, daß unter den Hügeln von Hochheim und Johannisberg ein Kohlenflötz durchgehe und durch seine innere Hitze den Strahlen der Sonne noch nachhelfe . . .

Es ist erstaunlich, welche Arbeit und Mühe auf diesen kleinen Strich verwendet wird. Die Arbeiter sind immer dabei beschäftigt. Wenn im Frühjahr das Beschneiden und Binden vorüber ist, so giebt der Sommer den Winzerinnen zu thun. Diese müssen von Zeit zu Zeit das aufschießende Unkraut ausjäten, damit dem Stocke nichts von seiner Nahrung benommen wird, und selbst oft die Frucht von dem wuchernden Laube entblößen, um den Strahlen der Sonne Raum zu verschaffen. Man rechnet, daß Jahr aus Jahr ein hier von der Abtei Fulda hundert Stück Wein geerntet werden. Wenn man nun das Stück nach einem mäßigen Preise auf 1200 Gulden anschlägt, so beträgt dies schon eine Summe von 120000 Gulden. Und diese wirft eine Strecke Landes ab, die nicht mehr als 120 Morgen begreift! Von diesem Ertrage fließt alles in die Kasse des Bischofs. Als Bürger Custine in Mainz war, brandschatzten seine Kommissäre auch hier, und einige der kostbarsten Stückfässer wurden nach Paris geführt und die übrigen verkauft. Man schätzt den Schaden, den Fulda damals hier erlitten hat, auf 200000 Gulden. Niemand bedauerte den Bischof und seine Mönche."

Die Rechnung des Bürgers Becker, der ein Mann der französischen Revolution aus Mainz war, stimmt allerdings nicht ganz. Es sind keine 120, sondern nur 57 Morgen Weinberge vorhanden; der Ertrag der Neuzeit ist ungefähr ebenso viel und ebenso wechselnd wie unter Fulda. Man erzielte in der alten Zeit z. B. 1775 34 Stück, 1781 53 Stück, 1793 30 Stück, 1811 50 Stück; und in der Neuzeit 1857 60 Stück, 1858 46 Stück, 1859 40 Stück. 1857 wurde das Stück zu 1035 bis 5050 Gulden verkauft; 1822, angeblich der herrlichste Wein, der je gewachsen, wurden 2 Stück mit 20000 Gulden bezahlt. Schon 1781 soll ein Stück 1779er mit 5000 Gulden bezahlt worden sein.

Als im Jahre 1802 infolge des Luneviller Friedens die Regierung Fuldas vom Fürstbischofe Adalbert III. auf den Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau überging, blieb auch der Johannisberg im Rheingau noch dabei. Als aber nach der Schlacht bei Jena dieser Fürst, ein Schwager des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, die Regierung Fuldas verlor, nahm Napoleon I. unser Heimathland in französische Verwaltung und trennte das Fuldaer Kleinod Johannisberg nach 91jährigem Besitze davon ab. Er schenkte das Schloß und Weingut Johannisberg seinem Marschall Franz Christoph Kellermann, dem Sieger von Valmy. Dieser ließ sich sofort alle Urkunden, Rechnungen und Akten durch zwei Kommissarien, Regierungsrath Ihm von Hanau und den Franzosen Le Bel, ausliefern. Er soll nicht gut dort gehaust haben, wahrscheinlich in dem Vorgefühl, daß die Herrlichkeit nicht lange dauern würde. Die Gebäude wurden vernachlässigt und die guten, dem Schlosse zunächst liegenden Weinberge in Krautgärten verwandelt. Doch hatte er die zwei vortrefflichen Weinjahre 1807 und 1811. Die Crescenz dieses letzten Jahres verkaufte er dem Kaufmann Mumm in Frankfurt für 32000 Gulden. Es waren 48 Stück, sodaß Mumm für das Stück 666 Gulden bezahlte, wobei sich die Flasche auf 40 Kreuzer berechnete, die er später für 5 bis 6 Gulden und noch höher verkaufte.

Durch die Niederlage der Franzosen in der Völkerschlacht bei Leipzig kam 1813 der Johannisberg in den Besitz der Alliirten und wurde durch den Wiener Kongreß 1815 dem Kaiser von Oestreich zugetheilt. Dieser belieh damit seinen Hof- und Staatskanzler, den Fürsten Clemens von Metternich, für seine diplomatischen Verdienste, dessen Familien-Fideikommiß noch gegenwärtig den Johannisberg besitzt. Von dem deutschen Parlament 1848 wurde zwar das Schloß Johannisberg für National-Eigenthum erklärt, doch verblieb es nach wie vor im Besitze der Metternich'schen Familie, welche nicht einmal die Souveränität des Herzogs von Nassau anerkannte und demselben keine Steuern zahlte. Auf des Herzogs Beschwerde wurde von dem österreichischen und russischen Staatsministerium ein Kompromißgericht eingesetzt, welches 1851 bestimmte, daß das Schloß dem Herzogthum Nassau steuerpflichtig sein solle und der Domänenkasse 7000 Gulden Entschädigung zu entrichten habe.[3]) Jetzt gehört der Johannisberg zu Preußen, als dem Rechtsnachfolger von Nassau, und mit Fulda, der einstigen Oberhoheit, merkwürdiger Weise wieder zu derselben Provinz.

---

[3]) Braun in Westermann's Illustrirten Monatsheften, Band 26 (Braunschweig 1869).

Die Metternich'sche Verwaltung hat für den Johannisberg viel gethan; die Weinberge sind sorgfältig gepflegt und mit den besten Reben besetzt; man berechnet den Ertrag auf 130 000 Mark jährlich, der Umfang der Weinberge beträgt 25 Hektare. Das Schloß hat seine alte Gestalt behalten; auf der Seite gegen den Rhein ist eine Aussichtsterrasse mit Verwaltungsgebäude errichtet. Die Schloßkirche ist noch so erhalten, wie sie Konstantin von Buttlar und Adolf von Dalberg erbauen ließen. Sie enthält das Grabdenkmal des Fürstbischofs Adalbert II. von Walderdorf und des rheinischen Geschichtsschreibers Niklas Vogt († 1836).

Bei der Betrachtung der wechselvollen Schicksale des Johannisberges im Laufe von mehr als 800 Jahren haben wir ersehen, daß der Glanzpunkt seiner Geschichte die Zeit des Fuldaischen Besitzes war; wir Fuldaer sollten dies nicht vergessen, und wir alle, welche es wissen und erfahren haben, werden uns bei dem Besuche dieses rheinischen Paradieses oder bei der Vorüberfahrt auf dem deutschen Rhein gern der großen Zeiten der Abtei Fulda erinnern.



Das Manuskript.

Novelle von Louise Gies.

(Schluß.)

VII.

Frau Doktor Ullrich war sehr erstaunt, auf keinerlei Widerstand zu stoßen, als sie einige Wochen später ihren Sohn an das bevorstehende Geburtsfest der alten Freundin von Mannskopf erinnerte.

„Selbstverständlich werde ich Dich hinbegleiten, liebe Mutter," war die Erwiderung, „ich habe ja so wie so wie so viel gut zu machen bei Tante Sabina. Nur leider wird es mir Vormittags nicht möglich sein, da ich Konfirmandenstunde und einige Amtshandlungen habe. Aber Nachmittags bin ich zu jeder Zeit bereit."

„Da gerade werden wir mitten in den Geburtstagsschmauß hinein gerathen," meinte die Frau Doktor, „sowohl die ganze Familie aus der Stadt als auch Westhovens vom Gut treffen wir zu dieser Zeit an; es ist dann ein großes Getriebe dort. Nun, mir ist's schon recht, wenn Du Dich nicht davor fürchtest —?"

Gerhard hatte sich abseits zu thun gemacht, so daß die Frau Doktor sein Gesicht nicht sehen konnte. „Wir wollen es einmal riskiren, Mütterchen," warf er leicht hin.

Frau Doktor war hoch erfreut. „Das höre ich gern, so gefällst Du mir," rief sie lebhaft; „welch' ein neuer Geist ist denn in Dich gefahren, Gerhard? Hat das Dein Freund Kurt neulich zuwege gebracht? Dann soll er von mir gelobt und gepriesen werden."

Später, als der Sohn sie verlassen, setzte sie ihre Betrachtungen im Stillen fort. Am Ende gar ist's der Wunsch, seine Jugendfreundin Lilli wiederzusehen, der ihn so gefügig macht? Ich kann's mir nicht recht von ihm denken, — indessen, wer kennt die Männer aus? Irgend etwas muß vorgekommen sein, denn der Umschlag in seinem Wesen ist auffallend; er wird umgänglicher, ist zugänglicher —. Nun, mir soll's recht sein, wenn's auch ein Herzensinteresse ist, das ihn dem Leben wieder mehr zuführt.

Wirklich hatte der junge Pfarrer an dem Geburtstag es eilig, unter den Gratulanten bei Fräulein Sabina zu erscheinen; kaum daß er heute der Mutter zu ihrem Nachmittagskaffee Zeit ließ, während dies sonst die einzige Stunde des Tages war, wo er gemüthlich wurde, wie Frau Doktor zu sagen pflegte. Ein prachtvolles Bouquet, das er selbst bestellt hatte, lag schon bereit, die Glacéhandschuhe (sonst sein Widerwille) daneben, und so ging er, ungeduldig auf die Mutter wartend im Zimmer auf und nieder.

Bei Fräulein von Mannskopf fanden sie, wie Frau Doktor vorausgesagt, bereits einen großen Kreis versammelt; in beiden geräumigen Salons saß man, stand man, plauderte, nahm Kaffee ein, alles in ungezwungen familiärster Weise. Blumen- und Kuchenduft vermischte sich mit den Wohlgerüchen feinsten Mokkas, und heiteres Lachen ertönte von allen Seiten. Das fast achtzigjährige Geburtstagskind saß wohlaussehend und mit heiterster Miene im hochlehnigen Ledersessel (ihrem Lieblingssitz) und nahm alle Huldigungen entgegen. Als Joseph Frau Doktor und Herrn Pfarrer Ullrich meldete, ließen sich die verschiedensten Freuden- und Staunensrufe, bald in Ah!, in Oh! und in Ei! abgetönt, vernehmen; niemand hatte das erwartet.

In der allgemeinen Unruhe und Bewegung, die entstanden war, fiel es nicht auf, daß Tante

Sabina's Gesichtsausdruck plötzlich etwas von ängstlicher Spannung zeigte, auch blieb es unbemerkt, daß ein junges Mädchen jäh die Farbe wechselte. Alle Blicke waren der Thüre zugewendet, durch die Mutter und Sohn jetzt eintraten. In dem Wesen des jungen Pfarrers der Greisin gegenüber lag heute eine fast unwiderstehliche Liebenswürdigkeit; es stand ihm so gut dieses Bewußtsein, daß er etwas abzubitten habe. Fast wäre es Fräulein von Mannskopf in ihre Lippen gesprungen: „Ich habe Ihnen ja auch etwas abzubitten, mein lieber Gerhard."

Frau Doktor Ullrich nahm bei der alten Freundin Platz, der junge Pfarrer mußte die Runde machen. Zunächst bei „den Alten"; vornehmlich Herrn und Frau Westhoven begrüßen, die er seit seiner Anstellung noch gar nicht aufgesucht hatte. Es war für ihn des Entschuldigens heute kein Ende, denn die Summe seiner Unterlassungssünden war groß.

Darnach ging's in den anstoßenden Salon, wo die „junge Welt" sich herum trieb. Der Referendar von Westhoven kam Ullrich entgegen und stellte ihn seiner Schwester vor, wobei er nicht umhin konnte, beide etwas sonderbar zu finden. Lilli war viel verlegener, als nöthig gewesen wäre, er, Pfarrer Ullrich, fand auch keine Worte.

„Herr Gott, ist das ein Drehpeter!" Kurt von Westhoven d a c h t e es glücklicherweise nur. Laut sagte er: „Ich muß die beiden Herrschaften wohl daran erinnern, daß Sie alte Freunde sind?" Es lag ein leichter Spott in seinen Worten; nach seiner Ansicht hätten Lilli und Gerhard sich ganz anders begrüßen müssen.

Der junge Pfarrer hatte Lilli's Hand ergriffen und sah ihr einen Augenblick voll in's Angesicht. Es war ein Moment, der beiden Theilen alles sagte: Gerhard schwand jeder Zweifel an der Identität der Persönlichkeiten, Lilli hatte die Ueberzeugung, daß Pfarrer Ullrich völlig klar in der Sache sehe.

Kurt hatte sich einer anderen Gruppe genähert, und das junge Paar blieb allein.

Ein ebenso reuevoller wie freimüthiger Blick aus den lieben blauen Augen traf Ullrich. „Können Sie mir verzeihen, Herr Pfarrer, was ich im Uebermuth that?"

Lilli wollte sehr tapfer sein, aber die Thränen drängten sich doch vor.

„Lilli, o, es war nicht recht von ihnen"; auch Gerhard's Stimme klang bewegt. „Wenn Sie wüßten, in welche Verwirrung Sie mich damals stürzten!"

„Darf ich ihnen morgen das Manuskript zurücksenden", kam es in kindlich bittendem Ton von Lilli's Lippen? Ullrich verneinte. „Ich werde kommen, es mir zu holen."

„Die Eltern", — die Stimme des jungen Mädchens zitterte etwas, „die Eltern wissen nichts von der That, die ich damals vollführte; nur der Großtante gestand ich's nachträglich, und sie" — Lilli stockte.

„Und sie nahm alles auf sich," half Pfarrer Ullrich ihr weiter. „Ja, ja, ich weiß, ich weiß, und es soll auch alles unter uns Dreien bleiben, liebe Lilli."

Das junge Mädchen war heiß erglüht unter seinem „liebe Lilli", und wie sie jetzt den Blick zu ihm aufschlug, dankbar für die Beruhigung, die er ihr gab, da sagte ihr ein Strahl seines Auges, was sein Herz bewegte. Es überkam sie ein Ahnen von der wirklichen „Verwirrung", die sie damals angerichtet hatte.

Aber daß er, Gerhard, ihr nicht mehr böse sei, ihr verziehen habe, das fühlte sie, nein, das wußte sie jetzt ganz gewiß.

Und als er sich später mit einem: „Auf Wiedersehen in Ebershausen" bei ihr verabschiedete, da zog die seligste Freude und Ruhe in ihr Herz ein. Gerhard zürnte ihr nicht mehr, und — hier brach ihr Denken ab, — hier konnte sie nicht weiter. Was ihr Herz leise flüsterte, — das durfte sie, konnte sie heute noch nicht hören.

Pfarrer Ullrich schien nun wirklich aus seiner Lethargie in Betreff des „Besuchemachens" aufgerüttelt. Es war ganz unglaublich, was er alles mit seiner Zeit anzufangen und zwischen die ernstesten Geschäfte hineinzuschachteln verstand.

Schon die folgende Woche sah ihn zu einem Besuche in Ebershausen gerüstet; es ließ ihm keine Ruhe, er mußte sich Gewißheit holen, ob Lilli's Eltern seinen Wünschen nichts entgegensetzten.

Ein langer, vielsagender Blick der Mutter folgte ihm, als er den Kirchplatz überschritt, einer jener Blicke, wie er nur aus Mutteraugen kommen kann. Freude, Stolz, Hoffnung, Entsagung, — alles lag in diesem Blick. Kein Wort war zwischen Mutter und Sohn über die Sache gewechselt worden, und doch verstand Frau Doktor alles. Einen Moment nur hatte sie den Sohn bei der Geburtstagsfeier im Gespräch mit Lilli beobachtet, aber dieser eine Moment hatte ihr alles gesagt. Jetzt begleiteten ihre heißesten Wünsche ihn auf seiner Fahrt; ihr Gewinn oder Verlust kam nicht in Betracht, wo es sich um sein Lebensglück handelte.

Und als der Sohn spät Abends, bei seiner Rückkehr, sich in stürmischer Freude der Mutter um den Hals warf, da stimmte sie selbstlos in seinen Herzensjubel mit ein.

Fräulein von Mannskopf aber erklärte, es sei „der schönste Tag ihres Lebens“, als Pfarrer Ullrich kam und ihr seine Braut brachte.

Aus Heimath und Fremde.

Ausflug des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel. Am 18. Juni Nachmittags unternahmen die Mitglieder des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel ihren ersten diesjährigen Ausflug und zwar nach der alten ehrwürdigen Stadt Fritzlar. Im Stadtpark zu Fritzlar begrüßte Dr. med. Schwarzkopf im Namen des Vorstandes die zahlreich besuchte Versammlung und dankte besonders dem Landrath Dr. Noeldechen wie dem Bürgermeister Kraiger für ihr Erscheinen. Alsdann hielt derselbe in seiner zündenden und begeisternden Weise einen Vortrag über die mittelalterlichen Befestigungen der Stadt.

Nach einem Ueberblick über die Geschichte der Stadt (vgl. auch C. Neuber, „Hessenland“ 1897, Nr. 19 ff.), der mit der Schilderung der Zerstörung derselben sammt Stiftskirche und Burg durch Landgraf Konrad von Thüringen im Jahre 1232 schloß, ging Redner zu seinem eigentlichen Thema über, das er mit der Schilderung des Wiederaufbaus des Zerstörten einleitete.

Was die Wiederherstellung Fritzlars angeht, so steht urkundlich fest, daß der Landgraf die zerstörten geistlichen Häuser, Stift und Kirche, zum Theil neu aufgebaut hat, während die Bürger und das Stift andererseits — nicht ohne einigen Hader — Thürme und Mauern auf gemeinsame Kosten wieder erbauten; der große Thurm in der Stadtmauer wurde erst 1273 gebaut. In den Bereich der neuen städtischen Befestigung wurde auch noch die Neustadt mithineingezogen, die, im Gegensatz zu der Altstadt oben auf dem Berge, im Thale an einem Arme der Edder liegt. Die erste Veranlassung zu ihrer Entstehung gab das Armenhospital, welches Probst Bruno von Kloster Weißenstein (Wilhelmshöhe) hier neben der Bonifatiusquelle gestiftet hatte. Als die Augustinernonnen, welche hier Kranke pflegten, ihre Pflicht vergaßen, errichteten die Bürger außerhalb der Befestigungen jenseits der Edderbrücke ein neues Hospital.

Eine nicht unwesentliche Bedeutung für die Geschichte der mittelalterlichen Städte haben die Burgen, welche von den Machthabern oder einzelnen Rittern innerhalb des städtischen Befestigungsrings erbaut waren. Daß die erste Burg von Landgraf Konrad 1232 mit zerstört war, beklagten die Bürger nicht allzusehr, denn städtischer Freiheit waren diese Zwingburgen oft genug gefährlich; deshalb sträubten sie sich auch mit aller Macht gegen den Plan des Erzbischofs, welcher eine neue Burg in Fritzlar bauen wollte. Erst durch persönliches Eingreifen gelang die Verständigung mit den Bürgern (1287). Diese Burg nahm ein großes Dreieck ein, dessen Spitze gegen die Geismargasse, dessen Basis gegen die westliche Stadtmauer gerichtet war; als Burgmänner werden von lebenden Geschlechtern genannt die von Dalwigk, Urff, Schweinsberg, Löwenstein, Linsingen u. s. w. Auch diese Burg ist bis auf den kleinen Rest einer Kapelle, der sich in dem v. Buttlar'schen Garten befindet, von der Erde verschwunden, ohne daß man Näheres über ihren Untergang weiß.

Als eine burgähnliche Besitzung innerhalb der Stadt kann auch das Haus des deutschen Ordens angesehen werden, der in der Gegend viele Güter besaß und deshalb in Fritzlar eine Kommende errichtet hatte. Ein Haus am Münsterthor wurde zum Ordenssitz und mit einer hohen Mauer umgeben, welche noch jetzt z. Th. erhalten parallel der Stadtmauer hinzieht. Im Jahre 1717 wurde das Haus umgebaut und zur Oberförsterei eingerichtet.

Wie fast alle deutschen Städte des Mittelalters, besaß auch Fritzlar eine Reihe stattlicher Befestigungsthürme, welche gerade die Hauptstützpunkte der Vertheidigung bildeten. Zu ihnen traten als Abwehr feindlicher Angriffe sodann Graben, Ringmauer und Thore; aus diesen vier Theilen setzen sich mit gewisser Regelmäßigkeit die Vertheidigungsanlagen einer mittelalterlichen Stadt zusammen. Bei der Erbauung spielte übrigens die Geldfrage eine nicht unwichtige Rolle, und die Art der städtischen Befestigung kann insoweit als Gradmesser des bürgerlichen Wohlstandes gelten. Nürnberg, Augsburg, Regensburg sind in dieser Beziehung hervorragende Beispiele, die im Anschlusse an italienische und morgenländische Vorbilder eine gewisse Vollendung im Stile erstrebten und daneben auch nicht den Schmuck vergaßen. Hinter diesen reichen und blühenden Handelsstädten standen unsere hessischen Landstädtchen weit zurück, und ihre Befestigungs-

weise ist eine fast kärgliche und dürftige zu nennen. In Grebenstein, Zierenberg, Treysa z. B. findet sich von kostspieligen Zwinger= und Thorbauten, überdeckten Wehrgängen keine Spur, Mauern und Thürme waren ganz aus Stein und der Umgang aus dem weit billigeren Holz hergestellt.

Eine Mittelstellung zwischen diesen und den erwähnten größeren Handelsstädten nahm Fritzlar ein. Denn wenn auch vorzugsweise der Bürgerschaft die Erbauung und Instandhaltung der Anlagen oblag, so hatte das mächtige Erzstift doch ebenfalls an deren Erhaltung ein wichtiges Interesse, das von den zahlreichen und reichbegüterten Stiftsherrn in Fritzlar getheilt wurde. Es wurden deshalb hier größere Aufwendungen für Vertheidigungsbauten gemacht wie anderwärts, und die Stadt konnte wohl für fast uneinnehmbar gelten. Zu diesen Vertheidigungsbauten gehörten die sogen. Warten, die in weitem Kranze die Feldmark umgaben. Von ihnen aus ließ sich der Verkehr auf den Wegen und Straßen leicht überwachen und sie boten zugleich, besetzt von einigen Bürgern und Reisigen, den im Felde Arbeitenden wie den Viehheerden eine vorläufige Zufluchtsstätte gegen streifendes Gesindel. Die Warten waren hierzu sehr wohl geeignet, da die Thürme von einem tiefen und breiten, mit Pallisaden versehenen Graben umgeben waren; eine Leiter führte aus diesem Raum zu der in beträchtlicher Höhe sich öffnenden Thüre des Wartthurmes. Fritzlar besitzt noch sechs Warten, von denen die Eckerichwarte und die zu einem Pulvermagazin umgebaute Galberger Warte besonders angeführt werden mögen. Nach Obermöllrich, Zennern und Dorla zu stehen ebenfalls noch stattliche Thurmreste.

Der schönste Schmuck aus dem Kranze der mittelalterlichen Befestigungen Fritzlars ist jedoch herausgebrochen, die schönen Thore, welche den Eintritt in diese Mainzische Stadt vermittelten, sind verschwunden. Die Thürme des Werkel= und Hadamarthores sind in den 30er Jahren abgebrochen, beide waren viereckig mit hohen Spitzbogen für die Thoröffnung; ähnlich war auch das Münsterthor, wie aus der Abbildung bei Hogenberg (ca. 1580) hervorgeht.

Die Vertheidigungs=Einrichtungen der Thore nahmen übrigens eine sehr wichtige Stelle ein, da hier der Ort ist, wo der Feind ohne Leitern, ohne Bresche zu legen, ja bei schlechter Bewachung ohne jegliche Gewalt eindringen kann. Man legte deshalb vor diesen Thoren kleine, mit Wall, Mauern und einem äußeren Thor hergestellte Vorburgen (Barbakanen) an, welche den Zweck hatten, den eingedrungenen Feind festzuhalten und hier von dem überhöhten Thorthurm und den Stadtmauern herab zu vernichten. Reste dieser Einrichtungen finden sich nach am Bleichen= und Regilthor. Besser als die Thore sind die Thürme Fritzlars erhalten geblieben, von denen der graue oder große Thurm durch seine Höhe und sein stattliches Aussehen in's Auge fällt. Die Größe desselben gestattete es, daß darin eine gewisse Zahl von Bewaffneten Aufenthalt nehmen konnten, und er diente deshalb wohl der ständigen Besatzung, den Reisigen des Erzbischofs, als Casernement. Der Thurm ist nach Art der Bergfride gebaut und besitzt einen quadratischen Grundriß, dessen eine Seite an der Stadtmauer steht, während die beiden nach außen gerichteten Ecken stark abgerundet sind. Im Erdgeschoß liegt das Verließ mit dem Angstloch, durch welches jetzt eine Leiter nach oben führt, während die eigentliche Thür auf den Wehrgang der Mauer mündet. Der Thurm steigt zu beträchtlicher Höhe empor und ist nur von wenigen Fenstern durchbrochen, über der Mitte der Außenseite erhebt sich ein Erker, der eine weite Fernsicht bietet. Ebenfalls gut erhalten sind noch zwei Rundthürme mit achtseitig pyramidalen Ziegeldächern und der Thurm an der Stadtmauer neben der Steingasse mit seinen zierlichen Ecken, während die beiden Thürme zwischen Schilder= und Hadamarthor deshalb von Interesse sind, weil dieselben mit erheblich kleinerem Grundriß auf den Fundamenten der von Landgraf Konrad zerstörten Thürme errichtet wurden. Ein schöner Thurm ist auch der sog. „gemalte Thurm“, so genannt wegen der nun verschwundenen Fresken; er dient jetzt zur Aufbewahrung der Artilleriemunition.

Die Ringmauer, welche die ganze Stadt einschloß, hatte hinsichtlich der Vertheidigung den Zweck, den Bewaffneten eine überhöhende und wirksame Aufstellung zu geben, vorgekragte Erker in dem Mauerzug zwischen je zwei Thürmen, die sog. Ueberzinnen, ermöglichten es, das Gebäude dicht vor der Mauer zu beherrschen. Spuren derselben finden sich hier in Fritzlar sehr häufig, auf den Bildern sind sie deutlich erkennbar. Die starken aus Basaltblöcken hergestellten Mauern würden noch Jahrhunderten Trotz geboten haben, wenn dieselben nicht von den Franzosen 1762 vor ihrem Abzug geschleift worden wären, doch ist die Abtragung, wahrscheinlich aus Mangel an Zeit, nur eine beschränkte gewesen und die erhaltenen Reste geben uns noch ein ziemlich anschauliches Bild der alten Stadtbefestigung.

Vereinstagungen im Hessenland. In den letzten Wochen war das Hessenland wiederum Sitz der Jahresversammlungen mehrerer angesehener großen Vereinigungen. So tagte am

11. Juni in Hessisch-Lichtenau der niederhessische Touristenverein, vom 18.—20. Juni in Homberg der hessische Forstverein, am 18.—21. Juni in der Residenzstadt Kassel die 39. Jahresversammlung des deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern. Daran schlossen sich in den Tagen vom 22. bis zum 25. Juni in Fulda die 5. bezw. 10. Versammlung des hessischen Sparkassenverbandes und des hessischen Städtetages. Alle diese Veranstaltungen waren vom Wetter begünstigt und haben den fremden Theilnehmern hinreichend Gelegenheit geboten, unser Hessenland in seinem schönsten Glanze zu sehen, und es ist wohl niemand geschieden, der nicht voll und ganz befriedigt gewesen wäre.

Universitätsnachrichten. In den Ruhestand tritt der Professor der Physiologie Geheime Rath Dr. Adolf Fick zu Würzburg unter allerhöchster Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste. Adolf Fick, geboren zu Kassel am 3. September 1829, studirte in Marburg und Berlin, wurde 1851 in Marburg promovirt und siedelte 1852 als Privatdozent nach Zürich über, wo er 1862 ordinarius seines Faches wurde. Von dort wurde er im Jahre 1868 nach Würzburg berufen. Unter seinen zahlreichen bedeutenden Werken seien hier folgende genannt: Lehrbuch der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane (Lahr 1862), Kompendium der Physiologie (Wien 1860, 4. Aufl. 1891). Auch bearbeitete er für Hermann's „Handbuch der Physiologie" die spezielle Bewegungslehre, die Dioptrik des Auges und die Lehre von den Lichtempfindungen (Leipzig 1879).

Am 13. Juni verschied zu Kassel, wohin er sich nach im Jahre 1896 erfolgter Einstellung seiner Lehrthätigkeit an der Universität Bonn im Herbst 1898 zurückgezogen hatte, der Geheime Justizrath und ordentliche Professor der Rechte Dr. Wilhelm Endemann im 75. Lebensjahre. Als Sohn des kurhessischen Obergerichtspräsidenten Dr. Endemann zu Marburg geboren, studirte der nunmehr Heimgegangene in Marburg und Heidelberg, wurde 1846 Obergerichtsreferendar, 1853 Amtsassessor und 1856 Obergerichtsassessor in Fulda. 1862 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Rechte nach Jena, wo er zugleich die Stellung eines Raths am Oberapellationsgericht der thüringischen Staaten bekleidete. 1875 siedelte er als Ordinarius nach Bonn über. Literarisch war Endemann hervorragend thätig, namentlich auf dem Gebiete des Handels- und Wechselrechts. So bearbeitete er die Abschnitte über die Personen des Handelsrechts und über die Objekte des Handelsverkehrs in dem in den Jahren 1881 bis 1885 erschienenen, von ihm herausgegebenen vierbändigen Handbuch des Handels-, See- und Wechselrechts. Auch auf dem Gebiete des Zivilprozesses und der Gerichtsverfassung sind von ihm hervorragende literarische Leistungen zu verzeichnen.

Am 20. Juni beging Professor Dr. Hermann Suchier zu Halle a. S. sein fünfundzwanzigjähriges Professorenjubiläum. In Karlshafen am 11. Dezember 1848 geboren, widmete sich Suchier, nachdem er das Gymnasium in Rinteln durchgemacht, in Marburg und Leipzig philologischen Studien, die insbesondere unter der Leitung der Professoren Lemcke und Ebert den romanischen Sprachen galten; den äußeren Abschluß dieser Studienzeit, die durch den französischen Krieg eine Unterbrechung erlitt, bezeichnet die Doktorpromotion, die ihm 1871 in Leipzig auf Grund einer Dissertation über das niederrheinische Bruchstück der Schlacht von Aleschans zu theil wurde. Schon ein Jahr später, am 15. Oktober 1872 habilitirte er sich in Marburg, um fortan selbst als Lehrer der romanischen Philologie zu wirken. Der junge Privatdozent machte überraschend schnell Karriere: 1874 wurde er als außerordentlicher Professor nach Zürich berufen, kam 1875 als Ordinarius nach Münster und 1876 in gleicher Stelle nach Halle. Seit 1876 ist er, gegen alle auswärtigen Lockungen taub, dieser Universität treu geblieben. Stets hat er sich in erster Linie als akademischer Lehrer gefühlt. Die wissenschaftliche Thätigkeit des Jubilars betrifft vor allem die provenzalische und altfranzösische Sprache. Wir besitzen von Suchier eine Reihe von Ausgaben älterer Sprachdenkmäler, von denen hier nur der Roman Aucassin und Nicolette (1878) und die 1879 begründete Bibliotheca Normannica genannt seien; alle seine Editionen genügen in der vorzüglichsten Weise den hochgespannten Forderungen, die die moderne Philologie an Akribie und Zuverlässigkeit stellt. Unter seinen selbständigen sprachlichen Publikationen steht seine altfranzösische Grammatik (1893) obenan; außer ihr sei noch die im Grundriß der romanischen Philologie enthaltene Studie über die Sprachen und Mundarten Frankreichs (1886) erwähnt. Dazu gesellen sich dann eine große Anzahl von Aufsätzen in Fachzeitschriften, die sich sämmtlich durch Genauigkeit und Schärfe der Kritik und Schlußfolgerung auszeichnen.

Fr. Hornfeck. (S. S. 161.) Friedrich Hornfeck wurde am 8. Mai 1822 zu Salmünster, wo sein Vater Stiftsverwalter war, geboren, kam mit seinen Angehörigen 1838 nach

Fulda, wo er noch den Unterricht Dingelstedt's genoß, und widmete sich nach seinem Abgang von der Schule in Marburg dem Studium der Rechte, das er seit 1845 in Berlin und seit 1846 in München fortsetzte. Zum Anfang des Jahres 1849 nach Fulda zurückgekehrt, gründete er mit seinem Freunde Adam Trabert, unserm hochgeschätzten Mitarbeiter, das Wochenblatt „Wacht auf!", das aber schon im November 1850 unterdrückt wurde. Außerdem wurde er wegen Verbreitung zum Aufruhr reizender Schriften zu einer Festungshaft verurtheilt, die er 1852—53 auf dem Spangenberg verbüßte. Dieser Festungszeit entstammen die uns gütigst zum Abdruck zur Verfügung gestellten Gedichte (s. Nr. 12, Briefkasten), von denen im Eingang dieser Nummer zunächst zwei gebracht werden. Nach seiner Freilassung ging Hornfeck nach Heidelberg, wo er zum Dr. juris promovirt wurde, und ließ sich dann zu Frankfurt a. M. als Privatgelehrter nieder. Er leitete das Wochenblatt „Der Reichsadler", schrieb auch für das „Frankfurter Konversationsblatt" die Theaterkritiken. Er starb am 26. November 1882. Sein berühmtes „Schenkenbuch" erschien 1855 und in zweiter sehr vermehrter Auflage 1880.

Enthüllung des Denkmals Philipp's des Großmüthigen. Die feierliche Enthüllung des Denkmals Landgraf Philipp's auf dem Martinsplatz in Kassel ist für den 12. September, den Tag seiner einstigen Rückkehr aus der langjährigen Gefangenschaft, in Aussicht genommen. Des Tages der Feier wird demnächst im „Hessenland" durch einen besonders lesenswerthen Beitrag eines unserer geschätztesten Mitarbeiter Rechnung getragen werden.

Königliches Theater zu Kassel. Das Grillparzer-Repertoir des Königlichen Theaters zu Kassel wurde am 13. Juni, also noch vor Schluß der Spielzeit, die mit dem 25. Juni ihr Ende genommen hat, durch treffliche Aufführung des Trauerspiels „Die Jüdin von Toledo" bereichert.

Personalien.

Ernannt: Regierungsassessor von Below zu Kassel zum Regierungsrath; Regierungsassessor Tuercke zum Landrath zu Rotenburg; Gerichtsassessor Lucas zum Amtsrichter in Langenselbold; außerordentlicher Pfarrer Heppe zum Pfarrer in Sebbeterode; der Hülfspfarrer Bornmann zum Pfarrer in Höringhausen; Forstassessor Roth zu Witzenhausen zum Oberförster zu Todenhausen mit dem Amtssitze zu Frielendorf; Forstassessor Stippler zu Göttingen zum Oberförster zu Immichenhain; Forstassessor Thielow zum Oberförster zu Niederaula; der Regierungsbaumeister Fitz zum Kreisbauinspektor zu Kirchhain; der Regierungsbaumeister Oertel zum Kreisbauinspektor zu Eschwege.

Versetzt: der Oberförster Voigt von Niederaula nach Hadamar; der Oberförster Dietmar zu Frielendorf nach Lübben; Pfarrer Koch zu Geismar, Klasse Frankenberg nach Frankenau; Pfarrer Dörr zu Josbach nach Betziesdorf.

Bestätigt: die Wahl des Oberlehrers Dr. Lange zu Marburg zum Direktor des in Entwicklung zu einem Gymnasium begriffenen Progymnasiums zu Höchst a. M.

Vermählt: Regierungssekretär Wilhelm Ernst Meiß zu Kassel mit Fräulein Susanne Marie Wörner (Hanau, 3. Juni); Direktor des Elektrizitätswerkes Otto Ely zu Nürnberg mit Fräulein Käthe Krempel (Kreuznach, 15. Juni); Drogist Eduard Sobbe mit Fräulein Martha Pfaff (Kassel, 21. Juni).

Geboren: ein Sohn: Professor Albert Schubert und Frau (Kassel, 15. Juni); Lehrer Heinrich Schunck und Frau Alice, geb. Thilo (Kassel, 15. Juni); Freiherr Vincke und Sibylle Freifrau Vincke, geborene Prinzessin von Hessen (Frankfurt, 22. Juni); eine Tochter: Lehrer Johannes Seikel und Frau (Kassel, Juni); Lehrer Landau und Frau (Kassel, Juni); Bürgermeister Jochmus und Frau (Kassel, 22. Juni); Dr. med. Wilhelm Krause und Frau Marie, geb. von Hartmann (Kassel, 23. Juni).

Gestorben: Lehrer a. D. Theodor Schlitt, 69 Jahre alt (Neustadt M. W. B., 30. Mai); Landwirth Arnold Ruediger, 31 Jahre alt (Oberzwehren, 9. Juni); Geheimer Justizrath Professor Dr. Wilhelm Endemann, 74 Jahre alt (Kassel, 13. Juni); Lehrer a. D. Johannes Keil, 77 Jahre alt (Kassel, 14. Juni); Pfarrer Christian Eisenberg, 65 Jahre alt (Marburg, 16. Juni); Kaufmann Hermann Foerster, 60 Jahre alt (Kassel, 17. Juni); Geheimer Justizrath Landgerichtsrath a. D. Karl Steineck, 78 Jahre alt (Kassel, 19. Juni); verwittwete Frau Metropolitan Adelheid Brunner, geb. Suchier, 80 Jahre alt (Kassel, 19. Juni); Oberstleutnant a. D. Heinrich Freiherr Spiegel von u. zu Peckelsheim, 63 Jahre alt (Hanau, 22. Juni); verwittwete Frau Klementine Schaffeld, geb. von Trott zu Solz (Kassel, 22. Juni).

Statt jeder besonderen Meldung.

Heute Vormittag 10¾ Uhr verschied sanft nach schwerem Leiden mein lieber guter Gatte

Heinrich Frhr. Spiegel von u. zu Peckelsheim

Königl. Preuß. Oberstleutnant z. D.
Ritter hoher Orden

im 64. Jahre seines Lebens.

Hanau, 22. Juni 1899.

Auguste Freifrau Spiegel von u. zu Peckelsheim,
geb. Reinhardt.

Briefkasten.

G. P. in Berlin N. Unter Bezugnahme auf Ihr geehrtes Schreiben sei auf Nr. 12, S. 158 dieser Zeitschrift verwiesen, wo eine Arbeit über den „Soldatenhandel" in Aussicht gestellt ist.

Dr. C. H. in Halle a. S. Für freundliche Einsendung vielen Dank. Besten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XIII. Jahrgang. Kassel, 17. Juli 1899.

Bann, bo ö bie hä seng Kürahsch werre fong.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Mängt mer äbbe Häwelnmähl,
Sühremüs[2]) ö Kleie?
Baßt dr Kon[3]) net zü dr Gel[4]),
Sall see Kon net freie.

Wor eemol i Foll[5]) in Schlahnz[6]),
Der kee Wasser triewte,
Der, net Gahnsert ö net Gahns,
Im Erträhnj sich iewte[7]).

Ö seng Frä, die wor ee Ros,
Ümer voller Denner[8]),
Wor in Klammhäz, der fermos
Petzte met de Henner[9]).

Wor dr güre Mann mol stell,
Wodd seng Frä glich wierend.
Sproch hä, harr see glich die Grell[10]),
Sich ze setze brierend[11]).

Säht hä: „Ar"[12]), so fresch see: „Hott"[13]),
Sproch hä's ööch — 's wor drührig —,
Scholl see en glich: „Horredott,
Spatzemechel, Schlührig"[14]).

Hä verlor do allen Müt,
Schlük die Häng i Fale,
Sproch zeleßt nür: „Es es güt,
Ängel, dü satt wale!"[15])

Doch dr „Ängel" wormt see schie,
Ö see wodd hahndgreefig,
Langt de stompe Bäse rie,
Schlük de Mann blütstreefig.

Ö zeleßt kroch engers Bett
Hä ö fresch: „Karenghos[16]),
Bann dü noch bos vo mer wett,
Seng ich Mann, dü Schengos!"

Kurt Nuhn.

---

[1]) Wann, wo und wie er seine Courage wieder fand; [2]) Mischt man etwa Hafermehl, Sauerkraut; [3]) Konrad; [4]) Gela; [5]) Fulda; [6]) guter Hampel; [7]) welcher, nicht Gänserich und nicht Gans (halber Mensch), im Ertragen sich übte; [8]) Dornen; [9]) War ein Klemmhirsch (= Hirschkäfer), welcher famos knippte mit den Hörnern; [10]) Grille; [11]) brütend; [12]) links; [13]) rechts; [14]) schlappiger Mensch; [15]) walten; [16]) Kaninchen.



Die hessische Grebenordnung vom 6. November 1739.

Unter der 53jährigen Regierung des Landgrafen Karl (1677 bis 1730) hatte für Hessen eine Zeit friedlicher Entwicklung begonnen, in der die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes auf allen Gebieten sichtlich sich hoben. Der Nachfolger Karl's, Friedrich I. der Schwedenkönig, verschaffte sich bald nach seiner Thronbesteigung durch eine Rundreise aus eigener Anschauung Kenntniß von den Zuständen, in denen seine Unterthanen lebten, und ertheilte nach Beendigung dieser Reise seinen Obrigkeiten den Befehl, zur weiteren Hebung der Erwerbsquellen Vorschläge zu machen. Friedrich selbst kehrte nach Stockholm zurück und führte von dort aus die Regierung auch seiner hessischen Lande, er fand aber an seinem zum Statthalter über die letzteren eingesetzten Bruder Wilhelm, dem späteren Landgrafen Wilhelm VIII., einen ebenso umsichtigen wie thatkräftigen Helfer bei der Ausführung seiner Verbesserungspläne.

So entfaltet die hessische Gesetzgebung vom Jahre 1730 an eine rege Thätigkeit, die, wie ein Blick in den stattlichen vierten Band der Sammlung Fürstlich Hessischer Landesordnungen erkennen läßt, fast sämmtliche Gegenstände betrifft, mit denen sich die Landesverwaltung zu befassen hat. Dabei hat diese Gesetzgebung den Vorzug, daß sie zwar, wo es noth thut, umgestaltend und neuregelnd eingreift, daß sie aber vorzugsweise darauf ausgeht, den Bestand der aus dem Rechtsbewußtsein der Bevölkerung herausgewachsenen guten Sitten und Gebräuche durch Einführung der Erzwingbarkeit und Gewährung des Rechtsschutzes obrigkeitlich zu sichern.

Einer der merkwürdigsten gesetzgeberischen Erlasse jener Zeit ist die unter dem Titel „Grebenordnung“ bekannte Verordnung vom 6. November 1739 für die Dienstführung der Greben, Dorfschulzen 2c. und anderer in der Gemeinde zur Aufsicht bestellten Leute.

Die auf Förderung der Landeswohlfahrt abzielende Tendenz dieser Verordnung wird in ihrer Einleitung folgendermaßen kundgegeben:

„Gleichwie durch von Uns derer Landbereuter und Vögte halber ausgelassene Allergnädigste Verordnung sub dato Kassel den 11. Tag Novembris 1738 nunmehr zur Genüge bekannt gemacht sein wird, was von denenselbigen in ihren Functionen zu verrichten, auch wie sie sich fürnemlich in Ansehung Unserer Unterthanen zu betragen, und soviel an ihnen, deren Wohlfahrt und Bestes mit zu befördern haben.

So will doch diese Unsere Gnädigste Willens-Meinung noch nicht von dem verhofften Nutzen und Würcklichkeit sein, wenn nicht auch in denen Dörffern selbst die Greben, Vorstehere und andere in gleicher Verrichtung mit ihnen stehende oben erwehnte Leute zu einer ebenmäßigen Obliegenheit angewiesen, und zu besserer Befolgung Unsers und Unserer Unterthanen Besten näher befehliget werden, in mehrerer Erwegung, die Unterthanen in ihren Angelegenheiten insgemein bei denen Greben die ersten Beschwernissen anzubringen pflegen, und es also guten Theils von selbigen abhängt, ob sie hierunter treuliche Anzeige an die Beamten und Landbereuter thun, oder an dessen Stelle, wiewohl auf eine höchst strafbare Weise durch die Finger sehen wollen.

Um nun auch hierinnen das Benöthigte zum Wohlsein vorerwehnter Unserer Unterthanen vorzukehren, und sie dieserhalb vor allen etwaigen Drückungen in so viel ehender sicher zu stellen, weniger nicht einen jeden von ihnen zu seiner Obliegenheit anzuweisen; so haben Wir gnädigst gut gefunden, ordnen und befehlen auch hierdurch, daß vors künftige und von Publication dieser Unserer Verordnung an, denen sämmtlichen Greben 2c. 2c. die bessere Befolgung Unserer Landesherrlichen Verordnungen überhaupt, diesemnach aber auch insbesondere die mit-Aufsicht Unserer Uns zukommender hoher Befugnisse mit mehrerem Fleiß eingeschärfft, und dagegen in keine Wege bei Vermeidung Unserer schweren Straffe und Ahndung gehandelt werde; Gestalten eben in der Absicht, daß Unsere Landes-Herrliche Verordnungen bei Vielen in Vergeß gerathen, Wir selbige anjetzo kürzlich dahier wiederholen: Und obschon einige hiervon die Greben und andere Dorffs-Bedienten eigentlich nicht angehen, jedennoch daß sie wie es deßfalls auf denen Dörffern zu halten, vor allezeit behörende Nachricht haben mögen, solche dahier mit einrücken lassen.“

Und nun folgen, nach Vorausschickung einiger allgemeinen Bestimmungen über die Gemeinde-Vorstände, in nicht weniger als fünfzig Artikeln (mit der Sabbathsordnung beginnend) alle zur Regelung des häuslichen und wirthschaftlichen Lebens des Einzelnen und der Familien, wie für die Erfüllung der Unterthanenpflichten und für die Uebung der bürgerlichen und Genossenschafts-Rechte in einer Dorfgemeinde dienlichen Vorschriften.

Wir wollen versuchen, das Bild eines hessischen Bauerndorfs zu zeichnen, wie wir uns dasselbe als Schauplatz eines auf solche Art geregelten Lebens vorzustellen haben, und gedenken an einzelnen Beispielen zu zeigen, welche Zustände der Gesetzgeber durch seine Fürsorge befestigen oder begründen wollte.

Auf einer mäßigen Anhöhe erhebt sich eine in einfachem gothischen Stil erbaute Kirche, deren Mauern mit ihrem quadratisch aufsteigenden, mit beschiefertem Helm und vier Eckthürmchen abschließenden Glockenthurm die Stürme des dreißigjährigen Kriegs überdauert haben. Der ringsum mit niedriger Mauer eingefriedigte Kirchhof dient, wie zahlreiche alte Holzkreuze bekunden, als Begräbnißplatz. An die Kirchhofmauer angelehnt steht nach Osten das Pfarrhaus, nach Süden das Küster- und Schulhaus. In mäßiger Entfernung vom Kirchhof zieht die Landstraße vorüber, an welche durch die alte Dorflinde gekennzeichnet ein mit rohen Steinen eingefaßter runder Platz sich anlegt, der als Versammlungsplatz der Gemeinde zu Berathungen und zur Anhörung von Bekanntmachungen sowie als Tanzplatz bei den herkömmlichen Kirmeßtänzen dient.

Zu beiden Seiten der Landstraße und der zur Kirche führenden Dorfwege liegen die Bauernhöfe. Die Mehrzahl derselben ist von gleicher Größe und Bauart, an zwei Seiten bebaute offene Vierecke bildend; der Straße gegenüber Wohnhaus mit angebauter Scheune, rechtwinklig dazu ein Stallgebäude mit davor liegender Miststätte. Die Gleichartigkeit der Gebäude entspricht der Gleichmäßigkeit des Besitzes, dessen Einheit die untheilbare Hufe in der Größe von 30 Kasseler Acker bildet. Ein jedes Gebäude soll nach der Vorschrift der Grebenordnung „nach des Bauenden Haushalt, größer aber nicht verfertiget“ werden. Um Bauholz zu sparen, soll so viel nur thunlich und zwar vornehmlich das unterste Stockwerk von Steinen gebaut werden. Jedenfalls müssen die Grundschwellen am niedrigsten Ort 2—3 Schuh hoch von der Erde gelegt und untermauert werden. Ohne ausdrückliche Erlaubniß sind auf neue Gebäude keine Stroh-, sondern Ziegeldächer zu machen.

Nur einzelne Hofraithen zeichnen sich durch größere Zahl und Stattlichkeit der Gebäude aus, der oben angeführten Vorschrift gemäß dem Bedürfniß der Haushalte und Wirthschaften ihrer Besitzer entsprechend, welche zwei oder drei Hufen, also 60 oder 90 Kasseler Acker bewirthschaften.

Hinter jedem Wohnhaus liegt ein Hausgarten, dessen Obstbaumbestand durch die Bestimmung gesichert erscheint, daß jeder neue Einzüger fünf und jedes sich verheirathende junge Ehepaar vier Obstbäume auf seinem eigenen Grund und Boden anpflanzen und pflegen soll. In jedem einigermaßen genügend Fläche haltenden Garten ist ein Stück mit Klee oder anderem „Futterwerk“ bestellt, was zur Begünstigung der Stallfütterung und um dem „so vielfältig geklagt werdenden Mangel an der Hute“ zu begegnen, mit besonderem Nachdruck vorgeschrieben wird.

Einer der Bauern führt eine Gast- und Schenkwirthschaft, an der die durchfahrenden Fuhrleute anhalten und wo die Bauern an Sonn- und Festtagnachmittagen ihr Glas Bier trinken. Niemals sollen eigentliche Trinkgelage geduldet werden, der Wirth darf Abends nach 10 Uhr keine Gäste mehr sitzen haben, „Söffer“ sollen den Beamten angezeigt werden und zur Verhütung von Trinkschulden wird bestimmt, daß kein Wirth einem Bauern mehr als 16 Albus (ungefähr = 1 Mk. 50 Pfg.) borgen darf, „oder er verliert die Schuld und wird noch dazu gestraft“.

Da wo am Ende der einen Dorfstraße der Gemeindeanger beginnt, steht auf diesem zunächst Spritzenhaus, Hirtenhaus und Gemeindebackofen, dann aber haben sich hier die wenigen Ködder oder Beiwohner angesiedelt — namentlich ein Schmied und ein Zimmermann — denen Theile des Gemeindeangers als Bauplätze für ihre einfachen Häuser überlassen worden sind. Am Gemeindeanger entspringt eine Quelle, die zunächst in den Feuerteich zu dessen ständiger Speisung geleitet ist, dann aber nach Aufnahme mehrerer in dem nahen Gemeindewald entsprungener Zuflüsse sich als Bach durch den am Wald hinziehenden Wiesengrund schlängelt, bald wasserreich genug, um der am Ende des Wiesengrunds gelegenen Mühle die nöthige Wasserkraft abzugeben. In diese Mühle sind die Bewohner sämmtlicher im Umkreis einer Meile gelegenen Wohnstätten als Mahlgäste gebannt, dürfen also ihre Früchte nirgends anders mahlen lassen. Dagegen ist der Müller verpflichtet, die Früchte zu rechter Zeit bei seinen Gästen abzulangen und ihnen das Mehl und Geschrot wiederzubringen, dafür aber mehr nicht als die hergebrachte Molter zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Das Tagebuch des weiland kurhessisch-westfälischen Offiziers Wilhelm Lorenz, späteren Klosterrentmeisters in Schlüchtern.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Henkel.

(Fortsetzung.)

Als wir am folgenden Tage abermals dem russischen General vorgeführt wurden, behandelte er uns mit mehr Menschlichkeit und eröffnete uns, daß wir nach dem russischen Hauptquartier geführt werden würden, wo wir, setzte er tröstend hinzu, die nöthigen Kleider und Nahrungsmittel erhalten würden. Da wir ihm unsern Hunger klagten, ließ er uns gekochtes Fleisch und zwei Flaschen Wein vorsetzen. Wir bedankten uns, worauf wir, ich und vier andere verwundete Offiziere, auf einem Wagen weiter transportirt wurden. Wir kamen durch mehrere Dörfer, die von Bauern wimmelten, welche sich aus anderen Dörfern dahin geflüchtet hatten. Obgleich nun ein Offizier unsere Bedeckung kommandirte, mußten wir noch die fürchterlichsten Ausbrüche ihrer Wuth empfinden. In jedem Dorfe warfen sie Koth und Steine auf uns, daß wir zuletzt kaum noch Menschen ähnlich sahen. In einem dieser Dörfer war ihre Wuth so furchtbar, daß wir alle glaubten ermordet zu werden. Einige dieser Barbaren zeigten uns mit wildem Jubelgeschrei die Leichname von mehreren unserer Unglücksgefährten, die auf eine scheußliche Art verstümmelt waren.

Erst spät Abends ließ unser Kommandant am Eingang eines Dorfes halten. Da es sehr kalt war, so befahl er ein Feuer anzumachen. An Lebensmittel wurde nicht gedacht; nicht einmal einen Tropfen Wasser konnten wir erhalten. Wir hatten noch nicht lange beim Feuer gelegen und über unsere schreckliche Lage gesprochen und dabei nach einem Trunk Wasser gelechzt, als sich uns zwei russische Offiziere näherten und uns fragten, ob auch deutsche Offiziere bei uns wären. Wir bejahten es und klagten ihnen sogleich, daß wir den schrecklichsten Mangel an Nahrungsmitteln litten und nicht einmal Stroh zum Lager hätten. Das letztere ließ nun der Kommandeur der Eskorte sofort auf Bitten jener Offiziere aus dem naheliegenden Dorf holen; auch versprachen uns diese braven Kameraden, einige Lebensmittel herbeischaffen zu wollen. Nach Verlauf einer Stunde kam denn auch der eine derselben zurück und beschenkte uns mit geröstetem Brot und einer Flasche Branntwein, welch' letzterer uns besonders labte, zumal da unsere traurige Lage durch einen heftigen Regen, begleitet von groben Schloßen, in der folgenden Nacht verschlimmert wurde.

Den folgenden Morgen wurden wir bei unserer Ankunft im russischen Hauptquartier vor dem Feldmarschall Fürst Kutusow geführt, welcher uns nur Weniges fragte und dann sogleich mit der Tröstung entließ, daß wir gespeist werden sollten. Hierauf wurden wir in ein anderes Zimmer geführt und sehr weitläufig über Namen, Corps u. s. w. befragt. Nachdem dies geschehen war, führte man uns im strömenden Regen durch einen Theil des Lagers, wobei wir uns alle möglichen Beleidigungen gefallen lassen mußten. Erst gegen Mittag bekamen wir einen aus geflochtenen Reisern bestehenden Viehstall zum einstweiligen Ruheplatz angewiesen. Hier hofften wir nun, die vom Fürsten versprochene Mahlzeit zu erhalten, aber vergebens. Unsere Lage fing nun an, wirklich fürchterlich zu werden. Vom schrecklichsten Hunger gequält, denn seit drei Tagen hatten wir beinahe gar nichts genossen, waren wir in elende nasse Lumpen gehüllt, hatten die ganze Zeit hindurch Insulten erduldet, wobei uns beständig die Todesgefahr vor Augen stand, und zu diesem Allem kamen noch die entsetzlichen Schmerzen, die uns die Wunden verursachten. Was meine eigene Lage noch verschlimmerte, war das mit dem Kosackenmantel empfangene Ungeziefer. Nie hätte ich geglaubt, daß mein Körper solche Leiden ausstehen könnte. Aber es harrten meiner noch bitterere Tage.

Gott, auf dessen Hilfe allein wir noch rechnen konnten, schickte uns einen Helfer. Ein russischer Major, von Mitleid über unseren Zustand ergriffen, sandte uns die ganze für ihn bestimmt gewesene Mahlzeit. Daß unsere Portionen daraus sehr klein ausfielen, läßt sich denken, da sich sieben Menschen in das Mittagsessen eines einzigen theilen mußten. Jedoch reichte es doch hin, um unseren Hunger an jenem einen Tage einigermaßen zu stillen. An Schlaf war die darauf folgende Nacht für mich noch nicht zu denken. Die Kälte, meine durchnäßten Kleider, die heftigen Schmerzen und die unzähligen sechsfüßigen Schmarotzer hinderten mich daran.

Mit Anbruch des neuen Tages erwachte wieder der Hunger mit erneuter Stärke. Zum Glück hatte ein mit uns gefangener französischer Offizier ein paar kleine goldene Ohrringe gerettet, diese wurden an einen russischen Offizier gegen ein Säckchen mit Kartoffeln vertauscht. Späterhin

schenkte uns ein anderer wieder geröstetes Brod und zwei geräucherte Gänse und verschaffte uns auch auf unser dringendes Bitten etwas frisches Stroh, auf dem ich bald ganz kraftlos in eine Art von Schlaf versank.

Plötzlich, es mochte etwa Mitternacht sein, wurden wir aufgeweckt, und nachdem wir gezählt waren, erhielten wir Befehl, uns zum Weitermarsch zu rüsten. Aller Bitten ungeachtet, bekamen wir keinen Wagen, und obwohl es uns freigestellt wurde, mit den anderen blessirten Offizieren zurückzubleiben, wollten wir dennoch bei unseren Kameraden bleiben. Die Nacht war sehr dunkel und unser Weg sehr morastig, dabei regnete es beständig. Die große Straße war mit Artillerie und Fuhrwesen bedeckt, welches nur mit vieler Mühe auf dem grundlosen Wege fortbewegt wurde. Da wir nur von wenig Militär eskortirt wurden, so versteckten sich mehrere Gefangene während des Marsches in das an den Seiten liegende Gebüsch. Gerne wäre ich ihrem Beispiele gefolgt, wenn ich nicht eingesehen hätte, daß ich dadurch dem gewissen Tode entgegengegangen wäre. Unser Marsch ging wegen des schlechten Wetters und unserer Mattigkeit so langsam, daß wir gegen Mittag, als wir bei einem Dorfe halt machten, erst etwa 14 Werst oder zwei Meilen zurückgelegt hatten.

Wir Offiziere erhielten hier ein Bauernhaus zur Wohnung und trockenes Stroh zum Lager. Auch wurde für unsern Unterhalt gesorgt, indem ein gerade durchkommender russischer Stabsoffizier uns einen Laib Brod und einen großen Topf voll Suppe schickte. Wir mochten den folgenden Tag etwa eine Meile weiter transportirt worden sein, als ich einen immer heftiger werdenden Schmerz in beiden Lenden spürte. Mit jedem Schritte wurde er heftiger, so daß ich mich zuletzt genöthigt sah, den Offizier der Eskorte zu bitten, mir zu erlauben, mich auf einen der Wagen setzen zu dürfen. Dieser, ein roher Russe ohne alles Gefühl, schlug es mir ab. Mit Anstrengung aller meiner Kräfte gelang es mir, noch eine Stunde weiter zu gehen, aber länger war es mir nicht möglich; ich warf mich verzweifelnd nieder und empfahl mich der Gnade Gottes. Ich habe vergessen zu bemerken, daß uns bewaffnete Bauern von diesem Tage an gemeinschaftlich mit dem Militär eskortirten, um dadurch die Desertion der Gefangenen, welche während der ersten Nacht etwas zu merklich gewesen war, zu erschweren. Diesen „Radniks“ hatte man den Befehl ertheilt, jeden Gefangenen sogleich zu erstechen, welcher wegen Krankheit oder Mattigkeit nicht weiter marschiren könne. Daß diese Unmenschen, denen ein solcher Befehl die reine Wollust war, ihn pünktlich befolgten, läßt sich leicht denken. Schon waren zehn bis zwölf unserer Leute, nachdem sie erst rein ausgeplündert waren, durch Kolbenschläge und Bajonettstiche verwundet, und ein gleiches Schicksal stand mir nun bevor. Doch jetzt erlebte ich, was die Liebe der Soldaten zu ihren Offizieren vermag. Zwei der mit mir gefangenen Jäger vergaßen ihre eigene Schwäche und trugen mich auf ihren Armen weiter. Glücklicher Weise währte unser heutiger Marsch nur noch zwei Werste. Wir wurden wieder einquartiert; und auf meine Bitten wurde den beiden wackeren Jäger gestattet, bei uns zu wohnen. Noch immer trostlos warf ich mich mit meinen durchnäßten Kleidern auf das im Zimmer liegende Bündel Stroh, der Verzweiflung nahe, wenn ich an den kommenden Tag dachte. Als er anbrach, verkündete uns der Kommandeur der Eskorte, daß wir hier einen Rasttag haben sollten. Unsere Hoffnung wuchs wieder, als der von Kaiser Alexander bewilligte Sold von einem Papierrubel täglich schon auf mehrere Tage vorausbezahlt wurde. So wurden wir in den Stand gesetzt, wenigstens unsere dringendsten Bedürfnisse befriedigen zu können. Aber wie verfuhr man dagegen mit unseren grenzenlos unglücklichen Leuten! Der uns führende Barbar hatte, wie wir später erfuhren, die Ordre, einem jeden Gefangenen täglich 1½ Pfund Brod zu liefern und den Betrag dafür den Bauern von dem dazu erhaltenen Geld zu vergüten. Aber was that er? Bei unserer Ankunft in jedem Nachtquartier ließ er sie in ein paar Bauernhöfe einsperren, die stark mit Wachen besetzt wurden, damit niemand, ihren fürchterlichen Zustand bemitleidend, ihnen Speise reichen könnte. Die einzige Nahrung der Unglücklichen bestand dann aus den noch hier und da am Wege stehenden Strünken, wovon der Kohl bereits abgeschnitten war. Fanden wir ein todtes Pferd, welches wir schon am Geruch mehrere hundert Schritt weit davon entfernt merkten, so strengte die ganze Kolonne ihre letzten Kräfte an, jeder wollte zuerst dabei sein, um einen Knochen mit etwas Fleisch von dem Aase zu erringen und den unbändigen Hunger zu stillen. So sahen wir täglich die schrecklichsten Auftritte. Manchmal konnten 20 bis 30 Mann zu gleicher Zeit nicht mehr weiter; sie wurden ohne Barmherzigkeit niedergestochen. Unseren Rubel, den wir täglich richtig ausbezahlt bekamen, wandten wir lediglich zum Ankauf von Brod an, womit sich jeder Offizier selbst verpflegte und außerdem wohl noch einige Soldaten unterstützte. Aber ich hatte nicht genug, um die fünf mit mir gefangenen Leute vom Bataillon am Leben zu erhalten. Zwei davon starben vor

Hunger und Elend, noch ehe wir Kaluga erreichten. Jetzt, wo ich dies schreibe, habe ich nur noch einen übrig, nachdem der vorletzte im Hospital gestorben. Der Himmel mag es meinem treuen Begleiter belohnen, was er an mir gethan hat.

Ungefähr sechs Tagemärsche vor Kaluga wurde meine Lage dadurch etwas erträglicher, daß der Offizier unserer Eskorte gerade Zeuge war, wie ich heftiges Bluterbrechen bekam. Es schien, daß sein menschliches Gefühl dadurch erwachte, denn er ließ mich am folgenden Morgen auf einen Wagen schaffen.

Inzwischen war unser Transport auf etwa 600 Mann angewachsen, aber als wir in Kaluga anlangten, bestand er nur noch aus etwa 200 nur noch halb lebenden Menschen. Wenn der uns führende Unmensch nur einigermaßen barmherzig mit uns umgegangen wäre, so hätte er mindestens 300 der ihm anvertrauten lebenden Wesen retten müssen.

In Kaluga wurden wir dem Volk, welches uns frohlockend umringte, mehrere Stunden lang zur Schau gestellt; die Leute waren außer sich vor Freude darüber, so viele Franzosen auf einmal als Gefangene zu sehen. Die Unbilden, die wir dabei auszustehen hatten, kann man sich leicht vorstellen. Endlich wurde uns 26 Offizieren ein großes Zimmer zur einstweiligen Wohnung angewiesen, aber es befanden sich weder Tische noch Stühle darin, desgleichen wurde uns Stroh, um welches wir baten, verweigert. Etliche russische Offiziere besuchten uns dann am folgenden Morgen und theilten uns mit, daß alle Lebensmittel in Kaluga sehr wohlfeil seien, und auf unsere Bitten erhielten wir die Erlaubniß, einen Offizier aus unserer Mitte in Begleitung einiger Mann Wache auf den Markt zu schicken, um uns die nöthigsten Bedürfnisse einzukaufen; allein derselbe kam bald wieder zurück, weil er so mißhandelt wurde, daß er in Lebensgefahr war. Daher sahen wir uns gezwungen, die Lebensmittel durch die russischen Soldaten holen zu lassen, die natürlich dafür sorgten, daß wir für alles das Dreifache zu bezahlen hatten.

An diesem Tage erlagen eine furchtbare Menge unserer Leute ihren namenlosen Leiden; und es kam vom russischen Kommando der Befehl, sämmtliche Leichen einfach in den Fluß, die Oka, zu werfen. Die hierzu beorderten Bauern warfen nun die ganze Nacht hindurch aus dem Oberstock des Hauses die Leichen die Treppe hinunter, Franzosen, Hessen und andere Deutsche, Spanier, Niederländer, was ein so greuliches, unheimliches Gepolter machte, daß wir die langen Stunden hindurch keinen Augenblick zu schlafen vermochten.

Nach dieser scheußlichen Prozedur traf abermals ein neuer Transport von etlichen hundert Gefangenen ein, die ebenfalls in unser allgemeines Kranken- und Sterbehaus eingesperrt wurden. Indessen war es ersichtlich, daß diese Leute etwas besser behandelt worden waren. Und der sie kommandirende Offizier bekam nun das Kommando über sämmtliche Gefangene und eröffnete uns, daß wir am folgenden Tage weiter transportirt werden würden. Wir sahen denn auch am nächsten Morgen zu unserer Freude eine große Menge kleiner Bauernwagen vor unserm Gefängniß vorfahren, wovon jedesmal zwei Offiziere einen erhielten. Wir gewahrten aber mit Entsetzen, daß von unseren 600 nur noch etwa 100 am Leben waren; so hatten Hunger, Wundfieber und Krankheiten unter ihnen aufgeräumt.

Daß unser neuer Kommandant uns wirklich wie Brüder und Kameraden behandelte, rührte, abgesehen von seiner menschenfreundlichen Gesinnung, mit daher, daß er selbst schon in französischer Gefangenschaft gewesen war und daher einen Maßstab für unser unverschuldetes Unglück besaß. Nicht nur zahlte er uns pünktlich unsere täglichen Rubel aus, sondern er ließ auch in jedem Nachtquartier ansagen, daß man uns die Lebensmittel zu demselben Preis zu verkaufen habe wie dem russischen Militär. Und obwohl er selbst unbemittelt war, so nahm er doch täglich einige von uns an seinen Tisch. Könnte ich doch den Namen des Edlen auf die Nachwelt bringen, ich würde es mit dankbarem Herzen thun, aber leider ist mir derselbe entfallen, obwohl ich ihn aufgeschrieben hatte. Das Andenken an seine Wohlthaten wird in unsern Herzen nie erlöschen.

So war denn jetzt unsere Lage einigermaßen erträglich, und wir gewöhnten uns auch nach und nach an die russische Lebensweise. Und da wir durch das Kommando menschlicher behandelt wurden, so geschah allmählich auch ein Gleiches seitens der Bauern, bei denen wir einquartiert wurden. Auch die Witterung war noch erträglich, was der Heilung meiner Wunden zu statten kam; namentlich war meine Kopfwunde fast ganz geschlossen.

Unser Marsch ging von Kaluga über Bjelyj und Buchow nach Orel (sprich Arjoll), an der Mündung des Orlik in die Oka. Obgleich wir in dieser bedeutenden Stadt vom Gouverneur wohlwollend aufgenommen und bei den Bürgern einquartiert wurden, so wurde uns doch die unangenehme Ueberraschung nicht erspart, daß wir von nun an nur noch fünfzig Kopeken oder einen halben Rubel täglich beziehen würden. Zwar konnten wir davon leben, aber die Hoffnung, uns

nach und nach bessere Kleidung anschaffen zu können, war nun geschwunden.

Nach einigen Tagen Rast setzten wir den Marsch nach Woronesch fort, wo wir bleiben sollten, bis die Zahl der Gefangenen im Gouvernement 4000 erreicht haben würde, widrigenfalls wir nach Saradoff geschafft werden würden. Als wir aber erst einige Tagemärsche hinter Orel waren, stießen wir jenseit des Landstädtchens Lewina auf einen neuen Zug von Gefangenen, etwa 1000 Mann, deren Führer, ein russischer Oberst, dem unsrigen anbot, unsere Kolonne mit der seinigen zu verschmelzen. Zu unserem Glücke lehnte jedoch unser Kommandant ab und ließ uns, nachdem die andere Kolonne weiter marschirt war, in dem Städtchen einquartieren. Wir holten aber schon nach 24 Stunden die Unglücklichen wieder ein, und nach dem schauderhaften Zustande, in welchem sie sich befanden, zu urtheilen, würde die Vereinigung mit ihnen für uns traurige Folgen gehabt haben. Wir fanden sie sämmtlich wie Pferde an einander gekoppelt und von jedem Mann den einen Arm zwischen zwei Hölzer geklemmt, so daß derselbe nicht gebraucht werden konnte. Den Offizieren aber waren beide Hände fest zusammen geknebelt. Freilich wurde den letzteren wenigstens der Sold ausbezahlt, während die Soldaten nichts erhielten, auch nicht mehr einquartiert wurden und unter freiem Himmel übernachten mußten. Wie dankten wir Gott dafür, daß uns dieses harte Schicksal nicht betroffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenntniss.

Ich bin und bleib' ein Hesse
Allzeit und wohlgemuth;
Bin stolz auf meine Väter,
Stolz auf mein Chattenblut.

Es stand in Hessenbergen
Die kleine Wiege mein,
Darin mich wohlgeborgen
Mein braves Mütterlein.

Da hört' ich Hessenlaute
Als erstes Wiegenlied;
Da lauscht' ich Hessenmärchen,
In dunklem Wald erblüht;

Da wurde mir der Glauben
Aus treuer Väterhand;
Da übte ich die Waffen
Und schwur dem Vaterland.

Drum will in Hessenerde
Ich ruh'n in kühlem Grab,
Wie ich am Mutterbusen
Vordem geschlafen hab'.

Ich bin und bleibe ein Hesse
Allzeit und wohlgemuth;
Bin stolz auf meine Väter,
Stolz auf mein Chattenblut.

Ludwig Mohr.



Adolf Moritz von Donop.*)

Der in dem Aufsatze „Die Hessen vor Belgrad 1717" in Nr. 1 und 2 dieser Zeitschrift erwähnte Leutnant von Donop, welcher mit 160 Mann unter dem Hauptmann Friedrich von Kanne so tapfer die Brückenschanze an der Save gegen 2000 Türken vertheidigte, hat es gewiß verdient, daß man an dieser Stelle kurz seinen Lebenslauf verzeichne. Vielleicht ist eine andere Feder in der Lage, uns auch etwas mehr von dem tapferen Kanne zu erzählen.

Ein nicht zum wenigsten durch seine Meerschaumerzeugnisse bekannter Ort im Fürstenthum Lippe ist das uralte Lemgo, weniger oft genannt dagegen wird das etwa 20 Kilometer südöstlich davon gelegene Blomberg. Halbwegs nun

*) Anm. der Redaktion. Wenn wir diesem Aufsatze Raum geben, so geschieht es auch in Rücksicht darauf, daß Angehörige der Familie von Donop mehrfach in hessischen Diensten standen, und auf den zwischen der Landgrafschaft Hessen und der Grafschaft Lippe bestehenden Zusammenhang. Die Grafen von Lippe-Detmold waren Vasallen der Landgrafen von Hessen, von denen sie Schloß und Stadt Blomberg wie die Schlösser Lipperode, Brake und Varenholz sämmtlich mit allen Zugehörungen, zu Lehen trugen. Vgl. Ledderhose, Kleinere Schriften. Bd. I. 1787. S. 179—192.

zwischen diesen beiden Städten liegt an der Straße das Dorf Kirchdonop mit dem Wohnplatze Hagendonop und nahe bei, aber auf entgegengesetzten Seiten die alten Donopischen Stammgüter Altendonop und Lüdershof. Nach diesem letzteren nannte sich der Zweig des Geschlechts, dem unser junger Held entsprossen war.

Adolph Moritz von Donop, geboren in dem Schlosse zu Detmold am 1. Mai 1691, ist der Sohn des Johann Moritz von Donop, damals Lippischen Schloßhauptmanns, späteren Geheimen Raths, Hofrichters und Drosten zu Sternberg, aus dessen erster Ehe mit Josephine Katharine von Sarrazin, und diese, seine Mutter, büßte, als sie ihm, ihrem fünften Kinde, das Leben gab, das ihrige ein. Während der Vater katholisch war und zum zweiten Male die demselben Glauben angehörende Christine Sophie Ursula von Harthausen heirathete, die ihm nicht weniger als neun weitere Kinder schenkte, wurden die der ersten Ehe in der evangelischen Religion der Mutter erzogen. Dieser letzteren Oheim mütterlicher Seite war der hessische General von Exterde, in dessen Regiment Anton Rudolf Lüder von Donop, ein älterer Bruder des Adolph Moritz, als hessischer Fähnrich am 11. September 1709 bei Malplaquet fiel. Dem Einflusse des genannten Großoheims sowohl, als auch überhaupt alten Beziehungen, die männliche und weibliche Mitglieder seiner Familie zahlreich in hessische Dienste führten, ist es zuzuschreiben, daß Adolph Moritz am landgräflichen Hofe in Kassel erzogen wurde. Hier erfolgte 1706 seine Konfirmation als Leibedelknabe der Landgräfin Karl von Hessen. 1709 und 1710 machte er als hessischer Fähnrich die Feldzüge in den Niederlanden gegen die Franzosen mit und wurde am 26. Juni letzteren Jahres beim Sturm auf Douai durch das dicke Bein geschossen. Mit dem Regiment Maximilian zog er 1716 in kaiserlichen Diensten nach Ungarn gegen die Türken zu Felde. Er that sich, so melden Familienaufzeichnungen, gegen den Feind der Christenheit bei der Belagerung von Belgrad in einer Feldschanze als Leutnant so sehr hervor, daß ihn Prinz Eugen auf der Stelle zum Hauptmann ernannte. Aus Ungarn marschirte er mit gegen die Spanier nach Sizilien und wurde daselbst am 18. Juni 1719 wiederum oben durch's dicke Bein geschossen. Er erhielt darauf eine Kompagnie bei dem hessischen Prinz Philippsthal'schen Regiment, welches im Hessenlande seine Standorte hatte, wohin er sich denn auch nach vollendetem Feldzug begeben. Nach Ableben seines Vaters, der zu Lüdershof am 30. August 1723 starb, erhielt er dessen Stelle als Drost zum Sternberg, wobei er jedoch noch einige Jahre die hessische Kompagnie beibehielt. Da inzwischen in der Folge Beides zusammen füglich nicht durchzuführen war, so erbat er 1725 von Landgraf Karl, der ihn ungern verlor, seinen Abschied aus den hessischen Diensten. Am 13. September desselben Jahres vermählte er sich zu Detmold mit der Hofdame der regierenden Fürstin in Lippe, geborenen Prinzessin zu Nassau, Susanne, Tochter des preußischen Rittmeisters der adeligen Grands-Monsquetaires Theophil von Périer-Lahitole und der Marianne von Gervaise-Consy. Im Jahre 1733 wurde das ganze Amt Sternberg an Kurhannover unter dem Vorbehalte des Rückkaufs (den 1781 Graf Simon August rühmlichst zu Stande brachte) für 410 000 Thaler verkauft und der Drost von Donop trat in die Dienste des neuen Landesherrn. Er starb als Geschlechtsältester zu Lüdershof am 4. Juli 1770 und seine Gattin folgte ihm den 6. März 1773 in den Tod nach. Unter den acht Kindern waren sechs Söhne, die bis auf den vierten, der schwachsinnig und lahm an der linken Seite, sämmtlich am Hofe Friedrich's des Großen als Edelknaben erzogen wurden. Adolph Wilhelm, „Leib-Page Seiner Majestät", wurde als Leutnant im Infanterie-Regiment von Grabow (Nr. 47) am 12. August 1759 bei Kunersdorf erst verwundet und fiel, nachdem er, verbunden, von Neuem in das Treffen geritten war. Simon Christian Moritz, Page des Markgrafen Karl von Brandenburg, erlag als Hauptmann im Infanterie-Regiment Markgraf Karl (Nr. 19), Flügeladjutant und Quartiermeister-Leutnant bei dem großen Könige, im Februar 1760 zu Wilsdruff in Sachsen, woselbst das Hauptquartier gewesen war, den Strapazen des Kriegs und ist in der Vorstadtkirche genannten Orts beigesetzt. August Moritz, Page Seiner Majestät, schoß sich aus Unvorsichtigkeit, wie er von der Jagd gekommen, eine Ladung Schrot in den Arm und starb am 13. Oktober 1755 an den Folgen der Verwundung als Fähnrich im Infanterie-Regiment Jungken (Nr. 44). Friedrich Karl Lambert, Page, blieb als Leutnant im Infanterie-Regiment Markgraf Karl (Nr. 19) am 3. Dezember 1757 bei Leuthen, als ihm eine Stückkugel beide Beine wegriß. Auch der letzte Sohn, Wilhelm Gottlieb Levin, Page, war im siebenjährigen Kriege preußischer Leutnant in vorgedachtem Regiment. Bei einem Scharmützel in der Nähe von Berlin gegen Russen und Oesterreicher gerieth er als Fähnrich am 7. Oktober 1760 in die Gefangenschaft der letzteren und wurde nach Krakau gebracht. 1761 ausgewechselt und zum

Leutnant befördert, wurde er bei der Einnahme von Schweidnitz am 1. Oktober desselben Jahres wiederum Gefangener der Oesterreicher und wiederum ausgewechselt. Nachdem er wegen erschütterter Gesundheit 1763 seinen Abschied genommen, stellte ihn Landgraf Friedrich II. von Hessen 1764 als Hauptmann in der Garde an, der er bis 1769 angehörte; 1773 wurde er Lippischer Drost, danach Obermarschall und Vormund des minderjährigen Fürsten Leopold. Wilhelm Gottlieb Levin von Donop, gestorben 25. Mai 1819, war ein Mann von großen Verdiensten um sein lippisches Vaterland. Am 15. September 1768 heirathete er zu Lüdershofen die Hofdame am Hofe zu Kassel, seine Base Henriette von Donop von der katholischen Linie des Lüdershofer Zweiges, welche Ehe dann auch noch in der katholischen Schloßkapelle zu Kassel eingesegnet wurde.

Mit seinem Enkel, dem lippischen Hofjägermeister Franz von Donop, gestorben zu Detmold, den 16. Mai 1874, erlosch der Lüdershofer Zweig und von seinen Lehngütern fiel Altendonop an zwei andere, deren Mitglieder in England und Texas wohnen, Burgmaspe aber an jenen Zweig, der zu Heiligenroda bei Vacha ansässig war und der, so lange dieser Landstrich noch nicht weimarisch, sondern hessisch war, nämlich bis 1815, zur althessischen Ritterschaft gehörte. Diesen letzteren Sachverhalt nicht ganz richtig kennzeichnend, hängt heute im Wappensaale des Stiftes Kaufungen der Schild der von Donop zu Heiligenroda unter den Ausgestorbenen jener Körperschaft.

Lüdershof, als Allodialbesitz, vererbte sich auf die Familie von Gerstein-Hohenstein und ist jetzt im Besitze des Obersten v. G.-H., Kommandeurs des 12. Infanterie-Regiments in Magdeburg.

Henkel.



Erinnerungen aus der Probekandidatenzeit.

Von A. M.

Lieber Leser, weißt Du, was ein Probekandidat ist? Ein Probekandidat ist ein Jüngling, der jählings aus allen Himmeln des freien akademischen Burschenlebens herausgeschleudert ist in die Abhängigkeit des streng geregelten Betriebes einer höheren Lehranstalt! Die Brust geschwellt von Idealen und jenem stolzen Hochmuth des deutschen Musensohnes, den Kopf angefüllt mit mehr oder weniger Kenntnissen, für die er im Dienst kaum Verwendung findet, so stellt sich der Probekandidat seinem Direktor vor, so betritt er zum ersten Male das Lehrerzimmer, im vollen Bewußtsein seiner wichtigen Stellung. Ach, wie bald merkt er aber, daß er nur das fünfte oder gar siebente Rad am Wagen ist!

Die Kollegen kommen ihm nicht so entgegen, wie er es als selbstverständlich angenommen hatte, eine gewisse Zurückhaltung, ja ein wenig Mißtrauen macht sich bemerkbar. Und ist dies Mißtrauen immer ganz unberechtigt? Kennen wir nicht selbst einige der jüngeren Vertreter, die alles besser wissen wollen, die hochnäsig auf die älteren Lehrer und deren mangelhafte, veraltete Ausbildung herabsehen, die schon bei Beginn ihrer Laufbahn die Pädagogik gepachtet haben? Als einst ein solcher von einem alten Professor den Unterricht übernahm, erklomm er würdevoll das Katheder, öffnete den Mund und brach in Gegenwart des grau gewordenen Herrn in die denkwürdigen Worte aus: „Die Bummelei hört von heute ab auf!“ Und habe ich nicht selbst mit eigenen Ohren gehört, daß sich ein neuer Probekandidat bei seinem ersten Erscheinen im Lehrerzimmer mit den freundlichen Worten einführte: „Leider Gottes bin ich dazu verurtheilt, ein volles Jahr in diesem abscheulichen kleinen Neste zuzubringen. Na, hoffentlich geht diese Zeit auch herum, damit ich endlich nach dem Ziel meiner Sehnsucht, nach dem sonnigen Italien gelangen kann!“ Als ich diesen bescheidenen jungen Mann nach fünf Jahren noch immer als unbesoldeten Hilfslehrer an derselben Anstalt vorfand, konnte ich, boshaft wie ich bin, meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß er noch immer in diesem scheußlichen Neste und nicht auf dem Gipfel des Vesuvius säße. Er war bedeutend friedlicher geworden und erwiderte mir seufzend, daß gerade im höheren Schulfach die bedeutendsten Kräfte am meisten verkannt würden.

Da es nun einmal solche Leute — wenn auch, Gott sei Dank, nur vereinzelt — giebt, so ist es der Lauf der Welt, daß die Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden müssen, daß sich jeder Kandidat erst seine Stellung durch Taktgefühl und gute Eigenschaften erringen muß. Die Schüler vollends sind anfänglich durchaus nicht von jener tiefen Ehrfurcht gegen ihn erfüllt, die für einen gedeihlichen Unterricht so nothwendig ist, das Unterrichten selbst ist auch nicht so leicht, wie er es sich entsprechend der Meinung der großen Menge gedacht hatte. Wehe ihm, wenn er es nicht von Anfang

an versteht, die Zügel der Schulzucht straff anzuziehen, die Jugend kennt keine Schonung, ewiger Aerger ist die Folge!

Trotz dieser angedeuteten Schwierigkeiten denke ich mit wehmüthiger Freude an mein Probejahr zurück! Es war aber auch eine schöne Zeit. Die Amtsgenossen waren sehr nett, alle standen gut mit einander, die jüngeren waren gesellig und heiter und einem gemüthlichen Humpenhub durchaus nicht abgeneigt, der Direktor war ein wohlwollender und biederer Mann.

I. Das Ochsenfleisch.

Es war im Juni, und die Zeit nahte heran, wo das gesammte Gymnasium seinen verbrieften Sommerausflug machen sollte. Die Musikanten, die Trommler und Pfeifer — natürlich lauter Schüler — übten schon seit geraumer Zeit mit aller Hingebung, um das Herz der fahrenden Gesellen auf dem Marsche und bei der Rast zu erfreuen. Auf einige falsche Töne kam es ihnen dabei ebensowenig an, wie es ihnen von jeher auf falsche lateinische und griechische Formen angekommen war. Im Lehrerzimmer wurden die Generalstabskarten ausgebreitet und über Marsch und Ziel berathen. Während der Direktor mehr eine ideale Wald- und Bergwanderung im Auge hatte, legten die jüngeren Kollegen mit viel Beredsamkeit dar, wie wichtig es sei, ein gutes Gasthaus ausfindig zu machen. Endlich einigte man sich dahin, in den Spessart zu ziehen, um 4 Uhr Nachmittags auf der Rückwanderung in dem bairischen Städtchen A. halt zu machen und dort das Mittagsmahl einzunehmen. „Wird aber der Wirth in so einem kleinen Neste auch im Stande sein“, wandte der erste Oberlehrer ein, „unvorbereitet, wie er sich hat, ungefähr 180 Personen beköstigen zu können? Ich glaube, da wären wir hauptsächlich auf Handkäse angewiesen.“ — „Auch nicht zu verachten“, brummte der zweite Oberlehrer, der im Geruche der Sparsamkeit stand. „Da haben Sie Recht, verehrter Kollege“, versetzte der Direktor, ohne auf diese Ehrenrettung der Handkäse näher einzugehen, „wir müßten uns auf jeden Fall erst anmelden. Jedoch bei brieflicher Anmeldung sind wir durchaus nicht sicher, ob auch alles so ausgeführt wird, wie wir es wünschen, ob wir wirklich ein kräftiges, schmackhaftes, dazu nicht theueres Essen bekommen können. Das müßte mündlich erledigt werden. Einer der Herrn müßte die Güte haben, sich nach A. zu begeben und dort mit dem Wirth Rücksprache zu nehmen. Auf eins lege ich dabei den allergrößten Werth; der Wirth muß sich verpflichten, frisches, gutes Ochsenfleich zu liefern, das ist kräftig, das ißt jeder gern, das stärkt vor allem die kleineren, vom Marsche angegriffenen Schüler!“

Dieser Vorschlag fand allgemeine Billigung. Obwohl sich der erste Oberlehrer, der gern die bairischen Gefilde aufsuchte, sofort dazu erbot, die Verhandlungen in A. zu führen, wurde mir, dem Probekandidaten, der ehrenvolle Auftrag zutheil. Mit Stolz erwähne ich diese Thatsache, denn sie beweist, daß ich bereits, wenn auch nicht in der Pädagogik, so doch in allen Fragen, die mit Bier, Wein, Essen und Wirthshaus zusammenhingen, als Sachverständiger angesehen wurde.

Schon am folgenden Morgen ging die Reise vor sich, ich war für den Tag beurlaubt, und fröhlich setzte ich mich in den Zug, heiter und friedlich meine Cigarre rauchend, stieg ich auf der Haltestelle aus, von der ich noch ungefähr eine Stunde zu gehen hatte. Beim Abschied hatte mir der Direktor noch einmal mit aller Wärme das Ochsenfleisch an's Herz gelegt. „Lieber Kollege“, sagte er, „geben Sie nicht eher nach, als bis es Ihnen der Wirth ganz bestimmt zugesagt hat. Sie sind mir dafür verantwortlich!“

Der Tag war heiß, und obgleich mich mein Weg zum Theil durch Wald führte, wanderte ich mir allmählich einen solchen Durst an, daß ich sehr erfreut war, als ich endlich das freundliche Städtchen und das Gasthaus zum braunen Hirschen erreichte. Da saß ich nun in der gemüthlichen, kühlen Gaststube, das Bier war frisch, obwohl es noch früh am Tage war — wann wäre in Baiern das Bier nicht frisch? — einige Gäste waren auch schon da und hatten ihre vertrauenerweckenden Maßkrüge vor sich; so bestellte ich mir denn auch einen frischen, kühlen Trunk. Nachdem ich den ersten Durst überwunden hatte, rief ich den dicken Wirth herbei und machte ihn mit meinem Anliegen bekannt. Ueber sein feistes Antlitz zog ein Schmunzeln, nur bei der Erwähnung des Ochsenfleisches zeigte sein Gesicht eine gewisse Verdutztheit, dann bemerkte er, daß er doch erst mal zusehen müsse, ob er das auch bekommen könne. Ich erschrak einigermaßen und bestellte mir schnell einen neuen Krug. Auch der dicke Gastgeber schenkte sich von Neuem ein und setzte sich mir gegenüber.

„Sie meinen halt Rindfleisch“, sagte er.

„Keineswegs, Herr Wirth, Ochsenfleisch muß es sein.“

„Aber dös ist doch ein und dasselbe“, lächelte er.

„Da haben Sie ganz Recht, aber Kuhfleisch ist auch Rindfleisch“, entgegnete ich bestimmt und trank den Krug aus.

„Wie meint der Herr?“ erwiderte er und folgte meinem Beispiel. — „Nun, ich meine, wir wollen

kein Kuhfleisch, um keinen Preis, Herr Wirth!" — Der Biedermann war aufgestanden, hatte mir frisches Bier gebracht und sah mich jetzt von der Seite an. „Natürlich, do habens Recht, das giebt's nit; aber wie wär's denn mit einem schönen Kälberbraten?" — Die Sache fing an, schwierig zu werden, ich stärkte mich durch einen neuen Schluck und überlegte. „Ja, dann thut's uns leid", sprach ich mit ernstem Tone, „dann müssen wir sehen, ob wir irgendwo anders unterkommen. Ich sage Ihnen zum letzten Male: Ohne Ochsenfleisch geht es nicht! Basta!" — „Nu, nu, nit so hitzig", entgegnete der braune Hirsch, der sich diesen Verdienst doch nicht entgehen lassen wollte. „Jetzt weiß ich, was ich thue, ich bestelle mir das Fleisch aus Aschaffenburg; ja, ja, so geht's, Sie können sich drauf verlassen." — „Na, das ist ein Wort", athmete ich erleichtert auf, „Hand drauf, abgemacht, punktum!"

Die Unterhaltung wurde nun friedlicher; die Hitze draußen und der Durst drinnen nahmen zu, und so wurde mein Krügel immer von Frischem gefüllt. Von Zeit zu Zeit überkamen mich neue Bedenken, dann erinnerte ich den alten Zecher an sein Versprechen, was von ihm immer mit einem wohlwollenden Lächeln aufgenommen wurde. Endlich, gegen Nachmittag, als die Sonne sank, dachte ich an den Aufbruch; in äußerst heiterer Stimmung drückte ich dem Dicken die Hand mit den Worten: „Nun grüß Gott, auf Wiedersehen, und denken Sie an Ihr Ochsenfleisch!"

Acht Tage später fand der große Ausflug statt. Das Wetter war herrlich, die dichten Buchenwälder des alten Spessarts erglänzten in ihrem saftigsten Grün. Die schöne, einsame Gegend, Musik, Gesang, fröhliche Gespräche und Scherze riefen bald eine allgemeine freudige Stimmung hervor. Jeder freute sich, der Direktor war in bester Laune. Alles verlief nach Wunsch, und um 4 Uhr Nachmittags rückten wir mit klingendem Spiel, Hüte und Mützen mit frischem Laube bekränzt, die Gesichter braun gebrannt, in die winkligen Straßen des kleinen Städtchens ein. Alle hatten einen Wolfshunger mitgebracht. — „Ich freue mich wirklich auf ein Stück saftigen Ochsenbratens", sprach der Direktor frohgesinnt. „Ich auch", erwiderte Professor Meyer, „aber ein tüchtiger Männertrunk ist auch nicht zu verachten."

Die Tafeln im Saale waren ganz nett gedeckt, und nach einigen Minuten des Wirrwarrs hatten alle ihren Platz gefunden; auch ich hatte mich in der Nähe des Direktors niedergelassen. Eins war mir etwas merkwürdig vorgekommen. Als ich bei unserer Ankunft den behäbigen Wirth, eingedenk unserer geschlossenen Freundschaft, begrüßen wollte, schien er mir unter dem Bann einer gewissen Verlegenheit zu stehen. Doch hatte ich kein Arg daraus! Endlich wurde die Suppe aufgetragen, sie war soweit recht gut, wenn man auch merkte, daß es in der Umgegend viel frisches, klares Wasser geben mußte. Dann kam der Hauptgang — das Ochsenfleisch — es war ein erhebender Augenblick; ich muß gestehen, ich war in nicht gelinder Aufregung. Der Direktor spitzte die Lippen und warf prüfende Blicke auf die Schüsseln. Also diese dünnen, grauen Stücke waren das kräftige Ochsenfleisch, ein schwarzer Verdacht stieg in meiner Seele empor. Da tönte plötzlich eine dumpfe Grabesstimme an mein entsetztes Ohr, die Stimme des Direktors: „Und das soll Ochsenfleisch sein, da hört sich ja alles auf!" Rathlos blickte ich umher, wohin ich sah, nur enttäuschte Gesichter, selbst die kleinen Quartaner murrten laut gegen dieses sogenannte Ochsenfleisch. Der „dicke Hirsch" hatte sich, einer dunklen Eingebung folgend, in die innersten Gemächer zurückgezogen, und der plötzlich ausbrechende Volksgrimm richtete sich natürlich gegen mich, den, wie der Leser weiß, doch so unschuldigen Gesandten. Die Kollegen warfen mir wüthende Blicke zu, während sie sich mit aller Anstrengung ihrer Kinnbacken bemühten, das Unglücksfleisch zu zerbeißen. Die grausigste Veränderung aber war mit meinem eben noch so gut gelaunten Vorgesetzten vor sich gegangen. Dunkle Röthe bedeckte sein Gesicht, mit der Gabel hielt er ein großes Stück des „corpus delicti" drohend empor und fuchtelte damit in der Luft herum. Dann wandte er sich mit eisig-kalter Miene zu mir und sagte! „Alle Achtung, Herr Kandidat, vor Ihrem Ochsenfleisch!"

Wenn man seine Pflicht so recht treu erfüllt hat und dann schließlich sehen muß, daß völlige Verkennung die Folge ist, so wird auch der friedfertigste Mensch gereizt und böse. Wild fuhr ich daher jetzt empor — mein Hunger war ja ohnehin schon durch den Anblick der Bratenstücke gestillt —, wies jede Verantwortung nachdrücklich von mir und bedachte den tückischen Herbergsvater, der eben leichtsinniger Weise in der Thüre erschien, mit solchen Glück- und Segenswünschen, daß der Aufruhr verstummte und an der ganzen langen Tafel tiefes Schweigen eintrat. Trotz aller Entschuldigungen des dicken Verräthers, der Shakespeare's günstige Meinung von den „wohlbeleibten" Männern so schmählich täuschte, war die Gemüthlichkeit gestört, denn selbst ein Gymnasium, die Pflanzstätte alles Idealen, — hört es, Ihr Gegner der klassischen Bildung — kann auf die Dauer die realen Genüsse nicht entbehren!

Nach verhältnißmäßig kurzer Rast brach man auf, und erst im nächsten Gasthaus, wo man auf das Drängen der Primaner wiederum einkehrte, kam der alte Frohsinn wieder zur Geltung, sogar der Direktor, dessen Hoffnungen so betrübend zerronnen waren, wurde wieder liebenswürdig und versöhnte sich mit mir. Ich aber habe aus diesem traurigen Ereignisse die Lehre gezogen, daß es sehr schwer ist, gutes Ochsenfleisch zu bekommen, obgleich so viele, viele Ochsen auf der „weitstraßigen" Erde herumlaufen!



Aus alter und neuer Zeit.

Besuch eines Kasselaners bei Goethe. Die „Frankfurter Zeitung" bringt im ersten Morgenblatt von Sonntag dem 9. Juli ein interessantes Feuilleton, betitelt „Ein Besuch und ein Mittagessen bei Goethe", welches aus den handschriftlich hinterlassenen Lebenserinnerungen von Johann Heinrich Wolff (1792—1869), Professor der Architektur an der Kurfürstlichen Akademie der bildenden Künste in Kassel, entnommen ist. Der Letztere — bereits als ausführender Künstler wie als fachwissenschaftlicher Schriftsteller mit Anerkennung hervorgetreten — nahm bei einer Reise nach Berlin im Jahre 1828 den Weg über Weimar, um sich Goethe persönlich vorzustellen; von diesem wurde er „mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit" empfangen, mit dessen Weimarischen Kunstfreunden bekannt gemacht, auch als Ehrengast zur Mittagstafel eingeladen. Das hier von unserem Landsmann liebevoll gezeichnete Bild des Dichterfürsten bringt uns, nach dem Ausdruck des Frankfurter Blattes, „die Gestalt des Gewaltigen ganz erstaunlich nahe".

Ein Lied,
erdichtet bei der Bataille bei Crefeld
am 23. Juni 1758
durch einen
Unteroffizier beim Leibregiment.

Ihr Helden und Soldaten! Frisch auf! Kommt nun heran!
Mit Gott woll'n wir es wagen, uns jetzt dem Rhein zu nah'n!

Der Erbprinz mit bloßem Degen sprung erst in's Schiff hinein,
Und unter Gottes Segen führt er uns über den Rhein!

Kaum war Befehl gegeben, der Wink kaum recht geschah,
So wagtet ihr das Leben! Die Feinde standen nah'.

Man sah mit Erstaunen den Herrn Erbprinzen an,
Wie er bei den Carthaunen selbst Wunder hat gethan!

Verhack, Gebüsch und Graben hatt' er zum Schutze ein,
Doch unser Held weiß aber, daß er wollt' Meister sein!

Der Feind stand zwar wie Mauern und ziemlich widerstand,
Doch wußt' ihn zu belauern der kluge Ferdinand.

Bei Crefeld auf der Haide, Antoni=Haid' genannt,
Ward Euch der Sieg zur Beute, wie auch noch mehr bekannt.

Ihr fochtet da wie Helden und kämpftet ritterlich,
Man ließ es auch gleich melden Georg, Wilhelm, Friedrich.

Ihr meine braven Hessen, seid stets von mir geehrt,
Durch Eure tapfren Thaten macht Ihr Euch lieb und werth

Nichts, nichts ist, das entfernet der edlen Helden Geist,
Das macht: Ihr habt's ererbet, wie es im Sprichwort heißt.

So wie die Alten sungen, wie sie uns pfeifen vor,
So ahmen nach die Jungen den Takt, Gesang und Chor.

Vorstehendes Lied (vgl. „Hessenland" 1898, S. 185, 192) hat auf Bitte des verstorbenen kurhessischen Generals Weiß bei einem Besuch desselben in Velmeden im Jahre 1834 der alte Soldat Heine dem dortigen Pfarrer in die Feder diktirt. Einsender verdankt das Lied der Güte des Herrn Otto Weiß in Kassel. **Dr. Schw.**

Vierfüßler im Dienst des kurhessischen Militärs. Es war kürzlich in den Berliner Zeitungen davon die Rede, daß zur Verdrängung des Hundefuhrwerks Esel eingeführt werden sollten, und auch das Kaiser Alexander=Garde=Grenadier=regiment soll sich neuerdings eines solchen nützlichen Thieres zur Bewegung der Scheiben auf dem Scheibenstande bedienen. —

Vielleicht wird es dem einen oder andern Leser des „Hessenlandes" noch unbekannt sein, daß auch von unserm frühern kurhessischen Militär einige dieser mit Unrecht so verachteten Vierfüßler zu einem sehr guten Zweck gehalten wurden, und zwar gehörten sie zum Etat der Festung Spangenberg. Das Wasser aus dem dortigen sehr tiefen Brunnen — es dauert, wenn man Wasser von oben hineingießt, 14 Sekunden, bis man es auf

dem Wasserspiegel aufplätschern hört — wurde in der Weise heraufgeholt, daß Esel in einem Tretrade gingen, durch welches die Welle, an der das Tau mit dem Eimer hing, gedreht wurde. (Nebenbei gesagt traten im Jahr 1870, als dort französische Gefangene untergebracht waren und dadurch der Wasserbedarf ein größerer war, auch Söhne der grande nation für den einen von 1866 her noch übrig gebliebenen Esel vertretungsweise ein.) — Jetzt, nachdem längst der letzte Esel das Zeitliche gesegnet hat, ist, soviel ich weiß, der Betrieb des Brunnens eingestellt, aber Anfangs der siebziger Jahre war er noch täglich im Gang. — Diese Esel führten auch offiziell den schönern Namen „Brunnenthiere", und die ältern Herrn in Spangenberg versäumten nicht, wenn man von ihnen sprach, den Namen „Brunnenthier" zu betonen. — Man erzählte sich damals folgende kleine Geschichte, deren Wahrheit ich allerdings nicht verbürge — relata refero.

Anfangs der sechziger Jahre erkrankte ein solches in ehrenvollem Dienst ergrautes Brunnenthier, und ein junger sehr tüchtiger und thatendurstiger Thierarzt in Spangenberg wurde zu seiner Behandlung geholt. Er besuchte auch sehr gewissenhaft täglich seinen Kranken, verschrieb recht viel Arznei, aber — nach etwa 4—5 Wochen heißen Bemühens starb leider der Patient, wie man sagte, an Altersschwäche. Thierarzt und Apotheker reichten ihre Rechnungen beim Festungskommando ein, von welchem sie dem kurfürstlichen Kriegsministerium zur Feststellung und Anweisung des Betrages überreicht wurden. — Da über die Richtigkeit der Forderung kein Zweifel sein konnte, so wurde der Betrag zur Auszahlung an die Renterei in Spangenberg angewiesen; aber da der Werth des Patienten — in gesunden Tagen als alter Esel etwa 5 Thaler — mit den Kosten für seine Behandlung, die etwa 50—60 Thaler betrugen, in schreiendem Mißverhältniß stand, so erhielt das Festungskommando den kriegsministeriellen Befehl, bei einer ferneren Erkrankung eines Brunnenthieres den Thierarzt von Melsungen zu brauchen, weil er früher schon einmal ein solches behandelt habe, das schon nach zwei Tagen todt gewesen sei.

Z.

Aus Heimath und Fremde.

Universitätsnachrichten. Der Hilfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Marburg Dr. Haeberlin ist zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Göttingen ernannt worden. An seine Stelle in Marburg tritt der Assistent an der Universitätsbibliothek zu Bonn Dr. Jürges, früher bereits ebendaselbst beschäftigt.

Todesfälle. Am 24. Juni verstarb zu Eschwege im 79. Lebensjahre Oberlehrer a. D. Christian Wessel, geboren zu Cruspis bei Hersfeld. Der Dahingeschiedene, der seit dem Jahre 1888 im Ruhestand lebte, ein einfacher, stiller und anspruchsloser Mann, ein Muster treuester Pflichterfüllung, hat der Friedrich-Wilhelms-Schule zu Eschwege ein Vermächtniß von 6000 Mark zugewandt, von dessen Zinsen würdige Schüler, die die Anstalt besuchen, unterstützt werden sollen. — Gleichfalls am 24. Juni verschied zu Leipzig, wo sie eine Reihe von Jahren, zuletzt als Vorsteherin des Holstein-Stiftes gelebt hat, Fräulein Mathilde Paar, geboren zu Kassel am 6. April 1849. Sie schrieb eine ganze Reihe dramatischer Arbeiten, von denen mehrere auch am Königl. Theater ihrer Vaterstadt zur Aufführung gelangt sind und unter denen „Irrungen" wohl den größten Erfolg zu verzeichnen gehabt haben, sowie zahlreiche Gelegenheitsdichtungen, Prologe ꝛc. Daneben hat sie als Lehrerin der erwachsenen weiblichen Jugend in den Fächern der Literatur- und Kunstgeschichte Bedeutendes gewirkt und eine reiche Thätigkeit entfaltet. Die kunstliebenden Kreise Leipzigs betrauern, wie von dort geschrieben wird, ihren Verlust lebhaft, und auch in der Heimath ist der verdienstvollen Schriftstellerin und hervorragenden Frau ein dauerndes Andenken sicher. — Am 7. Juli verstarb Hofdachdeckermeister Karl Reichhardt, ein Kasseler Bürger von gutem Schrot und Korn, der an den Geschicken seiner Vaterstadt regen Antheil nahm und für deren Interessen zu wirken stets bereit war.

Touristische Mittheilungen. Die Nummer 1 des 8. Jahrganges der Touristischen Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben im Auftrage des Niederhessischen Touristen-Vereins von Dr. Wilhelm Lange, bietet einen besonders reichhaltigen Inhalt, weshalb nicht unterlassen sei, darauf an dieser Stelle hinzuweisen. An einen warm empfundenen Nachruf auf Professor Dr. Karl Zuschlag, dessen wohlgetroffenes Bild auf der ersten Seite gebracht wird, schließt

sich der Anfang eines fesselnd geschriebenen Aufsatzes des Herausgebers über den Büraberg und Fritzlar, den eine gut ausgeführte Illustration des Doms zu Fritzlar nach Aufnahme von W. Kaupert in Kassel ziert. Darauf folgt ein launiger Bericht „Wie die Lichtenäuer Touristen in diesem Friejohre uff den Wißner machden. Von einem der derbie war". Auch eine kleine Erzählung unter dem Titel: Ein Dichtergruß, mitgetheilt von B. S. Coester, einer Landsmännin im Rheinlande, fehlt nicht. Weiter enthält die Nummer einen interessanten Beitrag aus vergangenen Tagen unter dem Titel: „Nachricht von einer Reise nach dem Weißner, in Absicht auf die natürliche Geschichte dieses Berges und der um ihn liegenden Gegend." Aus dem Hannov. Magazin vom 9. August 1765. Eine poetische Gabe von H. Bertelmann in Eschwege zeigt, daß das Blatt auch auf diesem Gebiete über fähige Mitarbeiter verfügt. Den Schluß bilden Touristische Mittheilungen aus den Vereinsgebieten, unter denen ein Bericht über die 14. Hauptversammlung des Niederhessischen Touristen-Vereins zu Hess. Lichtenau vom 11. Juni hervorzuheben ist.



Hessische Bücherschau.

Hopf, Willy. Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen und England während der Jahre 1758 und 1759. Inauguraldissertation. Marburg 1898. 79 S. 8°.

Aus Anlaß des im Jahre 1754 zwischen England und Frankreich wegen Grenzstreitigkeiten in den nordamerikanischen Kolonien ausgebrochenen Krieges hatte König Georg II. von England, da die englischen Landtruppen nicht im Stande waren, einer etwaigen Landung der Franzosen an den Küsten von England erfolgreichen Widerstand zu leisten, und Hannover, das geliebte Stammland des Königs, schutz- und hilflos einem jeden Angriffe von Seiten Frankreichs oder dessen Bundesgenossen preisgegeben war, mit verschiedenen deutschen Reichsfürsten Unterhandlungen angeknüpft, um gegen Zahlung entsprechender Subsidiengelder deren Truppen in Sold zu nehmen. Wegen der allgemein bekannten Vorzüglichkeit der hessischen Truppen hatte er sich zunächst an den Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen gewandt, zu dem äußerst freundliche Beziehungen bestanden. Abgesehen davon, daß enge verwandtschaftliche Bande das hessische Fürstenhaus an die englische Königsfamilie knüpften — Maria, die Tochter König Georg's II., war seit dem Jahre 1740 die Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Hessen, des einzigen Sohnes des Landgrafen —, hatten die hessischen Truppen unter der persönlichen Führung des Erbprinzen mitgeholfen, den Aufstand des Kronprätendenten Karl Eduard in Schottland niederzuschlagen und wesentlich dazu beigetragen, dem Hause Hannover den Thron zu retten. Die Freundschaft zwischen den beiden Fürsten wurde im Jahre 1754 noch enger geknüpft, als Georg II. sich zuerst von den darum angegangenen evangelischen Fürsten bereit erklärt hatte, die Gewährleistung der dem katholisch gewordenen Erbprinzen abgenöthigten „Assekurationsakte" zu übernehmen, durch welche demselben in Religionssachen die Hände gebunden wurden, um etwaigen übeln Folgen des Uebertritts für das Land vorzubeugen.

Unter diesen Umständen war zu erwarten, daß der Landgraf dem Könige entgegen kommen und ihm seine Truppen gegen entsprechende Subsidien wie schon früher auch dieses Mal überlassen werde. So kam es zwischen England und Hessen-Kassel zu dem Subsidienvertrage vom 18. Juni 1755, durch welchen Landgraf Wilhelm VIII. sich verpflichtete, der Krone England gegen Zahlung von jährlich 150 000 Kronen ein Hilfscorps von 8000 Mann auf vier Jahre zu überlassen, welches, sobald der König von Großbritannien es für nothwendig oder vortheilhaft für seinen Dienst erachten würde, auf 12 000 Mann gebracht werden sollte.

Ueber diesen Subsidienvertrag und seine nächsten Folgen hat bereits Hugo Brunner in seiner vortrefflichen Arbeit: „Die Politik Landgraf Wilhelm's VIII. von Hessen vor und nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges bis zur Konvention von Kloster Seven einschließlich" (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte. Neue Folge. Bd. 13, S. 1—223) helles Licht verbreitet. Die Arbeit von Willy Hopf, welche jetzt vorliegt, behandelt die Geschichte Hessens in den Kriegsjahren 1758 und 1759 und die im Anschluß daran zwischen den Bevollmächtigten des Landgrafen und dem englischen Ministerium gepflogenen Verhandlungen, die am 17. Januar 1759 zum Abschluß eines neuen Vertrages führten, der dann nach dem Ab-

leben des Landgrafen — am 15. Februar 1760 — mit dessen Nachfolger Landgraf Friedrich II. erneuert wurde.

Aus der vorliegenden fleißigen Arbeit lernt der Leser die Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten kennen, die für den Landgrafen wie das Land mit dem Bündniß mit England verknüpft waren. Das zähe Festhalten an dem einmal geschlossenen Bündniß zog den Staaten des Landgrafen die Rache Frankreichs zu, das durch den Gang, den die Kriegsereignisse nahmen, in den Stand gesetzt wurde, Hessen die Hand des Feindes fühlen zu lassen. Die Noth wurde so groß, daß Landgraf Wilhelm gegen Ende des Jahres 1758 nahe daran war, eine Verständigung mit Frankreich zu suchen, aus der nur deshalb nichts wurde, weil England dem Landgrafen in Rücksicht auf die Lage der Dinge unter annehmbaren Bedingungen abermals auf vier Jahre die Verlängerung und Erweiterung des Subsidienvertrages von 1755 zugestand. Bis dahin war das Kabinet von St. James den Bedingungen, deren Erfüllung es übernommen hatte, nur sehr zaudernd nachgekommen, auch hatte es sich durchaus nicht bereit finden lassen, die wirkliche Schadloshaltung Hessens für die durch die Franzosen erlittenen Bedrückungen zuzugestehen, geschweige denn für dieselbe zu sorgen. Den ständigen Verhandlungen, welche der Landgraf mit dem englischen Ministerium zu pflegen genöthigt war, geht Hopf auf Schritt und Tritt nach. Es ist ihm dank des aufgewendeten Scharfsinns gelungen, sie völlig klar zu legen. Auch der Zusammenhang der jeweiligen Kriegslage mit dem Gang der diplomatischen Verhandlungen, sowie deren Einfluß auf denselben wird bestens auseinandergesetzt.

Nachdem die Verlängerung des Vertrages von 1755 erreicht war, verhielt sich England in der Ausführung der Bestimmungen dieser Uebereinkunft abermals recht saumselig, ferner, wo nicht geradezu ablehnend, so doch ausweichend gegen sonstige berechtigte Forderungen des Landgrafen, besonders wieder in Bezug auf dessen Anliegen wegen Schadloshaltung für die durch den Krieg dem Lande aufgebürdeten Lasten.

Recht lesenswerth sind die Seiten, auf denen Hopf schildert, wie geringe Neigung König Friedrich II. von Preußen zeigte, seinen Einfluß in London zu Gunsten des Landgrafen in die Wagschale zu werfen, und wie sehr der hessische Bevollmächtigte in London, Geheimer Legationsrath Alt, sich dessenungeachtet von dem ihm geistig überlegenen preußischen Vertreter von Knyphausen in's Schlepptau nehmen ließ. Bei selbstständigerer Haltung und nachdrücklicherem Eintreten für die Sache seines Herrn hätte Alt vielleicht mehr durchsetzen können.

Die Dissertation von Hopf, einem Schüler des Professors Dr. von der Ropp zu Marburg, beweist wieder, daß die dortigen Lehrer der Geschichte eifrig bemüht sind, ihre Jünger auf Bearbeitung von Gegenständen zu lenken, durch deren Behandlung die Zwecke der heimischen Forschung wesentlich gefördert werden. Wünschen wir diesen Bemühungen auch ferner vollen Erfolg. W. G.

Schleucher, Fritz. Die Ronneburg. Ein Führer durch die Burg und ihre Umgebung. Gelnhausen (Verlag von Oskar Wettig) 1899.

Das kleine Büchlein des in der Lokalgeschichte seiner Heimath thätigen Verfassers ist gewiß Vielen sehr willkommen gewesen. Bietet es doch dem Leser in schlichter, gemeinverständlicher und doch anregender Sprache ein hübsches Bild der behandelten Gegend dar.

Der erste Abschnitt führt uns von Hanau aus zur Ronneburg hin und zwar auf der Kleinbahn Hanau-Langendiebach-Ravolzhausen-Hüttengesäß. Ueberall und von jedem Ort weiß der Verfasser uns etwas zu erzählen und uns so die Fahrt abzukürzen. Die beigegebene Regententafel der Grafen bezw. Fürsten von Isenburg-Wächtersbach gehörte indessen wohl nicht hierhin, sondern eher an den Schluß des zweiten Abschnitts, der uns die Geschichte der Ronneburg bringt. Hier hat Verfasser leider *nur die ältere Literatur benutzt*, daher die Verwechselung unserer Ronneburg mit der Burg Rannenberg bei Alzenau. Wir empfehlen dem Verfasser das Studium von „Reimer, Urkundenbuch zur Geschichte der Herren von Hanau und der ehemaligen Provinz Hanau", des neuesten Quellenwerks zur hanauischen und wetterauischen Geschichte; manchen Irrthum für die ältere Zeit wenigstens wird er dann entdecken und bei einer neuen Auflage des Büchleins verbessern.

Der dritte Abschnitt bringt nun den eigentlichen „Führer durch die Ronnenburg", und hier ist Verfasser recht glücklich, man erfährt hier, was man wissen muß, um mit Genuß und Verständniß alles zu besichtigen.

Im vierten Abschnitt werden wir per Bahn von Hanau nach Langenselbold gebracht, Rückingen und namentlich Selbold selbst sind ausführlicher behandelt. Im Anhang folgen einige Stellen aus Friedrich v. Hellwald's „Haus und Hof", die gewiß für viele Leser des Führers, denen andere Literatur darüber nicht zu Gebote steht, dankenswerth sind.

Das allerdings etwas primitive Kärtchen zeigt uns die Gegend, in der die beschriebenen Oertlichkeiten liegen. Alles in allem ist das Heftchen, an dem der Verfasser zweifellos mit Lust und Liebe gearbeitet hat, für den gedachten Zweck wohl brauchbar, und wir wünschen ihm daher in der dortigen Gegend, die auch des Referenten Heimath ist, zahlreiche Verbreitung.

E. B.



Personalien.

Verliehen: dem Provinzialsteuerdirektor Geheimen Oberfinanzrath Schmidt zu Kassel bei seinem Uebertritt in den Ruhestand der Charakter als Wirklicher Geheimer Oberfinanzrath mit dem Rang der Räthe 1. Klasse; den Oberlehrern Dr. Danker zu Kassel und Böhmel zu Marburg der Titel Professor; dem Oberlandmesser Textor zu Kassel aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Kronenorden 3. Klasse mit der Zahl 50.

Ernannt: die Pfarrer Schrader zu Breitenbach a. F., Jungmann zu Obersuhl, Biskamp zu Röllshausen und Metropolitan Braunhof zu Gudensberg zu Kreisschulinspektoren über die Aufsichtsbezirke Rotenburg III, Rotenburg II, Neukirchen II und Gudensberg; Dirigent Münscher der Taubstummenanstalt zu Homberg zum Direktor; Gerichtsassessor Dr. Fechner zu Kassel zum Regierungsassessor; die Referendare Dr. Beyer und von Briesen zu Gerichtsassessoren; Postkassirer Egenolf zu Hersfeld zum Postdirektor; Postsekretär Saeuberlich zu Kassel zum Oberpostdirektionssekretär; Landeshauptkassenbuchhalter Stippich zum Oberbuchhalter; der Kassenassistent Kreiß an der Landeshauptkasse zum Sekretär bei der Hessischen Brandversicherungsanstalt zu Kassel; der Bergbaubeflissene Siebert zum Bergreferendar.

Bestätigt: die Wahl des Oberlehrers Honsel zu Halle i. W. zum Oberlehrer der Höheren Mädchenschule zu Hanau.

Beauftragt: Landeshauptkassenbuchhalter Beckmann mit der Verwaltung der Landesrenterei zu Kassel.

Ueberwiesen: der Regierungsrath Suttinger zu Frankfurt a. O. und der Regierungsassessor von Joeden-Konicpolski der Regierung zu Kassel zur weiteren dienstlichen Verwendung.

Versetzt: Postdirektor Doering zu Luckenwalde nach Gelnhausen; Postmeister Döhrmann zu Teutschenthal nach Allendorf (Werra); Pfarrer Hufnagel zu Unterreichenbach nach Birstein; Pfarrer Schmidt in Renda nach Oberrieden; Pfarrer Otto zu Louisendorf nach Wettesingen.

In den **Ruhestand** getreten: Provinzialsteuerdirektor Geheimer Oberfinanzrath Schmidt zu Kassel; Amtsgerichtsrath Hahn zu Hanau; Postdirektor Reich zu Gelnhausen; Postmeister Kramm zu Allendorf (Werra); Leihhauskassirer Hahn zu Fulda; Hausverwalter Bange bei dem Landeshospital zu Haina.

Verlobt: Praktischer Arzt Dr. med. Alfred Kraatz zu Borken mit Fräulein Elisabeth Kothe (Kassel, Juli).

Vermählt: Graf Friedrich von Schaumburg mit Komtesse Hildegard Almasy von Zsadany (Wien, 6. Juli).

Geboren: ein Sohn: Syndikus der Residenzstadt Karl Brunner und Frau Johanna, geb. Martineit (Kassel, 3. Juli); Professor Dr. Wachenfeld und Frau Mathilde, geb. Renner (Rostock, 30. Juni); Staatsanwalt Mackeldey und Frau, geb. Souchay (Koblenz, 2. Juli); Oberleutnant Knoch und Frau Maria, geb. von Meyerfeld (Kassel, 11. Juli); Kaufmann Gustav Trost und Frau Dina, geb. Hördemann (Kassel, 12. Juli); Privatdocent Dr. Rassow und Frau Gertrud, geb. Eccius (Leipzig, 13. Juli); eine Tochter: Pfarrer Heinrich Möller und Frau Selma, geb. Oppermann (Kassel, 3. Juli); Fabrikant Viktor Lauckhardt und Frau Mathilde, geb. Obée (Kassel, 4. Juli); Landrath Bauer und Frau Adele, geb. Petri (Gehren i. Th., 8 Juli); Kaufmann W. Preußner und Frau, geb. Kirschmann (Mühlhausen i. Th., 10. Juli); Regierungsassessor Magnus und Frau, geb. Brausewetter (Kassel, 11. Juli).

Gestorben: Frau Bürgermeister Elisabeth Stuhlmann, geb. Schäfer (Wetter, 26. Juni); Fabrikdirektor Georg Wenderoth, 70 Jahre alt (Kassel, 28. Juni); Oberlehrer a. D. Ernst Hirschfeld (Kloster Haina, 30. Juni); verwittwete Frau Professor Auguste Koch, geb. Kraußhaar, 75 Jahre alt (Kassel, 1. Juli); Forstmeister Zurhausen (Eiterhagen, 2. Juli); Papierfabrikant Karl Fues (Hanau, 3. Juli); verwittwete Frau Major Auguste Gissot, geb. von Hagen, 81 Jahre alt (Marburg, 4. Juli); Hofdachdeckermeister Karl Reichhardt, 58 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Fräulein Charlotte Rommel, 63 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Privatmann Ludwig Brandt, 74 Jahre alt (Kassel, 9. Juli); Oberbürgermeister a. D. Geh Regierungsrath von Bohlen (Kassel, 10. Juli); Frau Christine Tiessen, geb. Gunkel, 42 Jahre alt (Kassel, 10. Juli); Rechnungsrath beim Oberpräsidium zu Kassel Diederich (Soden, 13. Juli); Major a. D. Heinrich v. Blumenthal (Kassel, 14. Juli).

Briefkasten.

Professor Dr. P. W., z. Z. in Dürrenberg. Für gütige Uebermittelung der Zeitungsnummer vielen Dank. Sie haben Recht, die Annahme, daß die uns handschriftlich zugegangenen Gedichte von Fr. Hornfeck nicht gedruckt wären, erweist sich als irrig, sie sind insgesammt im „Schenkenbuch“ enthalten, nur sind bei einem Form und Ueberschrift geändert.

A. M. Schleswig. Besten Gruß! Fortsetzung demnächst erwünscht!

N. Kassel. Die Aufnahme von Notizen unter „Personalien“ erfolgt, wie wiederholt betont, selbstverständlich kostenlos. Die Redaktion ist für Zusendung solcher, besonders wenn dieselben nicht auch den heimathlichen Tageszeitungen zu entnehmen sind, stets dankbar.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. August 1899.

Die Jungfrau vom Scharfenstein.

Hessische Volkssage.

Im Scharfenstein bei Gudensberg da wohnet eine Feie,
Die führet lust'ge Tänze auf bei Mondenschein im Maie,
Und also spricht die Sage aus: „Wer nächtlich ihr begegnet
Und siebenmal ihr Prosit sagt, der wird von ihr gesegnet.
Sie zeigt ihm eine Höhle an, gefüllt mit gold'nen Gulden,
Daß reichlich ihm noch übrig bleibt, bezahlt er alle Schulden."
Dieweil nun Mancher Schulden hat in diesem Erdenleben,
Hätt' jeder Prosit gern gesagt, nur um den Schatz zu heben,
Doch dem nur wird das Glück zu Theil, der nicht vor Habgier brennet,
Aus gutem Herzen Prosit sagt und nicht die Sage kennet.

So kam ein Fuhrmann einst vorbei beim Mondenschein im Maie,
Der von der Sage nie gehört und nie gekannt die Feie;
Der Wagen rollte langsam fort im feuchten Wiesengrunde,
Und pfeifend schritt er nebenher wohl um die zwölfte Stunde,
Da hört er niesen neben sich ein Stimmchen sanft und helle —
Ha, Prosit! ruft der Fuhrmann aus, woher des Wegs, Geselle?
Und als ihm keine Antwort ward, so treibt er von der Stelle,
Und wieder nieset neben ihm ein Stimmchen sanft und helle.
Nun, Prosit! ruft der Fuhrmann aus — da niest's schon viermal wieder,
Der Fuhrmann zieht des Weges fort und sagt sein Prosit wieder;
Und als er sechsmal es gesagt, da treibt er von der Stelle,
Und wieder niest zum siebten Mal ein Stimmlein sanft und helle,
„Zum Kuckuck", ruft der Fuhrmann aus, „fahr du zu allen Hexen,
Eh' ich dir nochmals Prosit sag', du hast genug an sechsen."
So fluchend zog er weiter fort und zog noch viele Stunden,
Hat nimmermehr die Fee gesehn und nie den Schatz gefunden.

Habt die Geschichte Ihr gehört und soll sie Euch was nützen,
So merket Euer Lebelang auf diese zwei Notizen:
Zum Ersten soll man mit Geduld des Lebens Müh' ertragen,
Und — wenn die Fee im Felsen niest, so soll man Prosit sagen.

S. Mosenthal.

Aus „Salon" 1842.



Die hessische Grebenordnung vom 6. November 1739.

(Schluß.)

Lassen wir uns nun durch die Bestimmungen der Grebenordnung belehren, wie der Bau der Feldfrüchte betrieben wird.

Jeder Einwohner soll sein Land in guter Stellung und Besserung halten, oder wo solches unterlassen oder allzuspät gesäet wird, desfalls beim Amte vom Greben Anzeige geschehen. Wo die gute Erde vom Lande herabfließt, ist solche in Erdgruben zu sammeln und das abgeflößte nach und nach wieder auf's Land zu führen. Auf anreichig und gutes Schaf- und ander Vieh muß sich ein Jeder, der dessen zu halten befugt ist, befleißigen.

Das System des Ackerbaues ist die Dreifelderwirthschaft. Für diese wird vorgeschrieben, in Acht zu nehmen, „daß vor jeder Dorfschaft gleiche Felder gehalten und solche nicht unter einander vermengt, mithin keine Winterfrüchte an Orte, wo es Brach- oder Sommerfeld hat, gesäet, oder aber mit letzterer Art Früchte die Winterfelder bestellt werden müssen; als durch welche Haltung derer Felder ebenfalls und wenn die Brache bis in den Brach-Monat (d. i. der Juni) liegen bleibt, der Schaf-Hute großer Nutzen zuwächst. Wie denn überall die Brache über die Gebühr nicht auszusömmern ist."

Von den Bestellungs- und Erntearbeiten giebt der von den Vorwerks-Diensten handelnde Artikel XXX folgendes Bild:

Nach Art des Landes muß jeder Pflug des Tages einen, ist das Land aber nicht zu schwer und steif, einen und einen halben Acker ackern. Eine Egge egget drei Acker. Der Ackermann beginnt des Morgens früh um 5 Uhr mit seiner Arbeit.

Das Land wird, wo es erforderlich, zu rechter Zeit gedüngt, in's Winterfeld vier- und dreimal in's Sommerfeld, Brach, Sömmerung und Tresenei geackert und wenigstens zweimal geeggt. Das Besäen geschieht nach Gutfinden und kann ein Säemann täglich sechs Acker besäen. Der Dünger wird zu rechter Zeit auf's Land gebracht, gestreut und untergeackert; wenn der Mist lang ist, wird auf jeden Pflug ein Inleger gegeben. Bei einem Dünge-Wagen von vier Pferden kommen zwei Personen nebst einem Auflader. Der Dünge-Wagen muß recht zugeschlagen und der abfallende Mist wieder aufgeladen und nachgefahren werden.

In der Ernte schneiden vier Personen einen Acker, welche des Morgens ganz früh auf dem Lande sein, die Stoppeln nicht zu hoch lassen, auch die abgeschnittenen Früchte ordentlich und unverwirrt hinlegen müssen.

Wenn die Frucht trocken, wird sie gebunden, wobei auf drei Acker ein Binder und zwei Anleger gerechnet werden, welche die Früchte „beräthlich" aufnehmen, einlegen und nöthigenfalls die zuviel liegen gebliebenen Aehren nachrechen müssen. Wobei dann die Erntewagen erscheinen, die Früchte einfahren und die Bänser solche in den Scheunen aufbansen.

Die Wiesen werden zu rechter Zeit gereinigt, die Graben aufgemacht und wo es thunlich gewässert. Doch darf das Mühlwasser dem Müller durch unzeitiges Wässern nicht genommen werden; zu dem Ende sind die Wässerungen bei trockener Zeit nur des Sonnabends von zwei Uhr Nachmittags bis zur selben Stunde des folgenden Sonntags gestattet.

Beim Heu- und Grummetmachen gehört auf dreiviertel Acker ein Mäher und auf zehn Mäher ein Streuer, die bei dürrer Jahreszeit vor Sonnenaufgang, allenfalls auch bei Nacht das Mähen „rechtschaffen" verrichten und sich an keine gewisse Stunde binden lassen müssen. Auf jeden Mäher wird solange es nöthig, eine Person zum Trockenmachen täglich bestellt. Sobald es trocken, wird eingefahren, nachgerecht und gebanst.

Ganz besondere Fürsorge wird dem Flachsbau zugewendet und verordnet, daß ein jeder Unterthan, so Ackerbau hat, so viel immer thunlich auf guten Flachsbau bedacht sein soll.

Damit kommen wir auf die den Haus- und Nahrungsstand der Unterthanen in den Landgemeinden betreffenden allgemeinen Bestimmungen der Grebenordnung.

Ein Jeder in der Gemeinde soll bedacht sein, auf eine ehrliche Weise das Brod zu erwerben:

„zu dem Ende die Unterthanen sich an's Spinnen und Stricken zeitlich zu gewöhnen haben".

Brodherrn und Frauen sollen den erzogenen Flachs wohl reinigen, gute Hecheln sich anschaffen, die Heede oder Werk davon absondern, jedes allein und nach der Feine des Flachses verspinnen, einen gleichen Faden verfertigen, nicht falsch oder betrüglich haspeln, das Garn wohl sieden und wonöthig bleichen und also nach aller Möglichkeit gutes Garn zum Verkauf oder Tuchmachen zu erlangen suchen.

Wer dawider handelt, erlegt von jedem schlecht gesponnenen Stück zuerst vier Albus Strafe. Geschieht's mehr, wird solche auf einen Thaler erhöht, zuletzt aber erfolgt Leibesstrafe.

Brodherrn und Frauen müssen beim Kaufgarn für die Fehler, die ihr Gesinde, auch Kinder, begangen, stehen, „gestalten sie bessere Acht auf solche hätten nehmen sollen".

Die hier eingeführte Haftpflicht der Dienstherrschaft für Verfehlungen des Gesindes erscheint nur dann innerlich gerechtfertigt, wenn das Verhältniß zwischen Diener und Herr das der strengen Botmäßigkeit, zugleich aber auch der Familiengemeinschaft ist. In der in die Grebenordnung aufgenommenen Gesindeordnung wird denn auch ein solches Verhältniß vorausgesetzt.

Das Gesinde soll von der Herrschaft christlich und wie es vor Gott zu verantworten gehalten, die Kost und der versprochene Lohn und was sich sonst gebührt, demselben richtig gereicht, mit ungewöhnlich oder unerträglicher Arbeit nicht belegt, zur Kirche und Feirung der Sonn-, Fest- und Bettage angehalten und ihm mit einem gutem Leben und Wandel vorgegangen werden. Seinerseits soll das Gesinde alle ehrliche Arbeit willig und fleißig verrichten, im Dienst ehrbar, still und gehorsam sich betragen und der Herrschaft Nutzen beobachten. Untreues Gesinde aber, das Geld, Eßwaaren und Feldfrüchte oder sonst etwas, sei es auch noch so gering, aus den Häusern, Scheuern, Garten oder Feld entwendet, Knechte, die den Pferden das Futter entziehen, den empfangenen Samen nicht auf die Felder säen und was sonst für Betrug mehr sein kann, werden das erste Mal mit Gefängniß bei Wasser und Brod, das ander Mal mit dem Zuchthaus oder Thurnhafften, das dritte Mal aber mit dem Festungsbau, oder wenn der Werth über 10 Rthlr. sich beläuft, mit dem Strang ohnnachläßig bestraft.

Die in die Grebenordnung aufgenommene Sabbathordnung begnügt sich nicht damit anzuordnen, daß während des Gottesdienstes Stille herrschen muß und alle weltlichen Geschäfte ruhen, auch alle Zusammenkünfte in den Wirthshäusern und sonst unterbleiben sollen, sie schreibt auch bestimmt vor, daß von sämmtlichen Einwohnern, deren Kindern und Gesinde die Kirchen an Sonn-, Feier-, Bet- und Danktagen fleißig zu besuchen und ohne Noth nicht zu versäumen sind.

Nach der Armen- und Bettelordnung sollen keine Bettler in der Gemeinde geduldet, die ausländischen sofort zum Land hinaus, die inländischen aber in ihre Heimath gewiesen werden. Den Wirthen wird die Beherbergung von Bettlern bei schwerer Strafe untersagt. Insbesondere aber sollen keine Zigeuner oder sonstige Vagebunden geduldet werden, sondern wo sich deren zeigen, sind sie „mit der ganzen Mannschaft" in Haft zu bringen. Auch Kollektanten, die auf Brand, Kirchen oder sonst Almosen suchen, sollen bei der ersten Ankunft in's Land zurückgewiesen und ihnen „bei der Zuchthausstrafe" bedeutet werden, sich in den hessischen Landen nicht betreten zu lassen, als wenn sie hierzu aus dem Landgräflichen Geheimen-Raths-Kollegium Erlaubniß erlangt.

Zur Verpflegung der ortsangehörigen unvermögenden Bettler sind von den Greben mit Zuziehung der Prediger und Kirchenältesten Almosen zu sammeln. Denjenigen Armen, welche arbeiten können, soll man suchen Arbeit zu schaffen, die Schwachen aber, die doch etwas zu verrichten im Stande sind, müssen dasjenige thun, was sie vermögen, und wird ihnen nach Nothdurft das Weitere aus den Almosen gereicht. Arme Kinder sollen durch die Schulmeister im Christenthum, Lesen und Schreiben unterrichtet und so viel thunlich zur Handarbeit, um dereinst ihr Brod zu verdienen, angewiesen werden.

Die Juden werden durch die Juden-Ordnung einer strengen Aufsicht unterstellt. Verdächtige oder Betteljuden sind im Dorf nicht zu dulden, auch ist keinem Juden, der nicht einen Schutzbrief besitzt, der Aufenthalt zu gestatten. Die im Schutz befindlichen Juden aber müssen sich die christlichen Sonn- und Feiertage über still und eingezogen halten, auch auf eine ehrliche und erlaubte Art sich nähren. Besondere Acht sollen die Greben auf wucherliche Kontrakte haben, die einige Juden im Geldausleihen auf Garn, Wolle, Frucht, Vieh und dergleichen in der Art zu treiben gewohnt sind, daß sie diejenigen Sachen, welche ihnen gegen das vorgeschossene Geld versprochen werden, insgemein von Neuem auf eine kurze Zeit stehen lassen, hierbei aber jedesmal „dasjenige, was sie denen Leuten ausrechnen, auf's allertheuerste, was sie aber dagegen geliefert erhalten, sehr gering ansetzen, und da sie diese

Verkehrung oftmals wiederholen, dergleichen in ihre Hände gerathene Leute in geschwinde und schwere Armuth stürzen". —

Wir würden unsere Leser ermüden, wollten wir fortfahren, den ganzen reichen Inhalt der Grebenordnung wiederzugeben, wir lassen uns daran genügen, durch die mitgetheilten Beispiele eine Probe davon gegeben zu haben, wie sehr die hessische Gesetzgebung des vorigen Jahrhunderts bestrebt gewesen ist, erzieherisch auf die Unterthanen zu wirken und Fürsorge zu treffen, daß besonders in den Landgemeinden ein christliches, ehrbares Leben erhalten, zugleich aber die materielle Wohlfahrt der Unterthanen geschützt und gefördert werde. Wir haben die Aufgabe, die wir uns stellten, erfüllt, wenn es uns gelungen ist, das Interesse für die hessische Vergangenheit zu stärken und für eine pietätvolle Beurtheilung althessischer Zustände zu wirken.



Lippoldsberg.

Von C. Neuber.

Aus Anlaß der in diesem Jahre stattfindenden 200jährigen Jubelfeier der Gründung der Stadt Karlshafen verlohnt es sich, auch einmal einen Blick auf deren an Naturschönheiten reiche Umgebung zu werfen. In dieser verdient besonders der auf dem rechten Weserufer beim Einflusse der Schwülme in die Weser und zwar auf dem linken Schwülmeufer gelegene Flecken Lippoldsberg hervorgehoben zu werden. Hier stoßen drei Höhenzüge mit ihren herrlichen Forsten zusammen: auf dem linken Weserufer der Reinhardswald, auf dem rechten Weserufer und zwar auf dem linken der Schwülme der Bramwald und auf dem rechten der Solling. Eine gedrängte Darstellung der anziehenden Geschichte von Lippoldsberg und dem dortigen Kloster zu geben, soll auf Grund der zugänglichen, allerdings keineswegs reichhaltigen Quellen und Literatur versucht werden.

Hauptquellen sind die unterm Probst Günther und auf Befehl der Priorin Margaretha verfaßte Chronik vom Jahre 1151 [1]), nach Wattenbach „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" (6. Aufl. II., S. 411) eine hübsche Erzählung von dem Kloster, freilich sehr kurz und ungenügend, aber um so weniger zu verschmähen, als so wenige Schriften uns von Nonnenklöstern Nachricht geben, und die Chronik des 38 Jahre in Lippoldsberg angestellt gewesenen Amtsvogts Konrad Itter vom 24. November 1722 [2]), zu denen Aufzeichnungen, namentlich von dem als Geschichtsschreiber thätig gewesenen Lieutenant Ludwig Schrader im 1. kurhessischen Infanterie-Regiment vom 8. November 1834 [3]) hinzutreten.

Amtsvogt Itter ließ bei der im Jahre 1722 stattgehabten Abnahme des alten Glockenthurmes und der Errichtung eines neuen Thurmes gesammelte Nachrichten über das adlige Stift und Jungfernkloster Benediktinerordens hineinlegen, nachdem sich in dem alten Thurme solche nicht gefunden hatten.

Der als ein eifriger Forscher in unserer vaterländischen Geschichte bekannte, im Jahre 1865 verstorbene Archivrath Dr. Georg Landau [4]) berichtet aus der Zeit der Herrschaft Pipin's des Kleinen folgendes Ereigniß, welches sich in der dortigen Gegend zugetragen:

„Der Bischof Gerold von Mainz war durch die Hand eines vornehmen Sachsen gefallen, als nach einiger Zeit, gegen das Jahr 743, Franken und Sachsen wieder im Weserthale gegen einander standen; nur die Weser schied beide Heere. Da forderte der Sohn und Nachfolger jenes gefallenen Bischofs, der Bischof Gewielieb, den Besieger seines Vaters zu einer friedlichen Unterredung. Beide ritten deshalb in die Mitte des Stromes, aber während der Unterredung zog der Bischof plötzlich ein Schwert unter seinem Mantel hervor und durchbohrte den Sachsen, der an solche Hinterlist

[1]) Chronicon coenobii Lippoldesbergensis ex Codice MSS. Sec. XII abgedruckt in Ledderhose: Kleine Schriften, Bd. I, S. 195—226; Böhmer: Fontes rerum Germanicarum, Bd. III, S. 254—269; Pertz: Monumenta Germaniae historica, Tom. XX, S. 546—558. Bei Ledderhose (Marburg 1787) vollständig, in den anderen Drucken fehlen von Kapitel 12 die Sätze: Forte aliquis — sed bestia (Ledderhose S. 215, Zeile 7 v. u. bis S. 218, Zeile 11 v. o.) und Alioquin — a Domino Heinrico in Horste (Ledderhose S. 218, Zeile 3 v. u. bis S. 226, Zeile 4 v. o. — Schluß).

[2]) Handschriftlich auf der ständischen Landesbibliothek in Kassel: Ms. Hass. fol. 118.

[3]) Schrader: Handschriften, Nr. 25, S. 1 fg. (vergl. Falkenheiner, Handschriften, Bd. XIV, S. 281).

[4]) Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen (2. Ausg., Kassel 1867), S. 200.

nicht dachte. An beiden Ufern erhob sich furchtbares Geschrei, hier Beifall, dort Verwünschungen. Es war das Zeichen zum Kampfe; ohne Vorbereitung stürzten die Heere gegen einander, und die Sachsen wurden geschlagen."

Rommel[5]) erwähnt den eben berichteten Vorfall nicht, bemerkt aber, daß der heilige Bonifatius, nachdem er vom Papste den erzbischöflichen Mantel empfangen (731), über ein Jahrzehnt später (745) seinen Sitz in Mainz angewiesen erhalten habe, dessen letzter Prälat durch den eigenhändigen Mord eines Sachsen (des Mörders seines Vaters) und durch weltliches Leben (er hielt sich Falken und liebte die Jagd) sich seiner Stelle verlustig gemacht habe. Ueber die Gründung des Klosters erfahren wir aus diesen Nachrichten nichts, dagegen berichtet Konrad Itter darüber Folgendes: Nach den Erzählungen der alten Leute sei dasselbe von einer aus England gekommenen adeligen Jungfer Lipola dem Ritter St. Georg (dessen Bildniß über einer Thür der Kirche in Gips sich befand) gestiftet und gebaut. Diese Angabe, an und für sich nicht unglaubwürdig, da die christlichen Glaubensboten im achten Jahrhundert in Deutschland vorzugsweise aus dem Insellande der Angelsachsen kamen, kann nicht aufrecht erhalten werden, weil sie bei der späteren Gründungsgeschichte mit keinem Worte erwähnt wird.

Nach der Chronik vom Jahre 1151 verhielt es sich mit der Gründung des Klosters folgendermaßen:

Erzbischof Luitpold (Luippoldus) von Mainz (reg. 1051—1059) erging sich eines Tages in der dortigen Gegend, und von deren Schönheit angezogen, erwarb er, da er die Grenzen seines Eigenthums überschritten hatte, von dem dort gebietenden Abte von Korvey ein Stück Landes (dessen Größe nicht angegeben wird) und erbaute daselbst eine Kirche, die zwar nur aus Holz, welches ihm in den dortigen Waldungen in Fülle zu Gebote stand, aber doch ganz ansehnlich war, zu Ehren des heiligen Krisogonus.[6]) Da ihm bald der Raum nicht genügte, erwarb er auch den nahegelegenen Ort Badenhausen, später als sogenannte Wüstung verschwunden[7]), mit allem Zubehör, d. h. den dazu gehörigen Waldungen, Weiden, Gewässern und dergleichen.

Sein Nachfolger Siegfried (1059—1082) ließ die Holzkirche niederreißen und an ihrer Stelle eine steinerne Kapelle aufführen.

Er hatte in dem Kampfe zwischen dem deutschen Kaiser Heinrich IV. einerseits und dem Papste Gregor VII. in Verbindung mit der Mehrzahl der deutschen Fürsten andererseits sich zu den Letzteren gesellt und war dabei in der Schlacht bei Melrichstadt in Franken, nordöstlich vom Kreuzberg in der hohen Rhön, in die Gefangenschaft des Kaisers gerathen, in welcher er vier Jahre verblieb (1078—1082). Er weihte auf Grund eines in der Gefangenschaft gethanen Gelübdes das neue Gotteshaus von Stein dem heiligen Georg und beschenkte es reichlich mit Aeckern, Zehnten und dergleichen.

Auch zog er die Einwohner der umliegenden Ortschaften heran: Arthelsheim, Bodenfelde, Gotmarsen, Bennenhausen, Badenhausen, von denen der erste und die drei letzten Orte Wüstungen in der Nähe von Lippoldsberg, auf beiden Ufern der Schwülme, entband dieselben von dem Verhältnisse zu ihrer seitherigen Mutterkirche in Oedelsheim und unterwarf sie der von ihm gegründeten Kirche.

Auf Siegfried folgte Wezilo, auf Wezilo Ruthard (1088—1109), welcher geschildert wird als „ein ganzer Mann im Glauben der katholischen Kirche und Gott ergeben in allen Dingen", der nicht die erzbischöfliche Würde beansprucht hatte, sondern dieselbe nur wie Aaron als von Gott dazu berufen entgegengenommen und in seiner hohen Stellung alle Vorgänger übertraf und mit Kraft regierte. Zu ihm kam der Kanonikus Betto von Hildesheim, „ein Mönch stark in dem Herrn", welcher getrieben vom heiligen Geist und überwunden von der keuschen Liebe heiliger Jungfrauen und Wittwen schon an verschiedenen Orten sich um eine klösterliche Niederlassung für dieselben bemüht hatte, und fand unterstützt vom Kapellan Markwin, dem Verwalter (procurator) des neuen Gotteshauses und zugleich Geistlichen der Kirche zu Oedelsheim, beifällige Aufnahme. Erzbischof Ruthard ist demnach eigentlicher Stifter des Nonnenklosters zu Lippoldsberg. Die Stiftungsurkunde, welche in der Chronik zum Jahre 1088[8]) wörtlich mitgetheilt und von Böhmer-Will in den Regesten der Mainzer Erzbischöfe, Bd. I, S. 224 um das Jahr 1089 datirt ist, lautet dahin, daß der Erzbischof Ruthard den Ort, Lippoldsberg genannt — locum, qui dicitur Lippoldesberc — (vulgo Lipsbergen)[9]), also ein um die

[5]) Geschichte von Hessen, Th. I, S. 63.

[6]) Richtig Chrysogonus, griechisch χρυσόγονος, der Goldgeborene, nach dem Heiligen-Lexikon von Stadler und Heins, Bd. I, S. 617, Namen verschiedener Heiligen.

[7]) Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. VII. Suppl. Die Wüstungen, von G. Landau. S. 1 fg.

[8]) Die hier und da angegebene Jahreszahl 1062 paßt schon deshalb nicht, weil alsdann die Stiftung nicht von Ruthard herrühren könnte. Vergl. Böhmer l. c. S. 260, Note 1.

[9]) Chr. Fr. Ayrmann: Dissertatio praeliminaris de notitia monasteriorum et ecclesiarum Hassiae veterum, pag. 22.

angegebenen Kirchenbauten der Erzbischöfe Luitpold und Siegfried allmählich entstandenes Gemeinwesen, das bis dahin Graf Heinrich von Nordheim, Sohn des Herzogs Otto, als Lehn innegehabt [10]), zurückerhielt und alsbald der getroffenen Vereinbarung gemäß mit der Kirche und zwei anderen Orten, nämlich dem bereits genannten Badenhausen und weiter Helmarshausen (Ellevardeshusen) zur Niederlassung von Jungfrauen (zuerst virgines, nachher monachae genannt) unter der Regel des heiligen Benedikt (von Nursia) bestimmte und frei von aller weltlichen Macht Gott und dem Herrn Jesus Christus weihte. Er machte dieser Niederlassung verschiedene Zuwendungen, u. A. zwei Zehnten in Kalden und Heisebeck (1108), welche sein Nachfolger, Erzbischof Heinrich, erneuerte.

[10]) Nach Schrader besaßen die Grafen von Nordheim den Ort Lippoldsberg als mainzisches Lehen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Tagebuch des weiland kurhessisch-westfälischen Offiziers Wilhelm Lorenz, späteren Klosterrentmeisters in Schlüchtern.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Henkel.

(Fortsetzung.)

Unseren Bestimmungsort Woronesch erreichten wir am 1. Oktober. Der Gouverneur der Stadt ritt uns entgegen und theilte dem Kommandanten mit, daß wir in der Stadt kein Quartier finden würden, sondern erst acht Werste weiter untergebracht werden sollten. Das betreffende Dorf, das wir dann gegen Sonnenuntergang erreichten, heißt Baravin. Als wir hier vier Tage gelegen hatten, wurde ich zum Kommandanten gerufen. Er theilte mir mit, daß ich auf Befehl des Gouverneurs von Woronesch sofort mit sämmtlichen beim Transport befindlichen westfälischen Mannschaften dorthin zu marschiren habe. So leid es mir that, von meinen bisherigen Unglücksgefährten getrennt zu werden, ich mußte gehorchen. Mit Rührung nahmen wir von ihnen Abschied; aber auch von unserem menschenfreundlichen Führer getrennt zu werden, that uns wehe. Wir trafen gegen Mittag wieder in Woronesch ein, konnten aber erst nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten einquartiert werden, obgleich wir zusammen nur sechzehn Mann waren. Bald darauf trafen noch mehrere andere westfälische Soldaten ein, die der Gouverneur unter meine Aufsicht stellte. Auch ein hessendarmstädtischer Offizier wurde mit einer kleinen Mannschaft zu uns geschickt, und der Gouverneur ließ vernehmen, er habe Ordre, uns nach Petersburg zu befördern. Doch fingen wir bald an, dies zu bezweifeln. Und augenblicklich, wo ich dieses niederschreibe, sind wir noch hier. Der hessendarmstädtische Offizier heißt Seyd; ich bin mit ihm bei armen Bürgern in einer Vorstadt einquartiert; und da alle Lebensmittel recht wohlfeil sind, so leben wir mit dem halben Rubel täglich ganz bequem, ja wir haben sogar angefangen, etwas zurückzulegen, um endlich ein wenig frische Wäsche zu kaufen.

Woronesch, den 23sten Dezember 1812.

Noch sind wir in Woronesch, und zwar nicht in der besten Lage, da unsere Wirthe, sowie überhaupt fast alle Bewohner uns bei jeder Gelegenheit das Leben schwer zu machen suchen. Es herrscht eine entsetzliche Kälte; wir haben schon seit acht Tagen 23 Grad Reaumur, und unsere Wohnungen sind so schlecht, daß wir jeden Morgen den Schnee mit Schaufeln aus dem Zimmer schaffen müssen. Das Lager ist erbärmlich, weil unser Hauswirth es nicht gestattet, daß wir Heu oder Stroh in's Zimmer tragen. So müssen wir Tag und Nacht auf den, die Wände entlang laufenden, sogenannten tatarischen Bänken liegen; denn so oft wir aufstehen und ein wenig auf und ab gehen, wird der Hausherr wüthend und schimpft über die verfluchten Franzosen. Ich kann es ihm auch kaum verdenken, da er mit seiner ganzen Familie, sieben Personen, die fast den ganzen Tag über zu Hause hocken, in diesem kleinen Raume von 14 Fuß Länge mit uns zusammen aufhalten muß. An Rauchen ist dabei nicht zu denken. Lieutenant Seyd hatte neulich kaum seine Pfeife sehen lassen, als sie ihm der Wirth entriß und unter Verwünschungen in den Ofen warf. Und zu solcher Behandlung dürfen wir kein Wort sagen, wenn wir nicht obendrein von dem rohen Volk noch mit Schlägen regalirt sein wollen. Besonders

die Weiber sind wahre Teufel. Noch gestern war ich Zeuge von der Wuth einer solchen Bestie. Mein Bursche hatte unvorsichtiger Weise etwas Salz in meinen Kochtopf statt in den der Wirthin geworfen; sobald diese es gewahrte, fuhr sie wie eine Furie von der Ofenbank herunter und schüttete dem armen Kerl einen Eimer Wasser über den Kopf. Ich wollte die Sache mit guten Worten beilegen und den Schaden bezahlen, aber sofort flog mir auch die Feuerzange und ein Löffel an den Kopf, und ich wäre halb todt geschlagen worden, wenn ich nicht schleunigst die Flucht vor der Megäre ergriffen hätte. Man muß auch wissen, daß in Rußland bei der niederen Volksklasse die Küche und der Schweinestall, die Gänse und die Hühner während des Winters sich in der Wohnstube befinden und nicht wenig dazu beitragen, eine widerwärtige Atmosphäre zu erzeugen.

Baronska, den 18ten Februar 1813,
zwischen Thula und Moskau.

Lange habe ich nicht dazu kommen können, meine unglücklichen Schicksale während meiner Gefangenschaft niederzuschreiben. Die Qualen meiner Leiden während dieser Zeit sind nicht zu beschreiben; man muß ähnliche empfunden haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Ich bin jetzt in einem Städtchen noch 120 Werste von Moskau entfernt, und hoffe in wenigen Tagen in der alten Hauptstadt zu sein, um dann nach Petersburg geschickt zu werden. Welchem Geschick ich dort entgegengehe, kann ich nicht wissen; aber das Leben hat kaum noch Reiz für mich. Eine Traurigkeit hat sich meiner Seele bemächtigt, die ich vielleicht nie wieder los werde. Die Meinen werden mich wahrscheinlich als Krüppel wiedersehen, eines Fußes beraubt, oder gar nicht wieder . . .

Gegen Ende des Jahres 1812 wurden wir in Woronesch in andere Quartiere verlegt. In meiner neuen Wohnung lebte ich ziemlich ruhig. Mein Wirth war etwas menschlicher als der bisherige; nur wurde ich in diesem Hause von entsetzlicher Kälte und durch das unausgesetzte Geschrei zweier Kinder gequält. Der sehr arme Hauswirth konnte es sich nur Morgens leisten, etwas Holz in den Ofen zu schieben, und so wurden die Fensterläden, um die Kälte etwas zu mildern, bis auf einen auch am Tage geschlossen gehalten. Uebrigens ließ er mich ruhig auf der Tatarenbank liegen und störte Seyd nicht, wenn er seine Pfeife rauchte. Ich wickelte mich beständig in den großen Pelz, den mir der Gouverneur geschenkt hatte, ohne indeß zu ahnen, welche unglücklichen Folgen diese Lebensart für mich haben würde. In der Nacht des 8. Januar erwachte ich und fühlte mich von einem heftigen Fieber ergriffen, dann folgten heftige Stiche in der Brust; ich war so matt, daß ich mich nicht aufrichten konnte. Lieutenant Seyd bewies sich als ein wahrer Freund während meiner ganzen Krankheit. Er ermittelte einen französischen Arzt, der mich gegen Abend besuchte, aber mir keine Aussicht auf Rettung machte. Die Vorstellung, daß ich schon so oft dem Tod in's Auge geschaut hatte und auf solch' elende Art enden sollte, war für mich sehr bitter. Doch Gott fügte es anders. —

Der Arzt besuchte mich täglich und erklärte mir, daß die Brustschmerzen nicht allein von Erkältung herrührten, sondern auch von dem Lanzenstich, der die Lunge etwas verletzt habe. Indessen wurden die Schmerzen immer heftiger, und zwei Tage lang lag ich ohne Bewußtsein. Beim Wiedererwachen glaubte ich mit jeder Minute dem Tode nahe zu sein. Erst nach Anwendung eines großen Zugpflasters wurden die Leiden erträglicher. Auf Bitten meiner Freunde erhielt ich vom Starost ein anderes Quartier, wurde aber leider sofort mit Schimpfen empfangen. Der Westfale, mein treuer Bursch, der mich hinübergetragen hatte, drohte nun, er werde, wenn das Schimpfen nicht aufhöre, die Hütte in Brand stecken. Dies wirkte, er überließ uns beiden die Behausung und zog sammt seiner Familie zu einem Nachbar. Nach acht Tagen war meine Wunde ziemlich zugeheilt, und am 23ten erhielten wir die Ordre, nach Petersburg aufzubrechen. Der 24te, der Tag unserer Abreise, war eisig kalt und stürmisch, und ich hätte es in meinem Zustande lieber gesehen, wenn wir noch ein paar Tage Frist bekommen hätten.

Wir fuhren bei einer Kälte von 25 Grad auf den bei Woronesch vorbeifließenden Don, oder Tanais bei den Alten, dem drittgroßen Strome des europäischen Rußlands, entlang bis zum Einbruche der Nacht. Um Mitternacht kamen wir in die für uns bestimmten Quartiere. Den anderen Morgen war ich schon wieder so matt, daß ich auf den Schlitten getragen werden mußte, und mein Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß ich phantasirte, und zuletzt das Bewußtsein völlig verlor, bis wir in Tula, der Gouverneurs-Hauptstadt, 300 Werste von Woronesch entfernt, anlangten. Unsere Nahrung hatte bis dahin lediglich aus Quast, warm geröstetem Schwarzbrod, bestanden. Zum Glück erhielt ich in dieser Stadt, die sehr malerisch an der Upa und mehreren Zuflüssen liegt, mein Quartier bei

rechtschaffenen Leuten, die mir alles, was in ihren Kräften stand, zuwandten. Zu meiner Freude hörte ich, daß auch ein deutscher Apotheker in der Stadt lebte. Als derselbe durch einige Soldaten von meiner traurigen Lage unterrichtet wurde, schickte er mir Arzenei und einige andere Bedürfnisse unentgeltlich. Und meine Wirthin schickte mir ein Kopfkissen, das erste, auf welches ich mich niederlegte, solange als ich in Rußland war. Welche Erquickung!

Mein Leidensgefährte, der Adjutant Bohné, der mit mir gefangen genommen war, kam in Tula in ein Hospital, starb aber daselbst schon nach wenigen Tagen an seinen von Neuem aufgebrochenen Wunden. Ich selbst wies alle Aufforderungen, ebenfalls mich dort behandeln zu lassen, mit Abscheu zurück; denn wer solche russische Lazarethe nicht gesehen hat, macht sich von der Scheußlichkeit dieser Mordhöhlen keinen Begriff. —

Meine Füße hatten während der Schlittenreise durch die furchtbare Kälte dermaßen gelitten, daß der Arzt, der mich besuchte, erklärte, der linke Fuß werde wohl amputirt werden müssen; da ich aber kein Vertrauen zu seiner chirurgischen Geschicklichkeit hatte, so wollte ich von einer Operation für's erste nichts wissen. Bei unserer Abreise gab er mir eine Menge Kräuter und Salben mit, die ich jetzt täglich auflegen muß, und so hoffe ich noch immer, daß mir mein Fuß erhalten bleibt. Im Uebrigen muß ich wie ein Kind behandelt werden und aus dem Schlitten gehoben und wieder hineingetragen werden. Morgen geht die Reise weiter. —

Dorf, den 22sten Februar 1813 —
5 Werste hinter Moskau.

Den 15ten reisten wir von Tula ab und sind heute hier angekommen. Die Witterung ist zwar gelinde, aber ich leide noch immer an den Füßen. Wir sahen unterwegs fast nichts als Dörfer, die von den Soldaten unserer Armee niedergebrannt waren; auch von der schönen Stadt Petralsky, die wir vor etlichen Tagen passirten, steht nur etwa die Hälfte der Häuser. —

Moskau, den 18ten März 1813.

Bereits fünfzehn Tage bin ich nun schon hier, in der unglücklichen Hauptstadt des russischen Reichs; die Verwüstung spottet aller Beschreibung. Unsere Reise scheint vorläufig beendigt, und vielleicht werde ich Petersburg gar nicht zu sehen bekommen. Morgen werden mir zwei Zehen des linken Fußes abgeschnitten; hilft dies nichts, dann auch die anderen oder gar der ganze Fuß.

Moskau, den 25sten März 1813.

Die Operation ist glücklich überstanden, war aber äußerst schmerzhaft, denn der Chirurg, der selbst Gefangener ist, hatte kein anderes Instrument als ein altes Rasirmesser, das erst auf der Thürschwelle scharf gemacht werden mußte. Und da er das Gelenk nicht gleich treffen konnte, so mußte er mit einer kleinen Drahtzange den Knochen so lange hin und her drehen, bis er abbrach. Er macht mir übrigens Hoffnung, daß beide Füße gerettet werden können. —

Moskau, den 10ten April 1813.

Wir sind noch immer in Moskau, aber da meine Schmerzen täglich gelinder werden, hoffe ich binnen 14 Tagen, aber nicht ohne Krücken, wieder kleine Spaziergänge machen zu können. — Bisher haben wir mit noch vier anderen französischen Offizieren in einem großen, vom Brande ziemlich verschont gebliebenen Hause, nahe beim Kreml gewohnt. Morgen aber beziehen wir mit noch 13 französischen Offizieren einige Zimmer im Palaste der Kaiserin Katharina II., der jetzt als Kaserne gebraucht wird.

Moskau, den 27sten April 1813.

Gestern bin ich zum ersten Mal aus gewesen, und in acht Tagen hoffe ich, die Krücken nicht mehr nöthig zu haben. Ich bin außer Gefahr! Gott hat mein Flehen erhört.

(So weit reichen die Auszüge aus dem Tagebuche, das Folgende ist später aufgezeichnet worden.)

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Preise aus alter Zeit. Im Frühjahr 1740 herrschte in Hessen infolge einer ungenügenden Ernte des vorausgegangenen Jahres und nach einem ungewöhnlich harten und langen Winter große Theuerung und vielfach sogar wirklicher Mangel an Brod- und Saatfrüchten. Zur Verhütung eines eigentlichen Nothstandes ließ Landgraf Friedrich im Ausland, besonders in Thüringen, Früchte aufkaufen und diese aus den herrschaftlichen Böden erheblich unter dem Markt-

preis verabfolgen, zu einem guten Theil sogar leiheweis. Als aber die Preise fortwährend stiegen, erließ er unter dem 21. Juni 1740 ein Edikt, wodurch angeordnet wurde, daß die auf den herrschaftlichen Böden noch vorhandenen Vorräthe „dem armen Bürgers- und Land-Mann“ gegen Bezahlung zu folgenden Preisen zu überlassen seien: das Kasselsche Viertel Korn zu 5 Reichsthaler, das Viertel Weizen zu 6²/₃ und das Viertel Gerste zu 3¹/₃ Reichsthaler. Das Edikt fährt dann fort: „und wollen Uns zu allen denen Landes-Eingesessenen, welche mehr Früchte, als sie bis zu nächst einstehender Ernte vor sich selbst gebrauchen, im Vorrath haben, es seien Universitäts-Verwaltungen, Stifter, Hospitalien, Begüterte von Adel, Pachter, oder wer es sonst sein mag, gnädigst versehen, daß sie diesem Unserem Exempel folgen, mithin, ohne weiter zurück zu halten, sothanen Vorrath ebenfalls losschlagen und höchstens vor obigen Preis verkaufen werden, widrigenfalls aber der- oder diejenige, welche auf eine noch größere Theuerung warten, ohnfehlbar zu gewärtigen haben, daß ihnen ein Preis gesetzt, auch sie zum Verkauf durch Zwangs-Mittel angehalten und genöthiget und die gewinnsüchtigen Wucherer mit Unserer Ungnade und ernstlicher Bestrafung angesehen werden sollen“.

In demselben Jahr 1740 hielt die junge Gemahlin des Erbprinzen Friedrich, nachmaligen Landgrafen Friedrich II., Prinzeß Maria von Großbritannien, ihren Einzug in Kassel. Um die aus diesem Anlaß zu erwartenden Fremden gegen Ueberforderungen der Gastwirthe zu schützen, sah sich die Regierung veranlaßt, mit Genehmigung des Landgrafen unter dem 27. Mai ein „Patent sammt Taxe“ zu erlassen, wonach die Gasthalter, Wirthe ꝛc. mit Beherbergung und Logirung der Fremden sich zu richten haben sollten. Durch dieses Patent wird u. A. bestimmt, daß in den „vornehmsten Gasthöfen“ der Residenzstadt, als „Stockholm, Schwarzer Adler auf dem Markte, Schwarzer Adler auf der Ober-Neustadt“, welche vier Etagen hatten, in der vierten Etage für eine Stube ohne Tapeten mit Tisch, Stühlen, Bett und Vorhängen um's Bett und vor den Fenstern für Tag und Nacht 21 Alb. 4 Hlr. (ungefähr = 2 Mk.) bezahlt werden sollten; für eine gleiche Stube in der dritten Etage: 1 Rthlr.; in der zweiten Etage: 1 Rthlr. 10 Alb. 8 Hlr., für ein tapeziertes Zimmer: 2 Rthlr., für den Saal in Stockholm mit zwei Kammern „allenthalben mit Meubles versehen“ 5 Rthlr. Lagerstatt und Bett für einen Domestiken soll mit 5 Alb. 4 Hlr. berechnet werden. Gleiche Preise sollen in den dreistöckigen Gasthäusern „Stralsund und Heidelberger Faß“ in der obersten und zweiten Etage gezahlt werden, während in den anderen Gasthäusern oder „anderer Particulier Wohnungen“ eine Person für „eine tapezirte Stube nebst Meubles und Bett für die Domestiquen“ für Tag und Nacht 1 Rthlr. geben soll.

Zieht man in Betracht, wie sehr seit jener Zeit der Werth des Geldes gesunken ist, so wird man die hier festgesetzten, hinter den heutigen Gasthofpreisen kaum zurückbleibenden Taxen recht hoch finden.

Hessische Münzmeister am Ende des 16. Jahrhunderts. Am 1. Mai 1572 wurde Hans Bauer, früher Goldschmied und danach Braunschweigischer Münzmeister, von den Landgrafen Wilhelm IV. zu Kassel, Ludwig III. zu Marburg und Georg I. zu Darmstadt als „sambtlicher Muntzmeister“ bestellt; er nennt sich selbst während der Monate August bis Dezember 1572 Münzmeister und wird auch im Jahre 1574 als solcher aufgeführt. Sein Monogramm war bis dahin auf hessischen Münzen, soweit mir bekannt, mit Sicherheit nirgends nachzuweisen, wenigstens giebt Hoffmeister nur auf zwei Stücken Ludwig's III. von 1597 ein undeutliches Monogramm als wahrscheinlich HB lautend an, nämlich auf einer doppelten Thalerklippe (Hoffm. 497, Prinz Alexander 217) und auf ¹/₈ Thaler (Hoffm. 504). Angenommen, daß es sich hier thatsächlich um Hans Bauer handelt (was gut erhaltene Gepräge dieser beiden Münzen erweisen könnten), so ist es auffällig, daß sich auf Münzen Wilhelm's IV. nirgends ein Münzzeichen Bauer's nachweisen ließ, während die sehr wenigen Gepräge Georg's I. kaum in Betracht kommen. Ich besitze nun einen Albus Wilhelm's IV. von 1583, auf den sonst die Beschreibung Hoffmeister's in Nr. 4531 vollständig paßt, nur daß er erstens in der Umschrift der Rückseite nach dem Schlusse (nach dem räthselhaften Æ) einen Ring hat und zweitens zwischen den Trompen des Helmes das dort nicht angegebene Monogramm HB deutlich zeigt.

Ferner besitze ich einen ihm fast kongruenten Albus von 1585, der sich im Wesentlichen von jenem nur dadurch unterscheidet, daß an Stelle des Monogrammes ein Kleeblatt steht. Man ist danach fast versucht anzunehmen, daß Bauer als Münzzeichen meist das Kleeblatt geführt habe, und danach könnte man die Zeit seiner Wirksamkeit eher feststellen als nach dem bisher einzigen Vorkommen seines Monogrammes im Jahre 1597. Auf Albus und größeren Münzen findet sich nämlich, soweit ich sehe, das Kleeblatt zu Marburg (Ludwig) 1572, zu Kassel (Wilhelm) 1585, 1586, 1591, 1592, (Moritz) 1594, 1595, 1599, 1601, 1604, 1605, 1606, 1607, 1610. Danach könnte

Hans Bauer von 1572 bis 1610 hessischer Münzmeister gewesen sein, nicht blos bis 1597, also neben Hans Haußmann und danach Christoph Traubell (vergl. unten). Strieder, der in seiner hessischen Gelehrtengeschichte (Bd. I, S. 21) zufällig auf ihn zu sprechen kommt, nennt ihn übrigens Pauer, und somit könnte er auch das Monogramm HP geführt haben, das ebenfalls auf hessischen Münzen jener Zeit vorkommt, z. B. auf einem in meinem Besitze befindlichen Albus Wilhelm's IV. von 1574, der bei Hoffmeister nicht beschrieben ist (ähnlich Nr. 5987). Aber HP bedeutet sicher Hans Perndorffer, der bereits 1539 fürstlicher Probirer zu Kassel wurde und anscheinend von 1564 bis 1575 Münzmeister war, also zuletzt gleichzeitig mit Bauer. Der genannte Albus von 1574 (ebenso 1575) stellt übrigens auch einen ganz anderen Typus dar als die von 1583 und 1585. Eine Verwechselung wäre trotzdem leicht möglich, da Perndorffer auch Berndorffer genannt wird, wenn auch er selbst wohl nur die erstere Schreibart gebrauchte. Es gilt also, hier streng und vorsichtig zu unterscheiden, insbesondere da noch ein drittes Monogramm in dieser Zeit vorkommt, das einige Aehnlichkeit mit obigen hat, nämlich HR mit einem in das R gestellten Zainhaken; letzteres gehört Hildebrand Rucken an, der von 1588 bis 1593 Münzmeister zu Marburg war. Merkwürdigerweise findet es sich aber noch auf einem Reichsthaler Ludwig's III. von 1595 (Hoffm. 5973) vor, obwohl Rucken schon am 29. Juni 1593 gestorben war; sonst zeigen die Münzen Ludwig's von 1593 an als Münzzeichen zwei gekreuzte Zainhaken. Ein Zwitterstück kann hier nicht vorliegen: denn Jahreszahl und Münzzeichen stehen auf derselben Seite. Bei schlechter Erhaltung können HP, HB und HR sehr leicht verwechselt werden; in diesem Falle hat man also auf eine etwa vorhandene Jahreszahl zu achten unter Berücksichtigung der mehr oder weniger feststehenden Zeit der Amtsthätigkeit, nämlich für Hans Perndorffer 1564 bis 1575, Hans Bauer 1572 bis 1610, Hildebrand Rucken zu Marburg 1588 bis 1593; des letzteren Nachfolger waren Peter Arnßburg und Joist Orting. Der oben genannte Hans Haußmann dagegen war vor 1605 und Christoph Traubell 1605 bis 1610 Münzmeister zu Kassel, beide vielleicht neben Hans Bauer.

P. Weinmeister.

Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein zu Marburg. In der am 16. d. M. abgehaltenen Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins gelangte nach der „Oberhess. Ztg." zuerst die Neuwahl der Vorstandsmitglieder zur Erledigung. Es wurden wiedergewählt Geheimer Archivrath Dr. Könnecke zum Vorsitzenden, Archivrath Dr. Reimer zu dessen Stellvertreter, Bezirkskonservator Dr. Bickell zum Konservator, die Professoren Dr. Schröder und Dr. Wenck zu Mitgliedern des Redaktionsausschusses. Die Reihe der kleinen historischen Vorträge eröffnete Rittmeister a. D. Freiherr Rabe von Pappenheim mit Mittheilungen über einen in Wölfenheim (bei Butzbach) ansässig gewesenen Zweig seiner Familie. Er sprach über den dortigen Hof, das dortige Solmser Schloß und den Kirchenbau daselbst, der durch Hergebung eines bedeutenden Kapitales der dortigen Pappenheime ermöglicht wurde. Es hatte sich auch ergeben, daß das Wirken der Stifter dort noch in gutem Andenken steht. Archivrath Dr. Reimer ließ dann unter den Mitgliedern die bis jetzt erschienenen Lieferungen der vom Zeichenlehrer an der Hanauer Akademie, Zimmermann, herausgegebenen Hanauer Chronik zirkuliren, und sprach sich über Anlage und Inhalt dieses, mit vielfachen historischen Illustrationen geschmückten Werkes aus. Hieran schloß er Mittheilungen aus den Aufzeichnungen, welche die beiden Brüder Freiherren Albert und Moritz von Boyneburg von der Linie Lengsfeld über ihre Erlebnisse in den Befreiungskriegen machten. Der erstere, rein Militär, der später General in österreichischen Diensten war, merkt sich in seinen Tagebüchern kaum das Nüchternste, Thatsächliche, während sein Bruder Moritz, der sich durch Anlegung reicher Sammlungen von historischen Materialien zur Geschichte seiner Familie ausgezeichnet hat, mit voller Begeisterung in der nationalen Bewegung steht und mit frischen Farben eine Menge interessanter Einzelheiten den aus dem Feldzuge an seine Eltern gerichteten Briefen einflicht. Er war übrigens der einzige kurhessische Offizier, der die nach dem Einzug in Paris veranstalteten Festlichkeiten im großen Gefolge der Potentaten mitmachte. In die neuere Zeit führte die Anwesenden sodann Dr. Henkel, indem er, aus den noch theilweise erhaltenen Papieren seines Vaters, des alten kur-

hessischen Volkstribunen, genannt mit dem Ehrennamen der Henkel, verschiedene Schriftstücke vorlegte. Hierbei wurde der Wunsch laut, daß doch die Kinder dieses Mannes, der in der Entwickelung der neueren Geschichte Hessens eine so große Rolle spielt, alle seine nachgelassenen Papiere an sicherem Orte für die Nachwelt aufbewahren möchten, da sie so sein Andenken am besten in der Nachwelt erhalten würden. Es wurden verschiedene Fälle besprochen, wo die Privatpapiere bedeutender hessischer Männer durch deren Nachkommen vernachlässigt oder gar, in völliger Verkennung ihrer Bedeutung, vernichtet seien. Herr Landgerichtsrath Gleim erwähnte namentlich, daß die Papiere des in der Drohbriefangelegenheit verwickelten kurhessischen Polizeidirektors Manger in unvernünftiger Weise von dessen Erben vernichtet seien, so daß man jetzt, wie der Vorsitzende ausführte, wohl kaum je über Manger's Thätigkeit im Drohbriefprozesse, trotzdem offizielle Gerichtsakten darüber genug im Staatsarchive vorhanden seien, zur objektiven Klarheit gelangen werde. Die Vorlage und Besprechung der ältesten erhaltenen selbstständigen Schriftstücke von der Hand Philipp's des Großmüthigen bildeten den Schluß der an diesem Abend gebrachten kleineren historischen Mittheilungen. Diese Schriftstücke bestehen in Quittungen, die er in den Jahren 1515 und 1516 dem landgräflichen Kammerschreiber in Kassel ausstellte. Zwei davon sind in lateinischer Sprache abgefaßt und diese sind, ebenso wie die deutsche aus dem Jahre 1515, Zeugnisse von den Fortschritten, die der damals zehn- resp. elfjährige Knabe im deutschen und lateinischen Unterrichte gemacht hatte.

Universitätsnachrichten. In der philosophischen Fakultät zu Marburg habilitirte sich Dr. Hans Glagau, Mitarbeiter an der von der historischen Kommission für Hessen und Waldeck zu veröffentlichenden Ausgabe der hessischen Landtagsakten, für neuere Geschichte, in der gleichen Fakultät zu Halle a. S. für mittelalterliche Geschichte Dr. Karl Heldmann aus Michelbach bei Marburg, bis zum 1. September v. J. wissenschaftlicher Hilfsarbeiter der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Durch Ausgrabungen, die Dr. Boehlau, Direktorialassistent am Museum zu Kassel, auf der Milseburg in der Rhön ausgeführt hat, ist dort das Vorhandensein altgermanischer Wälle nachgewiesen worden.

Kompositionen des Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen. Zwei bislang ungedruckte Kompositionen des Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen, zu denen Catulle Mendès den Text geschrieben hat, werden soeben im „Figaro" veröffentlicht.

Neue Kompositionen von Johann Lewalter. Von unserm Landsmann Johann Lewalter in Kassel erschienen wiederum mehrere Kompositionen und zwar sämmtlich im Verlage von Ries & Erler in Berlin. Es sind dies folgende Lieder mit Klavierbegleitung: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß", Kanon für zwei Singstimmen, op. 35. Preis 1 Mark 50 Pfennig. „Du lieber, blasser Mondenschein" (von Auguste Wiederhold) für eine Singstimme, op. 38, Nr. 1. Preis 1 Mark. „Im Mai" (von Otto von Leixner) ebenfalls für eine Singstimme, op. 38, Nr. 2. Preis 1 Mark. Außerdem der Ländler für Klavier „Großmutters Lieblingsweise, op. 29. Preis 1 Mark 50 Pfennig. Die zahlreichen Freunde der Lewalter'schen Tonschöpfungen werden an den vorstehend aufgeführten Sachen ihre Freude haben, auch sind dieselben geeignet dem beliebten Tondichter zu den alten Verehrern neue zu gewinnen.

Der Burgwart. Die soeben neu begründete Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, die auch im Hessenlande ein Feld fruchtbarer Thätigkeit finden wird, hat sich bereits ein Organ geschaffen. Dieses, der „Burgwart", Zeitschrift für Burgenkunde und das ganze mittelalterliche Befestigungswesen, dessen erste Nummer vorliegt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch seine Verbreitung beizutragen zur Rettung so vieler durch Vernachlässigung oder unerfreuliche Veränderungen bedrohter Burgen, zur Aufklärung weiter Kreise über den geschichtlichen Werth dieser lange Zeit verkannten Zeugen einer wichtigen Kulturepoche in der Geschichte des deutschen Volkes, sowie über den künstlerischen und bautechnischen Werth dieser Baureste, fast der einzigen Beispiele der nicht kirchlichen Baukunst aus dem Anfang unseres Jahrtausends und des frühen Mittelalters. Gleich die erste, vornehm ausgestattete Nummer der von E. Krollmann in Ramholz geleiteten, in Berlin bei C. A. Krollmann & Co. erscheinenden Zeitschrift, (Bezugspreis jährlich 5 Mark) hat für uns Hessen bedeutendes Interesse. Finden wir schon in dem darin enthaltenen vorläufigen Verzeichniß der Mitarbeiter in Hessen wohlbekannte Namen, wie Dr. Boehlau, Direktorialassistent am königl. Museum

zu Kassel, Sanitätsrath Dr. Justus Schneider zu Fulda, Dr. med. Karl Schwarzkopf zu Kassel und Postverwalter Gustav Siegel zu Hess. Lichtenau, so ist bei dem weiteren Inhalt das Land zu Hessen wohl betheiligt. Ein längerer „Nothruf" aus sachkundiger Feder erschallt zum Besten der Ruine Reichenbach, deren Thurm gefährdet ist und zu deren Gunsten auch im „Hessenland" bereits geschrieben worden ist (Nr. 10, S. 131), um die Beisteuern immer größerer Kreise für diesen guten Zweck zu gewinnen. Der „Nothruf" bringt gleichzeitig einen zwar nur kurzen, aber recht lesenswerthen Abriß der Burggeschichte. Die Wiedergabe der in der Probenummer der Zeitschrift enthaltenen Bilder ist wohlgelungen. Wir möchten aber anheimgeben, bei künftiger Reproduktion alter Stiche, auch dafür Sorge zu tragen, daß es dem Beschauer ermöglicht wird, die ihm vor Augen geführten Gegenstände — hier handelt es sich um die Drei Gleichen bei Arnstadt — zugleich nach den Regeln unserer heutigen Perspektive betrachten zu können, da er sich aus dem alten Bilde schwerlich eine klare Vorstellung von dem heutigen Zustand des Gesehenen zu machen vermögen wird. Wünschen wir dem so interessante Beiträge verheißendem Blatte weite Verbreitung!

Personalien.

Verliehen: den Rechtsanwälten und Notaren Dr. Harnier, Israel und Dr. Wöhler zu Kassel der Charakter als Justizrath; dem Landgerichtssekretär Sunkel zu Kassel der Titel Obersekretär; dem Geheimen Rechnungs-Revisor Wilh. Müller beim Rechnungshofe des Deutschen Reiches in Potsdam und dem Gerichtskassen-Rendanten Hanebeck zu Hanau der Charakter als Rechnungsrath; den Gerichtssekretären Stock zu Fulda und Trautmann zu Eschwege der Charakter als Kanzleirath.

Ernannt: Geheimer Oberfinanzrath Vagedes zu Berlin zum Provinzialsteuerdirektor zu Kassel; Landrichter Dr. Habicht zu Kassel zum Landgerichtsrath; Gerichtsassessor Dr. Rundnagel zu Kassel zum Regierungsassessor bei der Eisenbahndirektion zu Frankfurt a. M.; Regierungsassessor Goedecke zu Kassel zum Regierungsrath; Gerichtsassessor Dr. jur. Stahl zu Kassel zum Syndikus des ritterschaftlichen Stifts Kaufungen mit Wetter; Abtheilungsingenieur Schmohl zum Landesbauinspektor zu Ziegenhain.

Versetzt: Landesbauinspektor Baurath Bösser zu Ziegenhain nach Kassel; Amtsrichter Diehls zu Homberg a. E. nach Fulda.

Verlobt: Dr. phil. Karl Warth zu Frankfurt a. M. mit Fräulein Dora Kehm (Kassel, Juli).

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt Franz Ebert und Frau (Hanau, 30. Juni); Major Graf Franz von Pfeil und Kl. Ellguth und Gräfin Amalie, geb. von Loßberg (Breslau, 19. Juli); Dr. von Heusinger und Frau (Marburg, 27. Juli); eine Tochter: Oberlehrer Karl Praetorius und Frau Helene, geb. Paulus (Kassel, 14. Juli).

Gestorben: Privatsekretär Wilhelm Laß, 67 Jahre alt (Kassel, 13. Juli); Kammerath J. Korell, 69 Jahre alt (Schlitz, 14. Juli); Frau Charlotte Köhler, geb. Pflüger, 71 Jahre alt (Kassel, 15. Juli); verwittwete Frau Professor Armine Schenk, geb. Garnier, (Friedrichsdorf, 15. Juli); Rentner August Leonhardt, 72 Jahre alt (Wiesbaden, 16. Juli); Amtsgerichtsrath Friedrich von Winckler, 53 Jahre alt (Fulda, 16. Juli); Pfarrer Heino Kaufholz aus Großkrotzenburg, 60 Jahre alt (Hilders, 20. Juli); Professor der Theologie D. Adolf Link, 39 Jahre alt (Königsberg, 20. Juli); Polizeikommissar und Standesbeamter a. D. Karl Friedrich Aschenbach (Kassel, 20. Juli); verwittwete Frau Magdalene Luckhardt, geb. Löbnitz, 76 Jahre alt (Kassel, 21. Juli); verwittwete Freifrau Antonie von Buttlar-Ziegenberg, geb. von Krafft (Kassel, 23. Juli); Frau Minna Heß, geb. Ruppersberg (Marburg, 23. Juli); Privatmann Friedrich Neth, 53 Jahre alt (Kassel, 27. Juli); Rechnungsrath Fritz Wülfing, 56 Jahre alt (Kassel, 29. Juli).

Berichtigung.

Veranlaßt durch den Herrn Verfasser des Werkes: „Das Regiment Prinz Maximilian von Hessen-Kassel. Kassel 1880" sei darauf hingewiesen, daß es in Nr. 14 vom 17. Juli d. J. auf S. 179, Zeile 12 von unten heißen muß „60" Mann, nicht aber, wie dort zu lesen ist, „160" Mann.

Briefkasten.

A. E. Kassel. In Kürze werden im „Hessenland" Abschnitte aus der hochinteressanten „Selbstbiographie" von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel (1792—1869), veröffentlicht werden, wo Sie die von Ihnen aufgeworfene Frage beantwortet finden werden. Es sei deshalb schon jetzt besonders darauf hingewiesen.

Ph. L. in Frankfurt a. M. Besten Dank. Wird alsbald Aufnahme finden.

A. B. in Wilmersdorf. Ihrem Wunsche ist nachgekommen worden. Freundlichen Gruß.

v. D. Bremen. Der Beitrag ist willkommen. Ihre Anmerkung wird ebenfalls zum Abdruck gelangen. Besten Dank.

K. N. Kesselstadt. Herzliches Beileid zu dem, nun hoffentlich ebenfalls auch in all seinen Folgen überstandenen, wiederholten Mißgeschick. Sendung erhalten. Besten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. August 1899.

Erntehymne.

Im flatternden Mantel aus Sonnengold
Zieht Juli-Mittagsbrand
Hin über die wogenden Halme
Mit segensvoller Hand.

Um seine Füße zittert am Feld
In weißer Gluth die Luft,
Sie wird ihm zum Siegeswagen,
Bespannt mit Aehrenduft.

Und als er vollbracht die Sonnenfahrt,
Da waren ringsumher
Geworden zu rothem Golde
Die Aehren groß und schwer.

Wie da die Freude des Fleißes Hand
Zum vollen Füllhorn zieht!
Es klingt aus den Sicheln und Sensen
Der Ernte hohes Lied.

Wächtersbach. Carl Preser.





Vom höheren Unterrichtswesen in Hessen unter Landgraf Friedrich II. (1760—1785).

Am 14. August waren es 120 Jahre, daß das von Friedrich II. errichtete Lyceum Fridericianum zu Cassel feierlich eingeweiht wurde. Im Dezember 1779 erschienen die Bestimmungen des Direktoriums über die Einrichtung und die Gesetze des Lyceums. Als Absicht der Einrichtung wird es bezeichnet, dem künftigen Bürgersmann als Kauf- oder Handwerksmann die für ihn nöthigen und nützlichen Kenntnisse zu überliefern, aber auch den künftigen Mann von Geschäften und den wirklichen Gelehrten auf ihren Beruf vorzubereiten. Das Lyceum besteht daher aus drei unteren und vier oberen Klassen. „In jenen" — so heißt es wörtlich — „findet der Bürger bis zu den Jahren, in welchen er gemeiniglich seinen Beruf antritt, zweckmäßige Beschäftigung. Nach der heutigen Ausdehnung der jetzt gemeinen und nöthigen, auch nützlichen Kenntnisse und eines guten Geschmacks, sind diese zugleich Vorbereitung des Studirenden; dadurch ist man in den Stand gesetzt worden, die unteren Klassen mit den oberen auch für diesen zu verbinden."

So wird also für die reale und die klassische Bildung eine gemeinsame Unterrichtsanstalt geschaffen und deren Aufgabe für die unteren Klassen folgendermaßen festgestellt:

„Unsere Muttersprache, bis zum lesen eines guten und schönen Buchs mit Verstand und Geschmack, und zum rein und gut geschriebenen Aufsatz, den der Bürger dereinst zu machen nöthig hat; das Latein, insoweit es in die Sprache und Geschäfte des gemeinen und bürgerlichen Lebens verwebt und zugleich Vorbereitung für die höheren Klassen ist; und das Französische — sind die Sprachen der unteren Klassen. Christliche Glaubens- und Sittenlehre zu Ueberzeugung und Tugend, die ersten aller nothwendigen Kenntnisse; Geschichte und Geographie, nach einem Grundriß des Ganzen und des heutigen Europa vorzüglich, in beständiger Rücksicht auf Deutschland und Hessen; Rechnen und Geometrie zum nöthigen und nützlichen Gebrauch des Kauf- und Handwerksmannes; Kenntniß der Natur, besonders derjenigen, welche uns am nächsten ist, Nutzen bringt und Aberglauben entfernt; endlich Sachkenntnisse, die in seinem Menschen- und Bürgerleben, Stand und Gewerbe ihn zum verständigen und brauchbaren Manne machen, sind die Wissenschaften, welche sie ihn lehren werden. Das Zeichnen kann jeder in der Maler- und Bildhauerakademie zu seiner Zeit frei haben. Gottesfurcht, Rechtschaffenheit und Sitten, als Früchte eines vernünftigen Unterrichts und gebildeten Geschmacks, sind das beständige Augenmerk und ununterbrochene Lektion jeder Stunde."

„In den vier oberen Klassen" — so wird weiter in § 3 des Erlasses der Lehrplan der letzteren entwickelt — „wird in acht Untereintheilungen folgendes gelehrt: Lateinisch und Griechisch, so daß jeder beide Sprachen ohne Ausnahme lernen muß; Hebräisch, dessen Wahl freigelassen wird; und das Französische. Die Glaubens- und Sittenlehre, von ihrer historischen, dogmatischen und praktischen Seite, bleiben für Verstand und Herz die wichtigste Kenntniß und Beschäftigung. Die ganze alte, mittlere, vorzüglich neue Geschichte, wird in fortgesetzter Rücksicht auf unsere Zeit und Verfassung, besonders deutsche und hessische, in einem neuen und weitläufigen Kursus gelehrt; bei der alten sucht man die Schüler auf die klassischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ohnehin gelesen werden, aufmerksam zu machen. Geographie und die andern historischen Hülfsdisziplinen werden möglichst damit verbunden. Rhetorik und Prosodie, Mythologie und dergleichen Schulstudien, werden zwar nicht ohne alle Theorie gelehrt, aber in beständiger praktischer Verbindung mit klassischen Schriftstellern, die hier lehrende Muster und Hülfsmittel sind. Die Anwendung auf den guten Geschmack und die deutsche Sprache, auch durch deutsche Schriftsteller und Uebung, sind hierbei ein besonderes Augenmerk. Für die Aufklärung des Verstandes wird durch einen faßlichen Unterricht in der Vernunftlehre und Geometrie gesorgt. Schreiben und Rechnen werden, nach Bedürfniß eines jeden, fortgesetzt." „Da die Schüler des Lycei" — so schließt der § 3, aus

dem wir berichten — „von solchem an das Collegium Carolinum gehen, so finden sie hier eine an's Lyceum schließende zweckmäßige Fortsetzung ihrer Studien, welche für die Universität und zu Geschäften den Jüngling hinreichend geschickt und tüchtig machen."

Dies Collegium Carolinum war im Jahre 1709 von Landgraf Karl errichtet worden, um die von den unteren lateinischen Schulen kommenden jungen Leute, welche sich einem Fakultätsstudium auf der Universität widmen wollten, für ein solches vorzubereiten. Zu dem Zwecke sollten diese demnächstigen Studirenden in den philosohpischen, physikalischen, mathematischen, philologischen, historischen und schönen Wissenschaften unterrichtet werden. Die Aufgabe des Kollegiums wurde von Friedrich II. schon im Jahre 1766, noch bestimmter aber durch die erneuerten und verbesserten Gesetze desselben vom 17. September 1773 dahin erweitert, daß auch junge Leute, die sich dem Soldatenstande, dem Hof oder solchen Bahnen bestimmten, welche mehr Lebensart, Leibesgeschicklichkeit, Kenntniß der lebenden Sprachen und „currente Wissenschaften der heutigen Welt", wie es wörtlich in dem Erlaß von 1773 heißt, „als tiefe Gelehrsamkeit erfordern" die nöthige Vorbereitung finden möchten, nicht weniger auch diejenigen, welche die schönen Künste, insonderheit Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, zu erlernen gewillt seien.

Für Kavaliere und junge Leute vom Stande, ihre künftige Bestimmung mochte sein, welche sie wollte, wurde in der Voraussetzung, daß sie sich zwei Jahre am Kollegium aufhalten würden, folgender Normal-Studienplan aufgestellt:

Im ersten Semester: Tanzen und Musik, ranzösische Sprache und Literatur, nebst Uebungen derselben im Schreiben; deutsche Sprache auf gleiche Weise; allgemeine Encyklopädie und Geographie.

Im zweiten Semester: Zeichnen nach Rissen und Figuren; Tanzen; französische Sprache, Uebungen im Sprechen und Schreiben; Italienisch; Mathematik; Universalgeschichte und historische Hülfswissenschaften, wie Heraldik und Numismatik.

Im dritten Semester: Reiten und Fechten, Französisch und Englisch; Anleitungen zu den schönen Künsten und Wissenschaften nebst dazu gehörenden Uebungen in schriftlichen Aufsätzen; deutsche Geschichte; Physik und Naturgeschichte.

Im vierten Semester: Reiten, Fechten, Englisch, deutsches Staatsrecht und Statistik, praktische Philosophie, Uebungen in schriftlichen Aufsätzen deutsch und französisch.

Für diejenigen, welche sich dem Militär widmen wollten, wurde empfohlen: im ersten Semester statt des Tanzens und der Musik „Mathesis pura" nebst Arithmetik. Im zweiten Semester statt des Italienischen und der Mathematik „Mathesis adplicata" und Zeichnen. Im dritten Semester statt der schönen Wissenschaften Fortifikation und Artillerie und statt der Physik eine „histoire militaire". Im vierten Semester statt des deutschen Staatsrechts die Taktik im ganzen Umfang nebst Zeichnen und praktischen Uebungen.

Was wir bis jetzt aus der Verordnung Friedrich's von 1773 referirten, beweist, mit welch hohem Maßstab der Landgraf die Ausbildung der Söhne der höheren Stände, insbesondere künftiger Beamten und Offiziere, gemessen sehen wollte; mit besonderem Nachdruck aber fordert er eine sorgfältige und gründliche Vorbereitung der Studirenden der Rechtswissenschaften mit folgender Ausführung:

„Alles, was ein künftiger brauchbarer Rechtsgelehrter zu erlernen hat, besteht theils in Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften, theils in den eigentlichen Wissenschaften der Rechte. Sie hängen alle auf das unzertrennlichste zusammen, und man erreicht in keiner einen Grad von Vollkommenheit, wenn man nicht in allen sich umgesehen hat. Ebensowenig wird, ohne eine der Sache angemessene Ordnung der Erlernung der Wissenschaften zu beobachten, jemand ein gründlicher Rechtsgelehrter jemals werden, und unordentliche und unverdaute Kenntnisse sind am Ende in Betreibung der Geschäfte oft von größerem Nachtheil als der gänzliche Mangel derselben.

Es werden daher am hiesigen collegio encyclopädische und methodologische Vorlesungen gehalten, um jeden angehenden Studirenden bei Zeiten zu unterrichten, was? und wie? er zweckmäßig studiren solle. Da die Absicht des ganzen collegii hauptsächlich auf Vorbereitungs-Wissenschaften gerichtet ist, so trifft ein angehender studiosus juris auch hierin den vorzüglichsten Unterricht an. Sie lassen sich folglich unter folgende 4 Klassen bringen: 1) Sprachen; 2) Historische Kenntnisse; 3) Wissenschaften im eigentlichen Verstande; 4) Schöne Künste und Leibesübungen."

Schon die Stipendiatenordnung vom 20. August 1765 hatte für die Universitätsstudien, für welche der zweijährige Besuch des Carolinums die letzte Vorbereitung sein sollte, in allen Fakultäten ein quinquennium vorgeschrieben; noch bestimmter brachte die Verordnung vom 17. Januar 1766, „die Haltung der collegiorum auf den Universitäten zu Marburg und Rinteln betreffend", die Vorschrift eines fünfjährigen Curriculums für die Stipendiaten, und zwar sowohl für die Theologen wie für die Juristen und für die Mediziner,

zum Ausdruck, zugleich auch für die nicht im Genuß von Stipendien stehenden Studirenden die gleiche Dauer und Einrichtung ihres Studiums empfehlend. Dabei ist zu bemerken, daß für die Stipendiaten aller drei Fakultäten in den ersten Semestern ein collegium stili latini und ein collegium graecum sowie mehrere philosophische und historische Kollegien vorgeschrieben waren.

Halten wir uns nun gegenwärtig, wie gut auf der einen Seite durch den achtstufigen Unterricht in den vier oberen Klassen des Lyceums für eine wissenschaftliche, auf klassischem Grund ruhende allgemeine Vorbildung der zu einem Fakultätsstudium bestimmten Jünglinge gesorgt war, und wie auf der anderen Seite von einem Theil der Studirenden — den Stipendiaten — bestimmt gefordert, von dem anderen Theil wenigstens erwartet wurde, daß sie zehn Semester studirten und daß sie in den ersten Semestern die Sprachstudien fortsetzten, auch historische und philosophische Kollegien hörten, so werden wir uns der Ansicht nicht verschließen können, daß ein zwischen Lyceum und Universität eingeschobenes zweijähriges Vorbereitungsstudium auf dem Carolinum für Neigung, Fähigkeiten und Verhältnisse der meisten jungen Männer als ein Zuviel erscheinen mußte. Es konnte daher, da der Besuch des Collegium Carolinum ein durchaus freiwilliger war, nicht ausbleiben, daß das Letztere von den zu einem Fakultätsstudium bestimmten Jünglingen mehr und mehr gemieden wurde. Wohlhabende Familien aber, welche ihre Söhne, ohne sie einem Erwerbsstande zuzuführen, nur zu Kavalieren erziehen lassen konnten, waren in Hessen wenig zahlreich vertreten. So zeigte sich's bald, daß die Unterhaltung einer so hohe Ausgaben verursachenden Anstalt wie das Carolinum keinem eigentlichen Bedürfniß entsprach, sondern nur als Liebhaberei eines selbst hoch und vielseitig gebildeten, Kunst und Wissenschaft ohne Rücksicht auf die dadurch bedingten Kosten eifrig fördernden Fürsten bestehen konnte. Bald nach Friedrich's Tod schlug deshalb auch für das Carolinum die letzte Stunde. Friedrich's Nachfolger, Wilhelm IX., hob das Kollegium schon im ersten Jahr seiner Regierung 1785 auf und versetzte die an demselben thätigen Professoren, soweit dieselben nicht an fremde Universitäten übersiedelten, an die beiden Landesuniversitäten Marburg und Rinteln. Der Geist aber, den auf diese letzteren das Carolinum ausgeströmt hatte, blieb auch in den späteren Generationen der hessischen akademischen Jugend als das Bewußtsein lebendig, daß die Fachstudien niemals des sicheren Fundaments einer gründlichen allgemeinwissenschaftlichen sprachlichen, historischen und philosophischen Vorbildung entbehren dürfen.

v. W.



Lippoldsberg.

Von C. Neuber. (Fortsetzung.)

Das neugegründete Benediktiner-Nonnenkloster zu Lippoldsberg gedieh auch nach dem Tode Ruthard's, welchem Adalbert I. (1110—1137) folgte, „ein rechtschaffener und kluger Mann", und nach dem bald darauf erfolgten Tode des Stifters Betto, welcher später zum Priester (sacerdos) ernannt worden war, unter dem Presbyter Sibold. Beim Ableben von Betto werden dessen Verdienste in den Himmel erhoben. In der Chronik heißt es: „O glücklicher Mann, dessen Seele in das Paradies kommt — daher jauchzen die Engel, freuen sich die Erzengel, der Chor der Heiligen ruft laut und die Schaar der Jungfrauen ladet ihn ein. —"

Nach der Chronik, mit welcher die Angaben in anderen Geschichtsbüchern übereinstimmen [11]), folgten weiter als Erzbischöfe: Adalbert II. (1138—1141), Markulph (1141—1142), Heinrich I. (1142—1153) und als Vorsteher des Klosters (praepositus, daher) Probst Günther von Halberstadt (1138—1151), ein energischer Mann, welcher verschiedene zum Theil in Vergessenheit gerathene Berechtigungen erneuerte oder doch ihre Erneuerung erwirkte, z. B. Zehntlieferungen von Nachbarorten. Vor allem aber rührt von Günther her ein Neubau des Klosters, welches abweichend von anderen Klöstern [12]) erst nach der Kirche desselben entstanden war. Günther nahm wahr, daß die Gebäude des Klosters durch den Zahn der Zeit gelitten und für die zahlreiche Bevölkerung darin (welche leider nicht näher an-

[11]) Würdtwein: Dioecesis Moguntina (Mannheimii 1868). Tom. I, pag. 334, 477 etc.

[12]) Das Kloster Nordshausen bei Kassel ausnahmsweise ebenfalls erst nach der Kirche entstanden. Vergl. Zeitschrift „Hessenland" 1899, Nr. 3, S. 34.

gegeben wird) nicht ausreichten, ließ sie deshalb vollständig niederreißen und ganz neue geräumigere und bequemere aufführen. Dadurch bewirkte er, daß zahlreiche Ansiedelungen um das Kloster erstanden, und erhöhte dessen Einkünfte. Auch erleichterte er den Nonnen, welche bis dahin vom Tage Allerheiligen bis zum Passahfeste, also vom 1. November an bis in den Monat April des folgenden Jahres, durch allzustrenges Wachen und Fasten nahezu aufgerieben worden waren, den Dienst, indem er denselben angemessen vertheilte und ihnen solcher Gestalt durch Belassung einiger Jungfrauen in den Betten u. s. w. mehr Ruhe gönnte.

Die unter ihm auf seine bezw. der Priorin Margaretha Anordnung verfaßte Chronik schließt mit einem Verzeichnisse der Bücher-Sammlung des Klosters, meistens biblische Werke. Daran reiht sich das in späterer Zeit, unter dem Probste Konrad niedergeschriebene Verzeichniß der ansehnlichen Gütererwerbungen des Klosters in Nähe und Ferne.[13]) Neben den erwähnten Chroniken ist ein alphabetisches Orts-Verzeichniß vorhanden, überschrieben: „Designatio derer Orte, wo das Nonnenkloster Sancti Benedicti zu Lippoldsberg, wie durch die Capelle und Hospital Sancti Spiritus bei Göttingen Güther und Gefälle gehabt", welches über 190 Orte enthält, an der Spitze Adelebsen.

Die Erwähnung des Ortes Adelebsen giebt Veranlassung einer handschriftlichen Aufzeichnung zu gedenken, welche sich in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel (Ms. Hass. fol. 118) befindet. Darin wird ein Adliger, Namens Erpo von Adelebsen, als Gründer eines Klosters Erpeshausen bezeichnet, das nachher von Erzbischof Heinrich Leopold, aus dem Geschlecht von Hanstein, der in einer streitigen Wahl gegen Siegfried von Epstein erwählt sei, an die Weser übertragen und nach seinem Namen Lippoldsberg genannt sei, zu dessen Ausstattung auch die von Adelebsen wesentlich beigetragen hätten. Nach der Karte von Wenck (Hessische Landesgeschichte II) gab es wirklich einen Ort Erpeshus im Leingau, südwestlich von Nordheim, es ist deshalb eine Klosterstiftung durch das in der Nähe angesessene Geschlecht von Adelebsen keineswegs ausgeschlossen, auch eine Klosterübersiedelung von einem Ort zum anderen kommt sonst noch vor, es sei für Hessen in dieser Beziehung nur auf Kloster Haina verwiesen, das ursprünglich in Aulisburg war. Da es nun nach der oben wiedergegebenen Darstellung der Chronik von 1151 sich mit der Klostergründung anderweitig verhält, so ist die hier erwähnte Aufzeichnung vielleicht darauf zurückzuführen, daß eine Adelebsen'sche Klostergründung zu Erpeshus später mit dem Kloster Lippoldsberg vereinigt wurde, weil sie für sich allein nicht gedieh. Diese Vereinigung würde dann unter dem im Jahre 1200 gewählten Erzbischof Lupold von Scheinfeld vor sich gegangen sein müssen, (siehe über ihn auch Böhmer-Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe II, S. XXVIII), da nur damals ein Luitpold (Lupold, Leopold) und ein Siegfried von Epstein als Erzbischöfe von Mainz einander gegenüberstanden. Einen Heinrich Leopold als Erzbischof von Mainz hat es nicht gegeben. Es war daher auch ein Heinrich Leopold von Hanstein niemals im Besitz dieser Würde. Die handschriftliche Aufzeichnung ist in dieser Hinsicht völlig unglaubwürdig.

Ueber die geistlichen Würdenträger, Würdenträgerinnen und Angestellten des Klosters ist Folgendes bekannt. Als Pröbste werden in den handschriftlichen Aufzeichnungen und Urkunden, betreffend das Kloster Lippoldsberg, bezw. dort ausgestellt, die in verschiedenen Büchern[14]) zusammengesucht werden müssen, nach Günther genannt: Arnold 1184, Friedlich oder Friedrich 1190, Konrad 1219, 1220, Heinrich 1233, Dietlich 1238, 1239, 1240, Bernhard 1253, Dietrich 1272, Heinrich 1279, 1283, 1285, Gottschalk 1312, Dietrich 1317, 1336, Hartmann v. Stockhausen 1351, Hermann 1353, 1358, Dietrich 1377, Konstantin 1440, Dethard 1470.

Als Priorinnen werden genannt außer der bereits unter Günther aufgeführten Margaretha 1151: Sophie 1303, 1304, Adele 1336, Gertrud v. Erwessen 1440, 1470, Sophie Goldsmeden 1491, Kune (Kunigunde) Hüsen 1523, 1534. Dann kommt noch als Aebtissin (Domina) vor: Beata Hypolita v. Adelebsen 1521, 1523, 1534, 1536, und eine Kellermeisterin (Celleraria) Kunigunde Heiser 1491, Alheid Geringe 1534; ferner eine Küsterin Ilse Eberwein, Kämmerin Gese v. Billingshausen, Sängerin Ilse Roland 1440, Katharina Saxen, Subpriorin 1491. Ueber Zahl und Namen der weiteren Nonnen erhellt nichts.

Der Gunst der mächtigen Landgrafen von Thüringen, an deren Gebiet das Kloster grenzte, scheint es sich anhaltend erfreut zu haben. Davon zeugen mehrere Briefe, die ihnen von dieser Seite ausgestellt wurden, so der Schutz- und Schirmbrief Landgraf Ludwig's III. als Grafen des

[13]) Ledderhose a. O., S. 224.

[14]) Wenck: Hessische Landesgeschichte, Bd. II, Urkundenbuch, S. 117, 224. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Bd. IV, S. 370 fg. (Abhandlung von Falckenhainer). Schrader's Aufzeichnungen.

Leingaues vom 15. August 1184 [15]) sowie dessen Bestätigung durch die Landgrafen Ludwig IV. bezw. Heinrich Raspe vom Jahre 1227 bzw. 1229, wodurch das Kloster von allen Zöllen bezüglich der zu seinen Bedürfnisse nöthigen Waaren auf der Fulda und Werra befreit wurde. [16])

Abgesehen von den Landgrafen von Thüringen hatte das Kloster auch Beziehungen zu den Grafen von Rinover, bezw. Dassel [17]) und den Herzogen von Braunschweig. [18]) Noch im Jahre 1437 erhielt das Kloster eine Schenkung des Herzogs Otto des Jüngeren von Braunschweig, wonach dieser dem Stift aus dem Salzwerke zu Bodenfelde wöchentlich einen halben Himten Salz (Braunschweiger Himten = 31,14 Liter) zur Küche zu liefern befahl. [19])

Bemerkenswerth ist in Bezug auf den Besitz des Klosters, daß sich derselbe bis in die Stadt Göttingen hinein, ja erheblich über diese Stadt hinaus erstreckte. Im Jahre 1336 erhielten Probst und Konvent des Klosters Lippoldsberg von Johannes Bernhardi zu Göttingen das bisher seiner Familie als den Stiftern zugestandene Patronatrecht über das dortige Hospital zum heiligen Geiste. Im Jahre 1371 übergaben die Gebrüder Johannes, Deythard und Ludwig von Rostorp (Roßdorf) die ihnen zugehörige Kapelle U. L. F. zu Moringen (ein Ort westlich von Nordheim und nördlich von Göttingen gelegen) dem Stifte zu Lippoldsberg.

Papst Clemens VII. (regierte von 1378—1394 zu Avignon) ertheilte die Genehmigung und bestimmte, daß ein Theil der Kircheneinkünfte dem Stifte zu Gute kommen solle, bestellte auch einen Weltgeistlichen für die Kirche. [20])

Aus der weiteren Geschichte des Klosters im Mittelalter ist hervorzuheben, daß, als im Jahre 1331 das Gerücht von der Auffindung des heiligen Leichnams im Reinhardswalde bei Gottsbüren sich verbreitete und nun Viele dahinströmten, Probst Theoderich zu Lippoldsberg mit dem Probste zu Hofgeismar und dem Kurfürsten Balduin von Trier als Verweser des Erzbisthums in Verhandlung trat und erzielte, daß die bisherigen Gaben zur Hälfte an Mainz für die Kirche zu Hofgeismar und zur Hälfte an Lippoldsberg für die Nonnen, die weiteren zu einem Drittel an Mainz, zu einem Drittel an Lippoldsberg und zu einem Drittel an eine über dem heiligen Leibe zu erbauende Kirche nebst Wohnungen für die Geistlichen fallen sollten. Hieran schlossen sich, abgesehen davon, daß aus dem erzbischöflichen Drittel die Zapfenburg (Sababurg) zum Schutze von Hofgeismar erbaut wurde, doch aber Kurfürst Balduin den Probst zu Lippoldsberg um ein Darlehn von 100 Mark reinen Silbers anging, um die an die Herrn von Hardenberg verpfändete Burg bei Gieselwerder einzulösen [21]), bedeutende Gütererwerbungen für das Kloster Lippoldsberg und sogar die Bildung eines Tochterklosters zu Gottsbüren unter einer besonderen Priorin. Leider war das nicht mit guten Folgen begleitet. Der Lebenswandel der heiligen Jungfrauen im Tochterkloster war nicht sehr rein und züchtig, sodaß der Erzbischof Heinrich von Mainz (1329 bis 1346) denselben im Jahre 1343 befahl, nach Lippoldsberg zurückzukehren, dann auf ihre Bitten sie an Ort und Stelle beließ, ihnen jedoch im Jahre 1345 die Auslieferung der ihnen geopferten Kleinodien befahl. Auch waren, da derselbe Erzbischof das an der Altstädter Kirche zu Hofgeismar entstandene und von da an die heilige Kreuzkirche zu Nordgeismar (ein am Fuße des Schönebergs bei Hofgeismar gelegenes und später ausgegangenes Städtchen) versetzte Chorherrnstift an die neue Kirche zu Gottsbüren verlegt hatte, ebenfalls im Jahre 1343, Streitigkeiten zwischen diesem Stifte und dem Kloster zu Lippoldsberg über die Grenzen der geistlichen Gewalt entstanden, worüber die Entscheidung nicht bekannt ist. [22])

An die gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts abgeschlossene Vereinigung einer Reihe von Klöstern, die sog. Bursfeldische Kongregation oder Union, schloß sich auch Lippoldsberg an.

[15]) Wenck a. O., Bd. II, Urk. S. 117.

[16]) Wenck a. O., Bd. II, S. 987; C. L. W. Buff: De conducendo jure serenissimorum Hassiae Landgraviorum per Wetteraviam (Gissae 1711), p. 32, not. c.

[17]) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, Bd. IV, S. 383fg; Schrader: Urk. S. 1, 9.

[18]) Urkunde von 1288, 25. August; Wenck a O., Bd. II, Urk. S. 224.

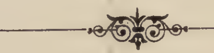
[19]) Itter'sche Chronik. Von den Adelsgeschlechtern der Umgegend waren die Grafen von Schonenberg (Schöneberg) Lehnsleute des Klosters. Die von Hagen zu Meimbressen hatten in der Klosterkirche ihre Begräbnißstätte, wofür sie dem Kloster Güter verschrieben.

[20]) Schrader: S. 413.

[21]) Schrader: Urkunde 86 vom Jahre 1332.

[22]) Zeitschrift für hessische Geschichte. N. F. Bd. I, S. 19fg.

(Schluß folgt.)



Das Tagebuch des weiland kurhessisch-westfälischen Offiziers Wilhelm Lorenz, späteren Klosterrentmeisters in Schlüchtern.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Henkel.

(Fortsetzung.)

Gleich im Anfange meiner Anwesenheit in Moskau hatte ich über Wien in die Heimath nach Kassel geschrieben. Am 10. Mai erhielt ich schon Briefe. Die Freude über deren Empfang kann ich nicht schildern. Die Anweisung an das Handelshaus Guigetti & Krüger setzte mich sofort in eine ganz andere Lage. Schon nach einigen Tagen sah ich wieder einem europäischen Menschen ähnlich, nachdem ich bisher wie ein Russe der ärmsten Volksklasse gekleidet gewesen war, eingenäht in Schafpelze. Die Witterung erlaubte es mir auch, mich so zu kleiden, wie es in der deutschen Heimath üblich ist. Durch die Güte des Herrn Professors Cubay fand ich in mehreren Häusern freundliche Aufnahme. Mein Geist, der schon angefangen hatte, durch das bisher erlittene Unglück stumpf zu werden, ward allmählich wieder heiterer, und ich sah schon ziemlich ruhig meinem ferneren Schicksal entgegen, als sich plötzlich unsere Lage mit jähem Uebergange und zu unserm größten Leidwesen veränderte. —

Infolge eines leidigen Vorfalls nämlich, der auf einem Kaffeehaus durch die Leidenschaftlichkeit eines französischen Kürassieroffiziers herbeigeführt wurde, reizten wir den Zorn des Gouverneurs von Moskau, des Grafen Rostopschin, dermaßen, daß er uns sofort und ohne irgend welche Untersuchung über den Sachverhalt in das Innere Rußlands zurückschickte.

Am 21. Mai 1813 mußten wir auf Wagen, von Wachen umgeben, Moskau verlassen. Doch versprachen uns unsere zurückbleibenden Kameraden bei unserm Aufbruche, alles Mögliche aufzubieten, um unsere Unschuld an den Tag zu legen.

Wir wurden zunächst nach der Gouvernementsstadt Wladimir, 300 Werste nordöstlich von Moskau an der Kljasma, südwestlich von Nowgorod gelegen, geschafft. Die Reise dauerte volle 14 Tage. Hier hofften wir nun vorläufig aushalten zu sollen, aber vergebens. Sogleich nach unserer Ankunft wurde uns vom Gouverneur eröffnet, daß Nisnij-Nowgorod unser Bestimmungsort sei, wo uns dann weitere Ordre zukommen werde. Wir langten denn auch daselbst nach einem dreiwöchentlichen Marsche an und empfingen sofort vom Gouverneur die Mittheilung, daß er Befehl erhalten habe, uns nach Kasan, der alten Tataren-Hauptstadt, an der Kasanka, einem Zufluß der Wolga, gelegen, bringen zu lassen. Nur mit vieler Mühe erlangten wir nach dieser niederschmetternden Nachricht die Erlaubniß, einen Ruhetag halten zu dürfen; auf keinen Fall wollte er uns gestatten, in der Stadt zu wohnen, sondern er ließ uns in einem Dorfe an der Wolga einquartiren. Wir selbst sowohl als die 180 Mann Soldaten, zum großen Theile Mannschaften von der alten Garde Napoleon's, wurden beständig bei Tag und bei Nacht auf's strengste bewacht. Diese Handvoll unglücklicher Menschen war der elende Rest der in den Lazarethen und Hospitälern Moskaus zurückgebliebenen Franzosen. Ihr Haß gegen die Russen war grenzenlos. Täglich fielen, aller angewandten Mühe ungeachtet, Exzesse beim Transport vor. Die Menschen waren an das Blutvergießen dermaßen gewöhnt, daß sie glaubten, nicht ohne dasselbe leben zu können. So konnten wir eines Tages nur durch Bitten den uns führenden Offizier aus ihren Händen retten, in dem Augenblicke, als sie im Begriff standen, ihn zu erschlagen. Auch wir Offiziere mußten von diesen verwilderten Leuten Beschimpfungen hinnehmen, indem sie sowohl uns deutschen, als auch den Offizieren französischer Nation vorwarfen, daß wir nicht mehr patriotisch gesinnt seien. Der Gouverneur von Nowgorod, den wir von den Ausschreitungen der Leute unterrichten ließen, gab denn auch Befehl, daß uns zu mehrerer Sicherheit noch 100 bewaffnete Bauern, Radniks, als Eskorte mitgegeben wurden. Unser Marsch, der dadurch nur sehr langsam von Statten ging, wurde bei der glühenden Sonnenhitze und in dem heißen Sande der Landschaft fast unerträglich. Einige Tagemärsche weiter kamen wir schon zu den unsauberen Cheremisen, die aber oft bei unserer Annäherung ihre elenden Dörfer verließen. Endlich erreichten wir das Gouvernement Kasan und befanden uns zum ersten Male mitten unter Asiaten, unter den Tataren. Vieles Gute könnte ich von dem edlen Benehmen dieses schönen, stolzen und doch so gutmüthigen Volkes im Verkehr mit uns europäischen Gefangenen berichten. —

Noch einige Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt, erhielt unser Führer den Befehl, uns sofort nach dem Gouvernement Wjätka zu schaffen, weil in Kasan Unruhen ausgebrochen seien, die durch unsere Ankunft bedenklich werden könnten. So wurden wir denn wieder über die

Wolga geschifft und erreichten nach zwei Tagemärschen die Grenzgebiete des Gouvernements, wo uns im Städtchen Kerentsk am Wad Quartiere angewiesen wurden. Beim Uebersetzen über die Wolga hätte nicht viel gefehlt, so wären wir aus den schwankenden, überfüllten Kähnen in die Fluthen gestürzt.

Bald nach unserer Ankunft machte ich mit dem Kapitän Oubry vor dem Städtchen einen Spaziergang, als wir von einer Bande Bauern so wüthend angegriffen wurden, daß wir die Flucht ergreifen mußten; den folgenden Tag aber erreichte das Verhängniß den italienischen Offizier Fontinat, der schrecklich verstümmelt unweit der Stadt vorgefunden wurde.

Vier Tage darauf erhielten ich und der Lieutenant Seyd und noch ein holländischer Offizier zu unserer Verwunderung die Ordre nach Wjätka, der Gouvernementshauptstadt, aufzubrechen, und die deutschen Mannschaften sollten uns ebenfalls dorthin folgen. So leid es uns war, uns von den sehr braven französischen Offizieren trennen zu müssen, ebenso lieb war es uns andererseits, von den übrigen unruhigen Köpfen entfernt zu werden.

So schnell, als die schlechten Wege es in dieser mit Tannen- und Laubwäldern bedeckten Landschaft erlaubten, fuhren wir nun Tag und Nacht auf unser Ziel los, immer gerade nach Norden. Nur alle drei bis vier Tage kamen wir zu einem Dorfe, wo wir uns verproviantiren durften. Auf dieser Fahrt passirten wir noch einzelne tatarische und ceremisische Dörfer. In einem derselben wurde etliche Tage gerastet, und da gerade irgend ein Fest gefeiert wurde, so bekamen wir die Gelegenheit, mancherlei von den Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten dieses schmutzigen, rohen Volkes kennen zu lernen. Ich selbst lag bei einem ihrer Edelleute im Quartier, der aber nach unseren deutschen Begriffen nichts Besseres war, als etwa ein mittelmäßiger Bauer. Da wir in diesem Dorfe noch einige Tage verweilen mußten, weil die nöthigen Pferde noch nicht zur Stelle waren, so gingen wir einige Male mit den Töchtern dieses sogenannten Edelmannes auf die Jagd und zwar mit Bogen und Pfeilen, wurden aber wegen unserer Ungeschicklichkeit im Handhaben dieser primitiven Waffen ausgelacht. Diese Mädchen ließen es sich dagegen sehr angelegen sein, uns ihre Geschicklichkeit recht oft zu zeigen. So schoß die eine derselben eines Abends meinem Burschen bei unserer Nachhausekunft den Schacko auf hundert Schritte vom Kopfe, ohne länger als einen Augenblick darauf gezielt zu haben. Da viele Männer dieses Volkes auch des Russischen mächtig waren, so konnten wir uns auch bequem mit ihnen unterhalten.

Nach vielen Mühseligkeiten waren wir endlich in Wjätka, das am gleichnamigen Nebenfluß der Wolga liegt. Gouverneur war ein Baron Pratka, der uns nicht allein recht freundlich empfing, sondern uns auch sein Bedauern über unser bisheriges hartes Schicksal aussprach. Er erzählte uns, daß, sobald die Nachricht von unserer bevorstehenden Ankunft eingetroffen, er sofort den Befehl gegeben hätte, daß die deutschen Offiziere und Soldaten von der Kolonne abgesondert allein nach Tobolsk reisen sollten. Wie erschraken wir bei Nennung dieses ominösen Namens, der jenseit des Urals, tief in Sibirien gelegenen Stadt; hatten wir uns doch bisher der Hoffnung hingegeben, daß Wjätka der Ort unserer Verbannung sein würde. Nur mit Mühe vermochten wir unseren Unwillen über diese unverdiente Strafe in Gegenwart des wohlgesinnten Gouverneurs zu bekämpfen. Derselbe ließ uns am nächsten Tag zu Tisch bitten. Hier wurde unter Anderem auch von der kaiserlichen Familie gesprochen, zu deren Lobe der Gouverneur nicht genug zu erzählen wußte. Er führte auch an, daß sich die Prinzessin Amalie der Gefangenen sehr gütig annähme; noch vor Kurzem habe sie den Befehl erwirkt, zwei baierische Offiziere, die von Moskau nach Wjätka befördert würden, sogleich bei ihrer Ankunft mit dem Nöthigen zu versehen und schleunigst nach Petersburg zu schicken. Aus Gefälligkeit ließ er den betreffenden Befehl herbeiholen; aber wer beschreibt unser Erstaunen, als wir in demselben unsere, Lieutenant Seyd's und meinen eigenen Namen fanden? Und wie soll ich das Gefühl nennen, das sich damals unser bemächtigte! Der Gouverneur aber wußte sich nicht eher die dann folgenden Ausbrüche unserer ausgelassenen Freude zu erklären, bis wir ihm nachwiesen, daß wir in diesem Befehle gemeint seien, und daß die Bezeichnung „baierische Offiziere“ lediglich ein Irrthum sei. Alle Anwesenden nahmen den innigsten Antheil an unserem großen, unverhofften Glück. Selbst des Gouverneurs Gemahlin umarmte uns mit ihrer slawischen Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit. So hatten wir denn unseren Freunden in Moskau, besonders dem edlen Professor Cubay unsere Freiheit zu verdanken, da, wie wir späterhin in Petersburg erfuhren, er sich bei der Prinzessin Amalie für uns verwandt hatte. Dann stellte es uns der Gouverneur frei, ob wir sofort abreisen, oder uns noch einige Zeit in Wjätka ausruhen wollten. Wir wählten das Letztere und

blieben noch acht Tage in der Stadt, worin uns der Aufenthalt sowohl von Seiten der Familie des Gouverneurs, als auch von den übrigen angesehensten Einwohnern so angenehm als möglich gemacht wurde. Die Freundschaft dieses braven Mannes ging so weit, daß er uns anbot, für immer im Zirkel seiner Familie zu bleiben, ein Anerbieten natürlich, das wir nicht um alle Kronen in der Welt angenommen haben würden.

Unsere Leute, die noch vor unserer Abreise in Wjätka eintrafen, theilten ebenfalls unsere Freude, denn auch ihnen wurde bekannt, daß sie nun nach Petersburg gebracht würden, von wo sie dann in's Vaterland zurückkehren durften. Daß auch sie von den braven Bewohnern Wjätkas sehr gut aufgenommen wurden, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen.

Wir reisten nun in Begleitung des russischen Kapitäns Apramentka nicht mehr als Gefangene, sondern als Freunde Rußlands von der Stadt ab, wo wir so viel Gutes genossen hatten. Bis Kostroma an der oberen Wolga, der ersten Gouvernementsstadt, die wir passirten, waren die Wege kaum befahrbar, besserten sich aber allmählich. In dem dicht dabei gelegenen Jaroslaw machten wir die Bekanntschaft mehrerer deutscher Künstler, an die wir Empfehlungsbriefe von Wjätka bekommen hatten und die uns einen warmen, landsmannschaftlichen Empfang bereiteten. Der uns begleitende russische Offizier rieth uns, als wir nach dem Landstädchen Tiffin gelangten, ein Schiff zu miethen, auf dem wir binnen 6 bis 8 Tagen über den Ladogasee und durch den Katharinenkanal nach Petersburg kommen könnten, während die Landreise unter Umständen 3 Wochen dauern könnte. Der Vorschlag leuchtete uns ein, der Schiffer machte uns die schönsten Versprechungen, und so gingen wir unter Segel.

Am ersten Tag ging alles gut, aber am zweiten fiel so reichlich Schnee, daß der Patron kaum wußte, wo hinaus. Am dritten wurde es so kalt und windig, daß wir jeden Augenblick befürchteten auf den Sand aufzufahren, und dies geschah denn auch gegen Sonnenuntergang. Furchtbar war die Kälte, die wir während der nun kommenden Nacht auszuhalten hatten, weil unser Schiffer kein Feuer am Bord duldete. Als die Sonne aufging, gewahrten wir, daß unser Fahrzeug eine halbe Stunde vom Ufer festgefroren dalag. Unser Entschluß war schnell gefaßt, wir verließen das Boot, um das nächste Dorf aufzusuchen und alsdann einen Wagen abzuschicken, der unser Gepäck abholen sollte. Einige Werste irrten wir im Schnee bis an die Hüften in der Wildniß umher, bis wir in einem Thale einer Gruppe kleiner Häuser ansichtig wurden. Aber ehe wir so weit kamen, hatte ich noch das Unglück, bis an den Hals in einen Bach zu stürzen; und in diesem Zustand, wie ein gefrorener Schneemann, erreichte ich mit den Anderen das Quartier.

Es dauerte einige Tage, ehe wir uns von dem Fieber, das uns alle befallen, einigermaßen erholt hatten; und da wir uns für unsere Schifffahrt mit Rum, Thee und anderen Lebensmitteln reichlich versehen hatten, so kam uns dies in unserem ärmlichen Quartier jetzt trefflich zu statten. Denn die Leute selbst hatten nichts als Schwarzbrot und Sauerkraut und nicht einmal den üblichen Wutki oder Wodka, den russischen Schnaps. Nach gründlicher Erholung ging es weiter bis Ladoga, der an dem gleichnamigen See gelegenen Stadt. Der russische Offizier meldete von Schlüsselburg aus an den Gouverneur von Petersburg unser Eintreffen, und so erreichten wir endlich am 14. November 1813 leidlich wohlbehalten das Ziel unserer Wünsche.

(Schluß folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Reisereklame im Anfang dieses Jahrhunderts. Wie unsere Großväter und Urgroßväter die Lust zum Reisen zu erwecken suchten, zeigt folgende Anzeige in dem Fuldaer Intelligenzblatt aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts nebst der am Schlusse derselben hinzugefügten Erläuterung:

„Unterzeichneter hat sich durch den Genuß der Naturschönheiten, welche das Dammersfeld und die angrenzenden Wälder darstellen, sehr oft glücklich gefühlt und immer den Wunsch bei sich gehegt, daß er auch anderen Menschen zu diesem Genusse verhelfen könnte. Er offerirt demnach Herren, die Lust zu einer Reise dahin haben, andurch seine Dienste und wird sie in alle Gegenden und Stellen, wo er auf etwas Interessantes aufmerksam machen zu können glaubt, bereitwillig einführen und begleiten. Der schicklichste Sammelplatz dürfte wohl

das Dammersfeld selbst sein, indem man daselbst nicht nur die ersten Bedürfnisse befriedigen, sondern auch von da aus als einem gemeinschaftlichen Centrum die beliebigen Ex= und Recursionen mit Bequemlichkeit machen kann. Wollten mir also Herren, die an so einer Lustreise Freude finden, die Zahl der Gesellschaft und den Tag der Zusammenkunft vorläufig bekannt machen; so würden sie mich dadurch in Stand setzen, die ganze Reise vorzubereiten, unterhaltender und bequemer zu machen.

Schmalnau, den 30. May 1807.

J. G. P., Förster.

Zusatz:

Daß Herr Förster P. seine Dienste zu einer so interessanten Reise, als die auf den höchsten Punkt des fuldaischen Landes, das Dammersfeld, und auf seine so instruktive Umgebungen ist, mit so vieler Bereitwilligkeit anbietet, verdient unseren Dank, und wer aus Erfahrung weiß, daß Bergreisen ohne Führer meistens nur halb gemacht werden, wird den Wert dieses Anerbietens erst recht zu würdigen wissen; möge er demnach das Vergnügen haben, den Genuß dieser Naturschönheiten recht vielen Herren, die für so etwas Sinn haben, mitzutheilen und bequemer zu machen.

Verlohnt sich's denn aber auch der Mühe, nach dem Dammersfelde zu gehen und sich todtmüde daran zu steigen? Wer freilich so was fragt, geht schwerlich mit, und er mag seines Leibes bequemer zu Hause pflegen; das soll er thun, was geht's uns an? Aber jungen Männern, die bei noch regsamen Sinnen Geschmack an Naturfreuden haben, erlaube ich mir ein paar Aufmunterungen dazu zu geben.

Abgesehen davon, daß Bergreisen jetzt die allerneueste Mode sind, wäre es doch für einen jungen Mann, der Anspruch auf Bildung macht, ein wenig Schande, in der Geographie seines Vaterlandes so wenig gethan zu haben, daß man die höchsten Punkte desselben nicht mit eigenen Füßen umschritten hätte, wenigstens in seinem Leben nicht einmal; sonst geht's einem, wie dem guten Tityrus beim Virgil: urbem quam dicunt Romam, putavi stultus ego huic nostrae similem, oder wie jenem Handwerksgesellen im Vademecum, welcher, als er 7 Stunden weit in die Fremde gegangen war, bei seiner Zuhausekunft seiner Mutter klagte: Ach Mutter, wie ist die Welt so groß! Dem künftigen Geschäftsmann wird Lokalkenntniß seines Vaterlandes die besten Dienste leisten, wie sich das von selbst versteht.

Wer Geld genug hat, giebt in seinem Leben manchen schönen Thaler zu Lustpartien hin, an deren Ende er sich verdrüssig fragt, was er denn für einen reellen Genuß dafür gehabt? Nicht die rauschenden Vergnügen sind es, bei deren Genuß man sich wirklich glücklich findet, sondern nur die Naturfreuden allein geben einen, zwar stillen, aber desto tiefer einwirkenden Genuß. Auf dem Dammersfelde ist ein geräumiges, mit einem schönen Saale versehenes Haus, und man findet daselbst alle nöthigen Bequemlichkeiten; hat man sich da nun ausgeruht und lustwandelt dann am Morgen eines heiteren Juliustags auf diesem hohen Bergrücken, sieht, wie sich auf einmal ein großes Theater von Bergen und Thälern, bis tief in Sachsen und Hessen hinein, eröffnet, sieht, wie hier ein großer Wald in tiefem Schatten, dort eine weithin grünende Flur im mildesten Lichte liegt, über kurz oder lang die Scene sich ändert oder gar wechselt, athmet diese reine, nicht mit Herbergedünsten oder Sumpfexhalationen verunreinigte, nicht eingeengte, sondern von allen Seiten offene Luft, diesen wahren Lebensäther — bei einer Temperatur, die das rege Spiel der Sinne mehr anfrischt als abstumpft, und der angenehmen Abendwärme eines heiteren Maitages gleichkömmt, mittlerweile unten in den Thälern eine lästige Hitze drückt — ist man solchergestalt ein paar Stunden dem Einflusse aller milden Elemente ausgesetzt gewesen: o dann fühlt man ein Wohlbehagen des Körpers, in dessen fortdauerndem Besitze nur der glückliche Indier unter seinem Bananenbaum ist, und eine Exaltation des Geistes, als Folge des tiefen Eindrucks großer und erhabener Naturmalereien. Die reichen Römer verließen im Sommer die heißen Ebenen Italiens und retirirten sich auf Berge, um dort der angenehmen Kühle zu genießen; der irritable Horaz setzte lieber alles auf's Spiel, um aus der Stadt weg auf diese Höhen zu kommen, und ich lasse mir es nicht nehmen, dort hat er seine besten Verse gemacht, dieser Liebling der Kamönen! Die Aerzte haben in neueren Zeiten das Luftbad gepriesen; dies findet man unter obigen Umständen auf Bergen oder nirgends.

Junge Botaniker — hierher, in diese Waldungen, diese übervollen Magazine von Florens Reichthümern, wenn ihr Schönheiten, Seltenheiten suchet: zur rechten Zeit angekommen, habt ihr nicht Hände, nicht Portefeuilles genug, um die reiche Ausspenderin vollends leer zu plündern; geht nur immer zu, ihr geht nicht fehl! Vergesset nebenbei der lieben Entomologie nicht, dort giebt's Prachtkäfer, oder nirgends.

Endlich ihr, noch nicht vom erschlaffenden Einerlei der Geschäftsarbeit halberstorbene Menschen, junge Männer, denen Melpomene lachte, als ihr geboren wurdet, Dichter, Maler, Bildner und Virtuosen

jeder Art, — hierher auf diese Dammersfelder Kuppe, und hinabgesehen in dieses lebendige Spiel von Kräften und dann lies, du Dichter, wenn du's kannst, den Oberon, ohne daß dir hier alle Adern tiefer pulsirten, Maler, sieh diese Licht= und Schattenmasse, und lerne weiter nichts, wenn du's kannst, komm mit kaltem Kopfe von dieser Kuppe und begehre zu essen und zu trinken für deinen Leib, sobald du hinüber kömmst in den Saal. —

Eine Reise auf das Dammersfeld hat demnach, wie man sieht, ein vielseitiges Interesse, und ich weiß nicht Worte genug zu finden, um sehr viele Menschen dazu aufzufordern, nachdem ich Alles das aus eigner Erfahrung kenne; sie wird niemanden gereuen, man wird sie sogar mehrere Jahre wiederholen wollen, weil die Phantasie bei dem ersten Besuche mehr überrascht, als angenehm bezaubert wird, man wird laut wünschen, in das Detail der einzelnen Schönheiten eingehen zu können. Versteht sich, an einem sehr heiteren Julius= oder Augusttage.

Prof. H."

R.

Bilder aus Hessenland.

I.
Boyneburg.

Umschwirrt von Dohlenschwärmen,
Heut' nur dein morscher Thurm
Auf öder Kalksteinplatte
Noch trotzt der Zeiten Sturm . . .

Wie einst, da Barbarossa
Hier, wie die Chronik sagt,
Mit seines Reiches Großen
Um Krieg und Frieden tagt',

Heut', wenn dich Wolken hüllen,
Besorgt um sein Geschick,
Zu dir, dem — Wetterzeichen,
Erhebt sich mancher Blick . . .

Doch wer von deinen Zinnen
Die weite Rundsicht schaut
Vom Rheingau bis zum Hunsrück,
Der jauchzt und jubelt laut,

Wenn er mit Windeseile
Durch Berg und Thal und Ried,
Umweht vom weißen Fähnlein,
Das Dampfroß sausen sieht!

Welch ein Triumph des Friedens!
Drum keine Thräne weiht,
Da hier noch Schwerter klirrten,
Dem Glanz der — Ritterzeit.

II.
Heldrastein.

Wo, nimmer rastend, durchschlängelt
Des Ringgaus gesegnetes Land,
Vorüber an Städtchen und Weilern,
Der Werra silbernes Band,

Wo an der Fernsicht das Auge
Sich weidet in trunkener Lust,
Der Windsbraut streckst du entgegen
Die trutzige Felsenbrust:

O, möcht' in den Stürmen des Herzens,
Wie du so gewappnet sein,
Wer steht auf den Höhen des Lebens,
Du trutziger Heldrastein!

Albert Weiß.



Aus Heimath und Fremde.

Universitätsnachrichten. Für das Universitätsjahr 1899/1900 wählte der akademische Senat zu Marburg den Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Ahlfeld zum Rektor. Derselbe tritt als solcher an die Stelle des Professors der Geschichte Dr. Freiherr von der Ropp. — In der philosophischen Fakultät zu Leipzig habilitirte sich am 19. Juli Dr. Ferdinand Sommer aus Kassel für indogermanische Sprachen. — Der ordentliche Professor der inneren Medizin Dr. Friedrich Müller zu Marburg wurde zum Nachfolger Professor Immermann's in Basel ernannt; der Kreisthierarzt Dr. Rievel zu Marburg zum Professor der thierärztlichen Hochschule zu Hannover.

— Der außerordentliche Professor der vergleichenden Sprachwissenschaften an der Universität Marburg Dr. Paul Kretschmar hat einen Ruf nach Wien angenommen. — Zu der bez. Notiz in vorigem Heft ist nachzutragen, daß Dr. Karl Heldmann, welcher sich in der philosophischen Fakultät zu Halle habilitirt hat, außer für mittelalterliche auch für neuere Geschichte die venia legendi erlangt hat.

Hessischer Nationalverband von Nordamerika. In den Tagen vom 16. bis 19. Juli d. J. fand zu Buffalo, N. Y., unter der Betheiligung von mehr als 100 Abgeordneten und einer sehr großen Zahl sonstiger Mitglieder hessischer Unterstützungsvereine deren vierter Jahres-Verbandstag statt. Der ersten Geschäftssitzung wohnte der Mayor von Buffalo, Diehl, der selbst Hesse von Geburt ist, bei. Der Präsident des Verbandes, John Henry aus Toledo, begrüßte ihn mit einer recht bemerkenswerthen Ansprache, aus der wir folgende Stelle hervorheben: „Wir wollen deutsche Sprache und deutsche Sitte allezeit hochhalten und zu verbreiten suchen, auch im Adoptiv-Vaterlande. Wir huldigen der kosmopolitischen Idee, daß ein guter Deutscher jederzeit ein guter Amerikaner ist. Der Deutsch-Amerikaner mit seinem ihm angeborenen Loyalitäts- und Freiheitsdrange ersieht Gefahr in der kurzsichtig-egoistischen Jingo-Politik, wie sie jetzt das Land und die gelbe faule Presse durchseucht. Wir sind einer Eroberungspolitik abhold als gemeinschädlich für den Fortbestand der Republik; wir wollen weder Expansion noch Imperialismus, sondern halten uns an die bewährten staatsmännischen Grundsätze eines Georg Washington, Thomas Jefferson, James Monroe und Abraham Lincoln." Aus dem Bericht des Sekretärs ergab sich, daß der Verband, der beim Ableben von Mitgliedern deren Hinterbliebenen 500 Dollar Sterbegeld zahlt, im letzten Jahre sehr befriedigende Fortschritte gemacht hat und jetzt 3268 Mitglieder zählt. In dem Verbande sind vorläufig neun Staaten vertreten. Doch liegen schon aus vielen Städten Berichte vor, in welchen um Anschluß an den Nationalverband ersucht wird. Mayor Diehl wurde einstimmig zum Ehrenmitgliede ernannt, der Präsident als solcher wiedergewählt. Der nächste Verbandstag wird in Chicago, Ill., welches sich während der diesjährigen Tagung dem Bunde angeschlossen hat, abgehalten werden. Möge in dem Verbande auch ferner deutsches und hessisches Volksthum jenseits des Ozeans eine kräftige Stütze finden!

Todesfall. Am 30. Juli verstarb zu Arolsen, wo er sich bei dem im vorigen Jahre erfolgten Uebertritt in den Ruhestand niedergelassen hatte, der ehemalige Regierungspräsident Adolf von Heppe, geboren zu Kassel im Jahre 1836. Im Jahre 1866 war von Heppe Referendar bei der Regierung der Provinz Niederhessen zu Kassel. In den preußischen Staatsdienst übernommen, wurde er 1872 Landrath des Kreises Schleusingen. Im Jahre 1879 wurde er als Oberregierungsrath und Stellvertreter des Polizeipräsidenten nach Berlin versetzt und war zuletzt Regierungspräsident in Trier.

Personalien.

Ernannt: Amtsrichter Vogelsang in Borken zum Amtsgerichtsrath; Hülfsarbeiter Wilhelm Pflüger zum Sekretariatsassistent bei der Murdhard'schen Stadtbibliothek zu Kassel.

Verliehen: dem Mitgliede der Generalkommission zu Kassel, Regierungsrath Rauch der Charakter als Geheimer Regierungsrath; dem Gewerbeinspektor Scheibel in Fulda der Charakter als Gewerberath mit dem Rang der Räthe 4. Klasse; dem Spezialkommissionssekretär Götze in Kassel der Charakter als Kanzleirath; dem Freiherrlich von Stumm'schen Forstkassirer Kalkhof zu Ramholz der Kronenorden 4. Klasse.

Verlobt: Ingenieur Heinrich Schüßler (aus Kassel) zu Köln mit Fräulein Olga Menk (Kassel, Juli).

Vermählt: Oberlehrer Dr. Ludwig Pistor zu Kassel mit Fräulein Mathilde Grote (Frankfurt a. M., 16. Juli); Pfarrer Otto Eisenberg zu Remda mit Fräulein Amelie Baum, Tochter des Pfarrers zu Wehren (Wehren, 27. Juli); Regierungsassessor Eissengarthen zu Homberg mit Fräulein Schmidt (Kassel, August).

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Richard Fuhse und Frau Marianne, geb. Schäffer (Kassel, 31. Juli); Apotheker Wiegrebe und Frau (Barntrup i. Lippe, 1. August); eine Tochter: Rechtsanwalt Auth und Frau Emmy, geb. Engelbert (Marburg, 30. Juli); Professor Dr. med. Witzel und Frau Else, geb. Liebig (Kassel, 9. August); Kaufmann Fritz Loewe und Frau Maria, geb. André (Kassel, 12. August).

Gestorben: Regierungspräsident a. D. Adolf von Heppe, 62 Jahre alt (Arolsen, 30. Juli); verwitwete Frau Auguste Jung, geb. Haack, 81 Jahre alt (Hanau, 1. August); Kaufmann Karl Strauch, 40 Jahre alt (Kassel, 2. August); verwittwete Frau Klementine von Uslar-Gleichen, 79 Jahre alt (Kassel, 2. August); Kantor und Lehrer Konrad Aschermann (Bergshausen, 6. August); Frau Katharina Gleim, geb. Hilgenberg (Melsungen, 7. August).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. September 1899.

Bergfahrt.

O könntest Du mit mir wandern
Durch freie Bergwaldluft;
Die ganze Welt ist Sonne,
Die ganze Welt ist Duft!

Es rauscht durch dunkle Kronen
Ein Lied von Majestät.
Fern grüßen stolze Zinnen,
Von Goldgespinnst umweht.

Die Haideglocken läuten
In zarter Melodie;
Die ganze Welt ist Wonne,
Ist süße Poesie!

O könntest Du mit mir wandern
Durch alle diese Lust,
Einflösse ein Liedersegen
In Deine junge Brust.

Hier klingt des Bergwalds hehre,
Gewalt'ge Symphonie,
Hier rauscht die wunderbare,
Die ew'ge Melodie . . .

Die ganze Welt ist Wonne,
Ist Duft und gold'ner Schein;
Die ganze Welt ist Sonne
Und diese Welt ist — Dein!

Kreuzberg (Rhön).

Valentin Traudt.





Die Erwerbung der Herrschaft Schmalkalden durch Hessen.

Nach der gleich betitelten Abhandlung von Dr. Karl Knetsch.

Die Abhaltung der Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden giebt besondere Veranlassung dieses Ortes zu gedenken und uns zu vergegenwärtigen, wie alt seine Beziehungen zur Landgrafschaft Hessen sind.

Alles, was auf die Erwerbung der Herrschaft Schmalkalden durch Hessen Bezug hat, ist neuerdings in einer Schrift zusammengefaßt, die unter dem in der Ueberschrift dieses Artikels mitgetheilten Titel von einem jungen hessischen Historiker, Dr. Karl Knetsch aus Kassel, als Inauguraldissertation veröffentlicht ist. (Marburg 1898. 56 S. 8°)

Der erste Theil dieser fleißigen Arbeit, die ihrem Verfasser und dessen Lehrer Professor Dr. Freiherrn von der Ropp (s. „Hessenland" 1899, S. 187) alle Ehre macht, schildert die Vorgeschichte der Erwerbung Schmalkaldens und zeigt, wie die hessischen Landgrafen zur Erreichung ihres Zieles unbeirrt vorwärts schritten, im allgemeinen nach den gedruckten Quellen, während der zweite Theil, welcher die Verhandlungen in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts darstellt, fast ausschließlich auf dem reichhaltigen Aktenmaterial des Marburger Staatsarchivs beruht, dessen Schätze der Vorsteher des königlichen Staatsarchivs, Geheimer Archivrath Dr. Könnecke den jungen hessischen Geschichtsforschern für ihre Studien bereitwilligst öffnet.

Der Grund zu der späteren und endgültigen Erwerbung des ganzen durch sein reiches Gewerbe, vor allem durch die dort schon seit Jahrhunderten in höchster Blüthe stehende Eisen- und Stahlindustrie bekannten Amts Schmalkalden ist bereits früh, schon im 14. Jahrhundert gelegt worden.

Kaum waren im Laufe der Zeit der Grafschaft Henneberg entfremdete Gebiete wie die Pflege Koburg und Schmalkalden durch die Heirath des Grafen Heinrich VIII. mit Jutta, einer Tochter des Markgrafen Hermann von Brandenburg, im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts mit derselben wieder vereinigt, als Heinrich's Tod (1347) und das Abscheiden seiner Wittwe Jutta (1353) Anstoß zu einer Landestheilung wurden, die die eben erreichte Vereinigung der Stammlande wieder verloren gehen ließ.

Wurde 1347 zwischen Heinrich's Wittwe Jutta und seinem Bruder Johann getheilt, so zerfiel Jutta's Erbe 1353 wieder in drei Stücke. Elisabeth, die älteste Tochter, verkaufte im Jahre 1354 mit ihrem Gemahl Graf Eberhard dem Greiner von Würtemberg ihren Antheil für 90 000 fl. an den Bischof Albrecht von Würzburg; die mittlere, Katharina, brachte ihrem Gatten, dem Landgrafen Friedrich dem Strengen von Thüringen die Pflege Koburg mit, und das letzte Drittel gewann der Burggraf Albrecht von Nürnberg durch seine Vermählung mit der jüngsten Tochter Sophie. Da das neue Gebiet aber von Nürnberg weit entfernt lag, fühlte Graf Albrecht sich bewogen, dasselbe zu veräußern. Die Käuferin fand sich in der Gräfin Elisabeth von Henneberg, der Wittwe des 1359 verstorbenen Grafen Johann, des Bruders Graf Heinrich's VIII., die für Henneberg zu retten suchte, was von den verlorenen Landen noch zu retten war. 1360 schloß sie mit ihrer Nichte zu Nürnberg und deren Gemahl einen Vertrag ab, wonach das hennebergische Erbtheil von Heinrich's jüngster Tochter um 43 000 fl. in ihren Besitz übergehen sollte. Das immer noch ziemlich bedeutende Gebiet bestand aus Schloß und Stadt Schmalkalden, der halben Zent Benshausen, der Vogtei über das Kloster Herrenbreitungen und der halben Veste Scharfenberg.

Da die Gräfin Elisabeth aber den Kaufpreis nicht aufbringen konnte, vereinigte sie sich deshalb mit dem hessischen Landgrafen Heinrich und dessen Sohne Otto dahin, daß die hessischen Fürsten die Zahlung von 20 000 fl. übernahmen und so die Hälfte dieser Landestheile erwarben. Damit war die spätere endgültige Erwerbung der ganzen Herrschaft Schmalkalden durch Hessen vorbereitet.

Von dieser Zeit an blieb die Herrschaft bis zum am 27. Dezember 1583 erfolgten Tode des

letzten Henneberger Grafen Georg Ernst im gemeinsamen Besitze der beiden Häuser Henneberg und Hessen und zwar in der Weise, daß von Schmalkalden, der Vogtei Herrenbreitungen und der Zent Brotterode jedem von beiden die ideelle Hälfte zustand, während Henneberg vom Schlosse Scharfenberg und der Zent Benshausen drei Viertel zufielen, da es schon vor dieser Erwerbung im Besitze des halben Schlosses gewesen war und größere Theile der Zent Benshausen innegehabt hatte.

Der gemeinsame Besitz war die Ursache jahrzehntelangen Zwistes zwischen Hessen und Henneberg, obgleich mehrfache Verträge zwischen beiden Häusern abgeschlossen wurden. Diese bewirkten jedoch, daß Hessen im Schmalkaldischen immer fester Fuß faßte. Den Schlußstein in der Kette von Verträgen und Vereinbarungen bildete der Pakt, welcher am 24. April 1575 zwischen Landgraf Wilhelm IV. und dem Grafen Georg Ernst geschlossen wurde. Man verschmolz die bisher getrennte Verwaltung des hennebergischen und hessischen Antheils zu einem einheitlichen Ganzen. Hessen zahlte, da Henneberg durch das Abkommen einige Vortheile einbüßte, an den Grafen 12000 Thlr., und am 15. Juni leisteten auch die bisher nur dem Henneberger unterstehenden Einwohner des hessisch-hennebergischen Gebiets dem Landgrafen die Erbhuldigung, welche ihm von Seiten des andern Theils, nämlich von Stadt und Gericht Schmalkalden, den Zenten Herrenbreitungen, Benshausen und Brotterode wie der ganzen Gemeinde Barchfeld bereits nach dem Tode seines Vaters Landgraf Philipp am 8. August 1567 geleistet war. Außerdem verpflichtete sich der Landgraf nach dem Tode des Hennebergers dessen Wittwe 3000 Thlr. auszuzahlen.

Aus diesem Punkt des Abkommens ging schon hervor, daß die Hoffnung auf Erhaltung des hennebergischen Grafenhauses nur noch gering war. Die Grafen Georg Ernst und Poppo, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts die einzigen am Leben befindlichen Sprossen des Hauses Henneberg waren, hatten lebensfähige Nachkommen nicht erzielt. Des Grafen Georg Ernst, der seit 1543 die Regierung führte, Sohn war sehr bald wieder gestorben.

Neben dem hessischen Nachbar richtete aber auch der sächsische seinen Blick auf die so günstig gelegenen Länder. Schon Kurfürst Moritz aus der albertinischen Linie war darauf bedacht gewesen, die Mitbelehnung mit den hennebergischen Reichslehen vom Kaiser zu erhalten und die Zustimmung des Hennebergers dazu zu gewinnen, jedoch vergeblich. Wohl aber gelangten die drei Brüder der ernestinischen Linie des sächsischen Hauses, Herzog Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere, mit dem noch lebenden Grafen Wilhelm IV. von Henneberg und seinen oben erwähnten Söhnen zu Kahla am 1. September 1554 zum Abschluß eines Erbverbrüderungs- und Successionsvertrages.

Die Initiative zu diesem Uebereinkommen, das in seinen Folgen sehr wichtig war, ist auf Seiten des Grafen Wilhelm zu suchen, der viel Geld nöthig hatte, um die Lage seines arg verschuldeten Landes einigermaßen zu bessern. Die Bestimmungen des Kahlaer Vertrages waren u. a. folgende: Nach dem Aussterben der Henneberger fällt das ganze Erbe der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen heim (nach deren Aussterben an Kursachsen bezw. Hessen). Dagegen übernahmen die sächsischen Herzöge die ganze Schuldenlast der Henneberger Grafen im Betrage von 130474 fl. 6 Groschen.

Hessen hatte alle Ursache sich durch diesen Vertrag für ganz erheblich geschädigt zu halten, zumal am 10. April 1521 zu Worms zwischen Henneberg und Hessen ausdrücklich vereinbart war, daß der hennebergische Theil von Schmalkalden für den Fall des Aussterbens des Hauses Henneberg vor dem Hause Hessen an Hessen fallen sollte (oder aber, wenn auch Hessen alsdann ausgestorben sein sollte, an Sachsen). Da indessen die sächsischen Herzöge die hessischen älteren Rechte auf die hennebergische Hälfte von Schmalkalden ohne Weiteres anerkannten und am 9. November 1554 einen Revers darüber ausstellten, fielen die Bedenken gegen den Kahlischen Vertrag.

Dagegen sollten aus einem anderen Grunde Weiterungen zwischen Hessen udd Sachsen entstehen. Ein ziemlich großer Theil der Hennebergischen Besitzungen bestand aus Lehen des Stifts Hersfeld. Diese Mannlehen mußten nach dem Aussterben des Hennebergischen Mannsstammes dem Stifte wieder heimfallen. Die sächsischen Herzöge und der hessische Landgraf bemühten sich gleichzeitig vom Abt zu Hersfeld die Anwartschaft auf dieselben zu erhalten, und glücklicher als jene gelang es Landgraf Wilhelm 1567 vom Abt Michael und nach dessen Tode von seinem Nachfolger Ludwig die Belehnung für den Fall des Heimfalls der Lehen zu erlangen, was von den Kaisern Maximilian und Rudolf 1568 und 1578 in aller Form bestätigt wurde. Um diese hersfeldischen Lehen drehten sich dann hauptsächlich die äußerst langwierigen Verhandlungen zwischen Sachsen und Hessen, die erforderlich wurden, als nach dem Tode des

Grafen Poppo (1574) auch Graf Georg Ernst im Herbst 1582 in eine ernstliche Krankheit verfiel, die seinen Tod nur noch als eine Frage der Zeit erscheinen ließ. Diese Verhandlungen klar gelegt zu haben, ist das Hauptverdienst der Arbeit von Dr. Knetsch.

Hessen hatte es im Jahre 1582 in erster Linie nicht mehr mit den Herzögen der ernestinischen Linie zu thun, sondern mit Kurfürst August, der zwar Vormund der von den Ernestinern damals allein noch in Betracht kommenden beiden unmündigen Söhne des Herzogs Johann Wilhelm war, aber statt in jeder Weise für seine Neffen einzutreten, die hilflosen Knaben schmählich schädigte. Er setzte es, da er beim Kaiser in besonderem Ansehen stand, durch, daß die getroffenen Abmachungen zu seinen Gunsten dahin umgeändert wurden, daß ihm $^{5}/_{12}$ der hennebergischen Erbschaft zufallen sollten, den ernestinischen Prinzen nur die übrigen $^{7}/_{12}$.

Mit diesem kalten, berechnenden Staatsmanne und seinen Vertretern hatten Landgraf Wilhelm IV. und seine Räthe, von denen außer Amtmann Antonius von Wersabe von Schmalkalden, die Kanzler Wilhelm Rudolf Meckbach und Reinhard Scheffer (der Aeltere), Dr. jur. Johann Antrecht und Kammermeister Heinrich Hesperg nebst Hans von Berlepsch (auf Großbodungen) und Jägermeister Georg Schetzel vorwiegend in Thätigkeit traten, einen schweren Stand.

Ungünstig für die Bestrebungen des Landgrafen war der Umstand, daß von den hennebergischen Räthen fast alle von sächsischer Seite gewonnen waren und die einzigen Leute am hennebergischen Hofe, auf die Landgraf Wilhelm sich verlassen konnte, Marschall Burkhard Hermann Trott, Leibarzt Dr. Ortholph Maroldt und Küchenschreiber Christoph Rodingius, von der Gegenseite fast beständig überwacht wurden. Nur wenige Auserwählte ließ man zu dem kranken Herrn. Auf sächsischer Seite war man sehr thätig, doch auch auf hessischer Seite blieb man nicht müßig. Es wurde sorgfältig vorbereitet, daß die sämmtlichen Schultheißen, Zentgrafen, Heimbürger und Vorsteher aus dem Amte Schmalkalden und den zugehörigen Zenten, vor allem auch der Rath von Schmalkalden selbst im hessischen Interesse gehörig vermahnt wurden. Namentlich Wersabe und Meckbach entwickelten eine eifrige Thätigkeit in diesem Sinne, ebenso griff der Landgraf selbst handelnd ein, bezeugte u. a. auch dem kranken Grafen seine Theilnahme, was diesem und seiner Gemahlin, der Schwester der Landgräfin Sabina, sehr wohl gefiel.

Auf Betreiben des Grafen Georg Ernst, der sich noch einmal zu erholen schien und vor seinem Tode eine Einigung herbeizuführen bemüht war, fand am 15. April 1583 eine Tagung zu Salzungen statt, auf der Graf Georg Ernst persönlich erschien, von beiden Parteien aber angesehene Vertreter geschickt wurden. Landgraf Wilhelm weilte in seinem nahen Jagdschlosse Friedewald. Es handelte sich hauptsächlich um die schon erwähnten Hersfelder Lehen. Um Stadt und Amt Schmalkalden konnte ja gar kein ernstlicher Streit bestehen, da der Vertrag von 1521, nach welchem diese Gebietstheile Hessen zufallen mußten, von Sachsen anerkannt war. Sachsen stützte seine Ansprüche auf diese Lehen auf den Vertrag von Kahla, durch den es lange, ehe Hessen sich an den Abt von Hersfeld gewandt, die Anwartschaft auf ganz Henneberg gewonnen habe; der Landgraf stützte sich auf die zu Recht erworbenen Lehnsexpektanz und die kaiserliche Bestätigung.

Das Merkwürdige bei der Sache war, daß überhaupt nicht mehr genau festgestellt werden konnte, welche Gebietstheile eigentlich zu den hersfeldischen Lehen gehörten. Sicher allerdings war, daß außer Breitungen noch solche Besitzungen dazu gehörten, welche in früheren Zeiten in den Händen der längst ausgestorbenen Herren von Frankenstein und von Frankenberg gewesen und von diesen durch Kauf an Henneberg übergegangen waren. Auf diese letzteren wollte Hessen gern verzichten, zumal sie mitten im hennebergischen Gebiete lagen, desto nachdrücklicher bestand es aber auf Herrenbreitungen, das Henneberg, vermöge der Vogtei, die es von Hersfeld zu Lehen gehabt, erst errungen hätte.

Der erste Salzunger Tag führte nicht zum Ziel. Am 26. August vereinigten sich Abgesandte aller Parteien, des Kurfürsten, des Landgrafen und des Grafen Georg Ernst, daselbst wiederum. Nach geschehener Augenscheinsbesichtigung der streitigen Stücke in Herrenbreitungen und Durchsicht der betreffenden Einnahmeregister kam dann am 31. August, nachdem die Hessen sich im Einverständniß mit ihrem wieder in Friedewald weilenden Landgrafen zum Nachgeben in einzelnen Punkten entschlossen hatten, in Bezug auf die meisten Punkte ein Abschied zu Stande, laut welchem Hessen das ganze Kloster Herrenbreitungen mit allen Zugehörungen und den Abtswald erhielt. Erst nachträglich setzten es die Hessen noch durch, daß das Dorf Barchfeld ihnen zugesprochen wurde, obschon es zu den Frankenstein'schen Lehen zu rechnen sei, weil es im Amte Schmalkalden gelegen.

Nach einem ziemlich erregten Briefwechsel zwischen Kurfürst August und Landgraf Wilhelm, und nachdem auch der Abt von Hersfeld seine Einwilligung in alles Verabredete erklärt hatte, wurde der Vertrag am 8. Dezember 1583 endgültig ratifizirt.

Am 27. Dezember, Morgens 10 Uhr, starb der letzte Henneberger auf dem Burgsitze des hessenfreundlichen Burkhard Hermann Trott. Da zeigte es sich denn, daß die Hessischen am Platze waren. Trott schickte sofort die Nachricht an den Landgrafen und an den Amtmann in Schmalkalden. Die Verbindung mit der hessischen Hauptstadt war gut vorbereitet. Anton von Wersabe ergriff auf die Nachricht vom Tode des Grafen eiligst Besitz vom Schlosse und dem Henneberger Hofe zu Schmalkalden, besetzte die Gebäude mit Schmalkalder Bürgern, verpflichtete den hennebergischen Pfarrer und Schulmeister und ließ dann sofort den Rath und die gesammte Bürgerschaft wie auch alle hennebergischen Diener und Beamten dem Landgrafen von Hessen huldigen. Auch die Huldigung des ganzen Amtes, die noch an demselben Tage in der Stadt Schmalkalden vorgenommen wurde, geschah durchaus friedlich und ohne daß sich auch nur einer widersetzt hätte. In Benshausen, Brotterode, Barchfeld und Breitungen wurde alles gleich glatt erledigt.

Nachdem der letzte Henneberger am 9. Januar 1584 mit allem Pomp in Schleusingen beigesetzt war, wurde nach und nach auch in Betreff der zwischen Hessen und Sachsen noch streitigen Punkte ein Einvernehmen erzielt. Zu diesem Zwecke war auf den 26. Oktober eine dritte Tagfahrt nach Salzungen verabredet. In den Tagen vom 27. bis 31. Oktober wurde dort erfolgreich verhandelt, nur über Barchfeld konnte man sich noch nicht einigen, weshalb beschlossen wurde, es auf ein Erkenntniß des Kurfürsten von Brandenburg und des Pfalzgrafen Philipp Ludwig als Schiedsrichter ankommen zu lassen.

Im folgenden Jahre wurde das Abkommen beiderseits vollzogen. Aus den Schiedssprüchen scheint dagegen nichts geworden zu sein. Barchfeld blieb bei Hessen, und Sachsen leistete am 13. April 1619 endgültig förmlichen Verzicht, als Hessen die bis dahin je zur Hälfte gemeinsam besessene Zent Benshausen gegen das sächsische Amt Hallenberg mit den Dörfern Hergets, Bernbach und allen Zugehörungen außer Viernau und Mehlis eintauschte.

So war es gelungen, nach mannigfaltigen Bemühungen die ganze Herrschaft Schmalkalden mit ihren reichen Eisen- und Kupferbergwerken und der hierdurch hervorgerufenen lebhaften Industrie und Gewerbethätigkeit zu erwerben und das Ziel zu erreichen, zu dem einst Landgraf Heinrich durch den Kaufvertrag vom Jahre 1360 den ersten Schritt gethan hatte.

Der Schrift unseres Landsmannes, welche sich auch durch eine flüssige Schreibweise auszeichnet, was nicht von jeder Promotionsarbeit gesagt werden kann, ist außer einer Stammtafel, welche die Verwandtschaftsverhältnisse im Hause Henneberg darlegt, soweit es zum Verständniß des Kaufvertrages von 1360 erforderlich ist, ein bisher ungedruckter für Landgraf Wilhelm IV. überaus charakteristischer Brief an Hans von Berlepsch über die Verhältnisse am Henneberger Hofe vom 22. Januar 1583 beigegeben, sowie der wichtige Vertrag zwischen Hessen und Henneberg vom 10. April 1521 und der bisher noch ungedruckte Salzunger Vertrag zwischen Sachsen und Hessen vom 31. August 1583, die Beilagen 2, 4 und 5 nach den im Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Originalen, die Beilage 3 nach dort aufbewahrter gleichzeitiger Abschrift.

Den voraussichtlich sehr zahlreichen Theilnehmern an der Jahresversammlung in Schmalkalden wie anderen Freunden hessischer Geschichte glauben wir auf Grund der zwar nicht sehr umfangreichen aber doch werthvollen Arbeit von Dr. Karl Knetsch in gedrängten Zügen übersichtlich berichtet zu haben, auf welchem Wege die Erwerbung der Herrschaft Schmalkalden durch Hessen erzielt worden ist. **W. G.**



Lippoldsberg.

Von C. Neuber. (Schluß.)

Gegen Ausgang des Mittelalters kam das Kloster an Hessen, nämlich im Jahre 1462 in dem heftigen Kampfe der sog. Mainzer Stiftsfehde zwischen den Erzbischöfen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau, bei welchem die zwei hessischen Landgrafen auf verschiedenen Seiten standen, Ludwig II. von Niederhessen bei Adolf von Nassau, Heinrich III. von Oberhessen bei Diether von Isenburg. Bis dahin ein besonderes Amt, wurde es damals zum Bezirke des Amts

Sababurg geschlagen.[23]) Dieser Besitzübergang hinderte jedoch nicht den Erzbischof Adolf von Nassau, zwei Jahre danach (1464) Zuwendungen zu Gunsten der Kapelle zu Gottsbüren, als zum Gebiete des Klosters Lippoldsberg gehörig, zu genehmigen.[24]) Nunmehr aber erhoben die Herzöge von Braunschweig, zu deren Herrschaft auch Bursfelde gehörte, Ansprüche auf Lippoldsberg, und es entstand ein langwieriger Streit, in Folge dessen auch nach Einführung der Reformation in Hessen (1527) und der sich anschließenden Aufhebung der Klöster das zu Lippoldsberg bestehen blieb.

Der Zustand desselben sank von Jahr zu Jahr. Schon lange (seit 1465) konnte wegen Schuldenlast der Gottesdienst nicht mehr ordentlich gehalten werden. Das Patronat über das Heilige Geist-Hospital zu Göttingen wurde an den dortigen Rath abgetreten (1470). Dazu kamen noch andere Sachen. Im Jahre 1526 schrieb die Aebtissin an Herzog Erich von Braunschweig, der Vogt habe gedroht, wo er die Ihrigen auf unrechtem Wege finde, sollten sie in Leilachen in's Kloster getragen und persönlich verpönt werden. Landgraf Philipp erbot sich von Treffurt aus (1527), dem Herzog Erich wegen dieser Streitigkeiten seine Räthe zu schicken. Dann scheint nichts in der Sache geschehen zu sein, bis sich die Aebtissin bei den Herren von Adelebsen über die von Erich erlittenen Drangsale beschwerte (1531). Endlich kam — am 11. März 1538 — ein Vergleich zu Stande, welcher im Wesentlichen folgenden Inhalt hatte:

Dem Landgraf von Hessen verbleibt Kloster und Dorf Lippoldsberg, Blutbann, Zoll, Fährgerechtsame u. dgl., dagegen muß dem Herzog von Braunschweig bezüglich der in seinem Gebiete liegenden Güter der Probst zum Landtage folgen, die gemeine Landsteuer gethan, von der Dorfschaft Lothhuhn entrichtet und andere bisherige Dienstbarkeit geleistet werden. — So soll es auch bleiben, wenn das Klosterleben in Lippoldsberg abgethan wird, doch ohne Verdrängung der Ordenspersonen, und Kloster und Dorf sollen dem Landgrafen erblich anheimfallen und es soll sich alsdann ein jeder an die Güter in seinem Gebiete halten.

Es sollten also die Klosterjungfrauen nicht vertrieben werden, wohl aber aussterben. Da nun keine jungen Nonnen eingekleidet wurden, suchten die im Kloster befindlichen Personen die Einkünfte zu verringern, und verschrieb daher die letzte Aebtissin oder Priorin, bald zugleich die letzte Nonne, Gertraud oder Luttrud von Boyneburg — in Bursfelde war zuletzt nur noch ein Mönch und eine Kuh vorhanden — den Sondersiechen zu Hofgeismar einen Meierhof, welchen Heinrich Lange im Bestande gehabt und von dem er jährlich 5 Malter Partien als Pachtzins hatte geben müssen, für 100 Thaler (1539). Infolge derartiger Handlungen setzte der Landgraf einen Amtmann ein zu Wahrung seiner Interessen: 1548 Kurt v. Dalwigk, 1554 Burkhard v. Kramm, 1564 Kaspar Mergard. Dem Erstgenannten hatte Herzog Heinrich von Braunschweig vorgeworfen, daß er die Nonnen nicht in's Chor gehen lassen, aber die deshalb angegangene Regierung zu Kassel erklärt, den Nonnen sei solches niemals verboten worden, der Herzog habe indessen dort nichts zu gebieten. Als nun die gedachte Luttrud von Boyneburg im Jahre 1566 starb, verwendete Landgraf Philipp die ihm nunmehr zugefallenen Klostergüter zu frommen Zwecken, nämlich für das 1564 gegründete Armen- und Siechenhaus zu Lippoldsberg, sowie für die Pfarrei- und Schulbesoldung, für die übrigen Armen des Ortes, die Kirche zu Heisebeck, zum Theil auch für die herrschaftliche Pfarrer-Wittwenkasse u. s. w.

Der erste von ihm eingesetzte evangelische Prediger zu Lippoldsberg hieß Arnd Vollmann.[25])

Von den weiteren Schicksalen des Ortes ist hauptsächlich auf Grund der Itter'schen Chronik zu bemerken, daß die reformirte Lehre unter Landgraf Moritz dem Gelehrten (reg. 1592 bis 1627) eingeführt wurde; Burkhard v. Cramer, dessen Vater gleichen Namens mit Landgraf Wilhelm dem Mittlern erzogen wurde, besaß 1555 das Kloster Lippoldsberg pfandweise und war hernach des Landgrafen Ludwig Testator Statthalter zu Marburg 1599. Sein Sohn Heinrich v. Cramer trat die Pfandschaft von Lippoldsberg ab an Gabriel v. Donop, Erbherrn zu Wobbelt (Wöbbel bei Schieden) in der Grafschaft Lippe, 1602, welcher förmlich damit belehnt wurde, die Jagd im Nonnenholz erhielt und die Pfandschaft besaß bis 1633.

Weiter sind zu berichten: Bedrückungen und Plünderungen im 30jährigen Kriege, wie in Hessen

---

[23]) Engelhard: Erdbeschreibung, Th. I (Kassel 1778) S. 377; Büsching: Erdbeschreibung, Th. VII, (Hamburg 1790), S. 115.

[24]) Gudenus: Cod. Diplom., Tom. IV, pag. 373.

[25]) Kopp: Handbuch, Th. VI, S. 361; Rommel a. O., Th. III, Anm. S. 311; Martin: Topographie, Bd. II, H. 1, S. 225 fg.; Hochhuth: Statistik der evangel. Kirche (Kassel, 1872), S. 104; v. Liebhaber: Beiträge zur Erörterung der Staatsverfassung der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande (Gotha, 1794), S. 83. Von der Landeshoheit über das Kloster Lippoldsberg.

überhaupt so auch in Lippoldsberg durch kaiserliche und durch schwedische Truppen, namentlich im Jahre 1646, wo bei dem Anrücken der kaiserlichen Garnison von Höxter die Bevölkerung theils durch die Weser in den Wald, theils auf den Kirchthurm flüchtete und dort Beschießung und Anzündung der Stiegen nach Anfüllung mit Stroh aushielt und sich nicht ergab, und im Jahre 1647, wo der schwedische General Königsmark mit 11 Regimentern kampirte; ferner in einem Jahre Wasserfluth, in einem anderen wenig Regen und Theuerung.

Endlich wird aus dem Jahre 1722 die Niederlassung von vertriebenen Evangelischen aus Piemont in den Nachbarorten Gottstreu und Gewissensruhe (123 Familien in 94 Wohnhäusern) überliefert.

Mit dem Eingehen des Klosters ist die Bedeutung des Ortes Lippoldsberg für die Geschichte keineswegs erschöpft. Vielmehr wurde derselbe nach seinem endgültigen Uebergang an Hessen in besonderer Hinsicht interessant. Er bekam nämlich einen Eisenhammer. Auf diesem wurde in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges (1618—1622) Geld gemünzt, die sog. Pletzer-Münze, die aber bald, da wahrscheinlich infolge der Kriegsverhältnisse der Werth herabsank, wie es in der Chronik heißt: „als dieselbe von 100 bis auf 10 devolviret" aufgehoben wurde. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts waren an dem Eisenhammer zwei Bediente (d. h. Beamte) und 28 Arbeiter thätig, und daneben wurde eine Fabrik von weißem und verzinntem Blech betrieben mit zwei Bedienten und 13 Arbeitern. Diese Weißblechfabrik ist später eingegangen, aber der Eisenhammer, auf Staatskosten betrieben, besteht noch. Im Jahre 1777, also unter Landgraf Friedrich II., wurde Lippoldsberg zum Marktflecken erhoben und erhielt drei Jahrmärkte, davon zwei Krammärkte und einen Kram- und Viehmarkt.[26]) Im Jahre 1841 zählte es noch zum Justizamte Sababurg (Beckerhagen) gehörig, 121 Häuser mit 800 Einwohnern, die sich vorzugsweise von Ackerbau, Flachsbau und Leinweberei ernährten; im Jahre 1859, zum Justizamte Karlshafen gehörig, mit Vorwerk, Fährhaus und Wambecker Försterhaus 138 Häuser mit 755 Einwohnern; endlich im Jahre 1879, zum Amtsgericht Karlshafen gehörig,

a) Flecken Lippoldsberg mit Fährhaus und Aschenhof 124 Häuser mit 734 Einwohnern,
b) Domäne Lippoldsberg mit Vorwerk 4 Häuser mit 23 Einwohnern.

Nach der Zählung von 1895 hatte der Flecken 121 Häuser mit 713 Einwohnern, der Gutsbezirk 4 Häuser mit 27 Einwohnern.

Das eigentliche Kloster ist nicht mehr vorhanden. Nur Wirthschaftsgebäude und Hauptthor des Klosters bestehen noch.

Die in romanischem Stile erbaute, in den Jahren 1303—1312 erneuerte Kirche[27]), die im Jahre 1722 mit einem neuen Glockenthurm versehen wurde, ist, obgleich an dem höchsten Punkte des Ortes gelegen, nur aus der nächsten Umgebung ordentlich zu sehen und stellt sich dar als gewölbte kreuzförmige Pfeiler-Basilika mit dreischiffigem Chor, an welchem drei halbkreisförmige Apsiden, mit einer Nonnen-Empore in der westlichen Hälfte des Mittelschiffes und zwei Westthürmen. An das von drei quadratischen Gewölbefeldern gebildete Querschiff schließt sich der Chor mit einem und das Schiff mit drei Doppeljochen.[28]) Kein Lettner befindet sich zwischen Chor und Schiff. Im Chor steht auf der Decke des Altars — an dem jetzt protestantischer Gottesdienst stattfindet[29]) — mit Goldbuchstaben die Jahreszahl 1878, als Zeitpunkt der Vollendung der Wiederherstellung. An der Wand, vor welcher der nicht mehr vorhandene Hochaltar gestanden, ist eine Reihe von Bildern vorhanden: in der Höhe Christus, zu dessen Linken Petrus mit Engel, zur Rechten Paulus mit Engel, darunter in der Mitte ein großes Fenster, oben halbrund, mit Malerei, zu dessen beiden Seiten, auf jeder in zwei Reihen übereinander die zwölf Apostel in ganzer Figur und zu unterst sechs Brustbilder von Männern aus dem alten Testament: Melchisedek, Abraham, Moses, David, Daniel, Nehemia. Nebenan befinden sich zwei Kapellen.

Das Schiff zerfällt in das Kreuz- oder Querschiff, das Mittelschiff und die zwei Seitenschiffe, welche rechtwinklig auf das erstere stoßen. An verschiedenen Stellen der Wände, namentlich im Querschiffe, ist unter der weißen Tünche die ursprüngliche Bemalung, zum Theil mit kolossalen Figuren, sichtbar. Im nördlichen Seitenschiffe an der Wand befinden sich zwei Grabsteine nebeneinander.

Im anderen Seitenschiffe nach dem Ausgang hin ist ein kreisförmiger Taufstein mit sechs

---

[26]) Landau: Beschreibung, S. 65; Kopp: Handbuch, Th. VI, S. 360 (Avertissement vom 15. Sept. 1777).

[27]) Itter'sche Chronik, S. 7.

[28]) v. Dehn-Rothfelser u. Lotz: Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel, S. 128 fg.

[29]) Während des 30jährigen Krieges (1626) hatte der Benediktinerabt von Marienburg Anspruch auf das Kloster Lippoldsberg erhoben, dem die Ankunft des Königs Gustav Adolf von Schweden ein Ende bereitete. Vgl. Rommel a. O., Th. III. Anm. S. 312.

halbrunden Thürmchen, in welchen Figuren stehen, dazwischen sind figürliche Reliefs, stark verwittert.

Weit hinein in die Kirche, die eine beträchtliche Längenausdehnung hat, schiebt sich, auf niedrigen Säulen und Pfeilerstellungen ruhend, eine Empore, die ehemals als Nonnen-Empore gedient hat.[30])

Auf dieser Empore befindet sich die Orgel. Im ganzen stützen dieselbe in drei Bogen nebeneinander, an welche sich die drei Schiffe anschließen, fünf Reihen Pfeiler, bezw. Säulen in ornamentaler Ausführung. Das Ganze ist der berühmten Klosterkirche zu Corvey ähnlich.

Der Thurm ist nach einem Brande neu hergestellt (nach der Itter'schen Chronik 1722), viereckig, darüber ein kleiner achteckiger Thurm und darüber noch ein kleiner runder mit der Uhr. —

So glauben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser wieder auf das alte Lippoldsberg gelenkt zu haben, dessen Besuch sich schon wegen seiner Lage in reizender Gegend empfiehlt.

[30]) Lübke: Die mittelalterliche Kunst in Westfalen (Leipzig, 1853), S. 93 fg., Lippoldsberg.

Die Waldblume der hohen Veen.*)

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

I.

Es war im Herbste des Jahres Eintausend fünfhundert und fünfzig und ein klarer Morgen nach frostiger Nacht.

Die Sonne, die es freundlicher denn an den vorangegangenen Tagen meinte, hatte noch nicht vermocht, den Reif von den blauen Schieferdächern des Stadtschlosses von Mecheln in den Niederlanden und des ihm gegenüber liegenden Klosters „der schwarzen Süstern" zu lecken, und doch schwärmten bereits Hunderte von Schwalben um die alten Wetterfahnen der hohen Giebel, bereit, die Reise nach dem wirthlicheren Süden anzutreten.

Das erwähnte Stadtschloß — ein hohes, steinernes, burgähnliches Gebäude — war von den ehemaligen burgundischen Landesfürsten erbaut und nach dem tragischen Ende Karl's des Kühnen mit der übrigen burgundischen Herrschaft durch die Verheirathung seiner einzigen Tochter und Erbin Maria mit Maximilian, dem Sohne des regierenden deutschen Kaisers, an das Haus Habsburg gekommen. Gegenwärtig befand es sich im Besitze Kaiser Karl's des Fünften, des gleichzeitigen Königs von Spanien, Burgund, den Niederlanden, Neapel und Sicilien, von dem seine Zeitgenossen rühmend berichteten, daß in seinen Reichen in der alten und neuen Welt die Sonne nicht untergehe.

Vor dem Portale dieses Schlosses, auf der Schloßrampe, standen ein Paar Landsknechte, deren braune Gesichtsfarbe, dunkele Augen und schwarzes Haupt- und Barthaar die südliche Abstammung nicht verleugneten, und hielten Wache. Sie gehörten dem Fähnlein des Don Juan de Guevara an, das in Ober-Italien geworben war und sich vor allen anderen kaiserlichen Schaaren durch seine saubere und gleichförmige Ausrüstung, strenge Mannszucht, stattliche Haltung und besonders durch seine Anhänglichkeit an die Sache des römischen Papstes auszeichnete.

Und wenn man die beiden stämmigen Gesellen in ihrer kleidsamen Tracht so dastehen sah, die Beine gespreizt, die blitzenden Hellebarden mit gestrecktem Arme bei Fuß, regungslos, wie Bildsäulen, dann konnte man sich allerdings nicht enthalten, dem Fähnlein alle Anerkennung zu zollen. Sie trugen blanke, durchbrochene Schuhe, prallanliegende Strümpfe, kurze, bis unter die Knie reichende Pluderhosen, die seitlich nach außen über den Waden durch Kniebänder, deren Schluppen weit herunter hingen, befestigt waren; braune Wämser, aus deren Schlitzen auf Brust und Armen scharlachrothes Unterfutter sich herausbauschte; rothe burgundische Feldbinden; schneeweiße Halskrausen und spitze, dunkelfarbige Filzhüte, deren überaus breite Krempen seitlich aufgeschlagen und die hinten mit Spielhahnsfedern oder Habichtsstutzen geziert waren. Seitlich hatten sie am Gürtel Sturmhauben hängen, die wie die Spiegel blank geputzt waren, und vorn, unter dem Gurte in stählernem kurzen Gehenk, starkgriffige Dolche.

Ihr Führer, Don Juan de Guevara, war ein kastilianischer Hidalgo, der so stolz — er theilte

*) Diese Erzählung, die mit Erlaubniß des Herrn Verfassers dessen Werke „Altes Schrot und Korn" entnommen ist, erschien im Druck vor etwa 18 Jahren und ward von der Fachkritik als ein Kabinetsstück hessischer erzählender Dichtung bezeichnet. Die bevorstehende Enthüllung des Philipp-Denkmals ließ uns diese noch so wenig bekannte Arbeit unseres geehrten Mitarbeiters wählen, schildert sie doch eine der erhebendsten Episoden aus dem Leben dessen, dem das zu setzende Ehrenmal gilt. Gleichzeitig sei auf das Buch: „Altes Schrot und Korn" aufmerksam gemacht, das in Kürze in II. Auflage erscheinen wird und der Erzählungen noch eine ganze Reihe bietet.
Die Redaktion.

diesen Stolz mit den meisten seiner spanischen Standesgenossen — auf seinen Adel war, dessen Ursprung er bis auf das mythische, westgothische Geschlecht der Balten zurückführte, daß er gelegentlich geäußert hatte, er achte ihn der königlichen Würde gleich. Der alten Kirchenlehre war er so sehr ergeben, daß er, als Papst Paul III. den „neuen Kreuzzug zur Ausrottung der lutherischen Ketzer" predigte und allen denen, die diesen „Kreuzzug" durch Gebet und Geldbeiträge fördern würden, vollkommenen Ablaß verhieß, das Fähnlein in der Lombardei unter der Voraussetzung geworben und in das Reich geführt hatte, jene mit Stumpf und Stiel ausrotten zu helfen.

Dort hatte die Vereinigung der evangelischen Reichsstände, bekannt unter dem Namen des schmalkaldischen Bundes, den Schild für ihren Glauben gegen den Kaiser, unter der Führung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, erhoben. Viel zu frühe jedoch für die Pläne Guevara's machte sowohl die für die Sache des jungen Protestantismus unglücklich ausgefallene Schlacht bei Mühlberg durch die Gefangennahme des einen Führers, Johann Friedrich von Sachsen, als auch die spätere freiwillige Gestellung des Landgrafen Philipp von Hessen zu Halle dem schmalkaldischen Krieg ein Ende, und anstatt in Ketzerblut sein Müthchen kühlen zu können, ward Guevara die leidige Aufgabe, den Kerkermeister des gefangenen Landgrafen zu machen, ihn dem Kaiser auf dessen Triumphzug nach Süddeutschland und dann rheinabwärts bis in die Niederlande, wie zur Schau nachzuführen, um ihn schließlich zu Oudenarde und dann in dem Schlosse zu Mecheln zu hüten.

Der Kaiser, der in dem von Natur großartig angelegten Geiste des Landgrafen den gefährlichsten Gegner seiner selbstherrischen Herrschergelüste erkannte, hätte keine bessere Wahl treffen können, den Geist dieses Fürsten durch eine unwürdige Haft zu brechen, als daß er diesen Spanier, den schon die nicht verantwortlichen Rücksichten verstimmten, die nach seiner Meinung der Kaiser bei diesen Zügen auf die niedergeworfenen Anhänger der lutherischen Ketzerei nahm, und der dafür hielt, daß die gefangenen Reichsfürsten als Aufrührer das Leben verwirkt hätten, zu dessen Kerkermeister machte; denn er behandelte Philipp als einen völlig rechtslosen Geächteten, dem dadurch, daß man ihn überhaupt noch leben lasse, eine unverdiente Gnade widerfahre. —

Den beiden wachestehenden Landsknechten, die an einen milderen Himmel gewöhnt waren, schien die frische Morgenluft nicht zu behagen, denn sie schüttelten sich wiederholt fröstelnd.

Indem öffnete sich die Pforte des Schlosses, und heraus trat ein junges Mädchen von etwa siebenzehn Jahren. Dem braunen, einer natürlich-schlanken Mitte sich enganschmiegenden Mieder, dem rothen Röckchen, daß es heute leicht aufgeschürzt hatte, und dem weißen Tüchlein, welches es um den Kopf trug, und das dem Kopftuch der Nonnen, „Weisel" genannt, nicht unähnlich war, nach zu urtheilen, mußte es in der Umgegend von Verviers zu Hause sein. Lange Flachszöpfe fielen ihm weit auf den Rücken herunter. Auf der Schulter trug es einen Schwengel mit zwei blankgescheuerten, weißen Eimern, um an dem hohen Säulenbrunnen des Schloßhofes Wasser zu holen. Diesen Schwengel trug es ungehalten auf einer seiner runden Schultern. Derselbe ließ ihm die volle Freiheit der Arme, so daß es, als es mit der Linken den Löwenknauf der Pforte erfaßte, um die Thür in das Schloß zu drücken, immerhin noch mit der kleinen Rechten in den dunkelen Gang hinein drohen konnte. Bei dieser Drohung färbten sich ihm die Wangen noch röther, und die Augen leuchteten schelmisch auf; dann schritt es rasch an den beiden Landsknechten vorüber.

„Pietro", sagte der eine der Wachestehenden zu dem anderen, „was meinst Du? Ich will den Lutherschen oben lieber acht Tage lang hüten, als die kleine Flachshexe dort lumpige vierundzwanzig Stunden. Sahst Du nicht, wie sie in den Gang hinein drohte, während sie die Pforte schloß? Da steckte Einer drin."

„Narr, der Du bist!" antwortete der Angeredete. „Die ist noch das reine Milchgesicht und sieht gar nicht darnach aus, als kenne sie den Unterschied zwischen einer Pluderhose und einem Unterrock. Sancto Sacramento, eher glaube ich, Du bist im Haberfelde!"

„Und wenn Du mich auch zehnmal ungebührlich über die Schnauze haust, stehe ich doch nicht von meiner Behauptung ab. Gott's Marter, noch bin ich nicht staarblind und weiß, was ich gesehen habe. Sie drohte Einem hinein, das heißt, was man bei einem so jungen Dinge drohen nennt, und weißt Du, wem das galt?"

„Was soll ich's wissen? Warum soll ich mir über Dinge den Kopf zerbrechen, die mich wenig interessieren? Wär's Schellenkönig, ein Dauß, Quater oder Zinken, Mordblei, dann wollte ich Dir Rede stehen. Wenn Du's ja weißt, warum hältst Du damit hinter dem Berge und sagst's nicht gleich, frisch von der Leber weg, heraus?"

„Haha! Wüßte ich nicht, Pietro, daß Dein Vater der Müller an der Brücke Rifredi zu Florenz sei, ich würde Dich einen Pisaner schimpfen, so dumm kommst Du mir dann und wann vor.

Sancto Sacramento, Augen haben und nicht sehen, daß der Moralis um die Dirne herum scharwenzelt? Ja, schüttele nur den Kopf, zehn Stüber auf einen Pasch, daß ihm die Drohung der Dirne galt, und daß er drin im Gange steckt!"

„Der Moralis?" fragte Pietro gedehnt und nahm unwillkürlich eine strammere Haltung an.

„Na, der König von Frankreich nicht. Der Schlaukopf kürzt sich die Langeweile, die ein braver Landsknecht bei der Bewachung eines Ketzers empfinden muß, mit heimlicher Liebelei und hilft nebenbei dem alten wurmstichigen Kastellan dafür sorgen, daß der Schloßkeller nicht in Vergessenheit geräth. Gott's Marter, die Dirne ist überhaupt keine schlechte Partie! Wer sie freit, kommt in ein gemacht Bett, denn sie soll dermaleinst den Kastellan beerben, und der Hamster hat, meiner Seel', seiner Lebetage keine Reiser zum Neste getragen."

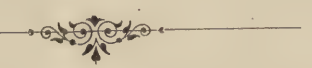
„Ha, ha! Da also bläsest Du die Feder hinaus? Mordblei, man sollte auf den Gedanken kommen, der Moralis streife Dir in's Gehege!"

„Sancto Sacramento, Du kannst Recht haben! Aber, aber! . . . Ich gemeiner Landsknecht, er Feldwaibel, die rechte Hand des Hauptmanns. Ich könnte mir die Ohren zausen, daß ich keinen Löffel habe, wo es Brei regnet!"

„Da scheint Dir die Karte von vornherein vergeben! Doch pst, da kommt die Kleine zurück."

Die beiden Landsknechte schwiegen, traten an die Plätze zurück, die sie während ihres Zwiegesprächs ordnungswidrig verlassen, indem sie sich gegenseitig genähert hatten, nahmen die vorhinnige gespreizte Haltung wieder an, ließen die Kleine vorüber und wagten es kaum, neugierig seitwärts zu schielen, um bei dem Oeffnen der Thür möglichst erhaschen zu können, ob die Vermuthungen Luigi's gegründet wären oder nicht. Als das Mädchen jedoch die Thür ebenso leicht öffnete, als es sie vorhin geschlossen hatte, schauten beide nur in einen dunkelen Gang, der sich in dichter Finsterniß verlor, und dessen Anblick ihnen ebenso rasch entzogen, wie geboten, wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Kassel vor 70 Jahren. Man liest so oft in älteren oder neueren Reisebeschreibungen Schilderungen von Kassel, die durch Beifügung gehässiger und boshafter politischer Raisonnements unsere hessischen Gefühle verletzen, daß man sich freut, wenn einem mal eine von derartigen Schimpfereien freie Schilderung aufstößt. Eine solche, die nur eitel Schönes und Gutes von unserer alten hessischen Hauptstadt zu berichten weiß und ihr Lob nach jeder Richtung hin singt, fanden wir in einem soeben erschienenen Buche „Frédér. Le Play, Voyages en Europe 1829—54. Paris (Libr. Plon) 1899". Der Verfasser, der französische Minen-Ingenieur und Nationalökonom, spätere Staatsrath und Senator des Kaiserreichs Frédéric Le Play (1806—80) machte als Student im Jahre 1829 eine Reise nach Deutschland, um die deutschen Bergwerke kennen zu lernen. Auf der Reise zum Harz kam er am 9. August durch Kassel und schildert seine Eindrücke in einem enthusiastischen Brief an seine Mutter aus Göttingen, dessen hauptsächlichste Stellen wir uns nicht versagen können unsern Landsleuten hier in deutscher Uebersetzung mitzutheilen:

„Von Siegen aus reisten wir in großen Tagestouren, täglich durchschnittlich 16 lieues, nach Göttingen. Ich übergehe die Einzelheiten dieser Reise, will es jedoch nicht unterlassen, wenigstens einige Worte über Kassel zu sagen. Das ist die Residenz eines deutschen Fürsten, des Kurfürsten von Hessen, und die hübscheste Stadt, die ich in meinem Leben gesehen habe (c'est la plus jolie ville que j'aie vue de ma vie). Sie hat 30 000 Einwohner und nicht ein einziges Haus, das nicht weißgestrichen ist, wie neu, und alles mit einem Luxus gebaut, der alles übertrifft, was man in Paris sehen kann, einige der hauptsächlichsten Bauwerke dort vielleicht ausgenommen.

Der Kurfürst bewohnt im Sommer ein Lustschloß, eine Stunde von der Stadt, namens Wilhelmshöhe, seinerzeit der Lieblingsaufenthalt Jérôme Bonaparte's während seiner Regierung als König von Westfalen. Das in jeder Hinsicht schöne Schloß ist von Gärten umgeben, die an Größe und Ausdehnung die von St. Cloud und Versailles weit hinter sich lassen. Sie sind amphitheatralisch angelegt und liegen am Abhang eines Bergzuges von wohl 1400 Fuß Höhe. Diese im englischen Geschmack gehaltenen Gärten sind voller Baumgruppen und Blumenbeete, die die malerischste Wirkung zeigen. Wir kamen pünktlich am gestrigen Sonntag an, gerade im Augenblick, da die großen Wasser sprangen. Sie verbreiten sich durch den ganzen Park und enden in einer Reihe von Wasserfällen,

vom Schlosse bis zum Fuße des Berges gerechnet in einer Höhe von ungefähr 1200 Fuß. Unmittelbar hinter dem Schloß stürzt das Wasser 80 Fuß hoch herab, und man sieht es über steinerne Terrassen von der Höhe eines herrlichen Bauwerkes herabfließen. Es sind 1350 Stufen, bis man zu dem Gipfel dieses Bauwerkes gelangt, der von einer 35 Fuß hohen Bronzestatue des Herkules gekrönt ist.

Kassel ist eine reiche und sehr volkreiche (!) Stadt. Vom Innern der Herkulesstatue aus sieht man durch ein Fenster, das unter dem Nagel des großen Zehes (!) angebracht ist, auf den in gewaltiger Ausdehnung sich ausbreitenden Park voller Menschen. Das schöne Schloß liegt am Ende einer Kastanienallee von einer Stunde Länge, in der zum mindesten 300 offene Kaleschen hin und her fuhren und das Auge wurde nicht beleidigt durch den Anblick jener miserabeln alten Kutschen (ces infames coucous), die gewöhnlich die Avenuen der Hauptstadt Frankreichs unsicher machen."

Der Lokalpatriotismus darf uns nicht hindern einzugestehen, daß der Briefschreiber unsere Stadt ganz gewiß bei besonders schönem Wetter und in besonders guter Stimmung gesehen hat. Sonst würde er wohl doch kaum die weißgetünchten Häuser Kassels über die von Paris gesetzt haben. Uns scheint auch als ob die zahlreichen Menschen in der „sehr volkreichen" Stadt und auf Wilhelmshöhe ebenso die 300 Equipagen, die Le Play in der Wilhelmshöher Allee gesehen haben will, kaum mit den sonstigen Beschreibungen des damaligen Kassels als einer sehr stillen und ruhigen Stadt in Einklang zu bringen sind. Und daß nun gar der Franzose die damaligen Kasseler Droschken so außerordentlich gegenüber den Fuhrwerken in den Pariser Avenuen herausstreicht, das will uns heut schier unglaublich erscheinen. Abgesehen von diesen kleinen Uebertreibungen und einigen Unrichtigkeiten, die durch die Flüchtigkeit des Besuches erklärlich sind, zeigt doch der Brief des Franzosen, daß Kassel seinen Ruf als eine der schönsten Städte Deutschlands nicht erst seit den letzten drei Jahrzehnten hat, wie man zuweilen behaupten hören kann.

Ph. L.



Aus Heimath und Fremde.

Geburtstag des letzten Kurfürsten von Hessen. Am 20. August, dem Geburtstage Sr. Königlichen Hoheit Kurfürst Friedrich Wilhelm's I. von Hessen, war dessen Grabstätte auf dem alten Todtenhofe zu Kassel, wie alljährlich, mit Blumen und Kränzen reich geschmückt.

Außerordentliche Hauptversammlung des Geschichtsvereins. Am 14. August fand im Lesesaal der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel eine außerordentliche Hauptversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde unter Vorsitz des stellvertretenden Vorsitzenden, Landesbrandkassendirektor Dr. Knorz statt. Hierbei machte der Schriftführer Bibliothekar Dr. Scherer Mittheilung über die für die Tage vom 29.—31. August in Schmalkalden angesetzte Jahresversammlung des Vereins. Darnach ist für den Abend des 29. August eine Vorstandssitzung mit darauffolgendem geselligen Beisammensein in Aussicht genommen. Am 30. August Vormittags 9 Uhr beginnen im Saale des Rathhauses die geschäftlichen Verhandlungen. Nach Erledigung des Geschäftsberichtes und der Jahresrechnung folgt ein Vortrag des Metropolitans Vilmar zu Schmalkalden, Vorsitzenden des Vereins für hennebergische Geschichte, über schmalkaldische Sitten und Gebräuche. In der Zeit von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags soll eine Besichtigung der Stadt vorgenommen werden. Dann wird im Saale der Gesellschaft Erholung ein gemeinsames Festessen abgehalten, an das sich am Abend gesellschaftliches Beisammensein schließt. Der 31. August ist einem Ausfluge nach dem Mommelstein und Brotterode gewidmet.

Goethefeier. Der 150. Geburtstag des Altmeisters Goethe wird auch in Kassel von mehreren Seiten feierlich begangen werden. Für den Geburtstag selbst, den 28. August, hat der Kasseler Lehrerverein eine Feier in Aussicht genommen. Der Deutsche Sprachverein (Zweigverein Kassel) wird alsbald nachfolgen, ebenso das Königliche Theater, welches am 3. September seine Vorstellungen wieder eröffnet und am darauf folgenden Tage eine Fest-Aufführung des „Torquato Tasso" veranstaltet.

Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß es auch an Beziehungen Goethe's zu Kassel nicht fehlt. In dem Aufsatze „Deutsche Dichter in Kassel" von Hans Altmüller in „Hessenland" 1897 (S. 210) sind dieselben des Näheren dargelegt.

Jubelfeier der Stadt Karlshafen. Am 3. September wird die Stadt Karlshafen den Tag

ihres 200jährigen Bestehens feierlich begehen, und es wird gleichzeitig die Enthüllung des dort errichteten Standbildes ihres Begründers, des Landgrafen Karl stattfinden.

Universitätsnachrichten. Geheimrath Professor Dr. E. Schmidt, Direktor des pharmazeutisch-chemischen Instituts zu Marburg, hat einen erneuten Ruf an die Universität Berlin abgelehnt. — Professor der Theologie Dr. Graf Baudissin zu Marburg hat einen Ruf nach Bonn und Berlin erhalten. — Der außerordentliche Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft Dr. Paul Kretschmar zu Marburg hat einen Ruf nach Wien erhalten und angenommen. — Privatdozent Lizentiat Bauer zu Marburg erhielt den Titel Professor. — Der ordentliche Professor für Strafrecht und Strafprozeß Dr. Friedrich Oetker zu Marburg, Friedrich Oetker's Neffe, erhielt einen Ruf an die alma mater Philippina, dem er zum Sommersemester 1900 Folge leisten wird.

Die theologische Fakultät der Universität Kiel verlieh dem Provinzialschulrath Geheimen Regierungsrath Dr. Lahmeyer zu Kassel honoris causa die Würde eines Doktors der Theologie.

Wenn man früher einen Gang durch die Marburger Universitätsstraße machte, bemerkte man schon von Weitem am Barfüßerthor ein langgestrecktes alterthümliches Gebäude, die alte Bibliothek. Jetzt wird dieselbe durch den imposanten und eigenartigen Neubau der neuen Bibliothek, vollständig überragt. Das mächtige Gebäude besteht aus einem achtstöckigen Büchermagazin, dessen einzelne Etagen durch geschickt konstruirte Aufzüge miteinander verbunden sind, einem Mittel- und einem Seitenhause mit Giebelfront. Die letzteren Gebäude sind zweistöckig und enthalten Abfertigungsräume für das Publikum, Lese-, Zeitschriften- und Buchbindersaal nebst der Hauswartswohnung. Das Büchermagazin ist vollständig feuersicher aus bestem Eisen und Stahl gebaut. Es ist Raum für 400 000 Bände vorhanden. Das ganze Bibliotheksgebäude dürfte der „Oberhessischen Zeitung“ zufolge nach seiner Fertigstellung 450 000 Mark kosten.

Stern'sche Münzsammlung. Kaiser Wilhelm II. hat in echt fürstlicher Freigebigkeit aus seinem Dispositionsfonds zum Ankauf der Münzsammlung des verstorbenen Kreisgerichtssekretärs z. D. Wilhelm Stern für das Königliche Museum zu Kassel den Betrag von 11 000 Mark bewilligt. Eine gleiche Summe haben opferwillige Privatleute, deren Namen demnächst veröffentlicht werden sollen, bereits beigesteuert, auch der hessische Kommunallandtag bewilligte in seiner letzten Tagung am 28. Februar d. J. auf Veranlassung seines ersten Vorsitzenden Kammerherrn von Pappenheim den Betrag von 1000 Mark. (Vgl. „Hessenland“ 1899, S. 79). Nunmehr ist die Erwerbung der Sammlung für das genannte Institut völlig gesichert. Damit ist die Sammlung des Königlichen Museums unbestritten die reichste und vollständigste aller hessischen Münzsammlungen geworden.

Jahresversammlung des Rhönklubs. In den Tagen vom 12. bis 14. August fand die diesjährige (23.) Jahresversammlung des Rhönklubs statt, und zwar in Schweinfurt, also auf bairischem Gebiete.

Personalien.

Verliehen: dem Kreisphysikus Dr. Marx zu Fulda der Charakter als Sanitätsrath.

Ernannt: die außerordentlichen Pfarrer Pörtie und Bürgener zu Pfarrern zu Josbach bezw. Fuhlen; der Hilfspfarrer Heck zu Fulda zum Pfarrer zu Unterreichenbach; Referendar Hoffmann zum Gerichtsassessor; Gerichtsschreiber bei dem Oberlandesgericht Buchhalter Röse zu Kassel zum Geheimen Registrator bei der Oberrechnungskammer zu Potsdam.

Uebertragen: dem Postsekretär Sälzer zu Kassel eine Oberpostkassen-Buchhalterstelle zu Darmstadt.

Geboren: ein Sohn: Referendar Wendel und Frau, geb. Schlunk (Kassel, 22. August); Dr. O. Scharfenberg und Frau Anna, geb. Runkel (Berlin, 22. August); eine Tochter: Pfarrer W. Becker und Frau Mally, geb. Heck (Urbach, 23. August); Direktor M. Pulvermacher und Frau (Kassel, 24. August.)

Vermählt: Praktischer Arzt Dr. med. Julius Sell zu Reichelsheim i. O. mit Fräulein Zöckler (Marburg, August).

Gestorben: Hauptmann a. D. Franz Zwirnemann, 71 Jahre alt (Kassel, 16. August); Wirklicher Geheimer Rath Professor Dr. Robert Wilhelm Bunsen, 87 Jahre alt (Heidelberg, 16. August); Privatmann Otto Kühnemann, 75 Jahre alt (Kassel, 16. August): verwittwete Frau Pfarrer Frankfurth, geb. Staubesand, 54 Jahre alt (Kassel, 17. August); verwittwete Frau Oberamtmann Hupfeld, geb. Vietor (Leipzig, 18. August); Pfarrer Wilhelm Reinhardt, 77 Jahre alt (Gelnhausen, 18. August); Fräulein Albertine Rüppel, 69 Jahre alt (Hofgeismar, 20. August); Güterexpeditionsvorsteher a. D. Johannes Schiermann, 73 Jahre alt (Marburg, 20. August); Oekonom Otto Exter (Glimmerode bei Hess. Lichtenau, 22. August); Bautechniker Karl Weißenborn (Kassel, 22. August); verwittwete Frau Karoline von Gehren, geb. Rohde, 87 Jahre alt (Marburg, 23. August).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XIII. Jahrgang. Kassel, 12. September 1899.

Landgraf Philipp's Heimkehr.

O jauchze, Philipp, weine sel'ge Thränen,
Laß dich's durchzittern, altes Heldenherz!
Der Riegel klirrt, es ist kein eit'les Wähnen,
Die Luft umweht dich, wehet heimathwärts!
Es war des Volkes Opferthat-Vollbringen,
Es war der Glaube, der zerschlug dein Thor;
Es war der Söhne, war der Freunde Ringen,
Das dich aus Nacht und Elend rief hervor!

O Hessen! Wieder! Gott, o groß Erbarmen!
O meine Söhne, Landeskinder all'!
Ein stummer Blick, Umhalsen und Umarmen;
„O Kinder!" „Vater!" Kuß und Thränenschwall!
Auch du, mein Bing, mein Lersner und mein Schachten*),
Laßt euch beschauen innig und genau!
O Wiedersehen, Weinen und Betrachten! —
„Doch unser Herr, wie ist er alt und grau!"

Heraus nun, Marburg, laß den Jubel steigen,
Sing hohen Päan, Universität!
Du ganzes Land, brich deiner Trauer Schweigen,
Du hast ihn wieder, herrlich, wenn auch spät.
Ja, wieder, wieder von der hohen Zinne
Schaut unser Held, wo seine Wiege stand;
Erzitt're Busen, sanfte Thräne, rinne;
Kein Zauberland ist wie der Kindheit Land.

Und weiter wallt des Zuges Festgepränge;
Die Hauptstadt naht, es ist der Tag des Herrn.
Der ernsten Predigt lauschet schon die Menge;
Da wallt's und wogt's und leuchtet in der Fern'.

Heraus, ihr Bürger, aus den Kirchen allen,
Ihr Männer, Frauen und der Kinder Heer!
Ein Grüßen, Jubeln, unabsehbar Wallen!
Fürwahr ein Sonntag, feierlich und hehr.

Doch Philipp spricht nicht viele Dankesworte,
Er neigt bewegt zum Herrn sein inn'res Ohr.
Mit Rührungsschauer durch Sankt Martins Pforte
Tritt er gebeugt zum hohen, stillen Chor.
Christinens Grab! Du treues, gold'nes Herze,
Der Weibergröße hohes Musterbild!
Sie hat entsagt, gerungen mit dem Schmerze,
Bis mild der Tod ihr großes Leid gestillt.

Da kniet der Held, er knieet lange, lange;
Die Predigt schallt; ob er sie wohl vernimmt;
Was er empfunden tiefbewegt und bange,
Das hat kein Griffel, keine Kunst bestimmt.
Das war der Stunden eine, wo der Himmel
Die Seele taucht in läuternd mildes Licht;
Wo weit entrückt der Erdenwelt Getümmel
Das Gottesurtheil des Gewissens spricht.

Doch schon entfesselt wogt Tedeums Brausen;
Ein letzter Seufzer — und der Held steht auf.
Zur Menge drinnen drängt die Menge draußen,
Der Jubel ist in seinem Festtagslauf.
„Ja, jubelt nur, ich bin der Eu're wieder,
In herbster Noth vergaß ich euer nicht;
Sing', treue Menge, deine froh'sten Lieder;
Doch mich ruft wieder meines Thrones Pflicht!"

Georg Engelbach.

*) Diese drei Räthe werden als diejenigen seiner Diener namhaft gemacht, die ihn zuerst begrüßten.



Philipp der Großmüthige
als Organisator der hessischen Kriegsmacht.

Von von Specht, Generalmajor z. D.

Der Hessen Land und Volk begrüßt mit hoher Freude den festlichen Tag, an welchem in dem Denkmal seines großen Landgrafen Philipp des Großmüthigen die Erinnerung an die geschichtlich bedeutungsvolle Wirksamkeit dieses Fürsten und die große Zeit Hessens verewigt werden soll.

Schon die Wahl des Platzes bringt es mit Klarheit zum Ausdruck, daß es vor allem gilt, den Vorkämpfer der Reformation zu ehren, welcher für den Protestantismus in Deutschland in Wahrheit so heldenmüthig gestritten wie mannhaft gelitten hat.

Die Entschlossenheit, mit welcher Philipp für die geistige Revolution, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, eintrat, die das 15. Jahrhundert vorbereitet hatte, als deren kühner Apostel Luther im 16. Jahrhundert erstanden war, haben ihm seinen Platz in der Weltgeschichte, der Geschichte Deutschlands gesichert; für sein Land hat er durch die Einführung der Reformation, die Aufhebung der Klöster und Ueberweisung der Einkünfte zu noch jetzt wirkenden wohlthätigen Stiftungen, durch die Gründung der Universität Marburg und vielfältige Verbesserungen auf dem Gebiete der Kirche und Schule auf Jahrhunderte hinaus segensreich gewirkt. „Hessen stieg unter Philipp zu einer Höhe, welche es früher niemals gehabt und auch später niemals wieder erreicht hat, der landgräfliche Hof war lange Zeit der Mittelpunkt der größesten deutschen und europäischen Angelegenheiten."

Aber neben dieser Bedeutung Philipp's auf dem Gebiete reformatorischer und politischer Thätigkeit ist eine andere hervorragende Wirksamkeit desselben zumeist übersehen oder wenigstens nicht genügend gewürdigt worden, und es ist wohl jetzt der richtige Augenblick gekommen, auch diese Lebensarbeit des großen Landgrafen gebührend hervorzuheben, nämlich die Organisation der hessischen Kriegsmacht. In seiner Schrift „Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen (Berlin 1897)" *) hat Dr. Georg Paetel die besondere Thätigkeit des Landgrafen auf militärischem Gebiete neuerdings in das richtige Licht gestellt, und zur Beleuchtung derselben erscheint es am besten, der Darstellung dieser interessanten und lehrreichen Schrift sich anzuschließen. Man lernt in diesem Werke Philipp den Großmüthigen, den glaubensstarken Verfechter der protestantischen Lehre und deren freier Religionsübung, von einer anderen, für Viele wohl neuen Seite kennen, nämlich von der als Organisator der hessischen Kriegsmacht, der Streitkräfte, deren er bedurfte, um als erwählter Bundeshauptmann des Schmalkalder Bundes an der Spitze der deutschen Protestanten Rom und dem Kaiser entgegen zu treten.

Es war damals im 16. Jahrhundert die Zeit des Ueberganges von der Lehns- und Landfolge zu den geworbenen Söldnerheeren, und dementsprechend ist auch der Stoff gegliedert, indem zuerst die Lehns- und Landfolge und dann das Soldheer nach Aufbringung, Stärke, Organisation, Bewaffnung und Verpflegung betrachtet werden. Zwar bestand das Heer, mit welchem Philipp auf dem braunschweiger Zuge 1545 den glänzenden Sieg bei Kalefeld erfocht, der Hauptmasse nach aus den 13 Fähnlein (7000 Mann) Fußknechten, welche die hessischen Städte und Aemter gestellt hatten; aber gerade bei diesem Kriegsaufgebote hatte sich die Vormusterung, die Philipp im Jahre 1544 durch den Schultheißen von Marburg, Konrad Hesse, im oberen Fürstenthum und durch Balthasar von Marbach im Niederfürstenthum hatte ausführen lassen, als wenig wirksam erwiesen. Da auch alle Versuche, der nur für den Kriegsfall zur „Landesdefension" verpflichteten Landfolge

*) Anerkennend besprochen ist dieselbe bereits „Hessenland" Jahrgang 1897, S. 263. Die Red.

eine geordnete Friedensorganisation zu geben, erfolglos blieben, so wendete Philipp bei „den gefährlichen Zeitläuften“ und seinen politischen Absichten entsprechend seine energischsten Bestrebungen der Organisation des Soldheeres zu. Demgemäß ist auch in dem Abschnitt II der bezeichneten Schrift dem Soldheere der größere Raum zugemessen. Mit bemerkenswerther Klarheit ist die Art und Weise der Aufbringung der damaligen Söldnerheere geschildert, und besonderes Interesse erweckt die Darstellung, wie die Lehnsritter in die Soldritter und diese in die Soldreiter sich wandeln, wie neben der „Lanze“ — auch „Helm“ und „Glewe“ genannt —, die aus dem Ritter mit seinen Reisigen „selbsieben“ bestand, die einzelnen Ritter, die „Einspännigen“, auftreten, wie deren Zahl sich steigend mehrt, bis sie taktisch gegliedert und endlich durch Maximilian nach burgundischem Muster zu Reitergeschwadern formirt werden. Daß Philipp eine kleine Truppe Einspänniger sich schon im Frieden heranzog, um sie im Kriege als Kundschafter, Boten, Führer und zum Sicherheitsdienste zu verwenden, ist besonders zu erwähnen, weil diese Schöpfung Philipp's sowohl an die Guiden des napoleonischen Heeres, wie an die neugeschaffenen Jäger zu Pferde der deutschen Armee erinnert. Ebenso ist es in hervorragender Weise interessant und bemerkenswerth, in welcher Weise Philipp bemüht war, schon im Frieden durch feste Verpflichtung von Hauptleuten und Rittmeistern sich für den Krieg, für die Mobilmachung, vorzubereiten. Diese Offiziere, zu welchen übrigens einstmals vorübergehend auch die Spielleute gerechnet wurden, befanden sich zum Theil in fester Bestallung und Besoldung, wie die heutigen aktiven Offiziere, oder sie standen „auf Wartegeld“, um dieselben, in gewissem Sinne den Reserve- und Landwehroffizieren vergleichbar, bei Ausbruch des Krieges in Bereitschaft zu haben. Die Namen dieser Rittmeister und Hauptleute Philipp's sind unter Angabe des Jahressoldes in besonderen Listen verzeichnet, und es wird für Viele von Interesse sein, in denselben nicht nur die Namen der hessischen und der benachbarten Ritterschaft: Baumbach, Biedenfeld, Bodenhausen, Boyneburg, Dalwigk, Hanstein, Hundelshausen, Keudell, v. d. Malsburg, Münchhausen, Riedesel, Schachten, Schenk, Stein, Trott, Wolff, sondern auch die Namen vieler bekannter und berühmter deutschen Familien zu finden, deren Glieder noch jetzt der Armee angehören, wie: v. Alvensleben, von Asch, von Bock, von Bothmer, von Maltitz, v. Dinklage, v. Gemmingen, von Lübeck, von Ledebur, v. Leipziger, v. Lahr, v. Mandelsloh, v. Münster, v. Quad, v. Spiegel, v. Schönfeld, v. Scheele, v. Scheurnschloß, v. Vitzthum u. a. Es ist kein Zweifel, daß durch diese festen, auf mehrere Jahre, vielfältig auf Lebenszeit gestellten Bestallungen der reisigen Hofdiener, Rittmeister und Hauptleute ein engeres Band zwischen dem Landgrafen und seinen „Dienern“ geschaffen wurde und daß in dieser bis dahin in Deutschland einzig dastehenden Einrichtung Philipp's die ersten Anfänge eines — obwohl die Bezeichnung Offizier noch nicht erfunden war — Offiziercorps und Offizierstandes erblickt werden dürfen, zumal die Fürsorge Philipp's sich auch auf die hinterlassenen Wittwen und Waisen seiner bestallten Kriegsdiener erstreckte.

Nicht minder bedeutsam ist die Sorgfalt, welche Philipp der „Artalarey“ zuwendete. Frühzeitig erkannte er die entscheidende Wichtigkeit dieser Waffe und er war demgemäß so sehr bemüht, sich eine starke Artillerie zu schaffen, daß er bei seinem Tode — als damals zum Hausvermögen gehörig — seinen Erben 160 Geschütze hinterließ, obwohl in dem Unglücksjahr 1547 gegen 179 Geschütze an den Kaiser verloren gegangen waren. In den Gießstätten zu Kassel und Kloster Haina ließ Philipp seine Geschütze gießen und stellte zur Bedienung nicht nur festbestallte „Büchsenmeister“ an, sondern wußte sich solche auch nach der Sitte der Zeit von befreundeten Fürsten und Städten zu beschaffen. Daß die hessische Artillerie schon damals einen guten Ruf genoß, geht daraus hervor, daß König Ferdinand von Böhmen den Landgrafen um Büchsenmeister und Pulver bat und Philipp sogar Geschütze verlieh, z. B. dem Bischof von Münster die beiden Stücke den „Teufel“ und die „Großmutter“ zu Hilfe sandte, woher das Wort stammt: „der Teufel und seine Großmutter“.

Um die Aufbewahrung und Erhaltung der Geschütze, besonders auch in den Festungen, zu sichern, bestallte Philipp außer den Büchsenmeistern auch Zeugwarte, als deren erste die beiden „Zeugmeister“ Veit Krautpeter und Hans Rosenzweig dem Landgrafen lebenslänglich dienten, während als oberster Feldzeugmeister Ritter Hans von Bellersheim genannt wird. An die Fürsorge für die Artillerie schloß diejenige für die Festungen sich an. Soweit es für damalige Verhältnisse möglich war, wurden — vornehmlich für die Hauptplätze Kassel, Ziegenhain, Gießen, Rüsselsheim und Schloß Rheinfels — die Armirung und Besatzung (Fußknechte und Reiter, theils Söldner, zumeist Landesaufgebot), die Verproviantirung, der Dienst in den Festungen wie

der Dienst und die Verwendung der „Schanzbauern“ geregelt, auch für den Fall der Belagerung die Theilnahme der wehrfähigen Bürgerschaft an der Vertheidigung, der Wehruntüchtigen und der Frauen am Löschen des Feuers bestimmt und geordnet.

Endlich übersah der Landgraf mit richtigem militärischem Blick nicht die Wichtigkeit des Trains, der „Wagen zur Artalarey“ und der „Wagen außerhalb der Artalarey“. Daß unter den Artilleriewagen (für Kugeln und Pulver, Handwerks- und Schanzzeug) sich bereits ein 1530 zu Schmalkalden gefertigter Brückenzug befand, welcher soviel Schiffe hatte, daß 1000 Knechte auf einmal übergesetzt werden konnten, ist ebenso bemerkenswerth, wie es erwähnt zu werden verdient, daß unter den Wagen „außerhalb der Artalarey“ — Wagen für Küche und Keller, Brod- und Futterwagen, Wagen für Kanzlei, Prediger und Wundarzt — sich auch schon „behangene Wagen“ für Sanitätszwecke befanden. Ganz besonders aber waren Philipp's Maßnahmen darauf gerichtet, die Gestellung dieser vom Landgrafen „versoldeten Landwagen“ zu regeln und vor allem die Zahl derselben, den ungeheueren Troß, mit welchem die damaligen Heere belastet waren, zu vermindern, indem er die Zahl dieser Wagen allmählich von 1500 im Jahre 1534 bis auf 451 im Jahre 1545 herabsetzte (138 Artillerie-, 313 Trainwagen).

Wenn Landgraf Philipp auch „neue Formen nicht erfand“, so hat er doch jedenfalls die hessische landesherrliche Artillerie geschaffen, die Waffe, mit welcher, wie Ranke sagt, das Fürstenthum über das Ritterthum, die neue Zeit über die alte siegte. Ebenso hat Philipp den Grund gelegt zu einem dauernd bestallten und besoldeten Offiziercorps. Wenn es anfänglich auch nur geschah, um sich „für gefährliche Zeiten“ der besten Rittmeister und Hauptleute zu versichern, welche den meisten „Zulauf“ hatten, so erwuchs aus dieser Maßregel militärischer Vorsicht und Klugheit allmählich ein System, es bildete sich ein Rahmen, welcher den für den Kriegsfall angeworbenen Söldnerschaaren einen festeren Halt gab und es wesentlich erleichterte, dieselben in Zucht und Ordnung zu halten. Und das ist ein Verdienst, welches ganz besonders Philipp dem Großmüthigen gebührt: er verstand es nicht nur, durch eine kluge Finanzwirthschaft sich die nöthigen Geldmittel zu sichern, um mit Hilfe seiner bereits im Frieden bestallten Offiziere schnell ein zahlreiches, wohlausgerüstetes Heer für den Kriegsfall zu versammeln, er erkannte auch mit richtigem militärischen Urtheil, daß nur die Disziplin im Stande ist, locker gefügte Truppenschaaren zu einem fest geordneten, brauchbaren Heere zusammenzuschmieden. So brachte es Philipp dahin, daß schon zu damaliger Zeit das hessische Kriegsvolk durch den Geist der Disziplin sich vortheilhaft auszeichnete, und ein Dr. Sibert von Löwenberg nach der Einnahme des Braunschweiger Landes über das Verhalten der hessischen Truppen berichten konnte: „Der krieg ist mit der bescheidenheit gefurt, daß die landsassen nicht eines ayns oder hoyns (Eies oder Huhnes) wird schaden empfangen. Die unterthanen seinds wolzufrieden und was sich über alles zu verwundern ist das unter dem gemeinen kriegsvolkh zu roß und zu voeß khein unwill sunder gutter frid und ainigkeit gesehen worden und wölicher bei dem hausen gewesen muß zeugnis tragen, das sei mher ain ingetzogns dan eußerlichs leben . . .“

So erwarb sich Landgraf Philipp den Ruf als eines der angesehensten Kriegsherren seiner Zeit, so auch ist er im Sinne der vorstehenden Darstellung als der erste Organisator der hessischen Kriegsmacht zu betrachten, so vor allem begründete er zuerst den Ruf der hessischen Truppen, den sie zu allen Zeiten bewahrt haben und Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. in der Kabinetsordre vom 27. Januar 1899 in die ehrenden Worte zusammengefaßt hat:

„An den blutigen Tagen von Wörth, Sedan, Orleans, St. Quentin, vor Metz und vor Paris bewährten sie die alte hessische Tapferkeit in neuen Großthaten, würdig der Ahnen, die in zahllosen Kämpfen, auf den Schlachtfeldern von fast ganz Europa und in der neuen Welt, unverwelkliche Ruhmeskränze um ihre Fahnen gewunden hatten.“

Aus der Selbstbiographie von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel (1792—1869).

I. Bis zum Verlassen der Universität.

Der Herausgeber der Biographien hessischer Gelehrter und Künstler, die sich hervorgethan haben, Professor Dr. Justi in Marburg, hatte meiner in einer Note seines ersten Bandes erwähnt und gesagt, daß meine Biographie demnächst nachzubringen sein würde. Als nun nach Justi's

Tode die Fortsetzung des Werkes dem Literaten Altmüller hierselbst übertragen wurde (der sie indessen bald wieder an Dr. Gerland abtrat), drängte mein Freund Altmüller mich wiederholt, ich solle doch für diesen Zweck meine Erlebnisse niederschreiben, welche, abgesehen von meinen eigenen Leistungen, auch durch meine Berührung mit so vielen hervorragenden Männern noch ganz besonders interessant sein müßten. So kam ich dazu diese Aufzeichnungen zu beginnen; ob ich mich selbst entschließen werde, oder sich sonst jemand berufen fühlen wird, mit der Zeit einen Auszug aus meiner Selbstbiographie einem größeren Leserkreise bekannt zu geben, wobei hauptsächlich Wissenschaftliches und Kunstnachrichten, sowie die neuen produktiven Gedanken im Gebiete meines Faches hervorzuheben wären, das muß ich der Zukunft überlassen.

Meine Vorfahren stammen nicht aus dem Lande der Chatten, sondern sind von Süden und Norden hier eingewandert. Von väterlicher Seite waren es die Ureltern, die durch eine Berufung des hochsinnigen und umsichtigen Fürsten, Landgrafen Karl, welcher neben der Kunst auch den gewerblichen Fortschritten in seinem Lande überall Vorschub leisten wollte, aus der Schweiz hierher gezogen wurden, um in Kassel einen Versuch mit Einführung der Seidenzucht zu machen, der aber freilich schon an der nicht glückenwollenden Acclimatisirung der Maulbeerpflanzungen scheiterte. („Maulbeerplantage" in der Unterneustadt.) Der „Burger und Seidenfärber" Johannes Wolf war (nach Ausweis des noch vorhandenen Grabsteines) geboren Anno 1643 und starb nach 29jähriger, mit einem Sohn und zwei Töchtern gesegneter Ehe mit Anna Magtalena Theurlin (geboren 1670, gestorben 2. April 1743) im Alter von 87 Jahren und 9 Monaten am 23. Oktober 1730. Des Seidenzüchters Sohn, Johannes, wurde Steinmetzmeister hierselbst, ein höchst geachteter Mann, dessen Verdienste „als bravster Bürger und Hausvater" noch im Jahre 1829 von dem bekannten preußischen Minister der Finanzen, Geh. Rath von Motz, welcher als Hesse früher in hiesigen Diensten war und in vielfachem persönlichen Verkehr mit meinem Großvater gestanden hatte, in anerkennendster Weise in Berlin gegen mich hervorgehoben wurden. Er war es, der auf einem ganz werthlosen, sterilen Boden, unter großem Beifall seiner Mitbürger, das Tannenwäldchen vor dem Kölnischen Thore anlegte und dabei unter nicht unbedeutenden Zuschüssen aus seiner Privatkasse Manches zur Annehmlichkeit der Besucher hinzufügte. (Z. B. Sonnenuhren auf Steinpostamenten, von denen eines, wo neben dem Stadtwappen der Name des Großvaters nebst der Jahreszahl 1789 eingegraben ist, noch jetzt im Bosquet des Tannenwäldchens sich befindet; ferner hatte er als eine damals zeitgemäße Spielerei am Bache die bewegliche, durch das Wasser in Thätigkeit gesetzte Figur eines Scheerenschleifers angebracht u. dgl. m.) Er erhielt hierfür vom Fürsten eine werthvolle goldene Medaille, die noch jetzt in der Familie aufbewahrt wird.

Mein Vater, sein zweiter Sohn, Heinrich Abraham Wolff, setzte das Gewerbe eines Hofsteinmetzmeisters in größter Ausdehnung und mit bestem Erfolge fort, nachdem er längere Reisen in Frankreich und Italien gemacht hatte, wozu ihm Landgraf Friedrich II. wegen seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit im Modelliren und als Konstrukteur die Mittel theilweise als Reisestipendien zugewiesen hatte. Diese Gunst erlangte mein Vater insbesondere dadurch, daß er dem Fürsten bei dessen Verweilen in Paris, wo er gerade seine Studien machte, die von ihm in Stein ausgeführten Kapitäle sämmtlicher Säulenordnungen (diese werden noch jetzt als Muster in der hiesigen Kunstakademie aufbewahrt) vorzeigen konnte.

Gegen das Jahr 1788 verheirathete er sich mit Susanna, der Tochter des von Stockholm hier eingewanderten Bronzearbeiters und Meisters Forstmann, einem durch ihre Schönheit ebenso wie durch ihren heiteren Sinn und ihr liebenswürdiges, anspruchsloses Wesen ausgezeichneten und allgemein umworbenen Mädchen. Der erste Sohn meiner Eltern starb kurz zuvor, ehe ich — am 21. August 1792 — das Licht der Welt erblickte, und so übertrugen sie alle Liebe, alle Sorgen, alle Hoffnungen auf mein Haupt. Ja, mein Vater war so stolz auf den Besitz seines Sohnes und so in Furcht, daß auch dieser wieder dahin sterben könnte, daß er alsbald durch ein großes Oelbild des noch nicht zweijährigen Knaben (von einem renommirten Portraitmaler jener Zeit, Professor Range), natürlich mit dem damals unvermeidlichen Steckenpferde in der Hand, die Gestalt und die Züge desselben verewigte. Auch noch den zunächst folgenden Geschwistern wurde diese Auszeichnung zu Theil; als aber die Reihe derselben immer länger wurde, stumpfte sich Furcht und Eifer ab und die zahlreichen Descendenten blieben später ungemalt.

Mein Vater war, wenn auch in der untergeordneten Stelle eines Bauentrepreneurs, die eigentliche Seele der Unternehmungen des baulustigen Landgrafen Wilhelm IX., denn der damalige Hofbauinspektor Jussow war ein plötzlich, ohne genügende Vorstudien, von der Juris-

prudenz zur Baukunst übergetretener Architekt*) und war höchstens im Stande, die Zeichnung zu einem Prachtbau nach Vignola'schen und Palladioschen Rezepten zusammenzusetzen, nicht aber das Technische bei der Ausführung solcher Bauten zu leiten. Er erzählte mir selbst, daß er erst später, nachdem er angestellt gewesen sei, durch anhaltenden Besuch der Werkstätten und Arbeitsplätze sich mit der Technik nach und nach vertraut habe machen müssen. Unter diesen Umständen war die Mitwirkung meines Vaters, der den Architekten ergänzen mußte, von größter Wichtigkeit, und seine Tüchtigkeit als Techniker — die sich durch die ihm übertragene Ausführung der Fuldabrücke sowie des Wilhelmshöher (damals Weißensteiner) Schlosses, mit den künstlichen Verbindungsbögen zwischen den drei Hauptkörpern des Gebäudes, noch bis auf den heutigen Tag bewährt — wurde durch den ihm verliehenen zuvor nie dagewesenen Ehrentitel eines „Hofwerkmeisters" auch von oben herab anerkannt. Die Stadtbaumeisterstelle wurde ihm nach dem Tode des Großvaters (der dieselbe bekleidete) wiederholt angetragen, er zog es aber vor, neben seinen Gewerbsarbeiten sich mit selbstständigen, in sein Bereich einschlagenden Studien zu beschäftigen. Jene Stelle erhielt auf seinen Vorschlag sein Bruder, der sich früher mit dem Baufach vertraut gemacht, inzwischen aber als Lieutenant bei der Artillerie den Feldzug nach Amerika mitgemacht hatte.

Zu seinen Lieblingsarbeiten gehörte es, Gypsmodelle von den Prachtgebäuden, die unter seiner Mitwirkung ausgeführt waren, anzufertigen. Auch die Uebersetzung der „L'art de bâtir" von Rondelet, wozu er die Abbildungen gleich selbst in Kupfer stach, beschäftigte ihn lange Zeit. Meines Vaters Einnahme war damals so ergiebig, daß er im Stande war, ansehnlichen Grundbesitz zu erwerben. So knüpfen sich meine liebsten Jugenderinnerungen an das schöne Besitzthum meiner Eltern am Holländischen Thore, welches fast ein ganzes Straßenviertel einnahm — gegenwärtig steht die Synagoge nebst mehreren großen Wohnhäusern darin — und mit einer stattlichen über 500 Fuß langen Mauer von ihm umschlossen wurde. Hier war es, namentlich in dem herrlichen obstreichen Garten — in dem auch Schaukeln und Kegelbahnen nicht fehlten —, wo der ebenso gastfreie als wohlhabende Mann, seinem Herzen folgend, fast allabendlich einen größeren oder kleineren Kreis interessanter Leute um sich versammelte. Künstler, Gelehrte, sowie selbst hohe Beamte verschmähten es nicht, zu dem einfachen Handwerker zu kommen — der freilich bei seinem regen Streben an Bildung ihnen wohl ziemlich gleich stand —, da die Interessen des Tages und der Kunst sowie die Fortschritte der Wissenschaft und Technik zu besprechen. Ich entsinne mich noch mit Vergnügen dieser Abende, wobei ich freilich meist nur zuhören durfte, an denen der westfälische Minister Siméon, Johannes von Müller, die Maler Nahl (Sohn des berühmten Bildhauers), Hummel (später Professor in Berlin), Tischbein und Böttner, die Bildhauer Nahl, Wolff (ein Bruder meines Vaters) und der damals noch junge Henschel, die Architekten Hisner, Rudolph, Laves und Crelle (später Geh. Oberbaurath in Berlin) mit Anderen in unserem Garten versammelt waren.

*) Siehe Justi's Künstlergeschichte vom Jahre 1831, S. 313 fg.

(Fortsetzung folgt.)



Das Tagebuch des weiland kurhessisch-westfälischen Offiziers Wilhelm Lorenz, späteren Klosterrentmeisters in Schlüchtern.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Henkel.

(Schluß.)

In der Gardekosackenkaserne erhielten wir unsere erste Wohnung angewiesen, die wir aber später mit einer solchen in der Stadt zu vertauschen hatten. Gleich am ersten Tage gaben wir ein Empfehlungsschreiben an das Petersburger Bankhaus Livio & Söhne ab und fanden die freundlichste Aufnahme. Und nach weiteren vier Tagen ließ uns die Prinzessin Amalie 400 Rubel zu unserer neuen Equipirung auszahlen, wobei uns auch Hoffnung gemacht wurde, daß wir demnächst in der Suite der Kaiserin in die deutsche Heimath zurückkehren dürften. Diese Hoffnung wurde jedoch durch die Ankunft des baierischen Generals Graf von Preysing und einiger badensischer Stabsoffiziere vereitelt, die natürlich statt unser dieser Ehre theilhaftig

wurden. In der folgenden Woche wies uns der Civilgouverneur ebenfalls 400 Rubel aus, sodaß nun für alle Bedürfnisse gesorgt war.

Um so heftiger aber regte sich nun die Sehnsucht nach der Heimath. Wiederholt baten wir um die Erlaubniß abreisen zu dürfen, aber beständig wurden wir mit Hoffnungen hingehalten. Zuletzt wandten wir uns, nach einem schon achtwöchentlichen müßigen Aufenthalt in Petersburg an Herrn Livio mit dem dringenden Ersuchen, unsere großmüthige Wohlthäterin, die Prinzessin bitten zu lassen, doch auch diesen, unseren heißesten Wunsch noch erfüllen zu wollen. Wir wurden erhört, und wenige Tage darauf standen unsere Schlitten reisefertig vor der Thüre.

Wir hatten in der interessanten Residenzstadt so frohe Tage nach all' den vorausgegangenen körperlichen und seelischen Leiden verlebt und waren in mehreren guten Familien so herzlich aufgenommen worden, daß uns der Abschied wehe that, und am meisten von unserem Landsmann, dem in Petersburg lebenden Professor Schmitz. Dazu kam noch eine letzte, unerwartete Wohlthat. Denn als wir uns von Herrn Livio verabschiedeten, erhielten wir zu unserem Erstaunen noch 500 Rubel Reisegeld im Namen der Prinzessin Amalie eingehändigt. Wie gern hätten wir unserer erlauchten Wohlthäterin mündlich unseren Dank erstattet; doch darauf hatten wir zu verzichten.

Mein Kamerad und Leidensgefährte Seyd hatte zudem schon am Tage zuvor von einem anderen Handlungshaus 400 Rubel bezogen, die auf Veranlassung des Großherzogs von Hessen-Darmstadt an alle darmstädtischen Offiziere verabfolgt wurden, die zur Zeit als Gefangene in Rußland zu ermitteln waren.

Freudig überrascht wurden wir im Moment der Abreise durch unsere näheren Petersburger Kameraden und Bekannten, die sich mit der Erklärung einfanden, uns das Geleite noch über das Weichbild der Residenz hinaus zu geben; sie hielten Wort, und so sausten wir in fröhlichster Stimmung durch die beschneite Landschaft, bis wir Kroswoy Kabacke (das letztere Wort bedeutet „Schenke") 10 Werste von der Stadt erreichten, wo wir uns denn nicht ohne wehmüthige Empfindung auf immer trennten. Nun ging es aber mit Blitzesschnelle südwärts Tag und Nacht durch die Schneefelder von Ingermanland, Esthland, Livland, Kurland bis an die Düna. In Riga, der alten bremischen Kolonie, gewissermaßen der ersten deutschen Stadt, fanden wir gastliche Aufnahme im Hause des preußischen Konsuls Ellinger. Der Gouverneur ließ uns noch zwei Monate Gage auszahlen, und dann flogen wir, Lithauen links liegen lassend, bis Memel. Die russische Grenze war überschritten, der Boden des geliebten deutschen Vaterlandes wieder betreten; unfähig, mich länger zu beherrschen, sprang ich aus dem Schlitten, berührte die heimathliche Erde mit den Lippen und dankte mit klopfendem Herzen und feuchtem Auge dem Himmel, der uns so gnädig geleitet hatte. Mein Freund und Kamerad drückte mich schweigend an seine Brust. Wir schritten dann, unseren Schlitten, den wir in Petersburg gekauft hatten, vorausschickend, langsam auf die Stadt zu.

Wie wohlig war uns im ersten deutschen Quartier, wo wir auf's herzlichste von unseren Landsleuten bewillkommt wurden, auf deren Gesichtern aufrichtiges Bedauern bei der Erwähnung unserer ausgestandenen Leiden zu lesen war. Jetzt, wo wir uns dem engeren Vaterlande nach zweijährigem Fernsein wieder näherten, empfanden wir, was Vaterlandsliebe heißt.

Kein Postillion vermochte uns von jetzt an schnell genug vorwärts zu bringen; wir gaben Trinkgeld über Trinkgeld, und an Essen und Trinken ward nur gedacht, wenn der ärgste Hunger uns zwang; und so durchflogen wir die Provinzen der preußischen Monarchie.

In Königsberg angelangt, empfingen wir von der Behörde 30 Thaler Zuschuß als Reisegeld; ohne Zaudern ging es weiter bis Berlin, wo ich freundlichste Aufnahme in der Familie des Kriegsraths Noack fand. Aber wir gestatteten uns in unserer Ungeduld nur einen einzigen Rasttag; das nächsterreichte Ziel war Braunschweig.

Je näher ich der lieben Heimathstadt Kassel kam, desto unruhiger wurde ich bei dem quälenden Gedanken, ob ich wohl alle theueren Angehörigen noch am Leben antreffen würde, und was wohl aus dem in der Schlacht bei Borodino so schwer verwundeten Bruder Heinrich geworden sein mochte. Noch wußte ich es nicht, daß er längst auf den eisigen Steppenfeldern Rußlands sein Grab gefunden hatte.

Endlich am 27. Januar 1814 eilte ich nach zweijähriger Trennung wieder in die Arme meiner Lieben.



Die Waldblume der hohen Veen.

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte sich die Thür hinter der Kleinen wiederum geschlossen, so huschte eine jugendliche Gestalt leichtfüßig aus dem Schatten eines Mauervorsprungs hervor, legte den Arm um ihr Mieder und raubte ihr, da sie sich dessen wegen der Eimer nicht erwehren konnte, einen Kuß.

„Pfui, Junker", sagte sie sichtlich empört. „Ist das Sitte bei Euch im Lande zu Hessen, daß ihr einem Mädchen in der Verfassung, wie meine gegenwärtige ist, also begegnet?"

„Vergieb, Marie! Es war unrecht von mir, Dir den Kuß zu rauben. Unrecht Gut thut selten gut! so denkt und spricht man im Lande der Hessen; darum mag auch ich nicht geraubtes Gut! Hier hast Du den Kuß wieder!" entgegnete Jener lachend, umfaßte das braune Mieder, das er losgelassen hatte, abermals und gab ihr einen zweiten Kuß.

„Junker! Junker! Wenn das mein Ohm hörte, müßte ich mich nicht zu Tode schämen? Ich bin Euch von Herzen bös!"

„Ein wenig Krieg also, Marie? Aber weißt Du auch, daß ich mich darüber freue und zwar mehr, wie es der Kaiser sammt seinem Alba und Granvella thun würde, wenn er Gelegenheit fände, hundert Evangelische braten zu lassen?"

Marie bekreuzte sich bei diesen Worten, betete leise ein Ave Maria, und, den Junker vorwurfsvoll anschauend, sagte sie bestimmt: „Das ist gegen die Abrede, Junker! Wenn Ihr so schlecht Wort haltet und Religionssachen auf's Tapet bringt, so ist's aus zwischen uns. Uebrigens haben wir hier genug geplaudert, und die Eimer sind schwer und drücken mir die Schulter!"

Schmollend schritt sie der Küche zu, und der Junker folgte ihr. Bald befanden sie sich dem Herde gegenüber, auf dem ein helles Holzfeuer lohte, und während das Mädchen die Eimer auf die Wasserbank setzte, haben wir Gelegenheit, uns rasch den jungen Mann zu betrachten. Es war ein flaumbärtiges, junges Blut, achtzehn bis neunzehn Jahre zählend, hoch aufgeschossen, mit semmelblondem, leicht gekräuseltem Haupthaar, das über der Stirn kurz geschnitten war, zu beiden Seiten und im Nacken aber lang herunter wallte, mit blauen Augen und frischer Gesichtsfarbe, ganz das Bild unverdorbener Jugend. Er trug feindurchbrochene Schuhe, aus denen die engen festanschließenden Beinkleider von schwarzem, sämischem Leder heraus gewachsen schienen. Um die Hüften waren sie mit Litzen an das Wams genestelt, dessen Stoff schwarzes lundisches Tuch mit weißem Unterfutter war, welch letzteres sich durch die Schlitze auf Brust und Armen malerisch hervordrängte. Den Hals rahmte ein Kranz feiner Brüsseler Spitzen ein.

Marie hatte die Eimer rasch geordnet und war damit beschäftigt, einen Topf mit Wasser zum Morgensüppchen für ihren Oheim, der Kastellan des Schlosses war und sie aus der Taufe gehoben hatte, an das Feuer zu setzen, wobei sie that, als wäre außer ihr niemand gegenwärtig.

„Nun, Marie? Du planst also wirklich Krieg?" brach endlich der Junker das Schweigen.

„Ich glaubte, der Junker freue sich darauf, oder sollte ich ihn mißverstanden haben?"

„Warum nicht gar, Marie? Gewiß freue ich mich darauf, und weißt Du auch warum?"

„Krieg? Wer kann Krieg wollen? Den Grund möchte ich hören!"

„Nun, ist denn das so schwer zu errathen? Gebe einmal acht und mir Antwort! Was folgt auf Regen?"

„Nach alter Bauernregel Sonnenschein!"

„Und was wohl auf Krieg?"

„Frieden, so denke ich!"

„Und hast Du auch schon einmal gehört, wie der Abschluß eines Friedens gefeiert wird?"

„Mein Oheim sagt, daß man das Leid, das man sich gegenseitig angethan hat, vergesse, für die Zukunft gute Nachbarschaft gelobe und zum Schlusse darauf los bankettire, als wäre es nie anders gewesen."

„Dein Oheim hat ganz recht, Marie, und nun laß auch Du uns Frieden schließen! Vergiß Du das Vergangene; ich dagegen gelobe für die Zukunft nie mehr gegen die Abrede zu handeln, und wie feiern wir beiden nun Versöhnung und Frieden?"

Mariens Wangen wurden roth, wie ihr Röckchen; aber der Junker hatte sie bereits abermals umfaßt, und dieses Mal brauchte er ihr den Kuß nicht zu rauben.

Da machte sich ein Geräusch im Nebenzimmer hörbar und scheuchte die beiden auseinander.

„Der Ohm!" flüsterte sie. „Lebt wohl, Junker; ich muß fort!"

„Lebe wohl, meine Süße! Im Garten also — vergiß nicht!"

Marie eilte kopfschüttelnd davon; der Junker aber stand noch eine Weile auf demselben Flecken und schaute den Fußboden an, der mit blendend weißem Sand derart bestreut war, daß er darauf allerlei saubere, zierliche Kringel beschrieb und jetzt

die Abdrücke der kleinen Füßchen zeigte, die noch eben auf ihm gewandelt hatten. Dann aber sagte er leise vor sich hin, als gereue ihn seine Empfindsamkeit: „Vergiß die Hauptsache nicht, Anton; ich glaube fast, Du möchtest es ernstlich mit der Kleinen meinen! . . . Doch hinweg mit dem Gedanken!" setzte er leichtfertig lauter hinzu, verließ die Küche und man hörte ihn wegeilend auf dem dunkelen Gange singen:

„'s kam ein Kukuk geflogen,
Setzt sich nieder auf den Zaun;
Schöner Kukuk,
Hübscher Kukuk,
Ist Dir auch zu trau'n? —
Kukuk!"

Die Strophe, die in heiterer Melodie und mit einem hellen Tenor geträllert wurde, war kaum verhallt, so klang aus dem Nebengange gedämpfte Baßstimme als Antwort:

„Schön's Vöglein, trau nimmer,
Und säng er wie ein Buch,
Schönem Kukuk,
Hübschem Kukuk,
Dem Vogel voller Lug!
Kukuk!"

Der Junker lauschte auf. Da huschte der Sänger vorüber, ein verwachsenes Männlein mit breiten Schultern, hervortretender Brust, einem Höcker auf dem Rücken und verschmitztem Schelmengesicht. Seine Kleidung, die sonderbar genug zur Hälfte krebsroth, zur Hälfte lichtblau war, kennzeichnete ihn als Narren, wie sie damals an keinem fürstlichen Hofe fehlen durften. Der Junker wollte ihm nach; da erschallte eine kräftige Männerstimme von oben herab, die ihn bei Namen rief: *„Anton!"* Er ließ deshalb von dem scheckigen Burschen ab und folgte dem Rufe, in dem er die Stiegen eine um die andere übersprang, um so rasch als möglich im oberen Stocke zu sein.

II.

Während das eben Erzählte sich im Erdgeschoß zutrug, saß ein Mann in einem Zimmer des ersten Stocks, dessen beide enge Fenster nur die Aussicht auf den angrenzenden Schloßgarten hatten, vor einem Tisch, auf dem ein großer in Schweinsleder gebundener Foliant lag, einen Rothstift in der Hand und schien in eifrigem Lesen begriffen zu sein.

Das Zimmer war wenig geräumig und dabei auf das allereinfachste ausgestattet. Die Wände waren kahl, das Hausgeräth bestand aus einem Bette mit verschiebbaren linnenen Vorhängen, einem Tisch, dessen Untergestell einem Sägebock nicht unähnlich war, zwei Holzschemeln mit durchbrochenen Rücklehnen und einem Schrein von Eichenholz, auf dem eine Blechkassette stand. Neben dieser lagen mehrere Folianten, ein Kartenspiel, beinerne Würfel und ein Schachbrett, dessen Figuren halb standen, halb umgeworfen waren.

Der am Tisch sitzende, mit Lesen eifrig beschäftigte Mann war ein mittelgroßer, hoher Vierziger, in dessen Haupt- und Barthaar die letzte Vergangenheit viele Silberfäden gesponnen hatte. Sein Anzug war die Haustracht des Adels jener Tage: schwarze Schuhe, dunkele Strümpfe, ein Wams von schwarzem Tuch, eine rothe wollene Unterweste, weiße Halskrause und ein anspruchsloses Barett. Nur die Brust schmückte eine einfache goldene Brust-Kette mit Medaillon, auf dem ein bärtiger, behelmter Kopf abgebildet war. Trotz dieses unscheinbaren Aeußeren aber verrieth doch das feurige Auge, sowie der thatkräftige und gedankenvolle Ernst, der über dem fest zusammengefaßten, verhältnißmäßig schmalen Gesichte lagerte, daß man hier einen Kriegsmann und eine Persönlichkeit vor sich habe, die an das Beherrschen großer Verhältnisse gewohnt war.

Es war Philipp von Hessen, den schon seine Zeitgenossen den Großmüthigen nannten, und von dem seine Gegner behaupteten, die evangelische Welt jener Tage habe zu ihm aufgeschaut, wie zu ihrem Herrgott selbst, weil ihm kein Ziel zu hoch war, um es nicht zu erreichen und keine Gefahr zu groß, um sie nicht siegreich zu überwinden. Das war freilich in den Tagen des Glückes so gewesen. Aber die waren vorüber, seit dem unglücklichen Ausgange der Feldzüge an der Donau und in Sachsen in den Jahren 1546 und 1547 und vollends seit jenem unheilvollen 19. Juni 1547, wo sich der Landgraf, auf Zureden der Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg, dem Kaiser freiwillig in Halle gestellt hatte und dann gegen die Abrede dort von demselben gefangen genommen war, — eine Täuschung, deren Schuld bis auf diesen Tag noch nicht völlig aufgeklärt ist. Jedenfalls fällt sie nicht dem Kaiser persönlich zur Last, sondern scheint sich zwischen dessen verschmitztem Kanzler Granvella und den beiden genannten Kurfürsten zu vertheilen, die letztere, von dem blinden Bestreben geleitet, dem Kaiser angenehm zu werden, sich mit grenzenlosem Leichtsinne von Granvella hinter das Licht führen ließen und dann den arglos ihnen vertrauenden Landgrafen nach Halle zu kommen beredeten.

Wie hatte der gefangene Löwe anfangs gegen die eisernen Wände seines Käfiges getobt, wie hatte er Himmel und Erde in Bewegung zu setzen gesucht, um die Fesseln zu sprengen, in die er sich so heimtückischer Weise verstrickt sah; wie oft hatte er die schweren Anwandlungen des Kleinmuthes und der Muthlosigkeit nur durch ein inniges Versenken seiner gequälten Seele in die heilige Schrift

überwinden oder durch den hell tönenden Gesang der evangelischen Kirchenlieder jener Tage, dieses heiligen Volksgesanges der Reformation, der damals gleich einem frischen Sommer das weite deutsche Land durchduftete und seine Thäler und Höhen in bis dahin ungehörter, wunderbarer Weise erklingen machte, niederdrücken können.

Jahre vergingen indessen, ohne daß in dem schweren Geschicke des Gefangenen eine Aenderung eintrat. Die zähe Beharrlichkeit des jungen Landgrafen Wilhelm, der kein Mittel unversucht ließ, vermochte den harten Sinn des Kaisers ebenso wenig zu wenden, wie die verdächtige Lässigkeit der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die sich zwar persönlich für die Freiheit Philipp's verbürgt hatten, aber zu keinem entscheidenden Auftreten dem Kaiser gegenüber zu bringen waren, und von denen der Brandenburger, als es ein Jahr später dazu kam, Gewalt mit Gewalt zu brechen, noch in zwölfter Stunde geradezu von der Sache des Landgrafen abfiel.

Der Kaiser hatte den gefangenen hessischen Fürsten zuerst in einem Triumphzug durch den Süden und Westen Deutschlands geführt und ihn dabei stets in den elendesten Herbergen einquartiert. Dann wurde er den Rhein hinab in die Niederlande geschleppt und hier zuerst in Oudenarde, dann in Mecheln eingekerkert. Die spanischen Landsknechte durften ihm hier anfänglich nicht von der Seite weichen. Wenn er zum Fenster hinaus sah, so streckten sich, wie ein Augenzeuge, Bartholomäus Zastrow aus Greifswalde, der dem kaiserlichen Hauptquartiere folgte, in seinen Aufzeichnungen ausführlich berichtet, neben ihm auch ein oder zwei spanische Köpfe ebenso lange hinaus. Nachts lagen die bewehrten Spanier bei ihm in der Kammer, und wenn sich dann diese Wachen mit Trommeln und Pfeifen ablösten, so deckten wohl gar die Abziehenden das Bett auf und sagten zu den Zurückbleibenden: „Siehe, wir wollen ihn Euch geliefert haben, Ihr möget ihn förder bewachen.“ Der Hauptmann Don Juan de Guevara benahm sich auch persönlich mit der äußersten Rücksichtslosigkeit gegen seinen Gefangenen. Als diesem einst an einem katholischen Festtage ein Fleischgericht vorgesetzt ward, drang er wüthend in Philipp's Zimmer, riß ihm die Schüssel aus den Händen und warf sie ihm vor die Füße. Ein anderes Mal schrie er dem Landgrafen in das Gesicht, er werde ihn demnächst kreuzweise schließen lassen, wenn er nicht gut thue.

Während so der Fürst in fernem fremden Lande, wie ein gefangenes wildes Thier, zur Schau herum geführt und gepeinigt wurde, hausten in Hessen die kaiserlichen Kommissäre in der unerträglichsten Weise. Das Volk wurde ausgesogen; in die Kirche versuchte man (freilich vergeblich!) durch das Interim — das Volk sagte: „es hat den Schalk hinter ihm“ — die katholische Religion wieder einzuschmuggeln; die Grafschaft Katzenelnbogen wurde durch einen Machtspruch an Nassau verschleudert; die Festung Kassel, im Widerspruch mit dem Wortlaut der Kapitulation des Landgrafen, geschleift, und ebenso würde es Ziegenhain ergangen sein, wenn hier nicht der unerschrockene Kommandant Heinz von Lüder erklärt hätte, nur seinem freien Landgrafen die Thore der Veste öffnen zu wollen.

Inmitten aller dieser Trübsale starb die treue, edle Landgräfin Christine am 15. April 1549 gebrochenen Herzens. Nirgends zeigte sich in der tiefen und langen Nacht des Kummers, die über dem Lande lag, ein Schimmer der Morgenröthe. Nur zwei tröstliche Sterne leuchteten damals am hessischen Himmel und ließen das kundige Auge auf die Nähe einer besseren Zeit schließen. Das waren: die stählerne Festigkeit des jungen achtzehnjährigen Landgrafen Wilhelm, der durch die Noth der Zeit frühe zum Manne gereift und von seinem nicht minder unerschütterlichen Berather, dem nachmaligen Hauptmanne zu Ziegenhain, Simon Bing, unterstützt, mit wahrhaft staunenswerther Zähigkeit das Ziel der Befreiung seines Vaters und seines Landes verfolgte, „es krachen darüber auch Rippen und Bauch“, wie er im April 1551 an seinen Schwager Moritz von Sachsen schrieb, und dann die Treue des hessischen Volkes — die in jener grausigen Finsterniß weithin, auch über die hessischen Grenzen hinaus funkelte — gegen seine Kirche und gegen seinen Landesherrn. Dem herzbewegenden Eindruck dieser hessischen Treue konnte sich selbst einer der Spanier nicht entziehen, die damals das Schleifen der Festungen in Hessen beaufsichtigen mußten und somit Land und Leute kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Dieser Mann — Hieronymus Ortiz war sein Name — äußerte sich in seinen amtlichen Berichten aus jenen Tagen mit unverhohlener Bewunderung über ein Volk, „das nicht allein alle kriegerischen Tugenden bewahre, sondern auch solche Liebe und Treue zu dem Fürsten, daß es für diesen Leib und Leben einsetze“. Die Sehnsucht der Hessen nach ihrem Landesherrn sei so ungemein groß, berichtete er, „daß ein Sohn eher und leichter den Verlust seiner Eltern, die Frau den des Gatten, als die Hessen den ihres Landesvaters ertragen würden“.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Aus vergangenen Jahren. Es ist jetzt wohl an der Zeit, daß die alten Geschichten, welche die Großväter erlebt und den Söhnen und Enkeln erzählt haben, aufgeschrieben und so der Nachwelt überliefert werden, denn die Enkel und Urenkel haben wenig Sinn mehr für die Vergangenheit, sie leben nur der Gegenwart, und infolge davon wird sonst Manches in Kürze vergessen sein. Schreiber dieses will deshalb den Lesern dieser Zeitschrift einige Geschichten erzählen, die der Aufzeichnung nicht unwerth sind.

Als der Kurfürst Wilhelm I. nach siebenjähriger Verbannung in seine Lande zurückgekehrt war, von seinen treuen Hessen mit Jubel begrüßt, kam er auch nach Hanau. Alle Beamten waren zu seinem Empfang versammelt, darunter auch die Geistlichen, an ihrer Spitze die beiden ehrwürdigen Greise, Superintendent Vulpius und Inspektor März, dieser der Oberhirte der reformirten, jener das Haupt der lutherischen Kirchengemeinschaft. Vulpius war 70, März 84 Jahr alt. Sich an diese zwei wendend, fragte der Kurfürst, wodurch sie beide wohl ein so hohes Alter erreicht hätten. Vulpius antwortete ihm: Ich habe keinen Wein getrunken, habe kein Weib genommen, bin überhaupt in allen Genüssen sehr mäßig gewesen, und diesem Umstand glaube ich mein hohes Alter zu danken zu haben. Und Er, fuhr der Kurfürst fort, an März gewendet. Königliche Hoheit, erwiderte dieser, ich habe Wein getrunken, habe ein Weib genommen und alles genossen, was der Mensch mit gutem Gewissen genießen darf, daß ich aber so alt geworden bin, danke ich der Gnade des allbarmherzigen Gottes. Nach diesen Worten klopfte der Kurfürst dem Inspektor März auf die Schulter und sprach: Er hat recht. Und damit will ich's auch halten.

Der Kurfürst hat auch ein hohes Lebensalter erreicht. Er starb am 27. Februar 1821, 77 Jahr alt.

Wenn der Kurfürst Wilhelm das Land bereiste, so mußten die Forstbeamten seinem Wagen vorreiten. Als er auf einer Reise nach Hanau auch das Revier des Zeugförsters Schimmelpfeng passirte, sprach der ihm zur Seite reitende Förster zu dem Kurfürsten: Hoheit, das ist mein Wald. Dies wiederholte er bei jedem neuen Schlag, in den sie eintraten, sodaß der Kurfürst endlich ärgerlich in die Worte ausbrach: Nun, wo fängt denn endlich mein Wald an?

Glücklich sind die Herrschaften, deren Diener so mit der Herrschaft verwachsen sind, daß sie das Eigenthum derselben wie ihr eigenes hochhalten. Dies war auch bei den alten hessischen Forstbeamten der Fall, die, vielleicht ihr Leben lang an demselben Ort bedienstet, den Wald jahrelang gepflegt und sozusagen unter ihren Augen hatten aufwachsen sehen, was bei den Forstbeamten eines größeren Staats, die bald hier-, bald dahin versetzt werden und mehr auf dem Büreau als im Wald weilen, weniger der Fall ist.

Bekannt ist noch eine andere Geschichte, die von Kurfürst Wilhelm erzählt wird. Bei der Rückkehr in seine Erblande wurde er in einem kleinen Städtchen — der Name desselben wird nicht genannt — festlich empfangen. Unter einem Ehrenbogen erwartete den Fürsten der ganze Stadtrath, an seiner Spitze der Bürgermeister, der den geliebten Landesherrn mit einer Anrede begrüßen sollte. Nach sieben traurigen Jahren —, begann er, blieb aber nach diesen Worten sogleich stecken. Nochmals wiederholte er dieselben Worte. In diesem Augenblick sah der Kurfürst den Ehrenbogen anscheinend in's Wanken gerathen und rief dem Kutscher zu: Kutscher, fahr zu, sonst bricht das achte traurige Jahr auch noch herein.

Aus Heimath und Fremde.

Zur Vorgeschichte des Denkmals Philipp's des Großmüthigen. Auf der im Jahre 1889 in Kassel abgehaltenen Generalversammlung des Evangelischen Bundes war es, als Herr Pfarrer Sardemann den Gedanken aussprach, wie sehr es an der Zeit sei, dem Helden der Reformation, unserm Landgrafen Philipp, in der Hauptstadt seines Landes ein würdiges Denkmal zu setzen. Diese Anregung fand lebendigen Widerhall in den Herzen gut evangelischer Hessen. Bald trat ein größerer Ausschuß zusammen, der die Errichtung eines dem Vorkämpfer der evangelischen Sache gewidmeten Standbildes beschloß und einen geschäftsführenden Ausschuß aus seiner Mitte erwählte, dem die Aufgabe zugewiesen ward, die nöthigen Geldmittel hierzu zusammen zu bringen.

Dieser engere Ausschuß setzte sich zusammen aus den Herren: Oberst a. D. Fr. von Baumbach, Amtsgerichtsrath Friedr. Köhler, Pfarrer Wissemann, Bankier August Pfeiffer, Architekt Heinr. Schmidtmann, Gymnasiallehrer Siebert, Schriftsteller Franz Treller, und trat alsbald in Thätigkeit. Treller's Volksbühnenspiel „Philipp der Großmüthige", mit Beifall von Kasseler Bürgern

dargestellt, erfüllte seine Aufgabe, uns das Bild des großen Fürsten zurückzurufen, und brachte in seinem Reinertrage die erste größere Summe für das Standbild ein. Sammlungen, in Kassel durch angesehene Bürger vorgenommen, auf dem Lande wesentlich durch unsere evangelische Geistlichkeit gefördert, ergaben ferner günstige Resultate. Als nach zweijähriger hingebender Thätigkeit Herr Oberst von Baumbach, unter dessen Leitung der Denkmalsfond auf rund 22 000 Mark angewachsen war, plötzlich dahinschied, trat auf Ersuchen des geschäftsführenden Ausschusses Herr Generalleutnant z. D. von Schmidt an dessen Spitze, um das Werk des Verewigten fortzusetzen. Auch Herr A. Pfeiffer schied aus diesem Leben, und für den Herrn Siebert, der Kassel verließ, trat Herr Bibliothekar Dr. Scherer in den Ausschuß ein.

Unter Excellenz von Schmidt's umsichtiger und energischer Leitung verliefen mühevolle Jahre des Sammelns. Beiträge gewährten fast sämmtliche evangelische regierende Häupter Deutschlands. Der König von Württemberg, die Großherzöge von Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Sachsen, der Regent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen entsprachen bereitwillig der ihnen vorgetragenen Bitte. Auch die Mitglieder des Hessen-Kassel'schen Fürstenhauses sandten Spenden für das Denkmal ihres Vorfahren, so die Frau Landgräfin, der Landgraf von Hessen (Philippsruhe), die hessischen Prinzen Friedrich Karl (Rumpenheim) und Ernst (Philippsthal) und der Landgraf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Von den dem hessischen Fürstenhause nahe verwandten Fürstlichkeiten sind im Gabenverzeichniß mit Beiträgen vertreten: die Königin von Dänemark, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, die Prinzessin Friedrich von Anhalt-Dessau, die Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg. Außerdem gingen reichliche Beiträge ein von der Stadt Kassel, der hessischen Ritterschaft, dem Bezirksverband Hessen, den Städten Schlüchtern, Karlshafen, Grebenstein, Hofgeismar, Immenhausen, Wolfhagen, Rodenberg und den Kreisen Witzenhausen, Kirchhain, Kassel, Ziegenhain, Marburg, Frankenberg, Eschwege, Wolfhagen.

Der Ertrag der von Marburger Professoren veranstalteten Vorlesungen, der Vorträge von Dr. Chr. Muff, Generalleutnant von Schmidt, der Schrift Franz Treller's über Philipp den Großmüthigen, der Reinertrag von Treller's „Gustav Adolf" (von Bürgern dargestellt), einer im Königlichen Theater durch den engeren Ausschuß veranstalteten Matinee, eines Kirchenkonzertes erhöhten den Denkmalsfond nicht unerheblich.

Aus allen Theilen Hessens, von Dorfgemeinden, von Privatpersonen liefen Gaben ein. Nicht minder von im großen Vaterlande zerstreuten Kindern des Hessenlandes, wie von solchen, die in fremden Welttheilen weilen.

Als die Sammlungen die Höhe von rund 45 000 Mark erreicht hatten, fand eine Versammlung des großen Ausschusses unter Vorsitz Sr. Excellenz v. Schmidt statt, in welcher der geschäftsführende Ausschuß über seine bisherige Thätigkeit und die dadurch erreichten Resultate Rechenschaft ablegte. Dem engeren Ausschuß wurde hiernach die Weiterführung des geschäftlichen Theiles bis nach Vollendung des Denkmals mit unbeschränkter Vollmacht übertragen. Da 45 000 Mark nicht genügend erschienen zur Herstellung eines würdigen Denkmals, würden noch viele Jahre vergangen sein, ehe es schön vollendet vor uns stand, wenn nicht eine an des Kaisers Majestät gerichtete Bitte ein überraschend glückliches Resultat gehabt hätte. Derselbe ließ dem Denkmalsfond 10 000 Mark überweisen.

Jetzt konnte mit der Verwirklichung der Denkmalsidee begonnen werden. Als geeigneten Platz für das Standbild bezeichnete ein einstimmiges Gutachten von Künstlern und Sachverständigen den St, Martinsplatz. Namhafte Künstler wurden um Einsendung von Entwürfen ersucht, die öffentlich ausgestellt wurden.

Von den erwählten Preisrichtern, den Herren Universitätsprofessor v. Drach (Marburg), Direktor Dr. Eisenmann, Stadtbaurath Höpfner, Akademiedirektor Louis Kolitz, Gymnasialdirektor Dr. Muff, Direktor der Kunstgewerbeschule Schick, Professor Schneider, wurde der, wie sich später auswies von Hans Everding eingereichte Entwurf als der zur Ausführung geeignetste einstimmig anerkannt, und hiernach demselben die Ausführung des Standbildes übertragen, dessen feierliche Enthüllung am 12. September stattfinden soll.

Dankbar muß anerkannt werden, daß der geschäftsführende Ausschuß und vor allem dessen umsichtiger Leiter, Generalleutnant v. Schmidt, die übernommene schwierige und mühevolle Aufgabe mit Energie und Geschick gelöst hat.

* * *

Das auf S. 225 abgedruckte Gedicht bezieht sich auf den 12. September 1552, den Tag der Heimkehr Landgraf Philipp's in seine Residenzstadt. Nicht zufällig fällt gerade am gleichen Tage des Jahres 1899 von dem zu Ehren des hochherzigen Fürsten errichteten Denkmal die Hülle. Bei dem Zusammenhang, welcher zwischen dem 12. September 1552 und heute besteht, glaubten wir diese Strophen aus der im Jahre 1855 erschienenen

Dichtung „Philipp der Großmüthige" unseren Lesern wieder unterbreiten zu sollen, die darin eine würdige Wiedergabe ihrer Stimmung finden werden. Der Dichter Georg Engelbach, geboren am 23. Mai 1823 zu Brauerschwend im Kreise Alsfeld, lebte noch vor kurzem als Pfarrer zu Butzbach.

Die 65. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, welche am 30. August in Schmalkalden stattfand, verlief auf das trefflichste. Nachdem am Nachmittag des 29. eine Sitzung des Gesammtvorstandes im Soolbade und Abends eine gut besuchte gesellige Vereinigung im festlich geschmückten Rathhaussaale vorangegangen war, begann die Hauptversammlung ebendaselbst Vormittags 9 Uhr. Im Namen des abwesenden Landraths begrüßte Regierungsassessor Dr. Schmieder die Festtheilnehmer, dann folgten Begrüßungsansprachen des Bürgermeisters Engel und des Metropolitans Vilmar, des Vorsitzenden des Hennebergischen Geschichtsvereins. Der erste Vorsitzende des Hessischen Geschichtsvereins, Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner, dankte für die freundlichen Begrüßungsworte und gedachte der im Laufe des letzten Jahres verstorbenen Mitglieder, deren Andenken durch Erheben von den Sitzen geehrt wurde. Auch überbrachte derselbe Grüße des ehemaligen Vorsitzenden Major a. D. von Stamford. Alsdann erfolgte die Erstattung des ausführlichen Jahresberichts durch Bibliothekar Dr. Scherer aus Kassel und die des Kassenberichts. Einer Einnahme von nur 7126,49 Mark steht leider eine Ausgabe von 7803,20 Mark gegenüber, sodaß sich eine Ueberzahlung von 676,71 Mark ergibt, doch ist die Mehrausgabe durch die laufenden Beiträge bereits gedeckt. Dem Rechnungsführer Landesbankrath Wolff von Gudenberg wurde nach Prüfung der Rechnung Entlastung ertheilt. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden die seitherigen Mitglieder wiedergewählt. Die Versammlung erhob den Antrag des Vorstandes, einen Zweigverein für Waldeck zu gründen, zum Beschluß. Die nächste Jahresversammlung wird in Karlshafen stattfinden. Metropolitan Vilmar hielt nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten seinen angekündigten Vortrag über „Sitten und Gebräuche im Kreise Schmalkalden". Derselbe, welcher äußerst beifällig aufgenommen wurde, wird in unserer nächsten Nummer im Auszuge zum Abdruck gelangen. Um 1/212 Uhr, nach Beendigung der Hauptversammlung, wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt. Um 3 Uhr begann das Festessen im Saale der „Erholung", bei dem die fröhlichste Stimmung herrschte und nach dessen Schluß man sich im Volksgarten bei Konzertmusik vereinigte. Am folgenden Tage wurden Ausflüge veranstaltet, theils nach Brotterode, theils weiter nach dem Inselsberg und Friedrichroda. Jedenfalls sind sämmtliche Festtheilnehmer hoch befriedigt von dem Gebotenen zu den heimischen Penaten zurückgekehrt.

Zweihundertjähriges Jubiläum der Stadt Karlshafen. Am 3. September wurde das zweihundertjährige Jubiläum des Tages, an welchem Landgraf Karl den Grundstein zu der Stadt legen ließ, die anfänglich Sieburg, später nach ihrem Begründer Karlshafen genannt wurde, daselbst feierlich begangen und das zur Erinnerung an denselben von dem Kasseler Bildhauer Ziehe hergestellte Denkmal enthüllt. Auf ca. 5 Meter hohem Piedestal aus weißem Wesersandstein erhebt sich ein aus gleichem Material gehauener, gekrönter hessischer Löwe, der in den Vorderpranken die Gründungsurkunde der Stadt mit dem Wappen derselben hält. In die Vorderseite des Piedestals ist das aus Bronze gegossene lebensgroße Medaillonbild des Landgrafen Karl eingelassen, unter dem sich ein Eichenzweig und die Inschrift befinden: „Karl, Landgraf zu Hessen." Die Rückseite des Piedestals aber zeigt die vergoldete Inschrift: „Ihrem Erbauer, dem Schützer evangelischen Glaubens, dem Förderer der Wohlfahrt seines Landes die dankbare Stadt Karlshafen. 1699—1899."

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor der Rechte Dr. Reinhard Frank zu Gießen erhielt einen Ruf an die Universität Halle, dem er voraussichtlich Folge leisten wird. — Zum Rektor der Universität Gießen für das kommende Studienjahr wurde der ordentliche Professor der Mathematik Dr. Eugen Netto erwählt. — Der ordentliche Professor für Pädagogik Geh. Oberschulrath, Direktor des Gymnasiums, Dr. Hermann Schiller, der am 11. Juli aller seiner Aemter enthoben wurde, aber auf dringende Vorstellungen des Rektors und der Dekane hin bis zum Schluß des Semesters hatte weiter lesen dürfen, ist nunmehr nach Leipzig übergesiedelt, wo er sich als Privatdozent in der philosophischen Fakultät zu habilitiren wünscht.

Studierende der Forstwissenschaft seien darauf aufmerksam gemacht, daß an der Gießener Hochschule auch eine forstliche Fakultät besteht. Die beiden Professoren dieser Abtheilung, Geh. Hofrath Dr. Heß und Professor Dr. Wimmenauer genießen auch auswärts einen hervorragenden Ruf.

Professor Oetker, dessen Berufung aus Würzburg nach Marburg in voriger Nummer (S. 224)

berichtet wurde, war dort nur drei Jahre thätig. Er genoß dort als akademischer Lehrer und wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung großes Ansehen, sodaß Fakultät wie akademischer Senat sich bemühten, durch eine Eingabe an die baierische Staatsregierung den Verlust dieser Kraft von der Würzburger Hochschule abzuwenden. Da das baierische Ministerium nicht über ausreichende Mittel für derartige Zwecke verfügt, wird Professor Oetker der vom preußischen Ministerium unter außerordentlich ehrenvollen Bedingungen und ehrenvollen Zusicherungen an ihn ergangenen Berufung an die Universität seiner hessischen Heimath, die zur Zeit von Juristen sehr stark besucht wird, Folge leisten.

Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Vom 25.—28. September wird der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Verbindung mit dem ersten allgemeinen Archivtag in Straßburg (Elsaß) seine diesjährige Generalversammlung abhalten. Aus der überaus reichen Tagesordnung dieser wichtigen Körperschaften seien folgende Gegenstände hervorgehoben:

26. September, Morgens 8 Uhr: Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Varrentrapp (früher in Marburg) über „Straßburgs Einwirkungen auf Goethes historische Anschauungen". Im Archivtag wird am 25. September u. a. Geh. Archivrath Dr. Koennecke (Marburg) über „die von dem Königl. Sächsischen Kriegsministerium nach Dresden berufene archivalische Konferenz" sprechen, Archivdirektor Geh. Rath Dr. von Weech über „Archivinventare und deren Veröffentlichung", Archivdirektor Professor Dr. Wiegand über „die wissenschaftliche Vorbildung des Archivars"; Reichsarchivrath Dr. Wittmann über „Archivbenutzungsordnungen". In den Vereinigten Sektionen der Versammlung werden Professor Dr. Thudichum (Tübingen) und Professor Dr. Lamprecht (Leipzig) über den Fortgang der Grundkartenarbeit Bericht erstatten. Oberstudienrath Dr. Paulus (Stuttgart) und Architekt Wallé (Berlin) desgl. über den Stand des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege. Ferner liegen diesen Sektionen folgende Anträge vor: 1. die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wollen die Anfertigung historischer Ortsverzeichnisse in Angriff nehmen und einen einheitlichen Plan über die Abgrenzung der Bezirke entwerfen; 2. der Gesammtverein der deutschen Geschichtsvereine wolle eine Zentralstelle für Flurnamenforschung und Ortsnamenforschung der jetzt deutschen Gebiete errichten, d. h. eine Sammelstelle für alle diesen Gegenstand behandelnde Literatur, die auch den Versand je eines Exemplars neuer derartiger Veröffentlichungen an die einzelnen Vereine bewirke.

Todesfälle. Am 25. August starb zu Frankfurt a. M. der fürstlich reußische Regierungs- und Konsistorialpräsident Wirklicher Geheime-Rath Albert Faber. Geboren am 1. Februar 1817 zu Hersfeld als Sohn des Rektors Faber und Frau, geb. Collmann, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, der er Zeit seines Lebens ein dankbares Andenken bewahrt hat. Nachdem er in Marburg und Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften studirt hatte, trat er um das Jahr 1840 in den Vorbereitungsdienst für die kurhessische Verwaltung ein. 1850 war er Verwaltungsbeamter in Rotenburg, 1851 wurde er Landrath in Melsungen, wo er bis zum Sommer 1868 ununterbrochen wirkte. Er wurde damals unerwartet als Regierungsrath nach Königsberg i. P. versetzt, von dort nach Düsseldorf. 1874 folgte er dem ehrenvollen Rufe des Fürsten Reuß ä. L. als Vorsitzender der Regierung und des Konsistoriums nach Greiz. 1887 setzte der nunmehr Siebzigjährige sich in Frankfurt a. M. im Familienkreise zur Ruhe. Albert Faber war ein Mann von ungemeiner Liebenswürdigkeit und Lauterkeit des Charakters voll Hingabe und Begeisterung für alles Edle und Schöne.

Im Alter von 80 Jahren starb zu Kassel am 31. August der Rentmeister a. D. Rechnungsrath Heinrich Otto, ein verdienter althessischer Beamter von echtem Schrot und Korn, der auch dem preußischen Staate bis wenige Jahre vor seinem Tode treu gedient hat. Die Redaktion des „Hessenland" verliert in dem Heimgegangenen einen alten Mitarbeiter, der aus seinen Erinnerungen gelegentlich dies und jenes beisteuerte. Er ruhe sanft.

Am 1. September verschied zu Großlichterfelde der Landesgeologe und Professor der Bergakademie zu Berlin Dr. Theodor Ebert, Sohn des verstorbenen Konsistorialraths Ebert zu Kassel. Geboren am 6. Mai 1857 besuchte der so frühzeitig der Wissenschaft entrissene Forscher das Gymnasium seiner Vaterstadt. Ostern 1878 bezog er die Universität Marburg, um Geologie zu studiren. Er that dies auf Anregung seines Großvaters, Geheimrath Schwedes, der Bergmann gewesen war und als Minister die Bergwerke unter sich gehabt hatte. Auch seinem Oheim, dem Oberbibliothekar Dr. Schubart zu Kassel, verdankte er Manches. Sein drittes und viertes Semester brachte er in Heidelberg zu. 1881 legte er auf Wunsch seines Lehrers, Professor Dr. von Koenen,

früher in Marburg, in Göttingen sein Doktorexamen ab. Seine Dissertation behandelte das Thema: „Die tertiären Ablagerungen der Umgegend von Kassel". Im Jahre 1883 trat er die Stelle als Hilfsgeologe bei der geologischen Landesanstalt in Berlin an, wo er 1887 zum Bezirksgeologe aufrückte. 1885 wurde ihm die Leitung der großen und werthvollen Sammlung der Anstalt übertragen, deren zweckmäßige und schöne Aufstellung sein Werk ist. In seiner amtlichen Eigenschaft hat er die Blätter Garnsee und Neuenburg in Westpreußen, die Blätter Gelliehausen, Waake und Lindau im südwestlichen Vorlande des Harzes und die Blätter Osterwieck und Vienenburg im nördlichen Vorland des Harzes für die große geologische Karte von Preußen und den thüringischen Staaten bearbeitet. 1893 wurde er Landesgeologe, 1895 erhielt er den Titel Professor, nachdem er schon seit 1886 an der mit der Landesanstalt verbundenen Bergakademie Vorlesungen gehalten hatte. Ende der achtziger Jahre hatte er im oberschlesischen Steinkohlenbecken die Diamanttiefbohrungen auf Steinkohlen zu untersuchen. Diese Untersuchungen stellten die Lagerungsverhältnisse und die Gliederung der Schichten der Steinkohlenformation fest und brachten Aufklärungen über bislang strittige Verhältnisse bezüglich der Entstehung der Steinkohlenflötze, sowie bezüglich der marinen Fauna in der unteren Abtheilung der Steinkohlenformation. Die etwa dreißig wissenschaftlichen Veröffentlichungen Ebert's beziehen sich zum großen Theil auf seine Untersuchungen über die Steinkohlenformationen Oberschlesiens und auf seine Thätigkeit für die geologische Karte. Auch über die Grenzen seines Faches hinaus bekundete Ebert seine Tüchtigkeit. Hatte er in seinen Jugendjahren viel Zeit auf Zeichnen und Musik verwendet, so zeigte er in Berlin lebhaftes Interesse für koloniale Bestrebungen. So wurde er 1885 Vorsitzender der Abtheilung Berlin der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, die im Jahre 1888 in der neu gegründeten deutschen Kolonialgesellschaft aufging. Auch jetzt blieb er zunächst noch Abtheilungsvorsitzender. Kaiser Wilhelm II., mit welchem Ebert als Gymnasiast den Unterricht im Kreidezeichnen bei Professor Stiegel in der Kunstakademie zu Kassel getheilt hatte, schätzte Ebert hoch. Begegnete ihm derselbe in Berlin bei einer Spazierfahrt, so ließ er nicht selten den Wagen halten, schüttelte ihm kräftig die Hand und ließ sich von ihm wohl auch auffallende Naturerscheinungen erklären. Ein reiches Gelehrtenleben ist dem unbarmherzigen Schnitter Tod frühzeitig erlegen. Ehre dem Andenken des so früh Heimgegangenen.

Hessische Bücherschau.

Waldesrauschen. Wald und Jagdlieder von Carl Preser. Neudamm (Verlag von J. Neumann) 1899.

Es ist für den Kritiker immer ein Festtag, wenn ihm ein solches Buch in die Hand fällt. Wie der erste schöne Sonntag im Maiwald! Die ganze Sammlung, ein Werk voller künstlerischer Eigenart, ist ein hohes Lied auf den Wald. Man könnte fast sagen, die Muse Preser's ist der Wald, oder besser, weil es doch eine „Sie" sein muß, das Mädel von der Heide, gesund, schalkhaft, sinnig, den Kopf voll von alten Waldmärchen, das Herz übersprudelnd von tausend Liedern. In wohllautendem Flusse gleiten die Strophen dahin, Stimmung löst sich in Stimmung auf, unsere Seele sieht, fühlt, hört das Weben im Walde. So soll es sein! Das ist die Wirkung echter Lyrik! Freilich fühlt das nicht ein Jeder und gar Viele, Viele haben kein Organ mehr dafür. Allein das liegt in der harten Zeit, und der Dichter wäre zu bedauern, den Alle verständen. Lyrik ist die verfeinertste Wortkunst. Von Seite zu Seite treffen wir auf herrliche Bilder, die oft förmlich überraschen, aber desto tiefer wirken. Neben der Anmuth und Weichheit fehlt es nicht an Größe, Gluth und Leidenschaft. Kein Klang der aufgeregten Zeit dringt her in diese Einsamkeit, und darum sind uns diese Lieder doppelt willkommen neben dem Sturmläuten der Großstadtdichter. Und dennoch raunt hie und da der neue Geist aus den Zeilen; aber geläutert durch ein goldenes Gemüth und einen weitschauenden Verstand. Und wenn ich den „neuen Geist" meine, dann verstehe ich darunter auch nicht das aus trübem Bodensatz aufsteigende undefinirbare Aroma „Berlin-München-Wien-Paris", sondern die uralt neue Sehnsucht ernster deutscher Männer. Was soll ich noch an dem Buche herumtifteln?

Der Leser mag von ungefähr,
Was mir ja Spielerei nur wär',
Das Schöne selbst d'rin suchen!

Die Ausstattung macht dem Verlag alle Ehre. Es fehlt somit dem Buche an nichts, um es für offene Herzen empfehlen zu können.

Valentin Traudt.

R. Francke. Führer durch die Umgegend von Karlshafen. [Mit 2 Karten.] 68 S. 8°. Karlshafen 1899.

Der um die Erforschung der Geschichte der Stadt Karlshafen verdiente Verfasser des vorliegenden Führers hat durch Bearbeitung desselben neues Verdienst zu dem alten gefügt. Die Stadt Karlshafen selbst ist wegen ihrer lieblichen nähern Umgegend längst in weiten Kreisen bekannt. Weniger gilt dies von den weiter entfernten Punkten des hessischen, westfälischen, hannoverschen und braunschweigischen Gebiets, welches in den Bereich des Sollings- und Reinhardswaldes fällt. Auch für den Besuch der einladendsten Punkte dieses Bergzuges bietet unser Führer kurz und gedrängt, aber sicher und klar die erforderlichen Angaben. Gerade den zahlreichen Besuchern der Schöpfung unseres großen Landgrafen Karl, deren zweihundertjähriges Bestehen soeben feierlich begangen ist, sei der neue Führer durch die Umgegend von Karlshafen bestens empfohlen. Sie haben an der Hand desselben Gelegenheit viel Neues kennen zu lernen, dessen Besuch sich lohnt.

Eine Anzahl weiterer Besprechungen mußte wegen Raummangels für das nächste Heft zurückgestellt werden.

Personalien.

Ernannt: Oberlandesgerichtsrath Schwarzkopf zu Kassel zum Senatspräsidenten; Erster Staatsanwalt Bernhardi zu Göttingen zum Landgerichtspräsidenten in Marburg; Pfarrverweser Mohr zu Oberrieden zum Pfarrer in Helmarshausen; außerordentlicher Pfarrer Frankenberg zu Rinteln zum Pfarrer in Louisendorf; Forstassessor Jung zum Oberförster in Neuenstein; Forstassessor Willach zum Oberförster in Eiterhagen; Forstassessor Thielow zum Oberförster in Niederaula; der Rechtskandidat Hauptmann a. D. Richter zum Referendar; Postsekretär Klipp zu Marburg zum Oberpostsekretär in Herne; Regierungsrath von Below zu Kassel zum Civilvorsitzenden der Oberersatzkommission im Regierungsbezirk Kassel.

Versetzt: Postdirektor Schreiner zu Stade nach Fulda.

Beauftragt: der Regierungsassessor Dr. Koehler zu Stettin mit der Verwaltung des Landrathsamts in Greiffenhagen i. P.

Verliehen: dem Oberlandesgerichtsrath Geh. Justizrath Büstorff der Kronenorden 2. Klasse; dem Universitätsgutpächter Oberamtmann Brennemann zu Caldern der Kronenorden 4. Klasse; desgl. dem Stadtverordnetenvorsteher Merle und dem Magistratsmitglied Suchier zu Karlshafen.

In den **einstweiligen Ruhestand** treten: Senatspräsident Dr. Rumpf und Oberlandesgerichtsrath Geh. Justizrath Büstorff zu Kassel; Landgerichtspräsident Geheimer Oberjustizrath Dr. Schultheis zu Marburg; Landgerichtsdirektor Müller zu Kassel; die Landgerichtsräthe Vogt zu Kassel, Weiß und Thomas zu Hanau und Gleim zu Marburg sowie die Amtsgerichtsräthe Sanner in Hanau, Dorn in Fritzlar und Poppelbaum in Marburg.

In den **Ruhestand** treten: Geheimer Regierungsrath Freiherr von Brackel; Militäroberpfarrer Konsistorialrath Osterroth zu Kassel; Oberpostsekretär Fenner zu Kassel; Postdirektor Friesland zu Fulda.

Verlobt: Kaufmann Gustav Nagell (Kassel) mit Fräulein Annie Gößling (Theesen, 5. September).

Vermählt: Kaufmann Gustav Strohmeyer (München) mit Fräulein Luise Großkurth (Kassel, 9. September).

Geboren: ein Sohn: Emil Freiherr von und zu Gilsa und Frau Margarethe, geb. von Bülow (Kassel, 30. August); Professor P. Colberg und Frau Frida, geb. Schmidt (Dresden, 31. August); Fabrikbesitzer Karl Henschel und Frau Minnie, geb. Martin (Kassel, 1. September); Kapitän Franz Clodius und Frau Meta, geb. Stiehl (Uhlenhorst, 1. September); Fabrikant Karl Keerl jun. und Frau Marie, geb. Schumacher (Kassel, 3. September); Fabrikant Eduard Oeste und Frau Frieda, geb. Metz (Kassel, 3. September); Gasthofbesitzer Albert Mann und Frau Käthe, geb. Paulus (Kassel, 4. September); eine Tochter: Privatdozent Dr. Eugen Kühnemann und Frau (Marburg, 1. September); Kurt von Bassewitz und Frau Marie Luise, geb. Freiin von Verschuer (Fuchshöfen bei Waldau, Ostpreußen, 1. September); Mühlenbesitzer Karl Landgrebe und Frau Hedwig, geb. Wenzel (Obervellmar, 8. September).

Gestorben: Regierungs- und Konsistorialpräsident a. D. Wirklicher Geheimer Rath Albert Faber, 82 Jahre alt (Frankfurt a. M., 25. August); Marinewerftapplikant August Hochstein (Kiel, 26. August); verwittwete Frau Leopoldine Woldeck, geb. Ilse (Rittergut Freienhagen, 28. August); Steuerdirektor z. D. Julius Heinrich, 74 Jahre alt (Pyrmont, 30. August); Gutsbesitzer Michael Ruth, 74 Jahre alt (Goßfelden, 30. August); Rentmeister a. D. Rechnungsrath Heinrich Otto, 80 Jahre alt (Kassel, 31. August); verwittwete Frau Pfarrer Auguste Klingelhöfer, geb. Wegner (Wilhelmshöhe, 1. September); Landesgeologe Professor Dr. Theodor Ebert, 42 Jahre alt (Großlichterfelde, 1. September); verwittwete Frau Christine Matthieu, 77 Jahre alt (Kassel, 3. September); Frau Oberstleutnant Marie Knoch, geb. Dorendorf, 60 Jahre alt (Halle a. S., 3. September); Bürgermeister Heinrich Schirmer (Hofgeismar), 44 Jahre alt (Kassel, 7. September).

Briefkasten.

A. in H. Von Franz Treller's erzählenden Schriften, die sich mit hessischer Vergangenheit beschäftigen, sind im „Hessenland" zuerst erschienen: „Wolnoth", „Der Glaubensbote", „Der lange Hennes" und „Die Botenfrau". In Buchform sind veröffentlicht: „Gela", „Vergessene Helden", „Philipp der Großmüthige", Volksbühnenspiel, „Philipp der Großmüthige", Lebensbild, „Theuda", episches Gedicht, die Sie durch alle Buchhandlungen beziehen können. Auch „Der Ehrenplatz" ist in besonderem Abdruck und zwar mit Musikbegleitung erschienen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XIII. Jahrgang. Kassel, 2. Oktober 1899.

Asternblüthe.

O Asternblüthe!
Schon schimmerst du farbig am Gartenbeet,
Die Luft ist noch weich, doch der Sommer verweht,
Schon zieht's durch die Nächte!
Schon zieht durch die Nächte so schaurig und still
Der frostigen Nebel gespenstisches Spiel,
Der Weißen, Verhüllten!
Noch lächelt die Erde in sonnigem Glanz
Voll Jugend und Schönheit, die Aehre im Kranz.

Noch will sie verschweigen,
Daß längst sie im Traume das Sterben geküßt,
Daß die Rose am Strauche die letzte schon ist.
O Asternblüthe!
Du Herbstgruß des Jahres, so wenig geliebt,
Du lächelndes Antlitz, im Herzen betrübt,
Du Todesgedanke!

T. Keiter-Kellner.

An Ihn.

Der Abend naht.
Durch's heil'ge Dunkel alter Eichen bricht
Des Westens sanft verglimmend Purpurlicht . . .
Ich bin allein.

Die Amsel singt.
Aus jungen Tannen tritt das rothe Reh
Und strebt hinab zum schwarzen Waldessee . . .
Ich bin allein.

Der Mond steigt auf.
Auf seinen Strahlen aus der Ferne zieht
Wie „Waldesrauschen" zu mir her Dein Lied . . .
Ich bin allein.

Ich bin allein.
Doch spannt die Seele Sehnsuchtsschwingen aus,
Fliegt über Waldesnacht zu Deinem Haus
Und grüßt Dich lind . . .

Die Nacht bricht an.
Und durch der Sternen sanften Silberschein
Schwebt her Dein Geist zu traulichem Verein . . .
Tief rauscht der Wald . . . und ich
Bin nicht allein . . .

Rauschenberg i. H. **Valentin Traudt.**





Sitten und Gebräuche im Kreise Schmalkalden.

Vortrag von Metropolitan Vilmar in der Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins zu Schmalkalden am 30. August 1899.

„Wer seine Heimath", so begann der Herr Redner, „lieben will, der muß sie auch verstehen", aber um dies Verständniß sich anzueignen, dürfte es kaum einen besseren Weg geben, als wenn man Brauch und Sitte der Bewohner kennen lernt, denn in ihnen spiegelt sich die Seele des Volkes am klarsten wieder. Doch sind derartige Forschungen keineswegs leicht oder mühelos, denn scheu weichen die Leute oft den Fragen aus, und Gründe für den oder jenen Brauch anzugeben, sind sie noch weniger im Stande. Daß ferner die innerhalb des Rahmens einer Vortragsstunde zu gebende Darstellung keine erschöpfende sein kann, ist von vornherein jedem einleuchtend, der die Fülle des hierhergehörigen Materials in Erwägung zieht.

Will jemand Sitte und Brauch einer Gegend darstellen, so wird er zuerst einen Blick auf die Bewohner selbst werfen. In der ältesten Zeit ist der Bezirk von Chatten und Cheruskern besetzt, später von Hermunduren, denen sich Sorben und Wenden zugesellten; die Bevölkerung ist also gemischt, halb thüringisch und halb fränkisch, dagegen hat Brotterode seine besondere Eigenart. Die Männer sind von mittlerer kräftiger Statur, im Steinbacher Grund schmächtiger, weil sie frühe mit Hammer und Ambos hantiren, vielleicht auch dem Branntweingenuß zu frühe huldigen; dagegen zeigen die Frauen höheren Wuchs und oft blonden Typus. Der Schmalkaldener ist thätig, gewandt, findig, voll natürlichen Verstandes, daneben gutmüthig und gefällig; Spottsucht, Leichtlebigkeit und Vergnügungssucht, ja Verschlagenheit und Heimtücke, Neigung zu Zank und Streit sollen die wenig lobenswerthen Charaktereigenschaften sein. Neben einem großen Sinn für Reinlichkeit ist ihm die Liebe zu Blumen und Vögeln eigen, selten fehlt in einem Hause die Ammer, der Fink oder der in großem Ansehen stehende Kreuzschnabel, der vor Krankheit und Feuersnoth schützt. Die alte Tracht schwindet mehr und mehr, und nur selten sieht man noch den Kittel und die gestickte Zipfelmütze oder den Dreimaster wie in Barchfeld. Charakteristisch dagegen ist die Kopfbedeckung der Frauen, der Heitlappen, ein turbanähnlich um den Kopf gewundenes Tuch, ebenso der Sommer und Winter von ihnen getragene Mantel.

Die Schilderung von Brauch und Sitte mag sich zunächst den wichtigsten Stationen des Lebens anschließen. In der Herrschaft Schmalkalden bringt der Storch die Kinder in reicherem Maßstab wie anderswo, denn die Heirathen werden sehr früh geschlossen, oft von dem Jüngling, ehe er zum Militär kommt. Axt und Besen oder ein Kreuz auf der Schwelle schützt das Neugeborene vor Hexe und Kobold, bis zur Taufe brennt aus gleichem Grunde ein Licht und die Thür ist Nachts verriegelt oder mit dem Schürzenband zugebunden, auch darf das Kind nicht in's Freie, weil die Sonne es „frißt". Der „Döte" (Pathe) hat die Verpflichtung, bei allen möglichen Gelegenheiten das Kind zu beschenken, was bis zur Konfirmation dauert; bei der Taufe steckt er ihm den „Dötenbüddel" mit allerlei Geldsorten in den Bund und bei dem Schmaus muß er von allen Speisen essen, denn das Kind lernt dies dann gleichfalls; gut ist es auch, wenn der Pathe bei der Taufe ein reines Hemd anhat, weil dieser Umstand auf die spätere Reinlichkeitsliebe des Kindes von günstigem Einfluß ist. Wenn der kleine Erdenbürger getauft ist, darf er während seines ersten Lebensjahres weder in den Keller noch auf den Boden getragen werden, die Nägel an Finger und Zehe dürfen nicht geschnitten, sondern müssen abgebissen werden; ebenso günstig wirkt der Mairegen auf die körperliche Entwickelung des Kindes ein, denn er macht den kleinen „Huzzelklos" groß. Bei dem ersten Schulbesuch erhält das Kind von dem Pathen eine Düte mit Kuchen, dessen Rosinen von dem Rosinenbaum im Keller der Schule stammen. Am Konfirmationstage wird die ganze Kirche, das Haus des Pfarrers und Lehrers mit Kränzen geschmückt, und das letzte Geschenk des Pathen schließt die Periode der Kindheit ab.

Bei der jungen Schmalkalderin tritt jetzt das Aussehen nach dem Zukünftigen in sein Recht. Hier und da gilt das Verdorren des von Jugend an gepflegten Myrthenbäumchens als böses Vorzeichen, andere wieder machen sich nichts daraus, „denn wo Myrthe gedeiht, wird nicht gefreit". Ob die Hochzeit in naher Aussicht steht, ermittelt das Mädchen, indem es Abends an die Thür des Hühnerhauses klopft, das Lautwerden des Hahnes giebt die erwünschte Sicherheit, das Gackern einer Henne dagegen bedeutet Uebeles. Wie überall so wird der Kukuk und als Liebesorakel die Johannisblume befragt, die hier geradezu die „Schäumferblume" heißt, denn der Liebste wird hier der „Schäumfer" und sein Schatz die „Schäumferin" genannt. Der Verlobungstag („Hingabetag") bringt den üblichen Schmaus, ist das Mädchen aus einem anderen Ort, so macht der Bräutigam den dortigen Burschen ein Geldgeschenk, damit sie das „Fell vertrinken" können. Wenn der Bräutigam ein „Härwest-Knächt" ist, in vorgerückteren Lebensjahren steht, wird der Polterabend besonders geräuschvoll gefeiert; schreitet er als Wittwer zur zweiten Ehe, so „steht er im Johannistrieb oder im zweiten Saft!"

Von der Braut erhält der Pfarrer als Geschenk ein Taschentuch, doch denkt niemand mehr daran, daß es das Symbol des jungfräulichen Schleiers ist, der auf dem Altar der Gottheit geopfert wird. Während der Trauungszeremonie selbst darf keine Lücke zwischen dem Brautpaar entstehen, weil sonst der Teufel hineinfährt oder eines von Beiden bald stirbt, auch wird darauf gehalten, daß das Paar vor Beendigung der Trauung sich weder umsieht, noch hinsetzt. Das „Hänseln" des jungen Ehepaares, jene Sitte, wonach der Hochzeitszug auf dem Heimweg durch vorgehaltene Stricke aufgehalten wird, ist auch im Schmalkaldischen noch im Schwange, ebenso wie Bibel, Brot und Besen die ersten Gaben sind, welche dem Paare auf der Schwelle gereicht werden. Bei dem Hochzeitsmahle bedient an manchen das Brautpaar, und es fehlt nicht an mancherlei oft derben Scherzen, denn die bis in's Kleinste vorbereitete Aussteuer bietet Stoff genug zu solchen; insbesondere sind es die Kindersachen, die dabei herhalten müssen, die Rappel wird herumgereicht, mit einer Schnur über die Tafel oder an's Fenster gehängt u. a. m. Die Kosten dieser Hochzeitsschmäuse sind ganz erheblich, so beliefen sich die Kosten einer im Jahre 1802 gehaltenen Hochzeit auf 274 Thaler, und auch jetzt dürften sie sich oft nicht viel billiger stellen.

Die letzte Station ist der Tod. Gar mancherlei Zeichen deuten, wie bekannt, in deutschen Landen solch ernstes Ereigniß an, ohne daß für die Schmalkalder Gegend Besonderheiten in dieser Beziehung in Anspruch genommen werden könnten. Der Ruf des Käuzchens, der Schrei der Elster, das unzeitige Krähen der Hähne, ein weißes Blatt an der Runkelrübe, das Ausschlagen oder zweite Blühen von Baum und Strauch, sie alle deuten mit Sicherheit auf einen baldigen Todesfall. Das Ansagen des Todes und das Wegrücken der Gegenstände im Hause wird auch im Schmalkaldischen geübt, das Licht brennt neben der Leiche, deren Bild in keinen Spiegel fallen darf, die Namenszüge werden aus den Kleidern des Todten geschnitten, alle diese Züge kommen auch hier zur Beobachtung. Besondere Erwähnung mag dagegen noch verdienen, daß in Springstille noch Glockenläuten den Tod eines Gemeindemitgliedes verkündet und daß in früherer Zeit nur junge Leute Kränze auf den Sarg erhielten; jetzt wird jeder Todte je nach seinem Ansehen und der Wohlhabenheit seiner Freunde mit Kränzen zur letzten Ruhe bestattet. Die Leichenschmäuse sind jetzt ganz beseitigt.

Außer den bisher besprochenen bewahrt die Bevölkerung des Kreises noch andere Gebräuche, welche in Beziehung zu gewissen Tagen und Zeiten im Verlaufe des Jahres stehen. Weihnachten, das alte Julfest, brachte früher die aus Holz hergestellte, geschmückte und mit allerlei Symbolen besteckte Pyramide, deren Lichter am Weihnachtsmorgen angezündet wurden, jetzt hat das Tannenbäumchen schon viel Eingang gefunden; der alte Glaube, nach welchem man am heiligen Abend den Spinnrocken wickelt und in dasjenige Fenster stellt, das nach dem diesjährigen Flachsland gerichtet war, ist vereinzelt noch hier und da anzutreffen. Wer reich werden will, der ißt zu Sylvester Linsen, am Neujahrstag aber Blaukohl oder ein grünes Gemüse und mag wohl zusehen, daß nichts in der Schüssel bleibe; die Lieblingsspeise des Schmalkalders, die Thüringer (Kartoffel-) Klöße, sind dagegen an diesem Tage streng verpönt. Segen bringen auch Muskatnüsse, welche man am Neujahrstag geschenkt erhält und das Jahr über in der Tasche trägt. Gekaufte Gegenstände darf man an diesem Tage nicht baar bezahlen, ein Brauch, der an das heidnische Julfest erinnert, an dem alles frei war. Das Wetter der nächsten 12 Monate läßt sich vorher bestimmen, wenn die gleiche Anzahl mit etwas Salz gefüllte Zwiebelschalen auf den Tisch gelegt werden; das Schmelzen des Salzes bedeutet Regen. Das Umsingen ist nur noch den Kurrendschülern erlaubt, dagegen ist das sog. „Laufneujahr" noch sehr im Schwange, d. h. die

Kinder laufen bei Bekannten und Verwandten herum und sammeln allerlei Geschenke. Nach der Lichtmeß und dem Fastnachtstag, die durch entsprechenden Schmaus (Schweinefleisch, Zwetschen, Reisbrei) gefeiert werden, kam früher für die Jugend der Stadt Schmalkalden das Gregoriusfest (12. März) mit seinen Bretzeln, das seit dem Jahre 1892 jedoch nicht mehr gefeiert wird, weil es den Stadtseckel zu sehr belastete.

Die Ostergebräuche bieten nichts Besonderes, doch mag erwähnt werden, daß der Osterhase schon am grünen Donnerstag sich einstellt. Auf Walpurgis werden die Brunnen mit Maien bekränzt, die „Schäumser“ beschenken ihre Liebsten mit bunten Bändern, während die kleinen Mädchen mit phantastischen Mützen aus buntem Papier einherlaufen und von den Jungen (den „Walbertsmännchen“) gejagt werden.

Die Kirmes wird im Schmalkaldischen schon im Sommer abgehalten, aber die heutige ist kaum ein Schatten der früheren; charakteristisch für sie ist der mächtige, mit Bändern gezierte Kirmesbaum, in dessen höchster Spitze eine Puppe befestigt wird. In der Stadt Schmalkalden, wo jetzt noch die einzelnen Stadttheile ihre besonderen Tanzböden auf der Straße aufschlagen, steht die Kirmes vermuthlich mit der Gründung des Augustinerklosters (1341) in Verbindung. Aehnlich verläuft auch das Erntefest, bei welchem vielfach noch die Zeremonienmeister, mit weißen Schürzen und Bändern ausstaffirt, in Funktion treten.

Im Anfang Dezember ist der „Herschekläs“, der Tag des heiligen Nikolaus (6. Dezember). Der Jugend jagt er heilsame Furcht ein, indem er die Faulen und Unartigen züchtigt, die Fleißigen aber beschenkt; die herrische mit der Wohlthäternatur vermischte Seite des heiligen Bischofs ist es, welche in dieser Bezeichnung zum Ausdruck kommt. Der Bischof Nikolaus, dessen Tag hier gefeiert wird, stand früher hier in hohem Ansehen, an ihn erinnert noch der Klausberg, und eine Nikolauskapelle lag auf dem Platze der heutigen Post.

Zum Schluß gab der Vortragende noch eine Auslese interessanter Gebräuche. Wer zum Schweinemarkt wandert, nimmt aus dem Hause von allerlei Eßbarem mit und bestrebt sich, unterwegs möglichst viel zu essen, weil dann die gekauften Schweinchen auch gut fressen werden. Gekaufte Thiere schreiten über ein Messer oder eine Scheere in den Stall, am besten rückwärts; mit dem Erbschlüssel wird ihnen das Maul aufgethan. Wenn in der Kirche das Evangelium vom reichen Mann verlesen wird, ist die beste Zeit zur Leinsaat, denn bei Lukas steht: er kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand.

Recht wunderbare Mittel gelangen in Krankheitsfällen zur Anwendung, so läßt sich die Epilepsie bekämpfen, wenn man das von dem Kranken während eines Anfalls getragene Hemd verbrennt und die Asche insgeheim den Speisen beimischt, und gegen Gelbsucht hilft unzweifelhaft eine getrocknete Hutzel, in welche man drei kleine, hier nicht näher zu bezeichnende Thierlein gesteckt hat. Auch die Maßregeln, welche zum Schutz gegen Hexen ergriffen werden, sind nicht minder zahlreich als die bei Krankheiten angewandten Mittel, ohne indeß erheblich von dem Brauch und Glauben anderer Gegenden abzuweichen. Zum Schluß forderte der Herr Redner dringend zum Sammeln solcher Gebräuche und Sitten auf; gerade diejenigen Stände, welche in stetem Verkehr mit dem Volke leben, seien hierzu berufen und in erster Linie die Pfarrer und Lehrer, die weitere Verarbeitung des gesammelten Materials hingegen sei Sache des Forschers vom Fach.

W. L.



Aus der Selbstbiographie von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel (1792—1869).

(Fortsetzung.)

Es war meinem Vater so sehr Bedürfniß, nach rastlos vollbrachter Tagesarbeit sich Abends geistig zu beschäftigen, daß er sich von einem jungen Juristen, Wöhler — dem später in Kassel sehr hochgestellten und allbekannten Manne — fast allabendlich unterhaltende Lektüre, wie u. a. die damalige Modeschrift, Blumauer's travestirte Aeneide, vortragen ließ. — Crelle, der nicht allein berühmter Mathematiker, sondern auch ein hochgebildeter Musiker war, erfreute die Gesellschaft oft durch seine Phantasien, die er auf dem Piano vortrug. Als ich später, im Jahre 1829, in Berlin seine musikalischen Abende in jeder Woche regelmäßig besuchte, fand ich großen

Genuß, den jungen Mendelssohn, wie auch die jener Zeit berühmten Sänger und Sängerinnen Berlins, daselbst oft zu hören.

Unter dem günstigen Einfluß dieses heiteren geselligen Treibens und im Anschauen der gewerblichen und künstlerischen Thätigkeit, wie sie in großartigerer Weise als je zuvor in Kassel in den Werkstätten und auf den Arbeitsplätzen meines Vaters zu finden war, wuchs ich heran, und es war wohl sehr natürlich, daß die Liebe zur Kunst im Allgemeinen, sowie insbesondere zur Baukunst, immer mehr bei mir hervortrat und der Wunsch, meine Kräfte und mein ganzes Leben ihrem Dienste zu weihen, sich bald auf das Entschiedenste aussprach. Natürlich war mein Vater mit diesem Vorhaben sehr einverstanden, nur blieb er lange schwankend, ob er mich wirklich zum Architekten sollte ausbilden lassen, oder ob es vielleicht rathsamer sei, daß ich bei seinem lukrativen Geschäfte bliebe, weshalb er für alle Fälle mich nach der Konfirmation, welche, bei dem Sohne des Hofwerkmeisters, in der später abgebrannten Schloßkapelle stattfand, in die Gildeliste der Steinmetzen eintragen ließ. Er hatte nämlich den sprichwörtlich gewordenen „goldenen Boden" des Handwerkes in hinreichendem Maße kennen gelernt und sich daneben durch die geschickte und gewissenhafte Ausübung desselben Ehre und Anerkennung erworben, dagegen sah er, daß es unseren damaligen Architekten viel weniger gut ging. Jussow, der sein ganzes Vermögen auf Kunstreisen zugesetzt hatte, wurde zwar Hofbauinspektor, aber mit ärmlichem Gehalte von 200 Thalern, und während er in dieser Stellung den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Projekte zu dem Wilhelmshöher Schlosse zu entwerfen, die mein Vater blos auszuführen hatte, so klagte er diesem doch, er könne nicht einmal für sich, geschweige denn für Andere ein Glas Wein anschaffen, und weigerte sich deshalb auch standhaft, meines Vaters Abendgesellschaften zu besuchen, „weil er nicht die Mittel habe, sich zu revanchiren".

Mein Vater unterrichtete mich deshalb, neben dem von mir in unserer Kunstakademie mit Vorliebe erlernten Zeichnen und Modelliren, welches nicht nur nach Originalen, sondern auch nach dem Leben und nach Gyps getrieben wurde, auf das Unermüdlichste in Steinschnitt und in der deskriptiven Geometrie und ließ mir mathematischen Unterricht geben. Auch bei Laves und Rudolph hatte ich Anweisung im Bauzeichnen und zwar unentgeltlich, weil diese ihrerseits nebst Kühnert und einigen fremden Architekten, obgleich theilweise schon angestellt, ebenfalls ohne Honorar, an den vom Vater mir ertheilten praktischen und theoretischen Lehrstunden Theil nahmen. Daneben trieb ich auf seinen Wunsch mit Lust neuere Sprachen (Französisch und Italienisch) und auch Musik.

Meine Hauptbeschäftigung neben den Unterrichtsstunden bestand in der Hilfe, die ich meinem Vater leisten mußte bei Anfertigung großer Gypsmodelle von Bauwerken, die er ausgeführt hatte oder im Begriff war auszuführen, z. B. der Fuldabrücke, dem Wilhelmshöher Schloß, dem Fürstenhaus, dem Wilhelmshöher Thor (dieses sollte in monumentaler Art, wie das Brandenburger Thor in Berlin, erbaut werden; es sind jedoch nur die beiden Wachthäuser dieses Projektes zur Ausführung gekommen; beiläufig sei noch erwähnt, daß auch der Aquädukt, die Löwenburg, sowie der Tanz- und Theatersaal auf der Esplanade neben dem Schloß auf Wilhelmshöhe von H. A. Wolff erbaut sind). Diese Beschäftigung war, wie schon erwähnt, recht eigentlich sein Steckenpferd; aber es blieben mir dabei alle feineren Arbeiten, bei meinen jüngeren Augen und einem gewissen Geschick im Zeichnen und Modelliren, überlassen, namentlich alle Skulpturen und Ornamente, da die Modelle in großem Maßstabe mit allen Details gemacht wurden. Das Lob meines Vaters und die reichlichen Belohnungen durch Geldgeschenke, die mich durch ihre Größe häufig in Erstaunen setzten und mich doppelt erfreuten, weil ich mittelst derselben meinen Liebhabereien für Muschel-, Schmetterling- und Steinsammlungen Genüge thun konnte, feuerten mich an, leider mehr Zeit auf diese Arbeiten zu verwenden, als gut war, so daß meine übrigen Studien wohl darunter auch litten. Da meinem Vater die von mir an seinen Gypsmodellen ausgeführten Bildnereien, Kapitäle, Friese und Figuren, Trophäen u. s. w. sehr zugesagt hatten, so kam er überdies noch auf den Gedanken, ich müsse das choregische Monument des Lysikrates, die sog. Laterne des Diogenes in Athen, ein meist dekorativ gehaltenes und gleichsam mit Skulpturen überdecktes altgriechisches Bauwerk, in Gyps und zwar ziemlich groß, etwa 4 Fuß hoch, ausführen, wobei er noch den Hintergedanken hatte, es könne mir vielleicht das Vorzeigen von dergleichen künstlerischen Arbeiten zur Erlangung von Reisestipendien oder gar zur Konskriptionsfreiheit nützlich sein. Auch dieses Gypsmodell, welches wahrscheinlich noch heutzutage in der Bibliothek des Wilhelmshöher Schlosses steht, kostete mich wieder fast ein ganzes Jahr unausgesetzter Thätigkeit; ich mußte sogar zu dem Zweck öfter Reisen nach Göttingen machen, um auf der dortigen

Bibliothek, aus dem hier nicht vorhandenen Werke von Stuart und Revet, die nöthigen Zeichnungen zu entnehmen. Nach Vollendung dieser mühseligen Arbeit, gleichsam zur Belohnung dafür, wurde mir auf die überraschendste Weise eines Tages von meinem Vater angekündigt (Ostern 1811), ich solle auf ein Jahr die Universität Göttingen beziehen, um daselbst die Hilfswissenschaften der Architektur, die man damals in Kassel nicht wohl erlernen konnte, z. B. Physik, Mineralogie, Naturgeschichte, höhere Mathematik, Kunstgeschichte u. s. w. zu studiren. — Ich wurde dann ein überaus eifriger Schüler der Professoren Meyer, Hausmann, Blumenbach, Thibaut, Fiorillo, Heeren und Bunsen, überglücklich bei dieser unerwarteten Wendung meines Geschicks. Ich will noch erklären, wie mein Vater zu diesem veränderten, vielmehr die Entscheidung zwischen Handwerk und Kunst treffenden Lebensplane für mich gekommen war.

Wir standen seit fünf Jahren unter französischem Regiment, und seit dieser Zeit war das Verhältniß der Architekten und Werkführer zu einander hier ein ganz anderes geworden. Jussow, dessen oberflächliches Verfahren nicht lange unbemerkt bleiben konnte, mußte dem französischen Baumeister Grandjean, einem Schüler Percier's, Platz machen; Klenze (später die rechte Hand König Ludwig's bei seinen großartigen Bauausführungen), damals ein junger, talentvoller Hannoveraner, der sich in Frankreich und Italien ausgebildet hatte, wurde zweiter Hofbaumeister; beide standen in großem Ansehen, sie wurden als Künstler geehrt und — wurden auch demgemäß honorirt. Beide hatten, durch ihre Geschäftsverbindungen mit meinem Vater auf mich aufmerksam geworden, so jung ich war, mich häufig zu ihren Arbeiten herangezogen, auch zu Bauausführungen, z. B. des Ständesaales hinter dem Museum; und da mein Vater dadurch eine hohe Meinung von seines Sohnes Talenten erhielt und er überhaupt annehmen zu dürfen glaubte, daß die Fremdherrschaft bei uns noch für lange Jahre hin fest begründet sei und mithin der dem Baufache so günstige Umschwung der Dinge auch mir noch zu Gute kommen würde, so war er jetzt entschieden dafür, mich zum Architekten zu machen.

Ich muß hier der westfälischen Zeit, auch abgesehen von dem obenerwähnten Einfluß, den sie auf meine *äußere* Stellung im Leben hatte, überhaupt noch eingehender erwähnen, weil ich ihr auch auf meine *innere* geistige Entwicklung mannigfache Anregung und Ausbildung verdanke. Das erste Eintreten derselben, die Flucht unseres Kurfürsten und die Besetzung Kassels durch die Franzosen machte einen lebhaften und bleibenden Eindruck auf den vierzehnjährigen Knaben, ebenso wie drei Jahre früher das für uns Hessen im Gegensatze zu diesem so erfreuliche politische Ereigniß, nämlich die Erhebung unseres Landgrafen zum Kurfürsten. In Bezug auf diese letztere Feier will ich hier, zurückgreifend, bemerken, wie ich mich noch sehr lebhaft erinnere, daß ein mit Wappenschildern geschmückter Herold zu Pferde die Stadt durchzog und den getreuen Unterthanen unter Pauken- und Trompetenschall die Erhöhung ihres Landesherrn verkündete. Abends fanden große Festlichkeiten statt, und bei glänzender Illumination, die diesen folgte, wandte mein Vater *zum ersten Male* in Deutschland Gas an. Er, der immer Feuer und Flamme war, wenn es um Fortschritte der Wissenschaft und neue Erfindungen sich handelte, hatte durch die *polytechnischen Journale* (in einem von ihm selbst gestifteten Journalzirkel) Kenntniß von dieser Beleuchtungsart, die damals selbst in England und Frankreich nur erst im Entstehen war, erhalten und ließ mit großem Kostenaufwand die Apparate zur Gasbereitung, sowie einen großen Kandelaber, welcher das Gas ausströmte und in der Königsstraße auf der Ecke seines Gartens aufgestellt ward, anfertigen, was zu seiner Zeit nicht wenig Aufsehen erregte.

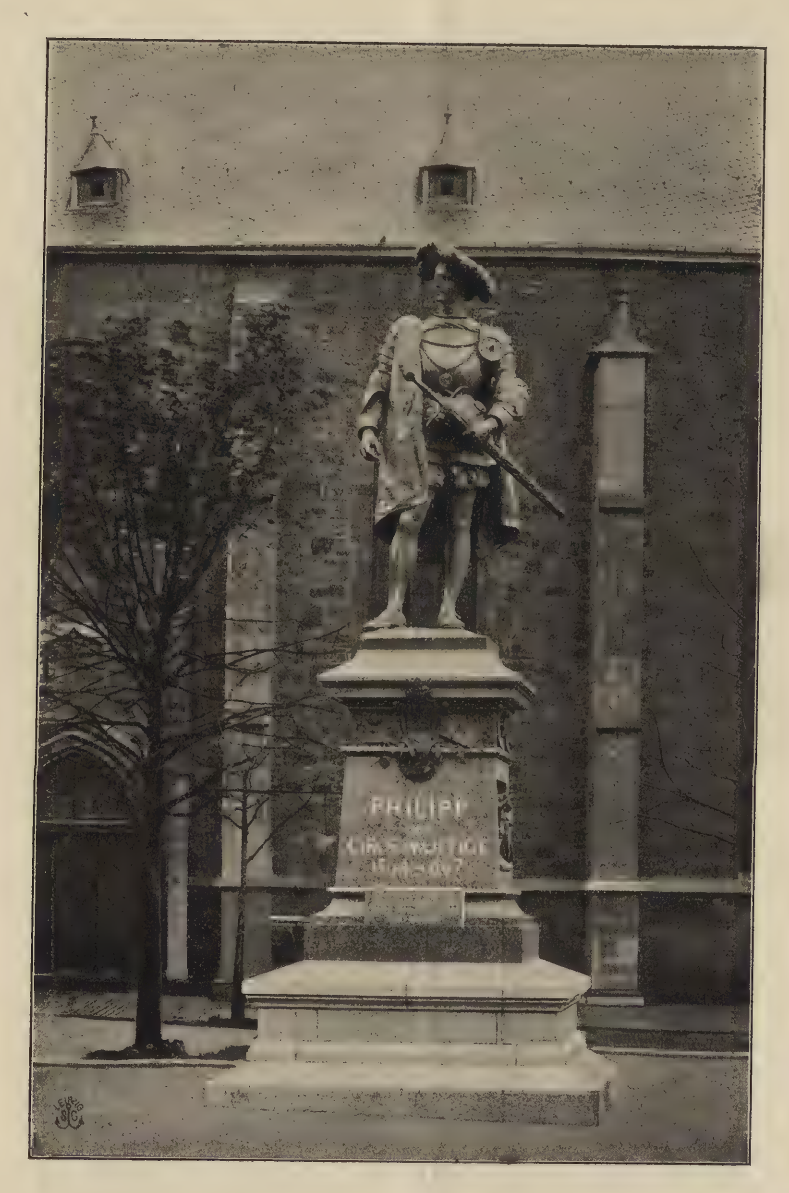
(Fortsetzung folgt.)



Das Denkmal Landgraf Philipp's des Großmüthigen in Kassel.

Seit dem 12. September d. J. erhebt sich auf dem St. Martinsplatz zu Kassel, vor der altehrwürdigen Kirche, welche seine Gebeine birgt, das Denkmal desjenigen hessischen Fürsten, den schon die Mitwelt als unerschrockenen Vorkämpfer für Recht und Billigkeit mit dem Beinamen „der Großmüthige" ehrte und dessen Namen die Geschichte als den des mannhaftesten Beschützers der Reformation bewahrt. Im vorigen Heft ist berichtet worden, wie es nach mannigfachen Schwierigkeiten gelungen ist, endlich dem ruhmreichsten der hessischen Landgrafen das ihm

gebührende Ehrenmal in seiner Hauptstadt aufzurichten. Es muß mit Genugthuung erfüllen, daß es möglich war, zu dessen Ausführung einen hessischen Künstler heranzuziehen, und daß dieser seine hohe und schwierige Aufgabe in würdigster Weise gelöst hat. Man hat wohl hier und da über Einzelheiten an dem Denkmal, über die größere oder geringere Porträtähnlichkeit, über die gewählte Tracht u. s. w. gestritten. Es genügt zu bemerken, daß der Künstler hierbei durch



Denkmal Landgraf Philipp's des Großmüthigen in Kassel.

Vorschriften gebunden war. Allgemein vorwiegend ist aber die Freude, daß unsere hessische Hauptstadt nunmehr ein solch stattliches Denkmal besitzt, das die markige Gestalt Philipp's so eindrucksvoll vor Augen führt.

Everding's treffliches Werk, von dem wir vorstehend eine Abbildung nach einer uns gütigst zu diesem Zweck zur Verfügung gestellten photographischen Aufnahme bringen, erhebt sich ohne Stufen unmittelbar aus der Erde auf massigem

Sockel aus rauhen Granitblöcken. Darauf ruht das Postament, drei gewaltige Blöcke blau-grauen Kösseine-Granits. Am unteren Theile des polirten Postaments springt eine freie Platte vor, auf welcher gleichsam als Sinnspruch für das ganze Denkmal das Wort des Landgrafen steht: „Ich will eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, als von Gottes Worte weichen." Das Postament ist 4,75 Meter hoch. Seine Vorderseite trägt die Inschrift: Philipp der Großmüthige 1504—1567. Auf demselben erhebt sich ungezwungen und natürlich, frei und vornehm in ritterlicher Entschlossenheit die kräftige Gestalt des jugendlichen Fürsten, wie er als einer der ersten unter seinen Standesgenossen zu Luther sich bekannt hat. Die linke Hand hält das starke Schwert fest umspannt, nach dessen Knauf die rechte zu zucken scheint, als wolle sie das Schwert gegen die Gegner aus der Scheide reißen. Die Tracht des Fürsten, reiche Hofkleidung nach spanischem Schnitt, die Beine in Trikots, die in geschlitzte und gepuffte Beinkleider übergehen, über dem Wamms der Harnisch, die schwere, pelzverbrämte Schaube, welche die eine Hälfte des Körpers bedeckt, erhöhen noch den vornehmen ritterlichen Gesammteindruck der Gestalt. Die in Bronze ausgeführte Figur ist 5,80 Meter hoch. Unterhalb derselben zieht sich rund um das Denkmal ein reicher Fries. Vorn entwickeln sich aus einer Cartouche mit dem hessischen Löwen im gothischen Schild, von Aehren durchzogen, Weinranken im Flachrelief, als Sinnbild von Brod und Wein, ferner ist eine Abbildung der vom Landgrafen zu Speyer überreichten Protestationsurkunde wie der ersten deutschen Bibelübersetzung angebracht. An beiden Seiten des Postaments befinden sich zwei meisterhaft ausgeführte Hochreliefs, von denen das eine die Gefangennahme des Landgrafen in Halle, das andere das Religionsgespräch in Marburg darstellt.

Die Enthüllungsfeier fand dem bekannt gegebenen Programm entsprechend in Gegenwart der Spitzen der Behörden und einer überaus zahlreichen Festversammlung in außerordentlich feierlicher Weise statt. Mit dem Schlage ½1 Uhr eröffneten Choralmusik und Gesang die Feier, worauf Superintendent Wissemann aus Hofgeismar eine erhebende Weiherede hielt. Nachdem derselbe geendet hatte, fiel die Hülle. Namens der Stadt Kassel übernahm Beigeordneter Landesbrandkassendirektor Dr. Knorz unter warmen Dankesworten von dem geschäftsführenden Ausschuß das Denkmal und gelobte, daß dieselbe es treulich bewahren würde, damit auch die spätesten Geschlechter noch dankbar aufsähen zu dem großen Wohlthäter des hessischen Heimathlandes. Die Festversammlung sang darauf unter Musikbegleitung den Choral „Eine feste Burg ist unser Gott", worauf der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses, Generalleutnant z. D. von Schmidt, Excellenz, in zündender Ansprache den Festgästen, dem ausführenden Künstler Hans Everding, sowie den Förderern des Unternehmens, unter diesen in erster Linie Sr. Majestät dem Kaiser den gebührenden Dank darbrachte. Den Abschluß der Feier bildete die Niederlegung prachtvoller Kränze am Fuße des Denkmals.



Die Waldblume der hohen Veen.

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Aber diese stählerne Treue des jungen Landgrafen und seiner Getreuen schien völlig nutz- und aussichtslos zu sein in einer Zeit, wo kein Mensch im Reiche, keiner in Europa sich um das niedergetretene hessische Landes- und Fürstenrecht mehr kümmerte, und die Macht des feindlichen Kaisers auf ihrem glänzendsten Höhepunkte stand. War es unter diesen Umständen dem Landgrafen zu verdenken, daß er es allmählich müde wurde, nach rechts und links um Hilfe auszuschauen, daß sich in ihm das alte Krieger- und Heldenblut seines Stammes in kühner Lust regte, und er so auf den Gedanken verfallen war, sein und seines Landes Schicksal in die eigene geächtete Faust zu nehmen und — trotz seiner augenblicklichen Ohnmacht und Gefangenschaft — den Riesenkampf mit dem tausendfach überlegenen Gegner ganz allein von Neuem zu wagen?

Von diesem Gedanken bewegt finden wir den gefangenen Helden in seiner engen Zelle im alten burgundischen Schlosse zu Mecheln. Sein leuchtender Blick haftete auf der vor ihm aufgeschlagenen Bibel, und er las halblaut aus dem zweiten Kapitel des Buches Jesus Sirach folgende Worte: „Die ihr den Herrn fürchtet, harret seiner Gnade und weichet nicht, auf daß ihr nicht zu Grunde gehet. Sehet an die Exempel der Alten und merket sie. Wer ist jemals zu Schanden ge-

worden, der auf ihn gehoffet hat?" Soweit war der Landgraf mit dem Lesen gekommen, da ergriff er den Rothstift, der stets neben seiner Bibel zu liegen pflegte, und fügte den zahlreichen Randbemerkungen, die das heilige Buch bereits enthielt, mit fester Hand die weitere hinzu: „Ja well ja, Hoffnung lässet nit zu Schanden werden."

Dann sprang er auf und trat mit raschem Schritte an das Fenster. Wie ein blühendes Flachsfeld an den Ufern der heimathlichen Schwalm gemahnte ihn der lichtblaue Himmel draußen. Indem sein Blick sinnend dem Zug der weißen Wolken folgte, erhob sich die Schwalbenschaar, die bis dahin die Giebel des Schlosses umschwärmt hatte, umkreiste noch einmal die steilen Schieferdächer mit den rostigen Wetterfahnen und trat dann jubilirend die Reise nach dem Süden an.

„Glückliche Wolken, glückliche Winde!" murmelte Philipp vor sich hin. „Beide ziehen hinaus in die Freiheit und werden in wenigen Stunden die hessischen Berge schauen können, während ich, ein schändlich Betrogener, hier übel verwahrt werde, wie der allergrößte Missethäter. Mich plagt der Krampf und andere Leibesblödigkeit, die Folge davon, daß ich in diesem Loche fest liegen muß, während ich doch gewohnt bin, vom Morgen bis zum Abende mich mannlich zu tummeln und in das Weite zu schweifen! Da ist es dann noch Gnade genug, wenn einer von diesen Hispaniern mir ein Schachspiel gönnt oder ein ‚Hundert und drei' in der Karte. Und wenn ich so nicht bei Zeiten verkomme, so, sagen sie, habe der alte gichtische Kaiser in seinem Testamente verordnet, daß, falls er plötzlich sterbe, mir eilends das Haupt abgeschlagen werde. Wer mag dieses elende Leben noch länger ertragen! Und doch ist es noch ein kleiner Jammer gegen den, der mit jedem Boten aus dem Lande meiner Väter zu meinem Herzen dringt. Hispanier machen es zu einer Einöde, Papisten zu einer Mördergrube, und der Druck ihrer Fäuste und Beichtstühle wird bald auch den letzten Funken der jetzt noch mühsam glimmenden Treue ausgelöscht haben. So kann, so darf, so soll es nicht weiter gehen! Mein wackerer Sohn mahnt mich zwar zur Ruhe; ich solle sehen, läßt er mir melden, er werde das Netz doch in Kurzem noch vollenden, das dem Gegner den Garaus machen werde. Aber wie oft sollte dieses Netz schon fertig sein, und immer wieder rissen, wenn es galt, seine fein gestrickten Maschen! Zudem merke ich schon seit geraumer Zeit, daß mein Tochtermann Moritz, auf den Wilhelm immer noch zählt, uns mit Worten abspeiset, wie der heilige Antonius die Säue. Und alle die andern lecken vollends dem stolzen Burgunder den Staub von den Schuhen. Auch Frankreich liegt still und erbietet sich zu nichts mehr. So bleibt mir denn nichts, als dieser alte kriegsgewohnte Arm, die eigene Sache selbst hinaus zu führen. Und er wird es durch Deine Kraft und Gnade, Herr, in den ich gehoffet habe, seitdem des Wittenberger Mönches wunderbares Wort mir das Herz bezwang und Mark und Bein durchdrungen hat. Ja, seit jener Stunde weiß ich, daß trotz all meines Sündenelends und meiner tausendfachen Schmach, die ich vor Dir mit Recht, vor den Menschen aber mit Unrecht trage, ich nicht meine, sondern Deine Sache führe, o Herr, und deshalb hoffe ich auch in dieser schweren Sache auf Dich und bitte Dich, Du wollest mich nicht zu Schanden werden lassen. Und so mögen denn die feinen Klüglinge daheim und die großen Hansen, die den Fuchs nicht beißen wollen und mich am liebsten zeitlebens in der Gefangenschaft behalten sähen, sich vorsichtig zurückhalten. Ich entschlage mich ihrer und wage es mit dem kleinen Hans, aus dessen treuem Auge und fester Hand das reiche Herz meines Volkes selbst sich mir erbietet."

Mit diesen Worten trat der Landgraf an die Thür, öffnete sie und rief nach seinem Pagen. Schnell kam Anton herbei geeilt. Das war dem Herrn gegenüber nicht mehr das übermüthige Junkerlein, das dem Mädchen unten den Kopf verwirrte, das war hier ein gesetztes Herrchen, dem man gar nicht ansah, daß es auf Wegen wandele, wie die, auf denen wir es getroffen haben.

„Anton!" sagte der Fürst, „sobald der Antwerper sich in ‚der Rose' sehen läßt, soll er mich aufsuchen. Der Rosenwirth ist zu bescheiden, daß er das dem Krämer sofort nach seinem Eintreffen sagt. Meiner Berechnung nach müßte er schon zurück sein. Ich habe neue Unterkleider nöthig, — verstanden!"

Der Edelknabe verbeugte sich.

Jener aber fuhr zu sprechen fort: „Wie weit bist Du in der bewußten Angelegenheit?"

„Wenn der Krämer kommt, wird er zufrieden sein, Eure Fürstliche Gnaden!"

„Versprichst Du auch nicht zu viel, Anton? Siehe, die Stunde ist da, wo Du Dir die Sporen verdienen sollst; ich zähle auf Dich, mein Sohn!" —

„Endlich! Endlich! Gott segne Euern Entschluß, und hätte ich für Euch, mein gnädigster Fürst, zehn Leben in die Schanze zu schlagen, ich würde sie alle wagen! O, wie es mich freut, diesen übermüthigen Spaniern eins auswischen zu helfen! Dank Euch für dies Vertrauen!" rief der Jüngling mit aufflammender Begeisterung und ergriff die Rechte des Fürsten, sie zu küssen.

„Nicht zu laut, Anton!“ warnte dieser, gerührt von dem Feuereifer des Jünglings, „Du weißt, wo wir sind; die Fenster haben hier Augen, und die Thüren haben ihre Ohren!“

„Ein braver Junge!“ sagte der Fürst dann zu sich selbst, als der Page sich entfernt hatte, „der ginge für mich durch die Hölle, wenn es sein müßte. Mit ihm, meinem Zeugmeister und dem Antwerper Krämer will ich das Wagestück schon vollführen.“

III.

In den Nachmittagsstunden desselben Tages verließ die kleine Pathin des Kastellans das Schloß durch ein Seitenpförtchen. Sie trug einen weißen Zuber auf dem Kopf, in dem sich nasse Wäsche befand und nahm den Weg zum Schloßgarten. Dieser Schloßgarten hatte seinen Haupteingang — ein großes Gitterthor — vom Schloßhofe aus, seitlich von dem Portale, vor dem die spanischen Wachtposten standen, die wir bereits kennen lernten. Dahin nahm Marie jedoch den Weg nicht. Der von Planken umzäunte Garten zog sich nämlich um das Schloß herum und hatte hinter ihm noch eine Nebenpforte, die von der Wache aus nicht übersehen werden konnte. Der Haupteingang wurde nur zum Gebrauch für die hohen Herrschaften geöffnet, ausnahmsweise gegenwärtig dann, wenn es dem gefangenen Fürsten nach vorgängig eingeholter Erlaubniß des befehligenden Hauptmanns gestattet war, unter Bewachung in dem Garten zu lustwandeln. Die erwähnte Nebenpforte des Gartens dagegen diente nur den Bewohnern des Schlosses zum Gebrauch, während das Gefolge und die Dienerschaft des Landgrafen — darunter außer dem Pagen Anton noch einige andere Hessen, als Leib- oder Kammerdiener, der Koch, der Ausgeber und ein Narr — sich zwar unbehindert in dem Garten ergehen, ihn aber nur durch das große Gitterthor betreten durfte. Dem Kastellan war sogar, seitdem der hohe Gefangene im Schlosse weilte, es strengstens untersagt, irgend jemandem den Durchgang durch jene Nebenpforte zu gestatten, und da er in Ausübung seiner Pflichten sehr gewissenhaft war, so ließ er den Schlüssel nicht aus den Händen, es sei denn, daß er ihn seiner Pathin, zu der er ein unbedingtes Vertrauen hatte, anvertraut hätte.

Das niedliche Blondköpfchen schien sich dessen bewußt gewesen zu sein, denn vorsichtig zog es die Thüre an dem schweren Pfortenring an, drehte den alten Hohlschlüssel um, probirte vorsichtig, ob die Pforte auch richtig verschlossen sei, verbarg dann den Schlüssel in der Tasche seines Kleides und nahm — sich umschauend, als erwarte es jemanden — den Weg zu der kleinen Gartenpforte und dann weiter über die kiesbestreuten Wege, unter den uralten hohen Bäumen und dem wildverwachsenen Gebüsch hinweg, aus dessen herbstlich buntem Laube schon scharlachrothe Beeren herüber leuchteten, bis zu einem ziemlich großen Teich in der Mitte des Gartens, der von hohen Edeltannen umstanden war. Dort angekommen, setzte sie den Zuber ab und stieg damit auf den daselbst angebrachten Sandsteinstufen zu dem Wasser hinunter, um in der klaren Fluth die Wäsche auszuspülen. Rasch förderte sich das Werk unter ihren Händen, und schon war sie mit ihm fast zu Ende gediehen, als ihr plötzlich die Augen hinterwärts zugehalten wurden, und eine verstellte Stimme fragte: „Wer bin ich?“

„Geht, Junker!“ rief sie lachend. „Wenn Ihr dergleichen Späße machen wollt, so tauschet erst Eure weichen Sammetpfötchen um!“

Rasch zog der Junker, denn dieser war es, der ihr die Augen zugehalten hatte, die Hände weg, als er sah, daß er errathen war, und frug fast gereizt: „Sind sie denn wirklich so weich, Marie, daß Du mich daran erkennen konntest?“

„Ich soll sie Euch wohl zum zweiten Male loben, Junker? Warum nicht gar! Müßtet Ihr schaffen, wie ein vlämisches Mädchen, würde es anders darum bestellt sein.“

Der Junker ergriff jetzt ihre Rechte und sagte: „Bist Du bald fertig, Marie? Hast Du nicht ein Viertelstündchen für mich?“

„Ihr wißt, was ich Euch versprochen habe; aber nicht hier. Wendet Euch dort an den Eichen vorbei, bis Ihr zu den drei großen Linden kommt. Links davon führt ein wenig betretener Pfad in das Gebüsch, lenkt in ihn ein, er wird Euch bald zu einer Gruppe von Tannen führen, deren dichte Aeste bis auf den Boden reichen. Unter diesen Tannen steht eine Bank, die kunstlos aus Steinen gefügt ist. Dort erwartet mich, ich komme bald.“ Damit schüttelte sie seine Hand, die immer noch die ihre umfaßt hielt, und entzog sie ihm.

Der Kammerknabe ging und fand, wie sie es ihm beschrieben hatte. Es war ein trauliches, tief verstecktes Plätzchen, das kaum zu errathen war, wenn man den Eingang durch Hinüber- und Herüberbiegen der herabhängenden, dunkelschattigen Tannenäste wie mit natürlichen Vorhängen verschloß.

Dort angekommen, warf er sich auf die Steinbank und hing seinen Gedanken nach, indem er gleichzeitig aus seiner Tasche eine gelbe Masse hervorholte und dieselbe mittelst seines warmen Hauches zu erweichen und zwischen den Fingern zu kneten suchte. —

Nach einer Weile lauschte er auf, steckte das Wachs, denn solches war es, was er bearbeitet hatte, in die Tasche, erhob sich, und — da bogen sich die Zweige auch schon auseinander, und vor ihm stand Marie, die ihren Zuber abstellte, die Zweige des Eingangs in einander verschlang und dem Pagen die Hand reichte.

Lassen wir die Herzensergießungen der beiden, ihre Tändeleien und Plaudereien unbelauscht und wenden uns dem für unsere Erzählung wichtigeren Abschluß ihres Gespräches zu.

„Du forderst viel, Anton!" sagte das Mädchen, „sehr viel! . . Wenn ich bedenke, wie sehr der Oheim den Schlüssel zur Gartenpforte hütet, und wie groß sein Vertrauen zu mir sein muß, daß er mir denselben anvertraut, so beschleicht mich der Gedanke, daß ich Dir Deine Bitte abschlagen müsse. Geht es denn gar nicht anders, mein Lieber?!"

„Wohl geht es, mein Herz; wir dürfen uns nur zu sehen und zu sprechen wünschen auf den unfreundlichen Gängen des Hauses, und für immer Abschied von diesem trauten Plätzchen nehmen, das seit den wenigen Minuten, in denen ich es kennen gelernt habe, mir bereits über alles theuer geworden ist. So geht es ja schon, Marie! Was ist dabei mehr?"

„Dich haben meine paar Worte schon gekränkt, Anton! O, ich weiß nicht, was ich thun und was ich lassen soll! Mein Herz schlägt hoch und bang, und doch ist es Dir so sehr zugethan. So sehr, ach, so sehr! Da, nimm die Schlüssel! Es kann ja nichts Böses sein, was Du mir zumuthest!"

Noch während Marie die letzten Worte sprach, hatte sie den Schlüsselbund hervorgezogen und ihn dem Pagen hingereicht. Lange schaute ihr dieser in die Augen, und es dünkte ihn, er stände wieder an dem blauen Spiegel des Weihers und sähe durch die kristallklare Fluth auf den tiefen Grund. Der junge Fant, der sich in den Kopf gesetzt hatte, seinem Herrn zu Liebe Zuneigung zu dem Mädchen zu heucheln, um sich in den Besitz einiger Wachsabdrücke von Schlüsseln zu setzen, fühlte sich plötzlich umstrickt von dem süßen Liebreiz dieses einfachen Naturkindes und dem Zauber seiner reinen jungfräulichen Seele. Sein Unterfangen stand in seiner ganzen Blöße vor ihm und übergoß seine Wangen mit glühendem Roth. Er wandte seinen Blick von dem rührend zutraulichen Gesichtchen ab, und nun erst kam ihm der Gedanke an das, was er seinem Herrn zugesagt hatte, wieder und mit diesem Gedanken der Entschluß, um jeden Preis sein Vorhaben zu Ende zu führen.

Noch immer hielt Marie den Schlüsselbund in ihrer Rechten. Da erhob er den Kopf, seine Hand suchte das Stück Wachs hervor, und kurze Zeit darauf reichte er Marien, deren Blicke alle seine Handbewegungen verfolgten, die Schlüssel zurück.

„So, nun werden wir uns öfter sehen," sprach er dabei, „öfter uns sprechen, und jede Sorge, jede Freude uns anvertrauen können, mein Herz! O, daß ich Dich erst ewig mein eigen nennen könnte — und — —"

Mariens kleine Hand verschloß ihm den Mund, und scherzend schnitt sie ihm mit der Entgegnung das Wort ab: „Und — bis dahin werden wir noch viele Tropfen Wasser die Dyle hinunter in das Meer fließen sehen, Anton! Du hast es gewaltig eilig mit süßen Worten! Sage, findet man im Lande zu Hessen die Jünglein überall so redefertig, oder ist das nur Brauch so an Euerem Hofe? Und nun leb wohl, Anton, und —"

„Und", fiel er ihr jetzt seinerseits in die Rede, „vergiß nicht wieder zu kommen! Gelt?"

Sie ergriff ihren Zuber, und ehe noch Anton sich erheben konnte, um ihr zu helfen, hatte sie den bunten Kringel auf den Kopf, den Zuber darauf gehoben, und die hinter ihr zusammenschlagenden Tannenzweige ließen nur noch die kleine weiße Rechte sehen, deren Finger ihm schelmisch drohten.

Als sie gegangen war, beschlichen den Pagen alle die Gedanken in erhöhtem Maße wieder, die ihn erfüllt, als sie ihm die Schlüssel gereicht und er ihr in die blauen Augen geblickt hatte. Er gestand sich unumwunden, daß das Mädchen anfange, einen Eindruck auf ihn zu machen, der sich mit den leichtfertigen Gedanken schlechterdings nicht mehr vertrage, mit denen er ihr anfangs genaht war. Er fühlte unwillkürlich in seinem Herzen den Wunsch nach ihrem immerwährenden Besitze aufsteigen, und es wurde ihm bereits recht sauer, die Tiefe dieser Eindrücke von sich hinweg zu vernünfteln, indem er sie auf eine augenblickliche Wallung des Bluts, auf die natürliche Anmuth, den neckenden Schelmengeist und das kindlich unbegrenzte Vertrauen schob, das das Mädchen ihm entgegentrug.

Und dieses Vertrauen wollte er mißbrauchen — nach kalt überlegtem Plane mißbrauchen? Ueber diesen Gedanken kam er nicht hinweg, und auch der Einwand, mit dem er selbst sich zu beschwichtigen suchte, daß er es nur thue, um seinem fürstlichen Herrn die Freiheit zu verschaffen, wollte um so weniger verfangen, als er wohl wußte, daß der Landgraf selbst, so sehr er auch nach den Schlüsseln Verlangen trug, doch das Mittel zu ihrer Erlangung strengstens mißbilligen würde, wenn er es je in Erfahrung bringen sollte. Aber konnte

denn die Täuschung des armen Kindes nicht umgangen werden? Ein Auskunftsmittel gab es, ein Auskunftsmittel, würdig, die Befreiung seines Herrn mit in den Kauf zu nehmen: die Glückseligkeit einer Häuslichkeit, gepflegt durch die liebende Hand Derjenigen, die ihm bislang nur als Werkzeug zur Erreichung seines selbstischen Zweckes gedient hatte. Allein lächelnd schüttelte der junge Geselle die blonden Locken, wenn er sich das Mädchen daheim in der Hofburg seiner Eltern als Ehegemahl dachte. Unter den Mädchen ihrer Heimath, der hohen Been, durfte man sie wohl mit Recht die schönste Waldblume nennen, allein zu Hause? oder gar am Hofe? — —

Sinnend trat der Page aus dem Tannendickicht heraus und schlenderte auf den verschlungenen Wegen durch Busch und Gesträuch. Auf dieser Streiferei bemerkte er plötzlich den Narren. Nichts war ihm unlieber als die Begegnung mit dem scheckigen Burschen, der ihn schon heute Morgen durch seinen Gesang geärgert hatte. Er bog deshalb in einen Hainbuchengang ein. Allein jener hatte ihn ebenfalls bemerkt und suchte ihm den Weg zu verlegen. Der Junker war noch nicht weit gegangen, als er in nächster Nähe in tiefen Baßtönen den Vers vernahm:

„Schön's Vöglein, zum Nestchen
Hat ein Kukuk nimmer Zeit!
Schöner Kukuk,
Loser Kukuk,
Zieht bald weg so weit.
Kukuk!"

„Potz Marter!" raunte der Page vor sich hin. In demselben Augenblick war der Narr aber auch schon an seiner Seite und frug: „Gevatterchen, Ihr waret, ich weiß es, auf der hohen Schule und habt sicher auch Naturgeschichte studirt. Könnt Ihr mich nicht bescheiden, ob der Kukuk vor Johannistag oder nach Johannistag ruft? Seht, Gevatterchen, ich balge mich schon drei Tage mit der Frage herum und kann ihrer nicht Herr werden."

„Eine närrische Frage! Was kann Dir daran liegen, ob der Kukuk vor Johannistag oder nach Johannistag ruft?"

„Nicht doch, Gevatterchen!" entgegnete jener. „Ich möchte zum Frühjahr die Leipziger Messe mit einem Büchlein besuchen und will über den Kukuk schreiben, darum, wenn Ihr es wißt, sagt mir es!"

„Nun zum Henker, dann schreibe, daß er vor St. Johannis ruft, und nun lasse mich und scheere Dich meinethalben selbst zum — Kukuk!"

„Nicht so rasch, Gevatterchen! Ich muß Euch erst ein wenig reformiren und meistern! Was gilt es, Ihr habt ihn nie vor St. Johannis rufen hören?!"

„Tölpel, ist die Erinnerung vor Deiner Narrethei davon gelaufen? Erinnerst Du Dich nicht mehr, als wir im Frühjahr weiter geführt wurden, daß Du ihm in den Wald hinein zuriefest, er solle Antwort geben, wie lange unsere Gefangenschaft währen würde, und er uns fünfmal mit Kukuk antwortete? Dazumal standen die Apfelbäume in voller Blüthe!"

„Damals hat doch der Kukuk nicht vor St. Johannistag gerufen, Gevatterchen?!"

„Blühen die Apfelbäume etwa nach St. Johannis, Narr? Gewiß hat er vor St. Johannistag gerufen!"

„Nein, Gevatterchen, Ihr irrt, er rief: Kukuk! Der Vogel ruft seiner Lebetage nicht: vor St. Johannistag, auch nicht: nach St. Johannistag, sondern er ruft nach wie vor: Kukuk!"

„Scheer Dich fort mit Deinem thörichten Grempelwerk!" brauste der Junker auf. „Meinst Du, ich hätte Zeit, hier lächerlichen Worten den Hals zu brechen?"

„Gemach, gemach, Gevatterchen! Ihr seid auch noch nicht auf der Mühle gewesen, wo die Eselsköpfe geschliffen werden. Nehmt nur wenigstens noch die Nutzanwendung mit, daß der Kukuk ein leichtsinniger Vogel ist, der immer nur sich selbst meint und an die andern Vögel gar nicht denkt!"

Und singend ging er davon:

„Im Rufe des Kukuks
Liegt verborgen viel Sinn!
Schönes Vöglein,
Armes Vöglein,
Merk' Dir wohl, was d'rin:
Kukuk!"

„Welch ein grober Flegel und Piffel das ist!" murmelte der Page ihm nach. „Er scheint sich auf das Kundschaften zu legen und bereits gelauscht zu haben, — Anton, sei auf Deiner Hut! . . ."

So sprechend trat er aus dem Buchengange heraus. Eine hellgrüne Rasenfläche breitete sich vor ihm aus. Jenseits eilte suchend einer der Diener des Fürsten umher. Kaum hatte dieser den Kammerknaben erblickt, als er mit einem Tuche winkte. Wersabe — das war der Familienname des Pagen — blieb stehen und erwartete den Eiligen.

„Ich suche Euch bereits seit einer Stunde, Junker! Ich war in der Rose, der Krämer aus Antwerpen ist dort und erwartet Euch noch heute Abend."

„Gut, Hans! Weiß der Herr davon?"

„Glaube kaum; wenigstens nicht durch mich."

„Nun so schweige, bis ich dort gewesen bin!"

Und weiter schritten die Beiden, dem Ausgang des Gartens zu.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Corniceliius-Ausstellung. Im Kunstverein zu Kassel war im August und September ein Theil des Nachlasses von Georg Cornicelius ausgestellt, der, 73 Jahre alt, vorigen Winter in seiner Vaterstadt Hanau gestorben ist. Nur Wenige, selbst in seiner engeren Heimath Hessen, kannten ihn genau genug, um ihn nach Gebühr zu würdigen. Als Künstler und Mensch ein Einsamer trat er ungern aus sich heraus, beschickte die Ausstellungen wenig und war ein Feind der Clique und Reklame, daher schon zu Lebzeiten halb verschollen. Von allen öffentlichen Sammlungen hat bis vor Kurzem meines Wissens nur die einzige Nationalgallerie ein Bild von ihm erworben: die Versuchung Christi. Gleichwohl hat Cornicelius in aller Stille Werke geschaffen, die noch dauern werden, wenn über viele der Jungen und Modernen, die ihn gern zum alten Eisen werfen möchten, und ihre Ausstellungen und Kunstsalons das Gras gewachsen sein wird. Leider sah Kassel nur etwa die Hälfte seines Kunstnachlasses, dessen imponirende Fülle letzten Februar und März in Hanau zur Schau gebracht war. Wohl drangen Manche in die Tiefe seiner künstlerischen Empfindung ein, doch sah man Viele gleichgültig und verständnißlos daran vorübergehen. „Der Mann ist veraltet" hörte man achselzuckend sagen. Gewiß, sofern er todt ist und den Lebenden Platz gemacht hat. Aber was benimmt ihm das von seinem historischen Werthe? Cornicelius gehört der Geschichte an, und jeder Künstler will aus seiner Zeit und aus seiner Eigenart heraus beurtheilt und geschätzt sein. Wenn man gerecht sein will, wird man zugeben müssen: Cornicelius war ein aufrichtiger, tief empfindender Künstler, erfüllt von ernstem Streben und ausgerüstet mit solidem Können. Es ist wahr, der verschlossene, schwerflüssige Mann hatte einen schwärmerischen Zug an sich, der heutzutage nicht mehr in der Mode ist. Er erinnert darin etwas an den jüngeren Gabriel Max, nur daß seine Schwärmerei nicht den krankhaft spiritistischen Beigeschmack jenes malitiösen Böhmen an sich hat, sondern echt deutsch ist. Das Bereich seiner Kunst war ein umfassendes. Er schuf charaktervolle Bildnisse, von denen namentlich die frühen von großer Feinheit waren, innig beseelte biblische und weltliche Historien, Märchen, Sittenbilder, darunter manches Werk voll gesunden Humors. Selten hat er Landschaften gemalt. Leider! denn die wenigen, die wir kennen, sind ebenso originell als ergreifend. Die Arbeit hat er sich nicht leicht gemacht, deß sind seine vielen soliden Zeichnungen und Oelskizzen Zeugniß. Weß Geistes Kind er war, das liest man aus den sympathischen, ernsten und klaren Zügen seines Selbstporträts, das leider als das einzige Bildniß von seiner Hand — und er hat deren sehr viele gemalt — sich in der Ausstellung zu Kassel befand. Die hiesige Königl. Gallerie hat das Glück gehabt, zwei schöne Werke von ihm, eine Landschaft und eine Skizze zum „Kaufmann von Venedig", verhältnißmäßig billig zu erwerben. Ich sage billig, weil sonst die Preise für seine nachgelassenen Werke exorbitant hoch gegriffen sind, weshalb denn auch in Kassel nicht eine Nummer, trotz mancher Nachfrage, verkauft werden konnte. Z. B. die „Geißelung der heiligen Elisabeth", ein Werk, das alle seine Vorzüge, allerdings auch alle seine Eigenheiten charakteristisch zum Ausdruck bringt, ist mit 10 000 Mark angesetzt, ein überspannter Preis, der es verhindert, daß das Bild in Kassel oder Marburg bleibt, wo es doch hingehört. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz. Doch das Gesagte dürfte zum Beweis genügen, daß Hessen auf diesen seinen Sohn stolz sein darf.

O. E.

Kunstausstellung in Kassel. Am 22. September wurde die 48. Ausstellung des Kunstvereins im Meßhause zu Kassel eröffnet. Wir werden nicht ermangeln, für eine Besprechung, namentlich der Werke einheimischer Künstler, im „Hessenland" Sorge zu tragen.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Krehl in Jena wurde als Ordinarius für innere Medizin und Direktor der medizinischen Poliklinik nach Marburg berufen. Er wird dort der Nachfolger des nach Basel berufenen Professors Dr. Müller.

Jubiläum. Am 5. Oktober werden 50 Jahre vergangen sein, daß Gymnasialdirektor Dr. Georg Buchenau zu Marburg, der kürzlich sein 50 jähriges Doktorjubiläum feierte (geboren zu Kassel am 12. April 1826), in's Amt getreten ist. Es liegt um so nähere Veranlassung vor, dessen hier zu gedenken, als diese ganzen fünfzig Jahre dem Schuldienst in der hessischen Heimath gewidmet waren und zwar abgesehen von sechs Rinteln'schen Jahren in der Hauptsache dem Gymnasium zu Marburg, als dessen Direktor Buchenau seit dem 1. Oktober 1884 wirkt, für seine Schüler stets ein begeisternder Lehrer. Ueberdies ist er ein hervorragender hessischer Numismatiker. Mögen dem hochverdienten Jubilar noch lange Jahre geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit beschieden sein!

W.

Verbandstag der deutschen Touristenvereine. In den Tagen vom 9. bis 11. September fand in Kassel der Verbandstag der deutschen Touristenvereine statt. Die Verhandlungen, welche am Sonnabend Nachmittag stattfanden, leitete der Verbandsvorsitzende Amtsgerichtsrath Müller (Arnsberg). Der für den Abend angesetzte Gesellige Abend im Palaisrestaurant gestaltete sich unter dem Vorsitz des Landesraths und Bürgermeisters a. D. Klöffler zu einem trefflich gelungenen. Leider litten die für Sonntag und Montag in Aussicht genommenen Ausflüge etwas unter der Ungunst der Witterung.

Der Oberhessische Geschichtsverein hat für eine Geschichte des Schiffenbergs bei Gießen als Kloster und Deutschordensniederlassung von der Stiftung (1129) bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts einen Preis von 500 Mark ausgesetzt. Die Arbeit soll 10 Druckbogen nicht übersteigen und bis zum 1. Juli 1900 eingeliefert werden. Preisrichter sind Professor Dr. Höhlbaum, Oberbibliothekar, Professor Dr. Haupt und Privatdozent Dr. Dietrich, sämmtlich in Gießen.

Grundkarten des Großherzogthums Hessen. Von den Grundkarten des Großherzogthums Hessen und der anschließenden Gebiete fehlten bisher noch vier Sektionen, auch diese werden vor Schluß des Jahrhunderts noch zur Ausführung kommen, nachdem dem Bearbeiter der bisherigen Karten Professor Thudichum in Tübingen seitens der großherzoglich hessischen Regierung zu diesem Zwecke weitere 600 Mark bewilligt worden sind.

Todesfall. Am 12. September verschied zu Frankenberg der Sanitätsrath Dr. Moritz Lissard. In dem in weiten Kreisen angesehenen Arzte, der mit inniger Liebe an seiner hessischen Heimath ging, verliert das „Hessenland“ einen fleißigen Mitarbeiter, der erst, als schwere Krankheit ihn heimsuchte, aufhörte für dasselbe thätig zu sein. Geboren am 29. Juni 1835 zu Amöneburg als Sohn eines in gedrückten Verhältnissen lebenden Lehrers, besuchte Lissard die Gymnasien zu Marburg und Fulda. Von 1855—1860 studirte er in Marburg Medizin. Er war dort ein Lieblingsschüler von Wilhelm Roser, dem größten Chirurgen seiner Zeit. Dieser blieb auch nach Vollendung des medizinischen Studiums durch Lissard in engen Beziehungen zu ihm. Als Lissard ein nach seinen Angaben konstruirtes Instrument, welches heute noch als Lissard-Roser'sche Nachbehandlungs-Canule bekannt ist, in einer Schrift empfahl, schrieb Roser zu derselben die Vorrede. Nach bestandener Fakultätsprüfung setzte Lissard seine Studien 1861 in Würzburg fort und legte 1862 in Kassel sein Staatsexamen ab. Dann hatte er aber sehr Bitteres durchzukosten, da ihm der Staat, von dem die Aerzte in Kurhessen angestellt sein mußten, wegen seiner Mitgliedschaft in der Turngemeinde von 1848, die Anstellung verweigerte. Erst 1865 erhielt er in Frankenberg seine Anstellung und gelangte so in die Lage, den eigenen Hausstand gründen zu können, wonach er schon lange gestrebt hatte. Von 1865 bis zu seinem Ende war er in Frankenberg Armenarzt und Arzt am Hospital. 1869 wurde er Kreiswundarzt und erhielt 1894 den Titel Sanitätsrath. Er ruhe in Frieden!

Hessische Bücherschau.

Diemar, Hermann. Hessen und die Reichsstadt Köln im 15. Jahrhundert. Regesten zur hessischen und deutschen Geschichte. Gießen (v. Münchow) 1899. 186 S. 8°. (S.-A. aus den Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N. F. Bd. VIII.)

Unser hessisches Heimathland verfügt, ganz abgesehen von unserm auf volksthümlichem Boden und in weiter gesteckten Grenzen sich bewegenden „Hessenland“, gegenwärtig über einen Reichthum an historischen Gesellschaften und Publikationen, daß man fast versucht sein könnte, die Bedürfnißfrage aufzuwerfen. Der Kasseler Geschichtsverein mit seiner „Zeitschrift“ und seinen „Mittheilungen“, der Darmstädter mit seinem „Archiv“ und seinen „Quartalblättern“, der Oberhessische zu Gießen mit seinen „Mittheilungen“, der Hanauer und der Schmalkalden-Hennebergische, neuerdings der historische Verein für das Bisthum Fulda, endlich die Historische Kommission zu Marburg mit ihren streng wissenschaftlichen „Publikationen“ — das scheint des Guten für ein immerhin nicht großes Gebiet doch ein wenig zu viel zu sein. Immerhin ist dieser Umstand ein Beweis dafür, daß die Quellen der hessischen Geschichte einstweilen noch stark genug fließen, um in verschiedenen Sammelbecken aufgefangen zu werden. Nur das thätige Interesse weiterer Kreise gilt es zu wecken. Daß gerade

auch an unseren beiden Landesuniversitäten die heimische Geschichte bei Dozenten und Studenten endlich wieder eine Pflegestätte gefunden hat, ist mit Freuden zu begrüßen.

Ihrer befruchtenden Mitarbeit haben es die Gießener „Mittheilungen" in erster Linie zu danken, daß sie seit einer Reihe von Jahren sich über den Rahmen der oberhessischen Geschichte hinausgehoben sehen. Dem schönen Aufsatz des Gießener Privatdozenten J. R. Dieterich: „Der hessische Reimchronist" im vorigen Hefte treten heuer die Regesten des Marburgers H. Diemar zur Seite. Sie geben in 489 Nummern ein lebendiges Bild der Beziehungen zwischen dem aufsteigenden Territorialstaat Hessen und dem (namentlich infolge des Neußer Krieges) immer mehr sinkenden Stadtstaat Köln von 1397 bis 1500. Die Politik und die Persönlichkeiten der Landgrafen des 15. Jahrhunderts und ihrer Räthe treten vielfach in überraschend neues Licht. Eine flott geschriebene Einleitung orientirt über den Verlauf des Zeitraums im Ganzen und läßt, wie auch das sorgsam gearbeitete Register, die Reichhaltigkeit der Regesten erkennen. Eine Nachprüfung der letzteren verbietet sich natürlich von selbst. Größtentheils unter der Hand gesammelt (S. 17) werden sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen und hoffentlich zu einer Durchsuchung noch anderer Archive Veranlassung geben. Zu der Beilage S. 149 ff. bemerke ich, daß meiner Erinnerung nach ein jetzt im Marburger Staatsarchiv deponirtes Kirchhainer Stadtgerichtsprotokollbuch saec. XV eine Kirchhainer Waffen- und Kostenliste über den Neußer Krieg enthält.

K. Heldmann.

J. Hallenberger. Stiftsruine, Stadtkirche und Denkmäler der Stadt Hersfeld. [Mit 6 Abbildungen.] 16 S. 8⁰. Hersfeld (Druck von Eduard Hoehl) 1899.

In übersichtlicher Weise hat der Verfasser der vorliegenden Schrift aus den Quellenschriften über die Geschichte der Stadt Hersfeld zusammengestellt, was über die älteren Baudenkmäler der alten Lullusstadt und ihre neueren Denkmäler bekannt ist. Den geschichtlichen Daten ist stets eine bauliche Beschreibung beigegeben, die sich mit Erfolg bemüht, der Bedeutung der altberühmten Gebäude bestens gerecht zu werden. Stiftskirche, Stadtkirche, Lullusdenkmal, Kriegerdenkmal und Linggdenkmal werden ausführlicher berücksichtigt, kürzer das Rathhaus mit dem Lullusbrunnen. Wir hätten gewünscht, daß dieses nicht lediglich auf dem Umschlag mit nur so wenigen Worten bedacht wäre.

Führer durch das Hinterland (Kreis Biedenkopf). Zusammengestellt von einem Freunde hessischer Landeskunde. [Mit 1 Karte und 2 Plänen.] Marburg (N. G. Elwert) 1899. 36 S. 8⁰. Mark 1.—.

Bereitwillig sei an dieser Stelle auf ein bescheidenes Büchlein hingewiesen, das auf Berge und in Wälder und Thäler führt, die im Kreise der Wanderer, welche die Schönheiten unseres Hessenlandes und der angrenzenden Gebietstheile kennen, zwar längst bekannt, darüber hinaus aber von den Naturfreunden bislang weniger gewürdigt worden ist. Es ist dies das sog. Hinterland, amtlich Kreis Biedenkopf genannt, das seit einigen Jahren durch die Bahnstrecken Marburg-Kölbe-Kreuzthal, Marburg-Wetter-Frankenberg, Marburg-Niederwalgern-Gladenbach leicht zugänglich geworden ist. Die Thäler der Lahn und Eder mit den freundlichen Städtchen Biedenkopf, Hatzfeld, Battenberg und Gladenbach, ihren schönen Bergen und Buchen- und Nadelholzwäldern verdienen immer wieder durchkreuzt zu werden. Daß die Stadt der Alma mater Philippina den bequemsten Ausgangspunkt für einen Besuch des Hinterlandes bietet, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. Hohe Ansprüche an den Geldbeutel werden nicht gestellt.

Kürschner-Peip, Deutsches Kartenwerk. Berlin-Eisenach-Leipzig (Hermann Hilger) 1899 ff. Jede Karte mit Mappe und Text 30 Pfennig.

In dem Maßstabe 1:200000 beabsichtigt der unermüdliche Herausgeber in Verbindung mit dem Kartographen Peip eine volksthümliche kartographische Beschreibung des Deutschen Reiches im handlichen Kleinoktavformat zu liefern. Zu diesem Zwecke soll das darzustellende Gebiet in 158 Sektionen oder 690, im angegebenen Maßstabe ausgeführte Karten eingetheilt werden, auf welchen jede menschliche Siedelung verzeichnet werden wird. Die uns vorliegenden vier Blätter, welche unsere Leser besonders interessiren werden: 381. Hofgeismar-Münden-Kassel, 382. Heiligenstadt-Witzenhausen-Dingelstädt, 406. Gudensberg-Melsungen-Spangenberg und 407. Eschwege-Wanfried-Treffurt, bilden eine Sektion, zu welcher ein 75 Seiten starkes Textheft (89) gehört. Obgleich jedes einzeln stehende Haus, jede Ruine verzeichnet ist, bleiben die Karten übersichtlich und klar. Das Textheft enthält ein Register aller auf den Karten angeführten Orte und Punkte, nebst kurzen Angaben über Einwohnerzahl, Gerichts- und Verwaltungs-

zugehörigkeit, Verkehrswesen (Entfernung von der nächsten Eisenbahnstation), Sehenswürdigkeiten, geschichtliche Ereignisse, Gasthöfe, Radfahrverhältnisse und anderes Wissenswerthe. Das vorliegende Werk dient ebenso dem Verkehrsinteresse wie der Kenntniß der geographisch-topographischen Beschaffenheit des Vaterlandes und wird, unter der Voraussetzung, daß kein Abnehmer verpflichtet ist, das ganze Werk zu kaufen, sondern jeder Käufer sich auf die Anschaffung der ihm zusagenden Sektionen und Hefte nach Belieben beschränken kann, eines großen Absatzes sicher sein.



Personalien.

Versetzt: der Amtsgerichtsrath Westrum zu Kassel als Landgerichtsrath an das Landgericht daselbst; der Amtsrichter Heer zu Großalmerode an das Amtsgericht, der Amtsrichter Gesing zu Grebenstein als Landrichter an das Landgericht zu Marburg; der Amtsrichter Bohné zu Windecken an das Amtsgericht zu Hanau; der Amtsgerichtsrath Henßen ebendaselbst als Landgerichtsrath an das dortige Landgericht; ebendahin auch die Amtsrichter Gieberich zu Wächtersbach und Schmidt zu Melsungen, letzterer als Landrichter an das Landgericht.

Gewählt: Referendar Gertz in Hann. Münden zum Bürgermeister in Frankenberg.

Ernannt: Gerichtsassessor Auth zum Amtsrichter in Homberg a. E.

Ueberwiesen: Regierungsassessor Dr. jur. von Keudell zu Rinteln der Regierung zu Gumbinnen; Steuersupernumerar Badenhausen in Frankfurt a. M. dem Stempel- und Erbschaftssteueramt in Kassel.

Bestätigt: die Wahl des Bürgermeisters Peter zu Rauschenberg zu gleicher Stellung in Hess. Lichtenau.

In den **einstweiligen Ruhestand** treten am 1. Januar: Oberlandesgerichtsrath Limberger zu Kiel; Landgerichtspräsident Geheimer Oberjustizrath Collmann zu Hildesheim; Amtsgerichtsrath Scheffer zu Eschwege.

Verlobt: Referendar Heinrich Fahr zu Ruhrort a. Rh. mit Fräulein Bernhardine Voß (Marburg, September); Chemiker Dr. phil. Julius Frölich in Schweinfurt mit Fräulein Grete Hoffmann (Aschaffenburg, September).

Vermählt: Kaufmann Ewald Schlieper zu Schwelm mit Fräulein Escherich (Kassel, September); Architekt Konrad Prévôt mit Fräulein Elise Dingler (Kassel, 16. September); Rechnungsrath Franz Felix Bemme zu Weimar mit Fräulein Luise Elise Ackermann (Kassel, September); Kaufmann Adalbert Böllmar zu Celle mit Fräulein Adolfine Baupel (Kassel, 23. September); Rechtsanwalt und Stiftssyndikus Dr. jur. Stahl mit Fräulein Pfeiffer (Kassel, September); praktischer Arzt Dr. med. Kraatz zu Borken mit Fräulein Kothe (Kassel, September); Oberleutnant im Infanterie-Regiment Nr. 167 Thiel mit Fräulein Muelenz (Kassel, September); Oberleutnant im Infanterie-Regiment Nr. 167 Otto mit Fräulein Callenberg (Kassel, September).

Geboren: ein Sohn: Professor Dr. Edward Schröder und Frau (Marburg, 20. September); Optiker Wilhelm Heß und Frau Lydia, geb. Brigl (Kassel, September); eine Tochter: Dr. med. Richard Meder und Frau Emmy, geb. Theopold (Kassel, 9. September); Dr. med. Wilhelm Heil und Frau Helene, geb. Rexrodt (Kassel, 15. September); Zahntechniker Karl Weiffenbach und Frau Johanna, geb. Ewald (Kassel, 29. September); Fabrikbesitzer Wilhelm Piepmeyer und Frau Hedwig, geb. Becker (Kassel, 21. September).

Gestorben: Leutnant a. D. Moritz von Heimrod, 53 Jahre alt (Kassel, 10. September); Regierungs- und Forstrath Bernhard Weyland (Nauheim, 11. September); Sanitätsrath Dr. Moritz Lissard, 64 Jahre alt (Frankenberg, 12. September); Fürst Hermann zu Solms-Hohensolms-Lich, 61 Jahre alt (Lich, 16. September); Provinzialsteuerdirektor a. D. Wirklicher Geheimer Oberfinanzrath Albert Schmidt, 63 Jahre alt (Kassel, 23. September); Kaufmann Karl Plitt, 65 Jahre alt (Marburg, 23. September); Frau Forstmeister Charlotte Müller, geb. Siebert, 77 Jahre alt (Kassel, 24. September).

Ein Vorschlag.

Es wäre sicher für das Streben nach künstlerischen Zielen in unserer engeren Heimath wie für den Einzelnen, der sich derartigen Aufgaben unterzieht, nicht ohne Werth, wenn es ermöglicht werden könnte, eine Vereinigung in's Leben zu rufen, die alle in Hessen wohnenden Kunstfreunde, Schriftsteller und Dichter umfassen würde. Ein solch engerer Anschluß stärkt den Einzelnen und führt ihm eine Menge neuer Anregungen zu. Man würde etwa Kassel zum Sitz wählen, das „Hessenland“ gegen eine von dem Bunde zu leistende Beihilfe als Organ nehmen, in dem dann sowohl die Mittheilungen wie die Gedichte 2c. erscheinen. Gelegentliche Zusammenkünfte, Vorträge in den hessischen Städten aus der heimischen Literatur würden die sich jetzt oft kaum kennenden Künstler und Kunstfreunde zusammenführen. Ich gebe damit nur eine Anregung, indem ich von der Ansicht ausgehe, daß das, was in Schlesien, dem Rheinland, dem Elsaß möglich ist, auch bei uns in Hessen verwirklicht werden könnte.

Valentin Traudt.

Vorstehenden Vorschlag betrachten wir als eine freundlich zu begrüßende Anregung und unterbreiten ihn in diesem Sinne unseren Mitarbeitern und Lesern. Das „Hessenland“ erhofft seine Verwirklichung und ist gern bereit sich der ihm daraus erwachsenden schönen Aufgabe zu unterziehen.

D. Red.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1899.

Herbstreigen.

Auf des Waldes bunten Mosaiken
Tanzt die Sonne ihren letzten Reigen,
Und ihr Goldhaar flattert in den Lüften,
Und dann ruht sie schaukelnd auf den Zweigen.

Und sie lacht so hell hinab zum Thale,
Winkt so schelmisch, in den Wald zu steigen,
Wo ihr Goldhaar weht mit blauen Bändern,
Wo die Winde wilde Lieder geigen . . .

Rauschenberg i. H.

Valentin Traudt.

Werden.

Thöricht, zu klagen
Ueber das Neue der Dinge!
Wäre das Alte
Gegeben, um ewig zu dauern:
Uns bliebe nur einzig der Anblick
Starrenden Seins.

Unter dem Ew'gen
Wandelt sich alles auf Erden
Bis zur Vollendung.
Die grünenden Halme, sie bleichen
Am Feld unter schön'rem Gebilde
Reifender Frucht.

Also nur reifen
Lasset das Neue, und bildet
Form und Gestalt ihm;
Denn gleich wie die Früchte der Sonne
Bedürfen die Dinge des Geistes
Führender Kraft.

Wächtersbach.

Carl Preser.





Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

I. Das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts.

In der Allerhöchsten Kabinetsordre, die am 27. Januar 1899 dem XI. Armeecorps bekannt gegeben wurde, spricht der Kaiser aus: „Ist es auch nicht angängig, die hessischen Regimenter, welche den Ereignissen des Jahres 1806 erlegen sind, als in denjenigen Truppentheilen fortbestehend anzuerkennen, die erst nach Vernichtung der Fremdherrschaft wieder aufgestellt sind, so weiß ich doch, daß auch deren Thaten in den Regimentern meines tapferen XI. Armeecorps unvergessen bleiben und in ihnen bis in die fernste Zukunft vorbildlich wirken werden."

Zweifellos ist es also der Wunsch und der Wille des kaiserlichen Kriegsherrn, daß die Erinnerung an die Thaten des einstigen hessischen Heeres nicht durch die Fluth der Großthaten des Einigungskrieges von 1870/71 hinweggeschwemmt werde; nein, jene Thaten sollen „bis in die fernste Zukunft vorbildlich wirken"!

Was aber wirksam bleiben soll, muß auch gekannt sein; von der hessischen Kriegsgeschichte giebt es wohl viele einzelne Berichte, doch keine zusammenhängende Darstellung, daher erscheint es als zeitgemäß, diese ruhmesreiche Kriegsgeschichte in einem gedrängten Abrisse für kommende Geschlechter aufzubewahren.

Wer wüßte nicht, daß unter den germanischen Stämmen der chattische einer der tapfersten, von den Römern besonders geachteten war! Ihr Name ging seit dem Jahre 700 n. Chr. in den der Hessen über, auch als solche bewährten sie durch das Mittelalter den Ruf ihrer Tapferkeit.

Landgraf Philipp der Großmüthige war der letzte der Hessenfürsten, der seine Ritterschaft zum Kriegsdienste aufrief und sie in's Feld führte, während das Fußvolk seiner Heere zu einem großen Theile aus geworbenen Söldnern bestand.*)

*) Vergl. den Aufsatz in Nr. 18, S. 226 u. 227, des lfd. Jahrg. von Generalmajor z. D. von Specht: Philipp der Großmüthige als Organisator der hessischen Kriegsmacht.

Sein Enkel, Moritz der Gelehrte, rief noch seine Landsassen auf, jedoch nur zum Schutze seiner Grenzen, es erschien auch nur eine unzulängliche Anzahl. Moritz errichtete dann den „Landausschuß", eine Miliz, die nur zu Fuße kämpfte. Jeder fünfte Mann sollte ihr angehören, sie hatte regelmäßige Uebungen abzuhalten, insbesondere Sonntags Nachmittags und war in vier Regimenter eingetheilt: das blaue der Diemel (Kassel), das rothe der Werra, das braune der Fulda und das grüne der Schwalm, ein jedes zu 9 Fähnlein von 130 bis 170 Mann. Der Artickulsbrief für Knecht vom Jahre 1599 für die geworbenen Soldknechte mit seinen jener Zeit entsprechenden, zum Theil furchtbaren Strafen galt auch für den Landausschuß. Nach Erwerbung der Provinz Oberhessen im Jahre 1605 fügte Landgraf Moritz das weiße Regiment der Lahn hinzu.

Der 30jährige Krieg machte die Aufstellung bedeutender Streitkräfte nothwendig. Die Landgräfin Amelia Elisabeth (1637—1650) nahm neben Frankreich und Schweden, die der Unterjochung der evangelischen Stände und der Ausrottung des Protestantismus durch die habsburgischen Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. Halt geboten, eine geachtete Stellung ein. Als am 14. Oktober 1648 das Segenswort „Friede" durch die deutschen Lande erscholl, hatte die Landgräfin 6 Regimenter und eine Anzahl Freikompagnien zu Pferde, sowie 13 Regimenter und eine Anzahl Freikompagnien zu Fuß unter Waffen. Es verdient erwähnt zu werden, daß der hessische Generallieutenant Geyse mit 2000 Reitern und 3000 Mann zu Fuß, nur hessischen Kriegsleuten, den kaiserlichen General von Lamboi in einem erbitterten Kampfe bei Grevenbroich am 4. Juni 1648 entscheidend geschlagen hatte, der letzten Feldschlacht des 30jährigen Krieges. In jener Zeit hieß es von den Hessen: „sie waren ihren Bundesgenossen von vorn eine starke Mauer, von hinten ein fester Riegel und kamen nie ohne Sieg und Ehre von ihren Feinden".

Das über 20000 Mann zählende Heer mußte aufgelöst werden. Die entlassenen Söldner waren vielfach eine Landplage, da sie dem bürgerlichen Leben entfremdet waren, Jahrzehnte dauerte es, bis Ordnung und Recht in den deutschen Ländern einigermaßen hergestellt waren.

Nur die fürstliche Leibwache zu Pferd und zwei Kompagnien zu Fuß blieben bestehen als Besatzung der Hauptstadt und Festung Kassel, sowie eine Kompagnie zu Fuß als Besatzung der Festung Ziegenhain. Diese Truppe ist der Kern, um den in der Folge bei entstehendem Bedürfniß neue geworbene Truppen sich ansetzten; nach Beendigung der Kriegszüge, für die sie aufgestellt worden waren, erfolgte dann ihre Entlassung.

In dieser Zeit führte eine andere große Fürstin die Regierung von Hessen, Hedwig Sophie von Brandenburg, Schwester des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Wie Amelia Elisabeth regierte Hedwig 14 Jahre als Vormünderin, 1663—1677. Als sie 1683 starb, schrieb ein Chronist von Kassel, H. Arnold, von ihr: „Sie regierte sehr löblich.“ Man kann unter ihrer Regierung die Entstehung des stehenden Heeres ansetzen, denn die im Jahre 1670 vorhandenen Truppentheile blieben von da ab. Seit dem Jahre 1666 war der Generalmajor Karl Rabenhaupt von Sucha Chef der ersten, Leibkompagnie, dieser stehenden Truppe; im Jahre 1670 waren die drei Prinzen Karl, Philipp, George bei dieser Kompagnie eingetreten und wurden in den Exerzitien geübt. Außer den obengenannten Kompagnien finden wir 1670 zwei Kompagnien zu Fuß in Rinteln und eine Kompagnie zu Fuß in Marburg; vom Jahre 1672 an werden Jahr für Jahr neue Kompagnien errichtet, insbesondere 1672 unter dem Obristwachtmeister Wilhelm von Hornumb drei Kompagnien zu Pferd, die zusammen als Eskadron von Hornumb aufgeführt werden.

1676 bestanden: Leibgarde zu Pferd und vier Kompagnien zu Pferd, 18 Kompagnien zu Fuß. Von letzteren bildeten acht Kompagnien das Regiment des Obersten zur Brüggen, welches mit drei Kompagnien Reiter unter Hornumb der kaiserlichen und Reichsarmee zuzog, die die in Gewalt der Franzosen gefallene Festung Philippsburg belagerte. Außer jenen Truppen hatte Hessen sein Reichskontingent bereits im Jahre 1674 bei der Reichsarmee stehen.

Zur Brüggen traf mit seinem Corps im Juli 1676 vor der seit der zweiten Woche des Mai belagerten Festung ein, schon in den ersten Tagen schlugen die Hessen drei Ausfälle der Franzosen zurück, später liefen sie Sturm, der Oberst wurde verwundet, Oberstlieutenant Becker blieb todt. Am 10. September mußte Philippsburg aus Mangel an Munition sich ergeben; von dem hessischen Regimente, das 1000 Mann stark ausgezogen war, standen Ende September noch 304 Mann unter Waffen, Krankheiten und die üble Witterung hatten neben den Waffen des Feindes sehr viele hingerafft. Der kaiserliche Feldherr rühmte dem Kaiser die Hessen.

Nach der Rückkehr in die Heimath setzten die Kompagnien zur Brüggen's durch Werbung sich wieder auf höheren Stand; im Frühjahre 1677 wurden noch zwei der stehenden Kompagnien hinzugenommen und Oberst Johann ufm Keller zum Kommandeur des Regiments ernannt.

Haben wir solchergestalt die Anfänge des Fußvolkes und der Reiterei des stehenden hessischen Heeres betrachtet, so bleibt es übrig, über die Geschützwaffe kurz zu berichten. Im Jahre 1670 wurde zu Kassel ein Wachtmeisterleutnant (Johann Bernhard Matthei), ein Wachtmeister (Johann Schönwolf), zwei Feuerwerker und sechs Konstabler; zu Marburg drei Konstabler, zu Ziegenhain ein Wachtmeister (Ellenberger) und sechs Konstabler, zu Spangenberg ein Wachtmeister (Johannes Hillebrand) und ein Konstabler, zu Rinteln ein Wachtmeister und drei Konstabler unterhalten. Im Jahre 1674 wurde zu Kassel ein Stückhauptmann, Johann Philipp Heppe, bestellt, die Zahl der Konstabler nahm zu und betrug zu Kassel 1676 bereits 16. (Nachrichten aus den Rechnungen des Kriegspfennigamtes, Staatsarchiv zu Marburg.)

Die Zeughäuser des Landes enthielten das Geschütz, das bespannt wurde, wenn es mit Truppen in das Feld ziehen sollte. Das oben aufgeführte Personal bediente die Geschütze, Mannschaften der Truppen wurden als Handlanger den Feuerwerkern und Konstablern beigegeben, die kostspieliger zu unterhalten waren und eine Zunft mit mancherlei Geheimnissen und Gebräuchen bildeten, auch einen starken Glauben an ihre Wichtigkeit und Kunst besaßen.

Das Regiment ufm Keller war gemäß Vertrages zwischen dem Kaiser und der Landgräfin Hedwig Sophie, im Jahre 1677 mit den Reitern Hornumb's wieder wie 1676 außer dem Reichskontingente bereit, zur kaiserlichen und Reichsarmee am Rheine zu stoßen. Allein infolge Vertrages zwischen König Christian V. von Dänemark und der Landgräfin überließ diese dem Könige die genannten Truppen. Der Kaiser hatte mit Christian V. einen Bündnißvertrag geschlossen,

der ihn verpflichtete, letzterem mit Truppen gegen das zum Reichsfeinde erklärte Schweden beizustehen; nach der mörderischen Schlacht bei Lund am 4. Dezember 1676 rief Christian V. des Kaisers Hilfe an, der es dann gestattete, daß an Stelle kaiserlicher Hilfsvölker ebensoviel hessische nach Dänemark zögen.

Das Fußregiment sollte in 10 Kompagnien 1600 Mann zählen, jede Kompagnie hatte einen Kapitän, einen Leutnant, einen Fähndrich, der Oberst, der Oberstleutnant, Johann von Herda, der Oberstwachtmeister, Alexander Hermann von Wartensleben, waren ein jeder zugleich Kapitän einer Kompagnie, welche aber von einem Kapitänleutnant geführt wurde. Die Reiterkompagnie zählte 72 Pferde und wurde von einem Rittmeister, einem Leutnant und einem Kornet geführt, die erste von Oberstleutnant Wilhelm von Hornumb als Rittmeister.

Der König hatte für jeden Fußknecht 20 Thaler zu erlegen, für den Reiter mit seinem Pferde einen entsprechend höheren Betrag. Den Sold für den ersten Monat hatte der Landgraf den Truppen mitzugeben; von da ab hatte der König ihn vorschußweise zu leisten, der Landgraf ihn monatlich zu Frankfurt zurückzuerstatten. Die Abrechnung vom 20. Juli 1678 führt folgende Sätze auf: der Oberst 67½ Thaler, der Oberstleutnant 25 Thaler, der Major 15 Thaler, der Kapitän 30 Thaler, der Leutnant 18 Thaler, der Fähndrich 16 Thaler. Die drei Stabsoffiziere empfingen jeder als Kapitän noch 30 Thaler. Der Sergeant 6 Thaler, Fourier, Führer 6 Thaler, Kapitän des armes 7 Thaler, Feldscherer, Musterschreiber 5½ Thaler, der Korporal 4 Thaler, Spielmann und Gefreite 2¼ Thaler, Fußknecht 2 Thaler, alles monatlich. (Nach von Berneck, Geschichte der Kriegskunst, erhielt zur selben Zeit der brandenburgische Fußsoldat monatlich 1½ Thaler.) Bei der Reiterei: Rittmeister 40 Thaler, Leutnant 25 Thaler, Kornet 20 Thaler, Wachtmeister, Quartiermeister 9½, Musterschreiber, Korporal, Feldscherer 6½ Thaler, Trompeter 6 Thaler 21 Albus 6 Heller, der Einspännige 6 Thaler, der Knecht 5 Thaler, der Fahnenschmidt 3½ Thaler. Der Oberstleutnant ist nicht angegeben.

Wie der Kaiser den Truppen vertragsmäßig das Brod (schon damals Kommißbrod genannt) mit zwei Pfund täglich zu liefern hatte, so auch der König von Dänemark, und außer diesem hatte er dafür zu sorgen, daß die Truppen auf dänischem Gebiete „guten und billigen Proviant" finden konnten, aber gegen Bezahlung. So stellt sich der Entgelt an den Landgrafen für das Regiment zu Fuß auf 1600 mal 20, d. h. 32 000 Thaler, welche Summe eigentlich die Kosten der Kleidung und Ausrüstung des Mannes bedeutete. Hiernach ist ersichtlich, daß die Stellung der „Völker" eine erhebliche Last für den Landgrafen war. Das Verhältniß ist aber besser zu verstehen, wenn man weiß, daß die Stellung von Truppen für den Kaiser — außer dem Reichskontingente — von einer anderen drückenden Last befreite, die zu jener Zeit auf den Reichsständen lag. Dies waren die Winterquartiere fremder, d. h. nicht einheimischer Truppen in einem Reichslande. Als Beispiel hierfür sei erwähnt, daß dem Kurfürsten von Brandenburg von Reichswegen Winterquartiere in Hessen angewiesen worden waren. Er verlangte als Ersatz dafür, daß seine Kriegsvölker nicht in's Land gelegt wurden, eine Summe, die nach langem Verhandeln zwischen dem Kurfürsten, der Landgräfin und dem König von Dänemark am 28. April 1677 auf 40 000 Thaler endgiltig bestimmt wurde, von denen Hessen 30 000 in Terminen, der König 10 000 zu erlegen hatte. So blieb immer noch eine große Last für das Land übrig.

Bewaffnet war das Fußvolk zu einem Drittheil mit der 12 Fuß langen Pike, zu zwei Dritteln mit Feuergewehr, das z. Th. noch mit Luntenschloß, z. Th. mit Feuersteinschloß versehen war. Die Pikenirer trugen Brust- und Rückenpanzer und vorn einen Eisenschurz, sodann eine Eisenhaube; ein kurzes Wamms und Kniehosen zeigen die Abbildungen aus jener Zeit. Die Musketirer trugen Röcke bis zum Knie, Hüte mit breiter Krämpe, Kniehosen und Schuhe wie die Pikenirer. Die Reiter waren wie damals allgemein schwere, führten einen langen schweren Pallasch, in den Satteltaschen Fauströhre, d. i. Pistolen. Ueber dem weißen kurzen Rocke, dem Koller, trugen sie einen schwarzen Brustharnisch, der Hut war innen mit einem Eisenkreuze versehen, die Schenkel mit hohen bis über die Knie reichenden Stiefeln bekleidet, in welche die weiten Hosen gesteckt waren.

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Selbstbiographie von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel (1792—1869).

(Fortsetzung.)

Was nun die westfälische Herrschaft betrifft, so war ich damals in meinen politischen Gefühlen und Ansichten noch zu sehr Kind, um einem andauernden Kummer über die Schmach des engeren und weiteren Vaterlandes Raum zu geben; ja, ich muß im Gegentheil leider eingestehen, daß die glänzende Hofhaltung, deren buntes, vergnügliches Treiben auch dem Bürger zugänglich war — so z. B. namentlich die großen Hoffeste, insbesondere die Maskeraden, sowohl im hiesigen Residenzschloß, als auch in Wilhelmshöhe, denen ich mit meiner um ein Jahr jüngeren Schwester beiwohnen durfte — meinen jugendlichen Sinn erfreute und angenehm beschäftigte. Neben diesen Hoffesten und gleichsam von ihnen influenzirt, hatte sich auch in dem Kreise der jüngeren und älteren Freunde unseres Hauses, ein reges, geselliges Leben entfaltet, so daß wohl nicht leicht jemand in dieser Beziehung eine so glückliche, aber auch geräuschvolle Jugend verlebt hat, als ich und meine älteste Schwester Johanna. Diese — später an den nachherigen Kammerrath in braunschweigischen Diensten Böhlken verheirathet — war, bei ihrer frischen Farbe und zierlichen Gestalt, in ihrer ganzen Erscheinung von einer Lieblichkeit und in ihrem Wesen bei großer Unbefangenheit so lebendig, geistig erregt und anziehend, daß sie nirgends bei diesen sich täglich in anderer Form wiederholenden Réunions, die bei dem damaligen guten Gehalte der jungen Leute (sowohl beim Zivil als Militär) immer sehr glänzend waren, fehlen durfte, und so wurde ich, der für diese Gesellschaften eigentlich noch zu jung war, immer in's Schlepptau genommen und sicher wohl mehr meiner Schwester zu Liebe fetirt, als daß man in mir den jungen strebsamen Architekten, den guten Tänzer, oder den Sohn des gastlichen, immer offenen Hauses heranzuziehen gesucht hätte. Zu den hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Zirkel gehörten auch die Brüder Grimm, ferner der junge Lichtenberg, der älteste Sohn des berühmten Göttinger Professors (späterer Kammerdirektor in Hannover), mit dem ich bis zu seinem Tode beständig in freundschaftlicher Beziehung geblieben bin.

So verlebten wir die Jahre in Saus und Braus und ich hatte, zu meiner Schande sei's gesagt, selbst bei allmählich reiferem Urtheil, wenig Zeit das Unglück des Landes und den Druck der Fremdherrschaft zu empfinden; denn nicht einmal die pekuniäre Lage meines Vaters hatte sich verschlechtert. Wohl war sein Verdienst jetzt geringer als in hessischer Zeit, wo, neben der größten Sparsamkeit in allen Zweigen der Staatsverwaltung, der glänzendste Luxus nur bei Bauausführungen, dem Steckenpferde des Fürsten, getrieben wurde, auch lastete die sich oft wiederholende Einquartierung auf dem Einkommen des Hausbesitzers. Aber gerade als solcher war seine Einnahme in westfälischer Zeit, bei der übermäßigen Bevölkerung der Stadt und dem Mangel guter Wohnungen, wohl auf das Vierfache gestiegen, und was die Einquartierung betraf, so wußte er bei seiner Gewandtheit in der französischen Sprache vorzugsweise immer die Offiziere, sowohl Franzosen als Spanier, mit denen er sich durch sein gutes Italienisch und mit Hilfe eines spanischen Wörterbuches auch zu verständigen wußte, in sein Haus zu ziehen, die, in geselliger Beziehung zur Familie stehend, als weniger lästig und auch wohl weniger kostspielig betrachtet wurden.

Ostern des Jahres 1811 führte mich also, froher Erwartungen voll, nach Göttingen. Der Eifer, mit dem ich meinen Studien oblag, hielt Schritt mit der Lust, mit der ich mich allen erlaubten Genüssen des Studentenlebens damaliger Zeit hingab. Die Liebenswürdigkeit der obengenannten Professoren, in deren Häusern ich überall Zutritt hatte, entzückte mich; ebenso die freundschaftliche Aufnahme, die ich in anderen Familien fand, namentlich auch bei der Witwe von Lichtenberg. Der Umgang mit den Töchtern dieses Hauses, zweien geistreichen Mädchen, wovon die ältere eine vollkommene Klavierspielerin, eine Schülerin des berühmten Forkel, war, fesselte mich ungemein. Während einer schweren Krankheit (der Ruhr) hatte ich — wie in der Rekonvaleszenz — mich der größten Theilnahme aller dieser guten wohlwollenden Menschen zu erfreuen. Die Pfingstferien in dem schönen warmen Kometenjahre benutzten wir, etliche Studiengefährten sowie Landsleute, uns auf dem Harze umzuschauen, und versäumten dabei nicht unsere mineralogischen und geologischen Kenntnisse und Sammlungen zu erweitern. Auch die Heimath wurde nicht selten aufgesucht, theils weil mein Vater, nach einem Sturze mit dem Wagen, der ihm eine harte Kopfverletzung zugezogen hatte, kränklich geworden war und häufig nach dem Sohne ver-

langte, theils wenn die mitgenommenen Geldsummen sich ihrem Ende naheten und neue Wechsel erforderlich wurden. Einst als dies in Folge vieler kostspieliger Festlichkeiten, Schlittenfahrten, Bälle, Konzerte und dergl. ganz ungewöhnlich früh der Fall war, miethete ich mir mit den letzten Ueberresten meiner erschöpften Kasse einen jener vielgeprüften Studentengäule und ritt mit schwerem Herzen nach Kassel; denn ich fürchtete den gerechten Unwillen des kränklichen Vaters über meine Verschwendung. Je näher ich dem Ziele meiner Reise kam, desto unbehaglicher wurde mir in Erwartung der bevorstehenden Szenen und Vorwürfe zu Muthe. Schon von ferne erkannte ich, daß mein Vater am Fenster seiner Wohnung lehnte; da galt es sich ein Herz zu fassen, und um schnell über die letzten unangenehmen Minuten hinweg zu kommen, gab ich meinem Pferde die Sporen und sprengte im Galopp vor das Haus. Mein Vater, statt über die unerwartete Ankunft des Sohnes, deren Grund er bald genug erfuhr, zu zürnen, war so entzückt und so stolz über dessen Erscheinung als kühner Reiter, daß er mich mit Freundlichkeit überhäufte und ohne ein Wort zu verlieren allen meinen Anforderungen an seine Kasse gerecht wurde.

Nach einem Jahre mußte ich von Göttingen zurückkehren, da meines Vaters trauriger Zustand ihn mit schnellen Schritten dem Ende zuführte. Schon acht Tage nach meiner Ankunft hierselbst stand ich mit tief betrübtem Herzen an seinem Sterbelager. —

Um diese Zeit rückte für mich in dem damals westfälischen Staate die gefürchtete Konskription heran; der russische Feldzug verlangte viele Leute. Ich mußte loosen, und da ich wegen des Anfangsbuchstabens meines Namens sehr spät zum Ziehen kam, hatte ich den Kummer zu sehen, daß alle hohen Nummern vor mir gezogen wurden; ich erinnere mich noch genau, welche Pein ich damals ausstand; jede hohe Nummer, welche ausgerufen wurde, gab mir gleichsam einen Stich in das Herz, weil ich nichts weniger als geneigt war, dem Welteroberer und Weltverwüster meinen Arm zu leihen: denn meine frühere Gleichgültigkeit gegen die politischen Zustände hatte sich durch die Göttinger Verbindungen, die mich gleichsam in eine andere Atmosphäre versetzten, in einen lebhaften Abscheu gegen die Franzosenherrschaft umgestaltet. Es war aber noch eine hohe Nummer zurückgeblieben, und ich hatte das Glück, diese, die einzige, die unter vielen kleinen Zahlen noch in der Urne war, zu ziehen, und war somit wenigstens vor dem sofortigen Marschiren geschützt.

II. Studienzeit in Paris.

Was nun die Pläne für meine nächste Zukunft betraf, so fühlte ich, daß ich nun auf eigenen Füßen stehen müsse, während ich früher unbedingt den Wünschen und der Leitung meines Vaters gefolgt war. Mit dieser Selbstständigkeit, in welcher ich, durch meine überaus gütige und nachsichtige Mutter, die nach des Vaters Testament alleinige Erbin und Vormünderin der Kinder war, wenig beschränkt wurde, kam aber auch zugleich der Ernst des Lebens über mich, die Verantwortung für eigene Entschließungen und der daraus sehr natürlich hervorgehende Zweifel, was am besten zu thun, was zu unterlassen sei. So trug ich mich einige Zeit mit unbestimmten Ideen und Wünschen; ich wollte eine große Kunstreise antreten, wozu der Vater schon früh die Lust in mir erweckt hatte durch seine Erzählungen von dem großen Nutzen und den Annehmlichkeiten, die ihm sein Umherschweifen in der Welt, namentlich in Frankreich und Italien, dem Lande der Kunst, verschafft habe.

In dieser Zeit der Unentschiedenheit und des Brütens über das, was ich zunächst beginnen sollte, wurde ich durch eine Einladung zum Frühstück überrascht zu dem mir seit Jahren sehr gewogenen Ersten Baumeister Grandjean, der mein Wissen und Können und meinen Eifer für die Kunst schon häufig durch mannigfache Aufträge auf die Probe gestellt hatte. Schon früher verdankte ich ihm manche Aufklärung über das handwerksmäßige Treiben deutscher Baumeister, namentlich unseres einst so sehr gefeierten Jussow, dem ich ehemals das blindeste Vertrauen schenkte. Er wies mir auch diesmal an den bisher hier ausgeführten Arbeiten nach, daß zum Ausputzen dieser Façaden die antiken Formen, meist aus dem Säulenbuche Vignola's, ganz mechanisch entlehnt seien und daß diesen Schöpfungen jeder Funke eigenen Geistes fehle; er machte mir ferner begreiflich, daß der architektonische Unterricht in Deutschland zur Zeit unter aller Kritik sei, und rieth mir dringend, mich nach Paris zu wenden, wo ich in dem Atelier des berühmten Percier, seines eigenen Lehrers, an den er mir seine vielvermögende Empfehlung versprach, allein Gelegenheit haben würde, etwas Tüchtiges zu lernen. Ganz enthusiastisch für diesen Gedanken eingenommen, der mir um so mehr einleuchtete, weil ich schon lange die trefflichen Werke Percier's, welche ich vorzugsweise aus der reichen Bibliothek meines Vaters hervorsuchte, mit Eifer studirt und wegen des feinen Geschmackes, im Vergleich zu anderen damals vorhandenen ähnlichen Samm-

lungen, bewundert und vielfach, als mir besonders zusagend, kopirt hatte — eilte ich zu meiner Mutter und erklärte zu ihrem nicht geringen Erstaunen, ich würde in acht Tagen nach Paris abreisen. Der französischen Sprache war ich ziemlich mächtig. Der Umgang mit den französischen Beamten, die Gelegenheit, französische Zirkel zu besuchen, hauptsächlich aber das gemeinschaftliche Arbeiten mit zwei jungen Architekten aus der Pariser Akademie, welche Grandjean zu seiner Hülfe hatte kommen lassen und die kein Wort Deutsch verstanden, hatte mir eine Geläufigkeit im Französisch-Sprechen verschafft, die mir später in Paris sehr zu Statten kam. Die Erlaubniß des Ministeriums zum Reisen, deren ich wegen meiner Militärpflichtigkeit bedurfte, erhielt ich ohne große Schwierigkeit, mit Rücksicht auf meine hohe Nummer, vermöge deren ich nur erst zur Reserve gehörte, sowohl, als auch auf meine guten Zeugnisse, insbesondere auf meine eifrigen Kunstbestrebungen hin, deren Anerkennung ich durch Vorzeigung des früher erwähnten Gypsmodells unterstützte.

So stand denn nichts meiner Abreise entgegen und am 6. September 1812 trat ich den damals noch so weiten und beschwerlichen Weg nach der glänzenden Hauptstadt des Kaiserreichs mit jubelndem Herzen und unter den Thränen und Segenswünschen meiner guten Mutter an.

(Fortsetzung folgt.)



Die Waldblume der hohen Veen.

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

IV.

In seinem behaglich eingerichteten Wohnzimmer im Erdgeschoß des Schlosses ging der Kastellan Bruck mit einem Stöckchen auf und ab, an dem vorn ein Stückchen Leder angebracht war und klatschte die Fliegen todt, die in Folge der kühlen Witterung halb erstarrt an den Wänden saßen.

Es war ein behäbiges, feistes Männlein, mit schneeweißem Haupthaar zwar, aber so rothen, runden und glatten Wangen, daß sich ihrer ein Vierziger nicht hätte zu schämen brauchen. Er trug das Gesicht glatt rasirt und gestattete dem üppigen Haarwuchs nur unter der Nase und auf der Spitze des Kinnes Spielraum, sich zum stattlichsten aller Schnauz- und Zwickelbärte auszubilden. Dadurch wäre ein martialischer Zug in das Gesicht gekommen, hätte nicht die Nase, die nach Farbe und Form ihrer Spitze einer reifen Riesenhimbeere glich, diesen Eindruck wieder verwischt und den gemüthlichen Lebemann verrathen. Denkt man sich dazu noch zwei freundliche Aeuglein, den Spitzbogen eines stattlichen Bäuchleins, und das heitere Lächeln, zu dem sich sein Mund verzog, wenn der Landsknecht, der es sich in dem weichen Großvaterstuhle neben dem Ofen nach Herzenslust bequem machte, ihm eine handgreifliche Aufschneiderei aus seinem Kriegsleben aufmutzen wollte, so ist das Bild des Kastellans fertig.

Dieser Kriegsmann, Moralis mit Namen, war Rottmeister des Fähnleins des Don Juan de Guevara und, trotzdem er ein verwetterter Bursche, immerhin noch die stattlichste Figur der Truppe. Sein Haupt- und Barthaar fing bereits an, in das Graue zu spielen, was zu verstecken er mit schwarzem Wachs seine eifrigste Sorge sein ließ. Seine Wangen entbehrten der Rundung der Jugend, dagegen waren seine Augen scharf und lauernd und der Bart am Kinn von einer Fülle, daß er sich wie ein Schweif bis auf die Mitte der Brust herabwellte. Den ebenfalls prächtigen Schnurrbart pflegte er mittelst Pechs in zwei Spitzen zu drehen und beständig mit dem Zeigefinger und Daumen so zu zwirbeln, daß die Spitzen Bogen nach oben beschrieben und die schwarzen Feueraugen jeden Augenblick zu durchbohren drohten, welche Art und Weise er den im jüngsten Feldzuge in Sachsen zum ersten Male im kaiserlichen Heere verwendeten ungarischen Husaren abgelernt hatte. — Er hatte schon eine ganze Reihe von Jahren unter Guevara gedient; hatte in Amerika gegen die Kannibalen, vor Algier gegen die afrikanischen Seeräuber, in Italien gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken und zuletzt in Franken und Sachsen gegen die lutherischen Ketzer gefochten, es bis zum Rottmeister gebracht — denn als solchen kennzeichnete ihn das lange Rapier, das er eben jetzt zwischen seinen Knieen drehte — und besaß das unbedingte Vertrauen seines Hauptmanns hauptsächlich seiner Eigenschaften wegen, die wohl selten sich bei einem von seinesgleichen so bunt zusammen gewürfelt fanden, als bei ihm: denn er war im Dienste zuverlässig wie ein Deutscher, papistisch wie ein Spanier, abergläubisch wie drei Lombarden

zusammen genommen, eitel und großsprahlerisch wie ein Franzose, spürnasig wie ein Indianer, rücksichtslos geldgierig wie ein Yankee und im puncto puncti ausschweifend, wie ein Orientale.

Dieses bunte Sträußlein von Tugenden und Untugenden hatte längst ein Auge auf die Marie, oder, wenn wir der Rede der Schildwache, die wir anfangs unserer Geschichte belauschten, trauen dürfen, auf den Geldbeutel ihres Pathen geworfen. Moralis war des unsicheren Kriegshandwerks mit den Jahren überdrüssig geworden und gedachte, sobald die Geschichte mit dem Landgrafen zu Ende gehe, seinen Abschied zu nehmen und sein Schäfchen in das Trockene zu bringen. Ein niedliches Ding, wie die Marie, als Frau in das Haus und die Ersparnisse des Kastellans als Zugabe, das war keine üble Fernsicht. Er überlegte kurz und ging dann entschlossen auf sein Ziel los.

Bei dem gastlichen Kastellan hatte er sich bald eingeführt, und da er unerschöpflich im Erzählen lustiger Schnurren, Kriegsabenteuer und Ungeheuerlichkeiten war, ihn ganz für sich eingenommen. Stundenlang saß er, wenn es sein Dienst erlaubte, bei dem Alten, pflegte sich in dessen Lehnsessel und unterhielt ihn, wenn er seiner Lieblingsbeschäftigung mit der Fliegenklatsche nachging, wobei er selten vergaß, seine Zigarette zu rauchen, welche Gewohnheit er aus der neuen Welt mit herüber gebracht hatte, was dem Alten absonderlich viel Spaß machte. Moralis ging von dem Grundsatze aus, diesen zuerst für sich zu stimmen, hernach, so rechnete er, würde ihm das Dirnchen schon von selbst, wie eine reife Birne, in den Schooß fallen.

Heute hatte er jedoch wider Willen eine Saite bei seinem Wirthe berührt, die nicht zu seinen Gunsten ausklang; denn dessen sonst reichlich gespendetes Beifallslachen — er lachte ja so leicht und gern, der gutmüthige Dicke — war karger als sonst und schien nicht recht von Herzen zu kommen. Moralis hatte sich nämlich gerühmt, mit seiner Truppe in der Nähe von Oudenarde, kurz vor ihrer Ankunft in Mecheln, eine geheime Gesellschaft von Calvinisten aufgespürt und bei Nebel und Nacht in ihrem Waldversteck, wo sie ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte hielten, sammt ihrem Prediger aufgehoben zu haben, und hatte dann mit behaglicher Breite geschildert, wie diese kurz nachher, zweiunddreißig an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, zur Ehre Gottes in Antwerpen geköpft worden seien. Moralis hatte seine Erzählung mit so blutrünstigen Schilderungen gewürzt, daß den gutmüthigen Alten eine Gänsehaut überkam.

Dieser Mann war nämlich der neuen Lehre im Grunde seines Herzens nicht abhold, seine natürliche Abneigung aber gegen alle Gemüthserregungen und alle geistige Anstrengung sowohl als auch seine Vorliebe für ein behagliches, ruhiges Dasein hatten es bei ihm nicht weiter als zu einer stillen Zuneigung kommen lassen.

„Ihr glaubt nicht, Ohm Bruck," — Moralis hatte sich diese vertrauliche Benennung bereits angeeignet — „was man seine Last mit einer solchen Ketzersippschaft auf der Landstraße hat. Aufgehoben hatten wir das Teufelsgezücht zwar, hätte ich mich jedoch nicht auf die alten Praktiken verstanden, so hätten wir schließlich doch das Nachsehen gehabt. So hatte ich wohlweislich Hängematten mitgeführt, und nachdem wir die falschen Hunde einzeln mit neuen Stricken dreimal über's Kreuz an den Handgelenken und den Fersen geknebelt hatten, holten wir Bauern herbei, warfen die Bestien in die Hängematten und ließen sie forttragen. Denn wißt, guter Freund, sobald solches muffige Gezücht Grund und Boden unter sich hat, ist es euch nicht besser als ein Spatz, den ihr an einer Schwanzfeder festhalten wollt, da ist es auf einmal los, und der lebendige Gottseibeiuns hilft ihm durch die Luft auf und davon, und man hat schließlich weiter nichts als die Schwanzfeder in der Hand. Schweben die Höllenbrände aber zwischen Himmel und Erde, dann hört die Zauberei auf, und so war es dazumal. — Das sage ich Euch, Ohm Bruck, ich habe schon viele Kriegsgefangene gehütet, wilde, menschenfressende Kannibalen, als ich drüben in der neuen Welt war, die sie Amerika nennen, Türken in Ungarn, Mohren in Afrika, Juden und Gott weiß, was alles; das aber kann ich Euch versichern, keiner hat mir so viel Kopfzerbrechens verursacht, als der lutherische Erzketzer oben in Euerem Schlosse. Dankt es meinen alten Praktiken, denn ohne sie, wo wäre er hin, trotz Euerer Riegel und Schlösser!. Seht — und daran könnt Ihr den vorsichtigen Kriegsmann spüren — nie vergesse ich, mit diesem Rothstift, den mir ein Pater am Tage St. Andreae geweiht, jeden Tag, Schlag zwölf Uhr Mittags, ohne ein Wort zu reden, ein Andreaskreuz an seine Thür über das Schlüsselloch zu schreiben. Ohne dieses Kreuz, wer weiß, wo er jetzt wäre, und wo Ihr Eueren Ruf und Euere Ehre zu suchen hättet! Na, könnt bald ruhig schlafen, ich habe ein Vöglein pfeifen hören, wonach er bald ausgeketzert hat; es soll ihm an den Kragen gehen, und das von Rechts wegen."

„Was Ihr sagt, Rottmeister!" unterbrach ihn auffahrend der Kastellan und klappte heftiger nach einer Fliege. „Kaum denkbar! Der Kaiser sollte es wagen wollen, ohne Urtheil des Reichstags einen Reichsfürsten mir nichts dir nichts abthun zu

wollen? Das wäre gegen das gemeine Recht; das darf, das kann er nicht im Reich!" —

„Dafür sind wir eben nicht im Reich, das bedenkt; wir sind hier auf des Kaisers eigenem Grund und Boden, und zudem ist es ja doch nur ein Ketzer!"

„Fatzen und Flausen, wie sie in letzter Zeit viel gemacht werden. Wohl weiß ich von Euerm Hauptmann das gerade Gegentheil. Man wird ihn festhalten, bis es bald aus mit ihm ist, das heißt, bis die gelehrten Herren Doktoren ihr Gutachten dahin abgeben, daß er keine paar Tage mehr zu leben hat; denn bis dahin darf ihn der Kaiser, will er nicht vollends wortbrüchig erscheinen, nicht gefangen halten, weil er ihm, als jener sich ergab, zusicherte, er solle nie mit ewiger Gefangenschaft belegt werden."

„Na, wenn Ihr es besser wißt, Ohm Bruck, auch gut! Der Rottmeister Moralis aber weiß, was er weiß und sagt, der Kaiser ist der ewigen Ränke, die dieser Erzketzer aus seinen vier Wänden anspinnt, herzlich müde und entschlossen, ihm je eher je lieber den Kopf vor die Füße legen zu lassen."

Der Eintritt Mariens in das Zimmer unterbrach die Unterhaltung. Der Rottmeister verschlang mit gierigen Augen die anmuthigen Formen des schönen Mädchens. Dieses aber wandte sich zu seinem Pathen.

„Oheim," sagte es, „der Herr Landgraf hat nach dem Rottmeister geschickt; er wurde draußen gesucht!"

„Daß ihn der Henker bald holen möge!" unterbrach der Gesuchte das Mädchen. „Wahrscheinlich heuchelt er wieder Kranksein! Morgen ist Freitag, und da will er Fleisch herauspressen, uns zum Hohne; aber warte, Bürschchen, der Moralis fragt viel darnach, ob Du deutscher Reichsfürst oder sonst des Teufels Pathe bist. Ich will Dir das Fleisch salzen, wie Dir es Don Guevara neulich gesalzen hat."

Damit reichte der Landsknecht dem alten Bruck die Hand und folgte dem Mädchen, das das Zimmer bereits verlassen hatte und in der Küche verschwunden war.

Im Vorzimmer des Landgrafen traf er den Narren, der auf der Erde kauerte und Buchstaben und Andreaskreuze auf die bunten Steinfließen malte.

„Aus dem Wege, Narr!" herrschte er den Buckligen barsch an.

Der ließ sich jedoch nicht verblüffen.

„Sag' doch erst ein Mal ‚Grüß Gott' und dann verwisch' mir meine Figuren mit Deinen groben Landsknechtssohlen nicht, Gevatter! Es ist ein Horoskop für Dich."

Der abergläubische Moralis wurde neugierig.

„Wie so?" fragte er.

„Ich will sehen, ob Du ein ganzer Landsknecht bist, Gevatter, oder nur ein Achtel davon, oder zwei Achtel, oder drei Achtel, kurz nur ein Bruch-Landsknecht!"

„Ich versteh' Dich nicht!"

„Na paß auf, Gevatter! Ein ganzer Landsknecht muß nach dem Sprüchlein sein:

> **M**uthig in der Schlacht —
> **O**rdentlich im Zelt —
> **R**ein in seiner Tracht —
> **A**rtig in der Welt —
> **L**iebreich bei der Dirn —
> **I**mmer stramm und stark —
> **S**tolz, mit freier Stirn —
> **Ch**ristlich bis in's Mark. —

das heißt, Gevatter, ein ganzer Landsknecht muß sein, passe auf und nimm die Anfangsbuchstaben von jedem Vers:

m + o + r + a + l + i + s + ch
= moralisch.

Nun auch die Probe auf das Exempel, Gevatter! Muthig, ordentlich, rein, artig, liebreich, immer stramm, stark und stolz magst Du sein, denn Du hast die Anfangsbuchstaben davon in Deinem Namen. Aber damit sind wir auch zu Ende, und wo bleibt christlich? Dafür hast Du keinen Buchstaben, bist es also nicht, ergo, weil Du es nicht bist, bist Du auch kein g a n z e r Landsknecht, sondern ein Bruch-, ein Siebenachtellandsknecht! Gelt, Gevatter, darin liegt Verstand?"

„Narrenverstand!" murrte der Rottmeister beleidigt und stieß den Narren mit seinem Reiterstiefel unter das Knie, daß er taumelte, „Nimm Dich in Acht, armseliger Gauch! Bei erster Gelegenheit gerbe ich Dir ein Rechenexempel auf den Buckel ob Deiner fürwitzigen Narrethei!"

Der Narr drückte sich bei Seite, und Moralis schritt auf das Zimmer des Landgrafen zu, doch hörte er noch aus der Ferne des Narren Lied:

> „Die Gerber und die Schinder
> Sind beid' Geschwisterskinder!"

Von dem Landgrafen wurde Moralis rasch abgefertigt. Der Fürst ließ nur durch ihn den Hauptmann Don Juan de Guevara um die Erlaubniß ersuchen, daß der Antwerper Kaufmann Kurt Breidenstein, der gegenwärtig in der Herberge zur Rose eingekehrt sei, ihn mit seinen Wollenwaaren besuchen dürfe, damit er imstande sei, den Winterbedarf für sich und seine Leute beschaffen zu können.

V.

Nahe dem Landgrafenschlosse zu Kassel an der Fulda, dem ehemaligen Karmeliterkloster schräg gegenüber, stand ein zweistöckiges Haus, das von dem landgräflichen Büchsenmeister Hans Rommel bewohnt wurde.

Dieser Hans Rommel hatte dem gefangenen Landgrafen in seinen vielfachen Kämpfen und

Fehden mit den Großen und Kleinen des heiligen römischen Reiches wacker gedient und begleitete zuletzt das Amt eines Büchsenmeisters, das in dem Oberbefehl über eine Anzahl Festungs- oder Feldgeschütze bestand. Von Statur war er eine untersetzte Persönlichkeit, die viel an die breite, mittelgroße Gestalt seines fürstlichen Herrn erinnerte. Sein Blick war scharf und sicher, und jede Muskel und Sehne an ihm schien von Stahl zu sein, kurz gesagt, er war das Urbild eines hessischen Kanoniers.

Seinem fürstlichen Gebieter war er mit Leib und Leben ergeben, und darum mußte er dessen Unterwerfung zu Halle und seine betrügerische Gefangennahme empfinden, wie den Tod bei lebendigem Leibe. Als vollends die widerrechtliche Schleifung der Befestigungswerke von Kassel erfolgte und sich in den Straßen der alten Landgrafenstadt die Spanier und solche deutsche Wichte, wie der schon erwähnte Eberhard Solms-Lich, breit machen durften, da war der wackere Büchsenmeister beinahe froh, daß ihn die Wegführung aller hier angehäuft gewesenen Festungsgeschütze und Feldstücke fast gänzlich außer Dienst setzte, und es ihm gestattete, sich von den sein hessisches Herz mit bitterster Empörung erfüllenden Vorgängen der Außenwelt so fern als möglich zu halten. Wenn er nicht, was in besondern Fällen zu geschehen pflegte, zu den Sitzungen des Geheimen Rathes zugezogen wurde, der unter Leitung des jungen Landgrafen Wilhelm, des Statthalters Rudolf Schenk, sowie Simon Bing's, des Sekretärs, die Regierung des Landes mühsam fortführte, — dann vergrub sich Hans Rommel oft Wochen lang in seinem Hause, wo ihn der Sonnenschein eines glücklichen Familienlebens die über dem theuern Vaterlande lagernden Todesschatten wenigstens auf Augenblicke vergessen ließ.

Auch jetzt saß er wieder sinnend und in sich gekehrt in der Wohnstube seines Hauses. Es war das ein trauliches Gemach, dem die matt blau gestrichenen Wände und das aus der Decke herunterragende rothe Gebälk eine warme Färbung verliehen. Nach dem Hofe hinaus sprang ein Erker vor, an dessen Wand eine niedrige Bank ringsum lief, und hier saß Hans Rommel, die Beine übereinandergeschlagen, das Kinn in der auf das Knie gestützten Hand vergrabend, und starrte durch die runden, bleigefaßten Scheiben der schmalen Fenster hinaus auf den Hof, wo seine beiden Knaben ihr Spiel trieben. Aber seine Gedanken waren weit von dem fröhlichen Treiben der Kinder entfernt. Nach einer Weile sprang er auf und durchmaß mit starken Schritten den Raum von dem Erker bis zu dem hohen, von gebranntem, grün-glasirtem Thon aufgeführten Ofen. Plötzlich blieb er stehen und zog einen beschriebenen Pergamentstreifen aus seinem Wamse.

„Da steht es!" murmelte er. „Entspräche es auch nicht meinen heißesten Wünschen und den Gedanken, die ich längst in dem geheimsten Winkel meines Herzens groß gezogen habe, dieser Aufforderung meines unglücklichen, verlassenen Herrn müßte ich dennoch nachkommen."

Und vielleicht zum hundertsten Male seit gestern, wo ein alter Freund, der aus dem Oberhessischen stammende, von Biedenkopf gebürtige Antwerper Krämer Kurt Breidenstein, ihm das Schreiben überbracht hatte, las er den Pergamentstreifen von Neuem durch, indem er die letzten Worte halblaut vor sich hinmurmelte: „Lieber Hans Rommel, ich versehe mich Deines guten und beständigen Willens, will's in Gnaden erkennen, laß Dich niemand nichts wendig machen, bleibe beständig, thue was ich Dir zutraue, desgleichen auch Du, Kurt Breidenstein."

„Ja, so muß und so soll es geschehen!" rief er dann laut, indem er die Schrift wieder in seinem Wams verbarg. „Die Sachen hier zu Lande werden immer unerträglicher, der junge Herr kann sich nur noch mit der äußersten Mühe in der Regentschaft behaupten, indessen die kaiserlichen Kommissare — die Gott strafen möge — Land und Leute verderben, und mein armer, schändlich betrogener und geplagter Herr mit seiner Geduld und seiner Kraft am Ende ist. Auf denn, Hans, das soll wieder ein lustiges Reiten und Schwerterschlagen werden, wie in deinen jungen Jahren bei Laufen, da wir dem württembergischen Herrn Ulrich wieder zu Land und Leuten verhalfen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Universitätsnachrichten. Der Oberbibliothekar Dr. Kochendörffer zu Marburg ist nach Königsberg i. Pr. versetzt. — Die Vorlesungen des nach Marburg berufenen, bis Ostern aber in Würzburg festgehaltenen Professors Dr. Oetker über Strafrecht, Strafprozeß sowie die strafrechtlichen Uebungen hat für das beginnende Wintersemester vertretungsweise Privatdozent Dr. Thomsen, bisher in Kiel, übernommen. — Von Göttingen ist Professor Dr. André als Ordinarius nach Marburg berufen, welcher Familienrecht, Erbrecht und Pandektenexegese vertreten wird.

Jubiläum. Landgerichtsrath **Vogt** zu Kassel begeht am 19. Oktober sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Alte Bauwerke. Nach dem „Burgwart“ verdanken wir dem erfolgreichen Eingreifen des Bezirkskonservators Dr. **Bickell** zu Marburg, daß die beabsichtigte Veräußerung mehrerer interessanter alter Bauten unterblieben ist, dazu gehören die Burg **Rodenberg**, ein Wasserbau mit Wohnbau, sowie die **Trendelburg**. Ueber die Ruine **Reichenbach** ist zu berichten, daß nunmehr, nachdem der genannte Herr dieselbe besichtigt hat, die Erlaubniß zum Beginn der Instandsetzungsarbeiten ertheilt worden ist. Auch hat die Königliche Regierung einen namhaften Beitrag bewilligt. Da aber immer noch ein recht erheblicher Betrag an der veranschlagten Bausumme fehlt, und in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit werden sich die Arbeiten jedoch vorläufig auf die Sicherung des Ganzen und die nothdürftige Ausbesserung der ärgsten Schäden beschränken müssen. Die Hauptarbeiten werden dann mit Beginn des Frühjahres erfolgen.

Einweihung. Am 10. Oktober fand zu **Marburg** unter Theilnahme des Oberpräsidenten von Hessen-Nassau Excellenz Graf von Zedlitz-Trützschler, des Regierungspräsidenten von Trott zu Solz und des Provinzialschulraths Geheimen Regierungsraths D. Dr. Lahmeyer, des Rektors der Universität Professor Dr. Freiherr von der Ropp sowie der übrigen Spitzen der Marburger Behörden die feierliche Einweihung der neuen **Oberrealschule** statt.

Hessische Bücherschau.

Dr. **Franz Gundlach, Hessen und die Mainzer Stiftsfehde 1461—1463.** Mit einem Anhang von Urkunden und Aktenstücken. Marburg (N. G. Elwert) 1899. Preis 3,60 Mark.

Die Beziehungen zwischen der Landgrafschaft Hessen und dem Erzstift Mainz sind uralt und zwar meist kriegerischer Natur. Schon Heinrich I. von Hessen kämpfte mit Werner von Mainz um landesherrliche Rechte, Landgraf Otto vertheidigte seine Städte Gießen und Marburg gegen mainzische Truppen, sein Sohn Heinrich II. behauptete sich durch die siegreiche Schlacht bei Wetzlar im Besitze seiner Lande. Hermann der Gelehrte erhielt sich ebenfalls die mainzischen Lehen, und Ludwig I. schlug mainzische Heere vor Englis und Fulda. Unter seinen Söhnen Ludwig II. von Niederhessen und Heinrich III. von Oberhessen, die sich freilich seit dem Theilungsvertrag von 1460 feindlich gegenüber standen, gelang es dann, den Grund zur weiteren Erwerbung mainzischer Gebietstheile zu legen und zwar durch die Betheiligung der beiden Landgrafen an der sog. Mainzer Stiftsfehde 1461—1463. Eine genaue Darstellung dieser Fehde in ihren Beziehungen zu Hessen bringen u. a. Rommel, Geschichte von Hessen, Band III, S. 6—20, und nach ihm Rehm, Geschichte beider Hessen, Band I, S. 222—224. Gundlach kommt nun, hauptsächlich durch sorgfältige Benutzung des Marburger Staatsarchivs und des Mainzer Ingrossaturbuchs, das sich im Kreisarchiv zu Würzburg befindet, sowie unter fleißiger Heranziehung der neueren darüber erschienenen Arbeiten in manchen Stücken zu anderen Ergebnissen als seine Vorgänger. Der Gang der Ereignisse ist nach seinen Untersuchungen etwa folgender:

Erzbischof Diether von Mainz, ein Isenburger, war vom Papste Pius II. abgesetzt worden, hauptsächlich weil er sich weigerte, die für Verleihung des Palliums geforderte Geldsumme zu zahlen. Zum Erzbischof von Mainz wurde Graf Adolf von Nassau gewählt. Allein Diether bestand auf seinem Rechte, und es schlossen sich ihm an Kurfürst Friedrich von der Pfalz, Philipp von Katzenellenbogen und des letzteren Schwiegersohn Landgraf Heinrich III. von Oberhessen. Diesem verpfändete Diether dafür die Städte und Schlösser Battenberg, Rosenthal, Melnau und halb Wetter. Auf Adolf's Seite trat, schon aus alter Gegnerschaft gegen Diether, u. a. Landgraf Ludwig II. von Niederhessen. Ludwig war eifrig für Adolf's Sache thätig und bemühte sich — freilich vergebens — den Pfalzgrafen und Philipp von Katzenellenbogen auf Adolf's Seite zu bringen. Zum Dank für alles gab ihm Adolf 14 000 rheinische Goldgulden und verschrieb ihm die Schlösser und Städte Hofgeismar, Duderstadt, Gieboldehausen und die Pfandschaft von Schöneberg und Gieselwerder. Während nun Ludwig Hofgeismar, Gieselwerder, Lippoldsberg und Schöneberg erobern mußte und auch die Diemelgegend für Hessen zu gewinnen suchte, siegte Diether zusammen mit dem Pfalzgrafen und dem Landgrafen Heinrich III. von Oberhessen über Adolf's Verbündete, den Markgrafen von Baden, Ulrich von Württemberg und den Bischof von Metz bei Seckenheim 1462. Die besiegten Fürsten wurden gefangen genommen und nach Heidelberg geschleppt (vergl. Gustav Schwab's Gedicht: „Das

Mahl zu Heidelberg"). Diether schien Herr der Lage zu sein, als es Adolf gelang, die Stadt Mainz zu überrumpeln und sich in den Besitz des Erzstifts zu setzen. Bald darauf kam der Friede zu Stande. Einem Waffenstillstand zu Oppenheim und einem Vertrag zu Idstein folgten die Friedensverhandlungen zu Zeilsheim bei Höchst a. M., die besonders der Hofmeister Landgraf Heinrich's III., Hans von Dörnberg, leitete. Im endgültigen Friedensschluß, der im Römer zu Frankfurt gefeiert wurde, behielt Adolf von Nassau das Erzstift, während Diether von Isenburg mit einigen Schlössern, Städten und Zöllen abgefunden wurde. Landgraf Ludwig II. behielt Hofgeismar, Schöneberg und Gieselwerder, während Landgraf Heinrich III. von Erzbischof Adolf eine neue Verschreibung über Battenberg, Kellerberg (Schloß über dem Städtchen Battenberg), Rosenthal, Melnau und halb Wetter bekam. Die oberhessischen Aemter blieben, ebenso wie Hofgeismar, seit der Zeit bei Hessen und sind durch den Vertrag von Merlau 1583 hessisches Eigenthum geworden.

Soviel über den Inhalt der Abhandlung. Ihr Werth besteht hauptsächlich darin, daß sie unter sorgfältiger Benutzung des gesammten vorhandenen Materials alle bisherigen Darstellungen der Stiftsfehde genau prüft und in zahlreichen Anmerkungen Ungenauigkeiten der früheren Bearbeiter berichtigt und abweichende Meinungen widerlegt. Beigegeben sind der Abhandlung 20 Urkunden und Aktenstücke, wovon 1—7 die Verpfändungsurkunden an Hessen, 8—15 die Korrespondenz zwischen Landgraf Ludwig II. und dem Grafen Philipp von Katzenellenbogen, 16—20 endlich den Briefwechsel zwischen demselben Landgrafen und dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz enthalten. Freilich sind, wie schon ein anderer Rezensent mit Recht hervorgehoben hat, nicht alle hier gebotenen Urkunden und Aktenstücke von gleichem Werthe, am interessantesten ist zweifellos die 324 Posten enthaltende Kriegskostenverrechnung Landgraf Ludwig's II. (Nr. 20), denn sie läßt uns an vielen Stellen treffliche Einblicke in die Art der Kriegsführung des ausgehenden Mittelalters thun. Alles in allem bedeutet die Arbeit einen wesentlichen Fortschritt auf dem Felde der heimischen Geschichtsforschung, und wir hoffen daher, dem Verfasser hier noch recht oft zu begegnen.

E. B.

Personalien.

Ernannt: Landgerichtsrath Dr. Brandt zu Hanau zum Oberlandesgerichtsrath in Kiel; Landgerichtsrath Hartmann zu Hanau zum Landgerichtsdirektor in Altona; Landgerichtsrath Martin zu Marburg zum Oberlandesgerichtsrath in Frankfurt a. M.; Landgerichtsrath Ungewitter zu Kassel zum Oberlandesgerichtsrath; Gerichtsassessor Hasse zum Amtsrichter in Fulda; Gerichtsassessor Schmidt zum Amtsrichter in Eschwege; Pfarrverweser Eisenberg zum Pfarrer in Niedenstein.

Gewählt: Stadtrath Funck zu Magdeburg zum Oberbürgermeister in Elberfeld.

Versetzt: Forstmeister Jordan zu Neuenstein nach Hersfeld.

Ueberwiesen: Regierungsassessor von Löwenstein zu Löwenstein dem Landrathsamt zu Kreuznach.

In den **Ruhestand** getreten: Stadtkämmerer Müller zu Marburg.

Verlobt: Fabrikbesitzer Karl Diemar zu Bettenhausen mit Fräulein Luise Kropf (Kassel, September).

Vermählt: Pfarrer Johannes Heck zu Unterreichenbach mit Fräulein Marie Wittekindt, Tochter des Metropolitans (Wachenbuchen, 21. September); Rechtsanwalt Dr. Haas zu Karlsruhe mit Fräulein Fröhlich (Kassel, September); Gerichtsassessor Dr. Beyer mit Fräulein Wienecke (Kassel, September); Hilfsprediger Johann August Fuchs zu Köln-Ehrenfeld mit Fräulein Eweline Gertrud Bender (Marburg, 30. September); praktischer Arzt Dr. med. von Both zu Kassel mit Fräulein Andreas (Marburg, Oktober); Apotheker Karl August Exter zu Homberg mit Fräulein Sommermann (Marburg, Oktober); Pfarrer Johannes Reinhardt zu Krippehna mit Fräulein Gerland, Tochter des Oekonomieraths (Kassel, 7. Oktober); Kaufmann Paul Breiding mit Fräulein Auguste Müller (Kassel, 11. Oktober).

Gestorben: Weinhändler Peter Hupfeld (Weidenhausen bei Eschwege, 30. September); Privatmann Heinrich Avemann, 63 Jahre alt (Kassel, 2. Oktober); Landesdirektionssekretär a. D. Karl Gleim, 74 Jahre alt (Kassel, 2. Oktober); Rentier Richard Beste, 74 Jahre alt (Kassel, 4. Oktober); Privatmann Karl Grebe, 75 Jahre alt (Kassel, 4. Oktober); Oberbuchhalter a. D. Heinrich Kistner, 64 Jahre alt (Kassel, 5. Oktober); Rentmeister a. D. Klaus Heinrich Saul, früher zu Hanau, 79 Jahre alt (Frankfurt a. O., 7. Oktober); Steinbruchbesitzer Otto Thiel, 74 Jahre alt (Wahlershausen, 8. Oktober).

Briefkasten.

B. C. in Hilden. Das Hessenthor in Neuß erinnert an die denkwürdige Vertheidigung der Stadt durch hessische Tapferkeit im Kriege gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund im Jahre 1475. Daß der Burgunder nicht am Rheine festen Fuß fassen, daß er nicht das ganze Erzstift Köln an sich reißen konnte, hinderte fast nur die Thatkraft der Landgrafen Hermann, Kurfürst und Erzbischof von Köln, damals Verweser des Erzstifts, und Heinrich. Vergl. Hugo Brunner, Hermann, Landgraf von Hessen, Kurfürst nnd Erzbischof von Köln, „Hessenland" 1889, sowie die in voriger Nummer, S. 254 f., erwähnten Schriften von Hermann Diemar.

Die betr. Arbeit hätte sehr wohl auch im „Hessenland" stehen können.

Das Gedicht kann leider keine Aufnahme finden, da uns bereits ein solches über den gleichen Gegenstand zugegangen ist, das zunächst veröffentlicht werden muß. Von Ihrer theilnehmenden Aeußerung ist Herr V. T. verständigt worden. Besten Dank und freundlichen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. November 1899.

Am Hohentwiel.

In deinem Felsenharnisch, stolzes Schloß,
Dem Schooß der Erde kühn entstiegen,
Im Feuer du gehärteter Koloß,
Von Anbeginn gewohnt zu siegen,
So ragst noch heute du hoch aufgethürmt,
Vergebens von Vergänglichkeit bestürmt.

Im Dämmerschein der Sage schwebt ein Bild,
Von Dichters Seherblick verkläret,
Um deine Mauern streng und doch auch mild,
Das sich noch jetzt als echt bewähret —
Frau Hadwig ist's mit ihrem Ekkehard,
Der von der Liebe arg gepeinigt ward.

Doch eines unbezwung'nen Helden Geist
Umtrauert heute die Ruinen,
Den alle Welt als edles Vorbild preist
Von tapf'rem, treuem Herrendienen —
Vom Hohentwiel der kühne Kommandant
Kurt Wiederhold ist's, aller Welt bekannt.

Er stand, ein Fels im dreißigjähr'gen Krieg,
Umsonst umtobt von Kampfesbrandung,
Stets war ihm treu im Waffentanz der Sieg,
Und nie gelang dem Feind die Landung —
Belagert und berannt fünf schwere Mal
Blieb doch die Burg in Kaisers Fleisch ein Pfahl.

Drum Hohentwiel, so lang aus stolzer Brust
Zum schwäb'schen Meer dein Gruß ergehet,
So lang der Burgfalk mit des Jägers Lust
Dein trotzig Felsennest umspähet,
Wird deines Hessen-Schwaben Wiederhold
Erlauchter Name edler sein als Gold.

Oskar Eisenmann.





Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Der Zug nach Dänemark.

Zu Ende des Monats Mai standen das Regiment ufm Keller und das Regiment von Hornumb kriegsbereit in der Umgegend von Kassel. Der Bevollmächtigte des Königs Christian, Kammerjunker und Stallmeister Wulf Anton von Harthausen, übernahm nach Musterung das Kriegsvolk für den Dienst seines Königs in Eid und Pflicht. Landgraf Karl entließ seine Hessen feierlich in den Feldzug, sie brachten ihm brausenden Zuruf als Abschied dar am Vormittage des 31. Mai und traten am Nachmittage den Marsch nach Norden an.

Nachdem sie über die Ostsee geschafft waren, erreichten sie das Heer König Christian's in der Gegend von Landscrona in Schonen, alsbald kam es auch zur Schlacht. König Karl XI. von Schweden zog rasch heran, nöthigte die Dänen ihre Schlachtordnung schleunig zu ändern und brachte ihren linken Flügel mit seinem rechten in Unordnung, während gleichzeitig sein eigener linker ähnliches Mißgeschick erlitt. Karl wandte sich zu dessen Hilfe, in dem Getümmel litten beide Parteien große Verluste, Christian wollte aber einen neuen Angriff nicht abwarten, sondern entzog sich einem solchen durch schnellen Abmarsch, die Schweden hielten die Wahlstatt besetzt. Die Schlacht fand am 14. Juli 1677 statt, die Heere waren ziemlich gleich stark gewesen, jedes etwa 18 000 Mann.

Die Hessen hatten ihrem alten Rufe Ehre gemacht, Kapitän Henrich von Plessen des Fußregimentes, sowie Rittmeister Ernst Christoph von Harstall und Leutnant Wilhelm von Dalwigk von der Reiterei blieben in der Schlacht. In dem späteren Feldzuge auf Rügen gingen alle Schriftstücke der Truppen verloren, sodaß Näheres nicht anzugeben ist.

König Christian gab weitere Unternehmungen auf Schonen auf und setzte mit dem größeren Theile seines Heeres nach Rügen über, um diese reiche Insel den Schweden zu entreißen, Ende Augusts. Die Hessen, von denen vor der Schlacht bei Landscrona das Regiment ufm Keller 1500 Mann, das Hornumb's 300 Pferde zählten, wurden 1525 Mann stark auf 5 Schiffen eingeschifft. Am 7. September landete das Heer in der Bai von Prora, 7705 Mann mit 19 Stücken und 4 Mörsern standen am 8. in Schlachtordnung, doch die schwache schwedische Abtheilung war nach kurzem Gefechte abgezogen.

Feldmarschall Otto Wilhelm Graf von Königsmarck, der Gouverneur von Pommern, sammelte rasch alle verfügbaren Streitkräfte, 5000 Mann, und nahm Stellung bei Bergen. Er fand indeß die Stellung der Verbündeten, denen Kurfürst Friedrich Wilhelm das Dragonerregiment von Hülsen und andere Truppen, zusammen 1500 Mann, zu Hilfe gesandt hatte, für sein Corps zu stark und ließ dieses nach lebhaftem Gefechte mit den vorrückenden Verbündeten im Anfange Oktobers bei der Fährschanze nach Stralsund zurückgehen. Christian V. verließ am 11. Oktober Rügen.

Schlimme Zeit begann für sein Heer auf Rügen, das bald von Nahrungsmitteln entblößt war, die rauhe Witterung theilweise unter Zelten überstehen mußte, während die Kleidung abgerissen war. Ufm Keller sendete im November den Rittmeister Wolf Henrich von Baumbach nach Hessen, der dem Landgrafen die Lage schilderte. Der bewegte Fürst ordnete Baumbach sofort nach Kopenhagen ab, um dem Könige Vorstellungen zu machen, von da sollte jener nach Rügen eilen und ufm Keller sowie Hornumb sagen, „der Landgraf werde nicht vergessen für notturft zu sorgen“.

Wohl bemühte sich der König, Besserung zu schaffen, allein die Umstände waren zu widrig, Krankheiten lichteten die hungernden, frierenden, leidenden Truppen. Als nach langer Belagerung*) Stettin in die Gewalt Kurfürst Friedrich Wilhelm's fiel, hoffte das Heer auf Rügen, bessere Zeit zu

*) Landgraf Karl hatte seinem Oheim den sehr tüchtigen Artillerie-Kapitän Johann Philipp Heppe mit 12 Konstablern für die Belagerung zu Hülfe gesandt.

erleben. Christian V. befahl dem General von Rumohr, sich auf Rügen nur defensiv zu verhalten. Dieser that das Gegentheil, anstatt die anfangs bei der Landung innegehabte Stellung zu besetzen, rückte er von Bergen gegen Altefähr gegenüber von Stralsund und sandte einen Trompeter an Königsmarck mit der Einladung, „Er möge nur kommen, solle gut empfangen werden!“ Und Königsmarck kam; unter dem Schutze der Neuen Fähr-Schanze landete sein 3800 Mann starkes Corps. Rumohr ließ ihm zwei Tage Zeit, anstatt sofort die Schweden anzugreifen. Am Morgen des 8. Januar 1678 rückte Königsmarck vor, erblickte die Verbündeten (Dänen, Kaiserliche, Brandenburger, Hessen und Münsterische) hinter der Niederung zwischen Gustow und Poseritz. Nach den Listen vom Dezember zählten diese noch 4150 Mann.

Geschützfeuer leitete von beiden Seiten den Kampf ein, das schwedische zeigte sich überlegen. Eine später nicht bestätigte Nachricht veranlaßte Rumohr, vor der Front mit einem Reitertrupp nach dem linken Flügel zu sprengen, was den schwedischen Konstablern auffallen mußte. Bald traf ihn eine Kugel und riß ihn vom Pferde. Ein Nachfolger war nicht bezeichnet, Verhandlungen während des Kampfes führten bei der Vielköpfigkeit des kleinen Heeres nicht zu einem Ergebnisse, so fochten die einzelnen Befehlshaber mit mehr oder minder Glück. Königsmarck benutzte die Stockung mit Energie und Geschick. Der linke Flügel des ersten Treffens, 3 brandenburgische Schwadronen und die in 2 Schwadronen vereinigten Reiter Hornumb's, von Oberst von Hülsen geführt, ritt in schönster Ordnung gegen den schwedischen rechten Flügel an, die Elite ihrer Reiterei; ein Theil dieser wurde überritten und zersprengt, doch eilten einige Schwadronen der Reserve herbei, nach hartem Kampfe wurden die Brandenburger und Hessen zurückgeworfen. Sie sammelten sich wieder und führten einen zweiten Angriff mit Tapferkeit und Entschlossenheit aus, doch blieb dieser ohne Erfolg.

Ufm Keller stand mit den Hessen im ersten Treffen, links von ihm das münsterische, rechts das kaiserliche Fußvolk; als zu seiner Linken der Reiterkampf tobte, rückte er mit seinen Hessen vor und forderte die Obristen der Kaiserlichen, Wallis, und der Münsterischen, Netzow, auf, mit vorzugehen, doch diese folgten nicht, sondern gaben Befehl zum Zurückgehen.

Das Treffen war nun rettungslos verloren, das Fußvolk mußte sich ergeben, nachdem die Reiterei vom Schlachtfelde hinweg nach der Halbinsel Wittow im äußersten Norden von Rügen gejagt war. Später mußte auch sie sich ergeben, da die dänischen Schiffe nicht erschienen, auf die man hoffte. Es war eine gänzliche Vernichtung der Streitmacht der Verbündeten, die der Ungehorsam und die Unfähigkeit des dänischen Generals herbeigeführt hatten. Ueber 5000 Mann fielen in Gefangenschaft, 400 Mann waren todt oder verwundet, auf schwedischer Seite 200 Mann. Mehr als 2000 Fußknechte wurden alsbald in die schwedischen Regimenter eingereiht, wer sich nicht fügte, wurde eingesperrt, Hunger und der Block ꝛc. machten manchen dieser armen Leute gefügig, ihres Eides zu vergessen. Den Reitern wurden Pferde und Waffen genommen und versucht, sie durch Gefängniß ꝛc. mürbe zu machen, wenn sie nicht in schwedischen Dienst treten wollten. Eine Anzahl der hessischen Reiter wurde nach Schweden geschafft, um sie in einem Regimente nach Finland zu schicken, offenbar war dies Zwang; Baumbach berichtete am 23. März 1678 an Landgraf Karl, es habe noch kein hessischer Reiter sich bewegen lassen, in schwedischen Dienst zu treten.

Nur etwa 100 Mann der verbündeten Truppen waren entkommen, unter ihnen der kaiserliche Oberst Wallis, die Dänen Oberst Keller, Oberstleutnant Ihern und Oberst ufm Keller, welche vier in einem Fischerboote an die pommersche Küste gelangten; auch Rittmeister von Baumbach hatte sich gerettet. Ufm Keller aus Rostock, Baumbach aus Lübeck berichteten baldigst an ihren Fürsten über das Trauerspiel; großes Leidwesen und Unwillen verursachte ihm das Berichtete, er sprach das unverhohlen dem Könige aus. Königsmarck's Absicht hatte er zeitig aus öffentlichen Zeitungen erfahren und schon unter dem 24. Dezember 1677 den König gewarnt.

In Hessen riefen die schlimmen Nachrichten Niedergeschlagenheit hervor, die Familien waren über das Schicksal ihrer Männer oder Söhne meist in Ungewißheit, bis nach langer Zeit Nachrichten anlangten.

Der dänische König bemühte sich bereits während des Feldzuges in Schonen, die hessischen Hilfsvölker sich auch für das Jahr 1678 zu sichern. Kaiser Leopold ertheilte am 6. Oktober 1677 Anweisung, die Hessen im dänischen Dienste zu lassen, nachdem der König und der Kurfürst von Brandenburg sich dafür verwendet hatten.

Der Landgraf erklärte am 1. Dezember 1677, „niemand wolle wegen des erschollenen übeln tractaments nach Dänemark . . . die arme knechte müßten verhungern, erkranken, von kleidung kommen und also crepiren“.

Da geschah das Unglück des 8. Januar 1678, Landgraf Karl sprach aus, da der ganze Stock des Re=

gimentes vergangen, sei es ihm unmöglich, es zum Frühjahre komplet zu machen, ebenso die Reiter. Er mußte die Kriegsgefangenen mit Sold unterhalten, sollte gleichzeitig ein neues Regiment aufbringen; mit Recht schob er dem Könige den Verlust des 8. Januars zu. Christian V. beharrte bei dem Verlangen, die Hessen sich zu sichern, er sprach aus, „sie seien besser disciplinirt als andere und sicherer als andere an ordte hinzulegen (d. h. zur Besetzung)" . . .

Endlich kam am 27. April 1678 zu Kopenhagen ein neuer Vertrag zu Stande: Der Landgraf stellt ein Regiment zu Fuß von 1300 Mann und 2 Kompagnien Reiter oder nur 1500 zu Fuß. Diesen reicht der König von Ueberschreitung der dänischen Grenze an bis wieder dahin das Kommißbrod und das Futter für die Pferde. Für die Truppe werden 34 000 Thaler erlegt, von welcher Summe die von den hessischen Truppen in den Quartieren genossene Verpflegung sowie die an sie gethanen Vorschüsse wieder decourtirt werden sollen . . . Längstens Mitte Novembers sollten die Völker wieder entlassen werden. Baumbach hatte noch 50 Grenadiere angeboten, die auch mit ausrückten.

Oberst ufm Keller marschirte am 23. Mai 1678 mit dem neuen Regimente aus Hessen ab, schließlich war auf 1400 Mann in 8 Kompagnien und 50 Grenadiere abgeschlossen. Zu der im Frühjahre 1677 neu aufgestellten Geyßischen Brigade (damals gleich bedeutend mit Bataillon) von vier Kompagnien waren zwei 1678 errichtete *Kompagnien gestoßen*, die in Rinteln stehende Kompagnie Im Thurn sollte sich anschließen, sowie die in Holstein verbliebene, auf vorgeschriebene Stärke zu bringende Kompagnie Josias Hombergk zu Bach. Von dem alten Regimente finden sich in dem neuen außer dem Obersten nur der Oberstwachtmeister A. H. von Wartensleben, die Leutnants von Tagk gen. Hoffmann und Valentin Goclenius sowie der Fähndrich Joh. Peter Möller.

Das Regiment traf am 1. Juli vor Helsingborg ein, König Christian besichtigte es und sprach seine große Zufriedenheit und Freude über dessen Eintreffen aus. Die Hessen wirkten bei der Berennung Helsingborgs und dem Sturme auf dessen festes Schloß mit, von hier rückte das Heer, dem noch münsterische Völker angehörten, gegen die von Karl XI. belagerte Festung Christianstadt zum Entsatze. Karl ging nicht aus seiner stark verschanzten Stellung heraus, so verließ Christian sein Heer, der dänische General von Osten mußte nach $3^1/_2$ Monate langer tapferer Vertheidigung die Festung übergeben, da er nichts mehr zu leben hatte, und marschirte mit 1500 Mann, die Musketirer Kugeln im Munde, fliegenden Fahnen und klingendem Spiele aus.

Das dänische Heer unternahm nichts Bedeutendes mehr, das nordische Klima mit heißen Tagen und kalten Nächten erzeugte Krankheiten in dem unter Zelten lagernden Heere. Die Wiedereroberung Rügens wurde geplant, Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte gebeten, das hessische Regiment mitwirken zu lassen; der Landgraf wünschte in Erinnerung des vorigen Feldzuges auf Rügen, sein Regiment diesmal nicht dahin ziehen zu sehen, doch überließ er es dem Obersten, das Geeignete zu thun. Der bewirkte aber, daß sein Regiment in Schonen blieb, es versäumte dadurch die Gelegenheit, bei der ruhmvollen Eroberung Rügens Mitte September mitzukämpfen. Ufm Keller's Kurzsichtigkeit ist zu beklagen, denn nun blieb der Feldzug 1678 thatenlos, wenn auch die Beschwerden desselben sehr groß waren.

Die dänischen Regimenter waren bis zum 15. Oktober in die Winterquartiere gerückt, die münsterischen hatten den Anfang dazu gemacht; „der Hessischen schien man vergessen zu wollen", meldete der Oberst. Krankheiten und Sterben nahmen beständig zu. Ufm Keller erlangte durch zweimalige Fahrt nach Kopenhagen von dem Könige, daß das Regiment am 28. Oktober bei Kopenhagen ausgeschifft wurde. Der dänische Befehlshaber, Feldmarschalllieutenant Wedell, hintertrieb den Marsch der Hessen durch Seeland, der viel zuträglicher als der Wasserweg gewesen wäre, „weiln die Kranken seine Quartiere infectiren würden". Der Oberst schlug vor, seinen Kranken Scheuern statt Quartieren einzuräumen, und betonte, daß sie ansteckende Krankheiten nicht hätten. Alles half nichts, die schon marschirenden Kranken wurden wieder drei Meilen zurück und in Helsingör zu Schiffe gebracht.

Christian V. hatte mehrfach sein königliches Wort gegeben, für Erhaltung der Truppe Sorge zu tragen — aber es schien, als wolle man die Hessen verderben, Wedell, dem der Oberst mehr Dienste als seinem Regiment nach der Kopfzahl zukamen, verweigerte, ließ die Leute das büßen.

Die Gesunden erreichten Kiel am 4. November; der selbst kranke Oberst nahm einen medicum an, weil der Regiments-Feldscheerer bei den auf Schiffen umhergeworfenen Kranken gelassen war. Doch der Rath der Stadt drängte, daß das Regiment weiter ziehe, das dänische General-Kriegskommissariat schrieb an das Kommissariat zu Kiel, um das Regiment fortzuschaffen. Also die Behörde, deren erbärmliche Anstalten und Unfähigkeit neben widrigen Verhältnissen soviel da-

zu beitrugen, die Truppe herunterzubringen, wollte jetzt sie wie eine Bande Aussätziger aus dem ersten Orte austreiben, wo sie einige Erholung finden konnte!

Der Oberst ließ sich aber nicht verblüffen, er erklärte „nicht eher werde ich aufbrechen, als bis alles bei einander, es mag gehen wie es wolle“. Das berichtete er auch seinem Fürsten.

Am 4. Dezember traf das erste Krankenschiff zu Kiel ein, von den 160 eingeschifften Kranken waren 120 gestorben, 42 ohne Weib und Kinder wurden an's Land gesetzt; von den beiden anderen Schiffen, die 60 Kranke trugen, erfuhr man, daß noch 29 lebten, nur 71 der 220 zu Schiffe gebrachten Kranken sahen ihr Regiment wieder, dieses zählte damit 862 Mann, theilweis Kranke.

(Fortsetzung folgt.)



Wilhelmshöhe.

(Alkäisches Versmaß.)

In düst'rer Wölbung raget der Riesen Bau.
In seinen Hallen brütet Vergangenheit,
Ein dumpfer Traum von grauen Tagen,
Als die Giganten den Göttern trotzten.

Der Sohn Alkmenens wies der Titanenkraft
Die edlen Bahnen auf der Gesittung Pfad,
Den wilden Wuchs der unbesiegten
Strotzenden Welten sich unterwerfend.

Der Gotterzeugte sieht auf des Lebens Bahn
Aus Höhen nieder sinnend Erinnerung;
Und seiner Menschheit Wegespuren
Sieht er lebendig in Wassern werden.

Harmonisch fließend, stark und in schönem Maß,
Auf breiten Stufen messend die reiche Bahn,
In Silberfurchen, unzerrissen,
Streben die Wasser dem Ziel entgegen.

So lag vor deinen Augen der Lebensweg,
Als deine Tugend, glühend und hochgesinnt,
Die reiche Niedertracht verschmähend
Hin vor die ärmliche Tugend kniete.

Im Einklang schien dir alle Zerrissenheit
Gelöst; kein Felsen störte den schönen Strom.
Mit starken Schritten niederschreitend
Sahst du die Furche wie Silber leuchten.

Doch, ach, der Täuschung silberner Strom versiegt,
Und wilde Felsen thürmen sich drohend auf;
Die Woge stürzt mit ungestümen
Donnergewalten dem Feind entgegen.

Noch glomm das Auge, brannte die Wange dir;
Den Hauch des Hehren ahnte dein Odem noch,
Da hob die Häupter, neunfach züngelnd,
Scheußlich die Hyder aus Lernas Sümpfen.

Doch Leu und Hyder lagen vor deinem Arm,
Vor deiner Jugend edelem Ungestüm;
Und des Jahrhunderts Unrath schwemmten
Ströme, geleitet von deinen Händen.

Vom Sieg ermattet rinnet der Fluthen Lauf,
In trüben Wellen führend den Erdenschmutz,
Und die Versuchung zieht ihn nieder
Mit den ermunternden weichen Armen.

Der Staub der Erde trübte den Frieden dir;
An deine Sohlen heftete Unrath sich.
Ein bitt'res Fragen lähmte zweifelnd
Alle die Kräfte, die hochgesinnten.

Jolens Reize weckten Begierden auf;
Aus ihrer Heimath führtest du raubend sie,
Auf deinen Waffen, dem Gewissen
Brannten Verrathes und Mordes Frevel.

Und unaufhaltsam zieht es der Tiefe zu,
Zum jähen Absturz, wo die Vernichtung wohnt.
Und schwerhin wälzen sich die Wogen
Unwiderstehlich gelockt vom Grabe.

Im Tode raffend alle die Schönheit noch
Und stolz hinstürzend, willig und unverzagt,
So ließest du die Flamme züngeln,
Fuhrest ein Held in die Grube nieder.

Doch jäh', ein Wunder! Auf zu der Wolken Thron
Entsprüht der Woge wiedergebor'ne Wucht!
In ihre Unschuld malt die Sonne
Leuchtende Farben des Friedebogens.

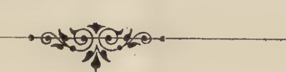
So, dennoch, dennoch, dennoch ein Gott, empor
Aus Scheiterflammen, läuternden fuhrest du,
Die Staubgewandung von dir streifend,
Auf zu den Wohnungen der Vollendung.

A. v. Devoorde.

Der Verfasser vorstehender Strophen fügt denselben folgende Erläuterung hinzu: Es ist mir unbekannt, ob Nachrichten über die Deutung der Wilhelmshöher Bauten durch den Künstler selber vorhanden sind, ob der letztere in der That in seinen Wasserbauten und dem Herkules auf dem cyklopischen Bau eine Allegorie des starken Menschen- (Mannes-) lebens hat geben wollen. Wäre es anders, so würde ich auf ihn die Worte Lessing's über eine allegorische Deutung der Schilderung von Agamemnon's Szepter in der Ilias anwenden: „Ich würde lächeln; ich würde aber dessen ungeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärkt werden, dem man so vieles leihen kann.“

(Nach glaubwürdiger Annahme wollte Landgraf Karl in dem Herkules-Standbild hessischer Tapferkeit ein Denkmal errichten.

D. Red.)



Aus der Selbstbiographie von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel (1792—1869).

(Fortsetzung.)

Meine Reise ging über Frankfurt, Darmstadt, das schöne Heidelberg und Straßburg, wo ich mich einige Tage aufhielt, um das Münster, das mich eben so sehr durch seine kolossale Großartigkeit, als durch seine schönen Details, namentlich in den zwei unteren Stockwerken der Façade überraschte und entzückte, anzustaunen und zu studiren; ich zeichnete Einiges von dem Rippen- und Rahmenwerk des Aeußeren und Inneren. — Von da ging es ohne Rast über Metz, Chalons und durch die Champagne dem Orte meiner Bestimmung zu. Es läßt sich denken, mit welcher Spannung und mit welchen hochgehenden Erwartungen ich in Paris einfuhr. Spät am Nachmittage erreichten wir die Thore der Stadt und rasselten wohl Stunden lang auf dem schlechten Pflaster der unendlich vielen, sehr belebten Straßen bis zum Posthause, wo ich alsbald einen Fiacre bestieg, um das Hotel de Lyon, Rue St. Jacques (Nr. 40) aufzusuchen. Der Zufall wollte, daß unser Weg nur durch die unbedeutendern und durch das plötzlich eingetretene Regenwetter sehr schmutzigen Quartiere der Stadt führte (wo die Gossen noch in der Mitte der Straßen lagen und die durchfahrenden Wagen die Vorübergehenden auf jämmerliche Weise mit Koth besprützten), daß nirgends ein großes oder interessantes Gebäude sichtbar wurde, und so sehr auch das Gewühl der Menschen und die endlose Reihe von Häusern und Straßen, durch die ich fuhr, die große, volkreiche Hauptstadt ankündigten, so sah ich doch nichts von der Pracht und der durchgängigen Großartigkeit, die ich mir vorgestellt hatte. Fühlte ich mich nun durch diese Enttäuschung schon einigermaßen herabgedrückt, so sollte der Empfang und der Eindruck, der mir beim ersten Eintritt in meine künftige Wohnung zu Theil wurde, diese Stimmung noch in hohem Grad vermehren. Durch lange, dunkele Gänge — ein bescheidenes Hotel garni der damaligen Zeit bot noch nicht den von Lichterglanz überstrahlenden Luxus unserer heutigen Wirthshäuser dar — gelangte ich endlich in das unansehnliche niedrige Gastzimmer, wo ich mich nach meinen schon seit einem halben Jahre hier wohnenden Landsleuten, den Malern Arnold und Krauskopf, erkundigte, welche im Voraus Wohnung für mich bestellt hatten. Trotz dem, daß ich hiernach doch schon ein erwarteter Gast sein mußte und einen freundlichen Empfang erwarten konnte, schien meine Erscheinung nur Befremden, Bestürzung und Verwirrung zu veranlassen; man wußte nicht, ob und was man mir auf meine wiederholten Fragen antworten sollte, und erst nach langem Zögern und geflüsterten Verhandlungen wurde ich durch einen Savoyarden, der das Factotum des Hotels zu sein schien, in die höchsten Regionen des Hauses, in das vierte Stockwerk geleitet. Hier in einem unscheinbaren und noch dazu kalten Mansardenstübchen, spärlich erhellt durch ein einziges Talglicht, war meine Lage in der ersten halben Stunde eine höchst unbehagliche, indem ich mir vergeblich den Kopf darüber zerbrach, was das Staunen und die heimlichen Berathungen der Wirthsleute bei meinem Eintritt wohl zu bedeuten haben möchten. Die Sache kam mir ganz unheimlich vor; unwillkürlich wurde ich an den Roman „Der große Abällino" erinnert, den ich als Knabe gelesen. Das plötzliche Eintreten dieses berüchtigten Banditen in den Kreis einer stillen Familie hätte keinen größeren Schrecken verursachen können, als ich offenbar mit meiner Erscheinung unten im Hause hervorgebracht hatte. Diese unangenehmen Betrachtungen unterbrach die Ankunft meiner lieben Jugendfreunde, die mich voller Jubel und mit alter Herzlichkeit in die Arme schlossen und tausenderlei aus der Heimath berichtet haben wollten. Nur mit Mühe konnte ich in der Unruhe, in der ich mich befand, ihre Freundlichkeit erwidern und ihrer Wißbegierde genügen; als sie mich aber aufforderten, mit ihnen noch einen Ausflug in die Stadt zu machen, um mir diese von einer interessanteren Seite, als ich sie bisher gesehen hatte, zu zeigen, da erklärte ich ihnen kurz und rund, ich würde die verhängnißvollen, unteren Räume dieses Hauses nicht eher wieder betreten, bis ich Aufklärung über die Ursache meines wunderbaren Empfanges in demselben erhalten hätte, denn ich fürchtete nichts Geringeres, als daß man mich etwa um der Aehnlichkeit willen mit irgend einem durchgegangenen Taugenichts festnehmen wolle. Selbst neugierig gemacht durch meine Schilderung, eilten meine Freunde zu den Wirthsleuten, die sie ihrerseits in der größten Aufregung, Freude und Rührung fanden, und erfuhren nun zu ihrem Erstaunen, wie man nicht anders glaube, als daß ich der Sohn des Hauses sei, der im Frühjahr den Fahnen des Kaisers nach Rußland gefolgt sei und seit dem

nichts von sich hätte hören lassen, und wie sie jeden Augenblick hofften und erwarteten, ich würde mein Inkognito, mit dem ich sie hätte überraschen wollen, aufgeben und in der Uniform der jungen Kaisergarde vor ihnen erscheinen. Meine Freunde mußten nun leider die guten alten Leute auf herbe Weise enttäuschen. Für mich dagegen war dieser Aufschluß beruhigend, ja ich war sogar in hohem Grade gerührt, als ich zuerst die Treppe wieder hinabsteigend, in dem langen Korridor sämmtliche Familienmitglieder und Bekannte, die man in der Eile herbeigerufen, sowie die Dienstleute des Hauses in Reihe und Glied, wohl zwanzig an der Zahl, aufgestellt fand, um meine frappante Aehnlichkeit mit dem verlorenen Sohn anzustaunen. Ich wurde von Allen auf's Freundlichste begrüßt, und wurde nun um dieser anfänglichen Verwechslung willen von meinen Hauswirthen während der ganzen Dauer meines Aufenthalts mit einer Menge von Liebesbeweisen überhäuft. Als ich z. B. häufig über das lange Ausbleiben meines großen Koffers klagte, den ich nach damaliger Sitte als Frachtgut vorausgeschickt hatte, boten sie mir sogar Geld in Fülle an, in der Meinung, es könnten die darin eingeschlossenen Baarschaften sein, die ich so schmerzlich herbeisehne. Zunächst mußte ich versprechen, an einem der folgenden Tage einer großen Fete, einem glänzenden Diner beizuwohnen, zu welchem auch die entfernter wohnenden Bekannten und Freunde der Familie eingeladen wurden, und unter diesen ein junger deutscher Maler aus Königsberg, ein Namensvetter von mir (Aug. Wolff), welcher schon früher im Hause gewesen und den Sohn genau gekannt hatte. Da auch dieser durch meine Aehnlichkeit mit dem Verschollenen betroffen wurde, so konnte ich dem Drängen der Familie, mich für sie von ihm malen zu lassen, nicht widerstreben. So wurde ich denn in der zurückgelassenen Staatsuniform des jungen Remquet abkonterfeit, und als ich später im Jahre 1844 mit meiner Frau wieder in Paris war, suchten wir die Familie, von der noch die ehrwürdige Mutter, ein zweiter Sohn und die alte Hausmagd Alexis (die „femme de ménage“, welche, neben manchen anderen Kasseler Künstlern, auch Werner Henschel, den berühmten Bildhauer, in dem gleichen Hause bedient und von ihm zu erzählen hatte), übrig geblieben war, in ihrer jetzigen Wohnung Faubourg St. Antoine auf, um das noch in hohen Ehren gehaltene Bildniß wieder zu sehen, auf welchem meine Frau mit nicht geringem Interesse die jugendliche Gestalt ihres Ehegatten — in seiner vollen Frische, mit hochrothen Backen — erblickte.

Doch ich kehre zurück zu jenem Abende, wo ich bei herrlichem Mondscheine in Begleitung meiner Landsleute den ersten Gang durch die Straßen von Paris machte; sie führten mich über den Pont Neuf, von wo aus der Blick nach beiden Seiten den von Mondglanz versilberten Fluß mit seinen vielen durch Lampenreihen hervortretenden und sich in ihm spiegelnden Brücken und Quais überschaute, bei der berühmten Façade des Louvre und an den Tuilerien vorüber, nach den in einem Lichtmeere schwimmenden Arcaden des Palais Royal. Obgleich ich nun diese Bauwerke — wie überhaupt die hervorragenden Bauwerke der verschiedensten Länder — schon durch Abbildungen genau kannte, so war doch der Eindruck durch das Kolossale der Dimensionen, wovon ich mir im Bilde nicht volle Rechenschaft hatte geben können, so wie durch das ganze mir noch ungewohnte Leben und Treiben rings umher, ein so überwältigender, daß ich zur großen Genugthuung meiner Freunde, welche Paris gleichsam schon als ihre zweite Heimath betrachteten, wahrhaft in Ekstase gerieth und meine frühere Mißstimmung über die vermeintliche Enttäuschung sich in Jubel auflöste, daß es mir nun vergönnt sein sollte, in dieser zauberisch schönen Umgebung meine Tage zuzubringen. Erst kurz vor Mitternacht konnte ich mich von allen diesen Herrlichkeiten losreißen und suchte in meinem Dachstübchen die schon mehrere Nächte beim Stoßen des Postwagens entbehrte Ruhe; aber trotz der großen Ermüdung wollte lange kein Schlaf in meine Augen kommen, in eine so fieberhafte Aufregung hatte alle das Neue, was ich gesehen und erlebt hatte, mich versetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Waldblume der hohen Veen.

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Während dem öffnete sich die Thür, und Rommel's Hausfrau trat ein, eine anmuthige Erscheinung inmitten der Dreißig, mit weißem Kopftuch um das lichtbraune Haar, dunklem Hauskleid und hochaufschließendem, fein gefälteltem Brusthemd. Sie trug das schwarze Feiertagswams ihres Eheherrn auf dem Arme.

„Ich merke schon,“ sagte sie, indem sie die Kleider auf den hölzernen Stühlen mit niedrigen, herzförmig durchbrochenen Lehnen ausbreitete und sich selbst seufzend auf der Bank hinter dem schweren eichenen Tisch niederließ, der fast bis in die Mitte des Gemaches vorsprang, „ich merke es schon, Dein Vorhaben ist ein fest beschlossen Ding, und meine Thränen und Seufzen willst Du nicht ansehen.“

„Ei, ei,“ antwortete Hans, dessen breite, knochige Stirn sich bei den Worten seiner Frau mit einer Wolke des Kummers umzogen hatte, während der weiche, gutmüthige Mund unter dem röthlichen Vollbart doch ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, „ei, ei, meine tapfere Lene hat immer noch nicht ihren alten Muth wieder gefunden? Ich erkenne Dich ja seit gestern gar nicht wieder! Hast Du mich doch nie zurückgehalten, wenn ich sonst auszog, um Sieg und Ehre zu werben, als es zum Beispiel gegen den Sickingen ging, oder es galt, dem Herzog Ulrich von Württemberg wieder zu Land und Leuten zu verhelfen, die Bauern zu Paaren zu treiben oder das Wiedertäufernest Münster auszuheben. So sah ich Dich nicht, als es gegen den geschworenen Feind der schmalkaldischen Vereinigung, den Braunschweiger, oder an die Donau gegen Kaiser und Papisten ging, und wie anders liegt die Sache jetzt, wo es der Freiheit, ja vielleicht dem Leben unseres lieben Herrn, der alten Freiheit und dem Bestand unseres hessischen Vaterlandes, sowie der Erhaltung des durch den theuern Dr. Martinum Luther wieder an das Licht gebrachten reinen Evangelii gilt, und da will mir meine standhafte, treue Ehegenossin zum ersten Male beim Ausreiten das Herz schwer machen?“

„Ach, um Gott, Hans,“ schluchzte die Frau und barg die überströmenden Augen in ihren Händen, „zürne mir nur nicht, ich bin voll Kummers, und mein Herz will mir vor Brast zerspringen. Ich ahne Schlimmes und sah Dich die letzte Nacht im Traum in den trüben Fluthen eines großen Wassers hoffnungslos gegen den Strom kämpfen. Das bedeutet Unheil. Niemand will, wie Du selbst sagst, etwas von dem Zuge nach Mecheln wissen, alle zucken die Achseln und wahren die eigene Haut. Warum sollst Du nun gerade den Fuchs beißen, an den die großen und ritterlichen Herrn alle sich nicht heranwagen?“

„Darum sind es eben die großen Hansen, mit denen der Herr Landgraf, wie er mir schreibt, nichts anfangen kann, darum will er es mit dem kleinen Hans Rommel wagen. Sieh,“ fügte er dann mit einem Male sehr ernst werdend hinzu, „das verhehle ich mir nicht, und ich weiß es so gut wie die Andern, daß es eine verzweifelte Sache ist, und darum sage ich: lieber mit Ehren sterben, als langsam schmählich verderben. Und möchte es auch noch nicht ganz so schlimm stehen, so habe ich doch keine Wahl mehr, seitdem mich der Landgraf auf das Allerhöchste bei meinen Eiden, Pflichten und Ehren ermahnte. Da habe ich gedacht, er sei mein Herr, darum sei ich vor Gott auch meinen Eiden, Pflichten und Ehren nach schuldig, mich seiner zu erbarmen und es mit Gott hin zu wagen. Und finde ich dabei den Reitertod, nun so sind wir schon gar manches Mal auf einen solchen Ausgang gefaßt gewesen, und meine tapfere Lene wird es dann ertragen, wie sie es früher ertragen hätte. Mein Haus ist bestellt, und wenn auch der gnädige Herr es nicht überstehen sollte, so wird doch der rechte Vater der Wittwen und Waisen im Himmel und der junge Herr Wilhelm auf Erden Dein und der Knaben nimmermehr vergessen.“

Hans Rommel hatte sich, indem er so sprach, neben Frau Magdalene auf die Bank gesetzt und ihr sanft die Hände von dem Gesicht gezogen. Jetzt, wo er geendet, lächelte sie ihn durch Thränen an und sagte: „Ich bitte Dich noch einmal, Hans, zürne mir nicht und glaube auch nicht, daß ich Dich noch einen Augenblick auf dem Wege aufhalten wollte, den Du gehen wirst und den Du, wie auch ich mir nicht verbergen kann, gehen mußt. Nein, reit' in Gottes Namen hinaus und wirb mit Deinem Leben um Ehre und Freiheit unseres liebwerthen Herrn. Und daß ich Dir es nur gestehe: so gern ich Dich zurückgehalten hätte, so wäre es mir doch auch eine Kränkung gewesen, wenn Du, anstatt der Stimme des Herrn Landgrafen, der meinigen hättest folgen wollen, und ich fortan hätte im Zweifel leben müssen, ob ich noch mit gutem Gewissen meinen beiden Knaben als das höchste Vorbild aller Männlichkeit und Treue ihren Vater rühmen dürfe. Aber von Trauer schwer bleibt mir doch das Gemüth, ich kann die Ahnung nicht los werden, daß Du dem Unglück, vielleicht dem Tode entgegen gehst — und“, fuhr sie, von Neuem in Schluchzen ausbrechend, zu sprechen fort, indem sie ihn mit beiden Armen umschlang und ihren Kopf an seiner breiten Brust barg, „Hans, wenn ich das denke, dann kommt wieder die ganze Schwachheit und der ganze Jammer über mich, und ich muß mit aller Macht dagegen ankämpfen, Dich von diesem unfruchtbaren Abenteuer bei den Kindern und bei mir zurückzuhalten.“

„Gott sei gelobt, ich sehe nun doch, daß ich meinen tapferen Zeltkameraden und Kriegsgefährten wieder gefunden habe, auch wird er jetzt bald wieder die volle Herrschaft über sein aufrühreriſches

Herz errungen haben", sagte Hans scherzend, hob das gesenkte Köpfchen seiner Frau zu sich empor und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. Dann aber sprang er auf und fuhr zu sprechen fort: „Nun aber, wo ich meines besten und erprobtesten Bundesgenossen sicher bin, wollen wir die Sache mit Freudigkeit weiter besprechen. Ich ziehe mich jetzt an, damit ich bereit bin, zu Herrn Simon Bing zu gehen, wenn Kurt Breidenstein, den ich jeden Augenblick erwarte, von dem jungen Herrn aus dem Schloß zurückkommt. Es gilt, so wenig als möglich Verdacht zu erregen, und der junge Herr hat deshalb ausdrücklich befohlen, daß immer nur zwei der Eingeweihten das Unternehmen mit einander berathen sollen."

Noch hatte er mit Hilfe seiner Frau nicht die Umkleidung völlig beendigt, da trat Kurt Breidenstein in das Zimmer, eine hohe, breitschultrige Gestalt. Dem langen, bleichen Gesichte mit den kurz geschorenen dunkelen Haaren stand die steife, spanische Tracht sehr gut, wie sie damals bereits von den wohlhabenden Bürgern in den Niederlanden allgemein getragen wurde.

Kurt Breidenstein hatte als alter Waffenbruder Rommel's bis zum Ausgang des schmalkaldischen Krieges die Waffen des Landgrafen getragen, war dann aber als Kaufmann nach Antwerpen übergesiedelt, hatte dort sein Glück gemacht, jedoch auch in der neuen Heimath das alte, treue, hessische Herz bewahrt. Als daher der gefangene Landgraf sich bei der Entwerfung des Planes, heimlich von Mecheln zu entweichen, des Antwerper Kaufmanns erinnerte, den er persönlich von früher her kannte, und durch Anton von Wersabe sich mit ihm in Verbindung setzte, da war er alsbald bereit gewesen, Gut und Leben für seinen angestammten Fürsten und alten Kriegsherrn einzusetzen. Er hatte zunächst die Märkte zu Mecheln bezogen und unter dem Vorwande, dem Fürsten wollene und leinene Stoffe zur Bekleidung von dessen Dienerschaft zu liefern, sich Zutritt zu dem Gefangenen zu verschaffen gewußt. Bei seiner letzten Zusammenkunft mit dem Landgrafen hatte dieser dann nicht bloß, wie Don Juan Guevara glaubte, Unterkleider für den Winter gekauft, sondern dem treuen und verschwiegenen Kaufmann auch seinen endgültig gefaßten Beschluß, die heimliche Flucht zu versuchen, und den bereits bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Plan dieses Wagnisses mitgetheilt.

In Folge dessen hatte Breidenstein sofort eine angebliche Geschäftsreise nach Kassel unternommen, um sich in Verbindung mit den Personen zu setzen, die durch frühere gelegentliche Boten schon um das Vorhaben wußten, und um sie über die geplante Ausführung auf das Genaueste zu unterrichten. Vor allem galt seine Sendung Hans Rommel, dessen erprobter Umsicht und Tapferkeit der Landgraf die Leitung des Abenteuers zugedacht hatte. Deshalb hatte er diesem gleich gestern bei seiner Ankunft, den Brief des Fürsten überbracht und sich auf heute zur näheren Darlegung der Sache angemeldet. In der Zwischenzeit wollte er sich bei dem jungen Landgrafen Gehör verschaffen und die wenigen Herren der Ritterschaft, denen man noch eine Betheiligung zutraute, zu einer festen Zusage zu bewegen suchen. Stand so der Kreis der Theilnehmer fest, so sollte Hans Rommel mit Simon Bing, der seinerseits wieder die Verbindung mit dem jungen Landgrafen vermittelte, alle in Hessen noch zu treffenden Vorkehrungen allein besorgen, während Kurt Breidenstein in die Niederlande zurückkehrte.

„Grüß Dich Gott, alter Waffenbruder!", rief Breidenstein, nachdem er sich vor Frau Magdalene zierlich verbeugt hatte, und schüttelte Rommel herzlich die Hand. „Sind auch die Kasseler Neuigkeiten, die ich mir seit gestern zusammengelesen habe, alles in allem genommen nicht vom Besten, hier in diesem Hause, wo noch die alte reine Luft weht, wie in den Tagen von Laufen und Ingolstadt, hoffe ich dennoch, nur Gutes zu hören!"

Er streifte dabei Frau Magdalene mit einem fragenden Blicke. Rommel verstand den Blick und beeilte sich zu antworten: „Sei ohne Sorgen, Kurt! Hier bei uns umgiebt Dich alle Wege noch ein Stück Alt-Hessenland, wo, wie Du weißt, die Liebe zu dem angestammten Fürstenhause und der alten Freiheit des Stammes in den Seelen der Frauen nicht minder hell glühet, wie in denen der Männer. Auf Frau Magdalenens Verschwiegenheit und Opfermuth kann sich der Landgraf ebenso fest verlassen, wie auf seinen alten Büchsenmeister. Und so denn frisch heraus mit dem, was Du zu sagen hast! Ich brenne darauf, mit Dir zu rathen, und dann, will es Gott, fröhlich zu thaten zur endlichen Erlösung unsers edlen Herrn!"

„Habe es nicht anders erwartet, Hans, ganz und gar nicht anders erwartet! Aber in dieser bösen Zeit, wo selbst Männer, die man fest und kühn glaubte wie den Thurm von St. Martin, sich unter dem Sturme beugen, wie das Schilfrohr an der Fulda, da wird man vorsichtig und vergewissert sich auch über das Zuverlässigste erst durch eine Frage. Und hier war es überdem nur durch einen Blick!" setzte er lächelnd hinzu, indem er auf Frau Magdalene zutrat, die inzwischen das Zimmer verlassen hatte und jetzt wieder mit einem Kruge Einbecker Bieres und zwei Trinkkannen auf einem blanken Zinnbrette zurückkehrte. „Ich hoffe ernstlich,

werthe Frau," fuhr er dann, ihr treuherzig die Hand bietend, zu sprechen fort, „daß Ihr mich die böse Zeit nicht entgelten lassen wollt, und der frische Trunk, den Ihr uns da reicht, bestärkt mich in dieser Hoffnung."

Lächelnd schlug die Hausfrau in die dargereichte Hand ein und schenkte dann den Männern, die sich in dem Erker niederließen, das schäumende Getränk ein, worauf sie sich hinter ihre schon halb mit dem feinsten Flachsgespinnst gefüllte Spindel zurückzog, um dem Gespräch der Männer nicht müßig zu lauschen.

„Ich will zuerst erzählen, was ich seit gestern hier erlebt habe", hub Kurt Breidenstein zu erzählen an. „Hätte mich bei denen von der Ritterschaft eines besseren Erfolgs gewärtig gehalten! Du kennst ja die Herren, und so wird Dich es am Ende nicht wundern, daß sie alle zurückgetreten sind, auch die wenigen, auf die wir zuletzt noch zählten. Sie machten die Bedingung, wir sollten ihnen den Landgrafen bis vier Meilen vor Mecheln schaffen, dann wollten sie reiten. Das aber habe ich abgelehnt; die Unterstützung wäre dann so geringfügig, daß sie die Gefahr nicht aufwiegen würde, die uns aus dem Auszuge einer zahlreichen Reitertruppe schon im voraus erwachsen müßte."

„Recht so, Kurt, so meine auch ich es. Haben wir den Landgrafen erst vier Meilen vor Mecheln, so haben wir ihn auch so gut wie in Sicherheit und wollen ihn dann schon weiter bringen. Des Ehrengeleites der Herrn bedürfen wir dann gewiß nicht mehr", setzte er lächelnd hinzu.

„Was ferner den jungen Landgrafen betrifft," fuhr er fort, „so sah ich ihn heute zum ersten Male. Seine ruhige Art, die, als er von dem Fluchtplane sprach, sogar etwas Trauriges annahm, muthete mich bei seiner großen Jugend um so wunderlicher an, als ich sie an seinem Herrn Vater ganz und gar nicht gewohnt bin. Es will mich bedünken, als glaube der junge Herr von vornherein an keinen Erfolg der Sache."

„Ich dachte mir wohl, daß er Dir kalt vorkommen werde, Kurt; aber Du kennst ihn noch nicht. Er ist freilich keiner von den hitzigen Köpfen, wie der alte Herr, und betrachtet sich immer erst das Fleckchen Erde, wohin er seinen Fuß setzen will. Als wir vor fünf Jahren den Braunschweiger und seinen Sohn gefangen hatten, und diese alte Stadt sich in ihrem Siegestaumel fast närrisch geberdete, da gab es nur einen in der Stadt und am Hofe, der nicht lachte, und das war das damals erst dreizehn Jahre alte Herrlein. Immer noch sehe ich ihn vor mir, wie er an einem der Fenster des Schlosses da drüben stand und auf die bunte, jubelnde Menge hinunterblickte, still, ruhig, ernst und fast traurig, als habe er in ferner Zukunft der unerfreulichen Dinge viele zu erblicken. Magister Johannes Buch, sein Lehrmeister, hat mir erzählt, wie es dem Prinzen inmitten dieser ausgelassenen Freude unsäglich beklommen zu Sinn gewesen sei, da er unaufhörlich an die Veränderlichkeit der Zeiten und den Wechsel des irdischen Glückes habe denken müssen. Und nur zwei Jahre darnach waren die Braunschweiger wieder frei, der alte Herr aber fiel dem hallischen Betruge zum Opfer. Das Feuer, das dem Blute des jungen Herrn fehlen mag, brennt tief verborgen in seiner Seele, und wenn es dort nicht aufsprüht und alles unwiderstehlich mit fortreißt, wie wir das an dem alten Herrn so oft erlebt haben, so durchdringet es doch den ganzen Mann mit um so stetigerer Wärme. Glaub' mir's, Kurt, wenn in diesen gefährlichen Zeiten bei uns überhaupt noch etwas ausgerichtet werden kann, so ist dies der rechte Mann dazu, weil seine stille Beharrlichkeit sich auch durch die schwersten Hindernisse langsam, aber sicher an das Ziel bringt."

„Es wird wohl so sein, wie Du sagst, Hans; nur glaube ich, daß uns zwei alten Knaben mit den jungen Herzen die rasche Art des alten Herrn besser zusagt. Aber jedes an seinem Orte und zu seiner Zeit! Um nun auf unser Abenteuer zurück zu kommen, so hat mir Herr Wilhelm nicht verhehlt, daß er es lieber gesehen haben würde, wenn sein Herr Vater sich noch ein Jahr in Geduld habe fassen können, weil er die feste Zuversicht hege, bis dahin das Bündniß endlich zu Stande zu bringen, das den Kaiser zu seiner Freilassung zwingen werde. In Ansehung jedoch der unerträglichen Qualen und des unbeugsamen Entschlusses seines Herrn Vaters müsse dem entworfenen Plane gemäß gehandelt werden, den er namentlich deswegen für gut halte, weil er nur auf einen ganz kleinen Kreis von Theilnehmern berechnet sei. Nachdem die von der Ritterschaft abgelehnt, müßtest Du, Hans, die Leitung allein übernehmen, und sei er bereit, durch den Secretarius Bing Dich in allen Stücken mit Rath und That zu unterstützen. Er selbst aber wolle Dich erst am Tage vor Deinem Auszuge sprechen, um jedem Verdacht der kaiserlichen Späher möglichst zu entkommen."

„Damit bin ich zufrieden", sagte Hans Rommel nach kurzem Nachdenken. „Ein Mehreres kann und darf der junge Herr nicht thun, wenn er nicht die ganze spanische Meute von vornherein auf unsere Spur setzen will. Und nun laß mich die Einzelheiten des von Herrn Philipp entworfenen Planes hören!"

Breidenstein zog ein Blatt Papier sowie ein kleines Käftchen aus der Tasche, und die Männer rückten dichter zusammen.

„Hier," sagte er, „siehst Du zuerst eine Zeichnung des Schlosses von Mecheln und seiner Umgebung. Durch diese Seitenpforte wird der Landgraf das Schloß verlassen, weil sie von dem wachthabenden Posten nicht übersehen werden kann. Der Schlüssel dazu ist in den Händen des Kastellans. Dem Pförtchen gegenüber führt ein unverschlossener Seiteneingang zum Lustgarten, der der Schloßdienerschaft zum Durchgang dient. Einmal im Garten, ist der Fürst den Augen der wachestehenden Landsknechte entzogen, denn das Gebüsch, das hier auf der Zeichnung grün angegeben ist, wird ihn verdecken. An den Lustgarten lehnt sich dort der Gemüsegarten, von jenem mittelst eines Plankenzauns getrennt. Eine verschlossene Thür führt aus dem einem in den anderen. Der Schlüssel zu dieser Thür befindet sich ebenfalls in den Händen des Kastellans. Der Gemüsegarten nun dehnt sich bis an die Landstraße aus, und eine schwache Plankenthür, die ein Mann mit Leichtigkeit zertrümmern kann, führt unmittelbar auf sie und diese nicht weit davon an das Thor. Weiterhin findest Du hier in dem Kästchen die Wachsabdrücke der Schlüssel zu dem Schloßpförtchen und der Verbindungsthüre zwischen Lustgarten und Gemüsegarten. Der Kammerknabe Anton von Wersabe hat sie sich durch die Nichte des Kastellans verschafft, mit der er zu dem Ende eine Liebelei angefangen hat. Es wird Dir nun überlassen bleiben müssen, nach diesen Abdrücken von einem kunstgeübten Meister Schlüssel anfertigen zu lassen. Das muß jedoch bald geschehen, damit ich sie bei meiner Abreise, die spätestens in acht Tagen stattfindet, mitnehmen kann; denn wir müssen sie vorher dort probiren, damit im Augenblicke der Entscheidung störende Hindernisse uns nicht in den Weg treten. Der alte Herr hat die Ausführung selbst nun folgendermaßen bestimmt. Der Ausbruch erfolgt am zweiundzwanzigsten Dezember gegen Morgen. Die Zeit des Mondscheins ist dabei in Anschlag gebracht. Die Nachtzeit verwirft der Herr Landgraf hartnäckig, wegen seiner Beleibtheit, auch wegen der engen Wendelstiegen und der langen Nachtwachen der Spanier. Gegen sieben Uhr in der Frühe will er das Schloß durch die Seitenpforte verlassen, durch den Lustgarten und Gemüsegarten der Plankenthüre zueilen, die von letzterem zum Stadtthor führt, das um sechs Uhr geöffnet wird. Dort halten wir mit den Pferden. Der Landgraf sitzt auf, und fort geht es, dem nächsten Orte zu, wo frische Pferde stehen. Ich bin des Landes kundig und zeige den Weg. Du mit dem Bremer Kammerknaben und einigen zuverlässigen handfesten Knechten, die Du hier auswählen und mitbringen mußt, deckst unsern Abzug und übernimmst zugleich die oberste Leitung des Ganzen. Für die nöthigen Unterlegspferde auf den von mir bezeichneten Stationen werde ich Sorge tragen."

„Ich bin auf dem Platze, wenn es gilt," entgegnete Hans bestimmt, „und die Wachsabdrücke sende ich noch heute an meinen Gevattermann Wilhelm Kleinschmidt nach Immenhausen, dessen Du Dich noch von Landstuhl her, wo wir dem Sickingen das Bad heizten, erinnern mußt. Er verfertigt die kunstreichsten Schlüssel im Hessenlande. — Sechs bis acht Landsknechte werden nicht allzuviel Aufsehens machen und doch hinreichen, um den Rückzug zu decken, wenn ich sie unter unseren erprobten Zeltgenossen wähle und wir alle geschwinde Rosse haben. Ich denke, es ist das eine Sache wie gemacht für Hans Han."

„Den Stalljungen des Marschalls Wilhelm von Schachten, gelt? Der im Feldlager vor Ingolstadt mit seinen Genossen auf eigene Faust den kaiserlichen Nachzug unter dem Warteberg auseinander sprengte und unsern fürstlichen Herrn durch dieses tollkühne Wagniß so entzückte, daß er aus der Hand der tapferen Knaben ein Paar schwerbeladene hispanische Maulesel anzunehmen geruhte? Der Bursche ist gut!"

„Derselbe! Er bekam nachgehends bei Gengen einen Hakenbüchsenschuß durch den Leib, ohne jedoch Schaden zu nehmen, und treibt sich jetzt ohne Beschäftigung herum, weil er nach der Gefangenschaft Sr. Gnaden bei einem andern Herrn keine Dienste nehmen wollte. Wenn ich aber den Han habe, so habe ich auch den Philipp Weigel, den Schwan und den Hans, seine unzertrennlichen Gefährten, lauter Burschen, die vor keinem Wagniß zurückschrecken. Das wäre also schon so gut wie abgemacht, und es bleibt nur zu wissen, wohin wir uns mit dem befreiten Herrn wenden sollen."

„Der alte Herr will über den Rheinfels Frankreich zu erreichen suchen, und auch der junge Landgraf hält das für das Beste, weil er hofft, König Heinrich II. werde dadurch bei dem alsdann jedenfalls ausbrechenden Krieg zu einer offenen Parteinahme gegen den Kaiser gedrängt werden. — So wären wir also einig, Herzbruder," fügte Breidenstein aufbrechend hinzu. „Ich werde in den nächsten Tagen hier noch den Handelsgeschäften nachgehen und es so auffällig treiben, daß niemand sich einen eifrigern Kaufmann soll denken können als den Kurt Breidenstein aus Antwerpen. Vor meiner Rückreise sehen wir uns dann noch einmal wieder."

Kurt verließ nach herzlichem Abschiede von dem Rommelschen Ehepaare das Haus, und Hans folgte ihm alsbald nach, um mit Simon Bing über alles das Abrede zu nehmen, was zu dem Wagniß weiter erforderlich sei.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Der hessische Kaffeekrieg. Einen bemerkenswerthen Beleg dafür, wie wenig die Gesetzgebung im Stande ist, die Volkssitte zu brechen, wenn ihre Verbote nicht im Einklang stehen mit dem was die öffentliche Gesinnung für erlaubt hält, bieten die im vorigen Jahrhundert in Hessen gemachten gesetzgeberischen Versuche, dem Kaffeetrinken Einhalt zu gebieten. Eine landesherrliche Verordnung vom 28. Januar 1766 „gegen das allzustark eingerissene Caffé-Trinken" leitet die gegen das letztere ergehenden Verbote mit folgendem Satz ein: „Nachdem Uns zu Unseren großen Mißfallen ist vorgekommen, wasmaßen der von Unseren getreuen Unterthanen überall, insonderheit aber auf dem Lande, seit einiger Zeit getriebene Mißbrauch mit dem Cofé noch täglich stärker einreiße, und Wir diesem landesverderblichen Unwesen, wodurch Unsere getreuen Unterthanen, neben der Schwächung ihrer Gesundheit, in merklichen Verfall ihrer Nahrung gerathen, nicht länger nachzusehen gemeynet sind, daß Wir daher zum Besten derselben folgendes zu verordnen Uns gnädigst bewogen gefunden." Und nun wird verfügt, daß alle auf dem Lande in den Ortschaften angelegte Caffékräme gänzlich aufgehoben und dergleichen Krämer und Cafféschenker ferner nicht geduldet werden sollen. Der etwa noch vorräthige Kaffee soll bei Vermeidung von 5 Rthlr. Strafe und unfehlbarer Konfiskation desselben innerhalb dreimonatlicher Frist fortgeschafft werden und die Krämer sollen sich des Handels mit Kaffee künftig gänzlich enthalten, die Juden bei Verlust des Schutzes. Der weitere Gebrauch des Kaffees wird überall auf den Dörfern und den Höfen den Bauern, Tagelöhnern und dem Gesinde bei 10 Thaler Geld- oder vierzehntägiger Gefängnißstrafe untersagt, und sollen sich die Landleute von dem bei ihnen etwa befindlichen Kaffeegeschirr innerhalb sechs Wochen losmachen und solches so gut sie können veräußern. „In den Städten", heißt es dann weiter, „mögen zwar diejenigen Bürger, welche in dem Ansehen und Vermögen stehen, daß sie vor dem eingerissenen Mißbrauch des Caffé sich dessen ohne Anstoß bedient, solchen ferner mäßig gebrauchen, es sollen aber die Polizei-Kommissionen und Bürgermeister und Rath auf die geringeren und nicht vermögenden Bürger genau Obacht nehmen, sie von dem ihnen in allem Betracht zum Verderben gereichenden Caffégetränke nachdrücklich abmahnen und bei verspürendem Mißbrauch die Uebertreter nach Befinden bestrafen." Zum Schluß werden Hausväter und Hausmütter, oder sonstige Arbeitshalter, „sie seien wes Standes sie wollen", mit 10 Rthlr. Geld- oder vierzehntägiger Gefängnißstrafe bedroht, wenn sie den Wäsche- und Büglerinnen den Kaffee gestatten, oder aus einem übel angebrachten guten Willen ihnen solchen gar selbst verhandreichen würden.

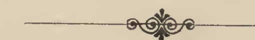
Durch ein mit Genehmigung des Landgrafen ergangenes Regierungsausschreiben vom 15. März 1770 wurde die Wiederaufhebung dieser Kaffee-Ordnung verkündet und statt des gänzlichen Verbots des Kaffeegenusses für die niederen Stände dessen Erschwerung dadurch erstrebt, daß auf jedes Pfund Kaffee eine Verbrauchssteuer — sog. Impost — von zwei guten Groschen erhoben werden sollte. Da sich indessen diese Maßregel als völlig unwirksam erwiesen hatte, erließ Landgraf Friedrich schon unter dem 11. März 1773 eine erneuerte und geschärfte Verordnung gegen das Kaffeetrinken, in welcher die früheren Verbote wiederholt und sogar Strafen bis zu 20 Thaler Geld und vierzehn Tagen Zwangsarbeit gegen Uebertretungen angedroht wurden. Ausgenommen von dem Verbot des Kaffeetrinkens wurden indessen „alle und jede Honoratiores, welche nicht unter den Untergerichten, sondern unmittelbar unter den höheren Gerichten stehen", ferner die Kasseler Hansegrebe-Gilde, auch überhaupt vornehmere Kaufleute und Fabrikanten. Sollten sonst Leute von gewissem Ansehen, welche es ihres Vermögens halber zu thun im Stande wären, sich des Kaffees bedienen wollen, so haben sie — wie es wörtlich in der Verordnung heißt — „unter Bescheinung der Umstände um Unsere gnädigste Dispensation sich unterthänigst zu melden und selbige unentgeltlich zu hoffen". Um jedoch auch bei den eximirten Unterthanen das Uebermaß des Kaffeetrinkens möglichst einzuschränken, wurde die auf den Kaffee gelegte Verbrauchsabgabe auf die Hälfte des Verkaufspreises erhöht.

Auch diese, durch die zugelassenen Ausnahmen von vornherein schon stark durchlöcherte Verordnung hatte nicht den beabsichtigten Erfolg, und so wurden ihre Bestimmungen nochmals durch eine Verordnung vom 6. Juli 1775 eingeschärft und dahin erweitert, daß allen Kaufleuten und Krämern der Verkauf gebrannten oder gemahlenen Kaffees durchaus verboten und bestimmt wurde, daß an die Käufer, denen der Gebrauch des Kaffees erlaubt sei, niemals unter sechs Pfund überlassen werden dürfe; alles dies bei Strafe von 100 Rthlr., oder Zuchthausstrafe.

Bald aber beginnt der Rückzug in dem erfolglosen Krieg gegen den unbesiegbaren Feind, indem schon unter dem 21. Dezember 1775 bekannt gegeben wird, daß, „obzwar das Coffétrinken denenjenigen, welchen es nicht zukommt, nach wie vor untersagt bleibt, dennoch der Licent auf einen

Albus per Pfund zu mehrerer Beförderung des commercii heruntergesetzt“ sei.

Noch einmal werden zwar durch ein Regierungsausschreiben vom 21. Februar 1780 sämmtliche Beamte und Gerichtsbarkeit Habende vom Adel erinnert, über die Befolgung der Kaffeeordnungen sträcklich zu wachen, und wird dabei — schon mit einer gewissen Resignation — das Mißfallen des Landesherrn darüber kundgegeben, „daß noch in vielen Dorfschaften wie auch in Städten, denen es nicht verstattet worden, auf eine den Beamten nicht unbekannte Weise Caffée ohne Scheu getrunken und Crämerey damit getrieben wird“. — Damit endigen aber die Bemühungen der hessischen Gesetzgebung, den Genuß des Kaffees einzuschränken, und ohne daß die in diesem Sinn ergangenen Verordnungen ausdrücklich zurückgenommen werden, erlahmt gegenüber der Macht der Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung der gegen den Kaffee unternommene Kampf bald vollständig.



Aus Heimath und Fremde.

Hessische Kunst.

Die Wandlung, welche die Malerei durchgemacht hat, kann man am besten in der Münchener Secession studiren. Da wo vor nicht langer Zeit das feine Grau die Wände beherrschte, frohlockt's heute in fast verwirrender Farbenschönheit und Kraft. Das ist nicht nur im Figurenbilde der Fall, mehr noch in der Landschaft, die ganz den Pfad nüchterner Abschrift verlassen hat und — meist in schlichten, im alten Sinne unbildhaften Naturausschnitten — wundervolle Symphonien giebt. Man wird aussprechen dürfen, daß die Landschaftsmalerei zu keiner Zeit eine solche Allgemeinhöhe erreichte.

Im Massenaufgebot des Glaspalastes tritt dieser geschlossen vollzogene Umschwung selbstverständlich nicht so einheitlich zu Tage, auch nicht im Meßhause zu Kassel, geht doch der dort am besten vertretene Hans v. Volkmann seine stillen Wege der Naturbetrachtung.

Es ist im Meßhause durch das Aufeinandergeschichtetsein der Bilder sehr schwer, das einzelne Werk zu „sehen“; — aber es muß mühevoll konstatirt werden, daß auch bei den landsmännischen Malern Strebsamkeit zu finden ist und Verständniß für die Forderungen der Zeit.

Nach Hans Fehrenberg, der in seiner Wucht ganz aus dem Rahmen der Kasseler Abtheilung herausfällt, wäre zunächst Richard Jeschke zu nennen mit einem bewegten poesiereichen Abend, dann Ferd. Koch mit verschiedenen Landschaftssachen, so einem Rhöndorfe mit abendlich angeblautem Schnee. Karl Horn-München malt ein ausgezeichnetes Porträt, und auch in der Landschaft fühlt er gut. Hans Kolitz hat ein Thema gefunden, das ihm liegt; an seinem Schwälmer-Interieur, frisch hingesetzt und fröhlich machend in seiner so richtigen unvermittelten Buntheit, kann man Freude haben. Genau das Gleiche gilt von Arthur Ahnert, sein Interieur eines armen Kirchleins mit den trockenen Kränzen an den kahlen Wänden und dem schönsitzenden Farbfleck des schwarzen Altars ist sehr gut; man denkt dabei an Kuehl, und das will was heißen! Heinrich Giebel's Bilder sind immer künstlerisch, wenn auch die Landschaft wohl werthvoller ist als das Köpfchen, an dem ein wenig zu viel gethan ist. Metz scheint jetzt Muth zu haben zu zeigen, was er eigentlich kann — er, der eine Studie malte, so fein gesehen, wie dies gar nicht oft vorkommt, stellte dann „Bilder“ aus, worin gar nichts von dem zu spüren war —, sein jetzt ausgestelltes Landschaftsbild mit den feinduftigen Weiden am Wasser stellt Anforderungen an den Beschauer.

Ad. Lins-Düsseldorf ist ein wenig hart, und auch Hassebrauk's sonnendurchleuchteter Wald ist nicht recht überzeugend; Paul Scheffer's Landschaftsbild wirkt in seiner derben Mosaiktechnik sehr dekorativ; Fennel ist talentvoll in einem Landschaftsbilde mit Wildstaffage, und Fräulein B. Braunhof malt auch eine ganz gut gesehene Landschaft; allzusüß wirkt C. Armbrust. Die Landschaften von Matthei, E. Neumann und anderen sind nicht ganz auf der Höhe, was, wenngleich mit Einschränkung, auch von H. Neumann gilt. Luft und Licht vermitteln die Gegensätze in der Natur doch wohl anders, als es in diesen Bildern zum Ausdruck kommt. Jung ist bestrebt, sich in die Natur hineinzufühlen. Fräulein May hat ein frisches Männerporträt da; Fräulein H. Braunhof wirkt ein wenig veraltet in den Oelbildern, aber sehr lebendig ist sie in einem weiblichen Pastell. Scherer's Pastell ist ein wenig schemenhaft, dafür das Porzellan-Stillleben auf dem zweiten Kinderbildchen von verblüffender Wahrheit; Thielmann sehr gut in einer Kollektion von gezeichneten Schwälmern — sichere Erfassung und echt künstlerische Art zeichnen

ihn aus. Adolf Wagner-Kassel, der gute Zeichner, ist kein so guter Maler, das beweist sowohl sein Oelbild als auch das Pastell.

Einige Namen des Katalogs haben wir trotz eifrigen Suchens nicht gefunden; wenn Andere ungenannt bleiben, so soll das bedeuten, daß die heute im Meßhause ausgestellten Arbeiten die Meinung über ihren künstlerischen Werth nicht ändern konnten.

In München war auch dieses Jahr aus Kassel leider gar nichts zu sehen, wohl aber von Kasselanern. Im Glaspalaste: Adolf Lins; er läßt jetzt die Thierstaffage nicht mehr Hauptsache seiner Bilder sein, betont mehr die Landschaft; ein Sommerbildchen mit der Entenfamilie ist ein wenig trocken in der Malweise, aber ein Herbst mit Abendsonne sehr tüchtig. Fräulein Auguste Schepp erreicht in ihrem Dorfkirchen-Interieur kaum das, was sie fleißig anstrebt, und alljährlich hängt sie an ungefähr gleicher verlassener Stelle. Von Fritz Rhein-Berlin ist wieder ein tiefgestimmtes Frauenporträt da; er macht immer ein Bild daraus, das anzieht und beschäftigt. Schön hat sich Fräulein Frieda Menshausen-Berlin entwickelt. War sie schon in ihren Pastellen mit Recht belobt, so übertrifft sie diese heute noch in einem Oelbilde (die früher in Blumenstücken immer etwas geleckt erschienen): ein kleines Mädchen mit dem Bilderbuche auf dem Divan am Fenster, sehr schön empfunden und gemalt!

Karl Horn-München giebt in einer Tuschzeichnung, die er „Sehnsucht" nennt, etwas Symbolisches. Ein schmales Höhenblatt, im mittleren größeren Felde ein weibliches Figürchen, das sehnsüchtig auf's Meer hinausschaut; von oben, durch ein gezeichnetes Geäftchen getrennt, sieht der Knochensensentod auf sie herab, während unten, wieder als Bildchen für sich, ein todter Jüngling auf einer aus dem Meere auffsteigenden Klippe liegt; also etwa Hero-Leander, — nicht sehr tief. Tiefer ist H. Meyer-Kassel-Starnberg in einem Pastell. Ueber dem Städtchen kalter Abend; der Tod hat ein altes Paar heraufgeführt, sachte schließt er des Friedhofs Pförtchen auf, sie folgen zögernd. Dann sahen wir von ihm noch landschaftliche Pastelle und angetuschte Steindrucke von großem Gehalte.

In der Secession hängen J. B. Scherer und Hans Fehrenberg. In Scherer's Pastellbildniß ist der Kopf sehr, sehr fein in Ton und Linie, aber das Gewand aufdringlich; vielleicht ist er aber dafür nicht verantwortlich zu machen, er wird seine Wünsche in Bezug hierauf schwer geltend machen können, fühlt sie sich mal „schön" darin! In Fehrenberg's Landschaften klingt's von den verträumten Linien eines Lenauliedes bis zu den leuchtendbreiten Rhythmen des Beethoven maestoso . . .

Kassel, 20. Oktober 1899. W. S.

Einweihung. Am 23. Oktober vollzog Bischof Adalbert Endert von Fulda die feierliche Einweihung der neuen, im romanischen Stile erbauten katholischen Kirche in der Kölnischen Allee zu Kassel. Das auch im Innern in würdigster Weise ausgestattete stattliche Gotteshaus ist das Werk des Regierungsbaumeisters Georg Kegel daselbst. In der nächsten Nummer wird eine bauliche Beschreibung der Kirche aus sachkundiger Feder gegeben werden.

Jubiläen. Am 19. Oktober waren 50 Jahre vergangen, seit dem Provinzialschulrath Geheimen Regierungsrath D. Dr. Lahmeyer zu Kassel von der Universität Göttingen die philosophische Doktorwürde verliehen wurde. — Am 27. Oktober beging Justizrath Dr. Schmidt zu Marburg sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Universitätsnachrichten. Am 15. Oktober wurde der Professor der Medizin Hans Horst Meyer für das Amtsjahr 1899/1900 zum Rektor der Universität Marburg gewählt. Bekanntlich hatte der bereits erkorene Rektor Professor Dr. Ahlfeld seines leidenden Gesundheitszustandes halber ablehnen müssen. — Am 25. Oktober hielt Privatdozent Dr. Karl Heldmann aus Michelbach bei Marburg in der Aula der Universität zu Halle a. S. seine Antrittsvorlesung über die Entwickelung und staatsrechtliche Bedeutung der römisch-deutschen Reichskleinodien. Seine Habilitationsschrift erschien soeben unter dem Titel: „Die Hypothesen über den Kölngau und die älteste Verfassung der Stadt Köln".

Vorzügliche Leistung. Am 21. Oktober bestand der Rechtskandidat Martin aus Eisleben (Sohn des Regierungs- und Schulraths in Merseburg), ein Enkel des 1895 verstorbenen trefflichen hessischen Juristen Oberappellationsrath a. D. Martin zu Kassel, daselbst die Referendariatsprüfung mit dem Prädikat „Ausgezeichnet", gewiß eine seltene Leistung.

Die „Aufbahrung der Leiche der heiligen Elisabeth", ein großes Gemälde des verewigten Historienmalers Professor Friedrich Müller zu Kassel, des Verfassers des Buches „Kassel seit 70 Jahren", ist zur Zeit im Schaufenster der Hühn'schen Hofbuchhandlung daselbst allgemeiner Besichtigung zugänglich und wird dort täglich von

vielen Seiten in Augenschein genommen. Friedrich Müller, einst der hochverdiente Leiter der Kasseler Kunstakademie, hat verschiedene Bilder gemalt, welchen Episoden aus dem Leben der Stammmutter unseres hessischen Fürstenhauses zum Vorwurf dienen, sodaß er unter den französischen Künstlern den Beinamen le peintre de la sainte Elisabeth gewann. Das ausgestellte Bild erfreute sich stets allgemeiner Anerkennung und verdient deshalb an besonders würdiger Stelle seinen Aufbewahrungsort zu finden.

Todesfall. Am 18. Oktober verschied zu Kassel der Oekonomierath Carl Vogeley im 75. Lebensjahre. Der Verstorbene, der Sohn des kurhessischen Majors, späteren Obersten und Kommandeurs des Kadettencorps Ferdinand Vogeley, erhielt seine Erziehung in demselben und trat später als Leutnant in das Leibgarderegiment, nahm aber bereits im Herbst 1850 seinen Abschied. Dann widmete er sich, nachdem er vorübergehend in Holland geweilt hatte, der Landwirthschaft, die er theoretisch wie praktisch aus dem Grunde kennen lernte. Er übernahm eine landwirthschaftliche Schule in Lützschena bei Leipzig, die hernach nach Plagwitz verlegt wurde. Vogeley's sorglichstes Bestreben war es, die Schule auf möglichst hohe Stufe zu heben, zu welchem Zwecke er die bedeutendsten Lehrer der Leipziger Hochschule zu Vorträgen vor seinen Schülern zu gewinnen wußte, so Wilhelm Roscher und Heinrich von Treitschke, welch' letzterer ihm sehr nahe stand. Als die Schule einging, bezw. mit dem landwirthschaftlichen Institut zu Leipzig vereinigt wurde, erhielt deren Leiter für seine Verdienste den Titel als Königlich Sächsischer Oekonomierath. Er zog nunmehr im Jahre 1866 wieder in seine Vaterstadt Kassel, wo seine hochbetagten Eltern noch lebten, und durfte mit diesen noch eine Reihe von Jahren gemeinsam verbringen. Sein einziger Bruder wurde bei dem Sturme auf die Chlumer Höhen als Premierleutnant im preußischen Gardefüsilierregiment an der Spitze seiner Kompagnie schwer verwundet und starb einige Wochen später im Feldlazareth, nachdem ihn König Wilhelm I. noch persönlich besucht hatte. Seine einzige Schwester, die unter dem Pseudonym Auguste Linden bestens bekannte Dichterin, die erste Gattin des späteren Direktors der Landeskreditkasse Dr. Richard Harnier, war bereits im Jahre 1856 verstorben. Nach seiner Rückkehr in die Heimath widmete sich Carl Vogeley völlig gemeinnütziger Thätigkeit, er wurde Generalsekretär des landwirthschaftlichen Zentralvereins für den Regierungsbezirk, Vorsitzender des landwirthschaftlichen Vereins für den Kreis Kassel und Mitglied des Stadtraths der Residenz. Auch übernahm er die Leitung der landwirthschaftlichen Zeitschrift. Von 1870 — 1879 vertrat er den Kreis Hofgeismar-Wolfhagen im preußischen Abgeordnetenhause. In seinen Ehrenämtern entfaltete der Geschiedene eine eifrige Wirksamkeit, bis ein schweres Augenleiden, das vor einigen Jahren den Verlust eines Auges im Gefolge hatte, ihn zwang von fernerer öffentlicher Wirksamkeit abzusehen. Seine hervorragende Tüchtigkeit auf landwirthschaftlichem Gebiete hatte er auch als Mitglied des Kasseler Stadtraths zu entfalten beste Gelegenheit, da er die Oberaufsicht über das in der Verwaltung der Stadt befindliche Forstgut zu führen hatte. Abgesehen von seinem Augenleiden bis zum letzten Augenblicke persönlich körperlich kräftig wie geistig frisch, mußte Vogeley erleben, daß viele seiner liebsten Freunde vor ihm in's Grab sanken, so zuletzt sein treuer Freund, der Ehrenbürger Kassels Geh. Justizrath Hupfeld. Die vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche ihn zierten, sichern ihm das beste Andenken bei allen, die ihm nahe standen oder ihn gekannt haben.

Hessische Bücherschau.

Justus Schneider, Illustrirter Führer durch Fulda und Umgebung sowie Bad Salzschlirf. Mit einem Plan der Stadt und einer Karte des Kreises Fulda. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Fulda (Aloys Maier). VIII, 118 S. 8°.

Der Verfasser des bestens bekannten und allbeliebten „Führers durch die Rhön“, welcher bereits in fünfter Auflage vorliegt, bringt jetzt auch von seinem Führer durch Fulda und Umgebung eine neue Auflage, die dritte. Da in der Stadt des heiligen Bonifatius seit dem Erscheinen der zweiten Auflage dieses beliebten Buches viele Neubauten, Straßen und neue Anlagen entstanden sind, die Restauration des Domes und der Severikirche erfolgt, die Kaserne als Stadtschulbau neu ausgebaut, das in das Eigenthum der Stadt übergegangene Schloß mit den dazu gehörigen Gebäuden, Gärten und Plätzen in würdigen Zustand versetzt worden ist, war es allerdings geboten, eine neue Auflage zu veranstalten.

Verfasser und Verleger haben das Ihrige gethan, um dem Werke in seiner neuen Gestalt die alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

Carl Preser, Gedichte. 5. Auflage. Kassel (Ernst Hühn) 1899. XIII, 304 S. 8°.

Konnten in „Hessenland" Nr. 19 einer neuen Gedichtsammlung unseres Altmeisters Carl Preser Worte warmer Anerkennung gespendet werden, so bietet sich uns heute bereits wieder Veranlassung seiner zu gedenken. Im Jahre 1856 trat der Verfasser mit einem Band Gedichte zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit. In den seitdem verflossenen 43 Jahren sind diese schönen Gedichte, zu denen viele neue hinzugekommen sind, in immer weitere Kreise gedrungen und haben dem Dichter immer neue Anhänger gewonnen. Zeugen davon sind die verschiedenen Auflagen, die zum Theil in schneller Folge erschienen sind, sodaß nunmehr die fünfte vorliegt, wieder in trefflicher Ausstattung, die ihr der Verleger hat zu Theil werden lassen. Wünschen wir dem greisen Dichter, daß es ihm vergönnt sein möge, im Besitze gleicher geistiger Frische noch manche neue Auflage seiner Dichtungen zu erleben.

Personalien.

Verliehen: dem vortragenden Rath im Ministerium für Handel und Gewerbe Geheimen Oberregierungsrath Dr. Wehrenpfennig zu Berlin der Charakter als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath mit dem Range der Räthe 1. Klasse; dem Landgerichtsrath Vogt zu Kassel aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Charakter als Geheimer Justizrath; dem Geheimen Regierungsrath Dr. Freiherr von Brackel der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; Kommissionsrath Peter zu Beckerhagen das Prädikat Geheimer Kommissionsrath; Lehrer a. D. Göbel zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; der Frau Geheimen Baurath Hoffmann, geb. Dietrich in Fulda die Rothe Kreuz-Medaille 2. Klasse; der Freifrau von Amelunxen, geb. Freiin von Römmelburg in Amöneburg, der Frau Major Breßler, geb. Freiin von Spiegel in Fulda, der Frau Eisenbahndirektions-Präsident Fleck, geb. Blume in Marburg, der Frau Baurath Griesel, geb. Dux in Hersfeld, dem Fräulein Koppen in Schmalkalden, der Frau Metropolitan Rothnagel, geb. Coing in Rotenburg a. F., der Frau Landrath von Schenck, geb. Gräfin von Byland-Rheydt in Hanau, der Frau Landrath Freifrau von Schleinitz, geb. von Brossendorf in Hersfeld, der Frau Botschafter Freifrau von Stumm, geb. von Hofmann in Holzhausen, Kreis Kirchhain, dem Domänenrath a. D. Hitzeroth zu Rotenburg a. F., dem Kreissekretär Köhler zu Fulda, dem Dr. med. Lehnebach zu Schmalkalden, dem Superintendenten Sopp zu Hanau, den Pfarrern Schellenberg zu Battenberg und Seipel zu Niederklein und dem Bürgermeister Wicke zu Wolfhagen die Rothe Kreuz-Medaille 3. Klasse.

Ernannt: Regierungspräsident von Bischoffshausen zu Minden zum Direktor im Ministerium des Innern zu Berlin mit dem Charakter als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath; die Landgerichtsräthe Dr. Hartmann in Hanau und Hertwig in Kassel, sowie Amtsgerichtsrath Barkhausen in Geestemünde zu Landgerichtsdirektoren in Altona, bezw. Meiningen und Kassel; die Landgerichtsräthe Dr. Leppel und Schneider zu Kassel zu Oberlandesgerichtsräthen in Kiel, bezw. Stettin; die Gerichtsassessoren Dr. Popper, Bersch und von Klüser zu Amtsrichtern in Hanau, bezw. Fritzlar und Windecken; die Referendare Pfeiffer und Gonnermann zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Oberlandesgerichtsrath Schrader zu Frankfurt a. M. nach Kassel; Amtsgerichtsrath Dr. Gaebler in Neumagen nach Wächtersbach; Amtsrichter Düsterberg in Gütersloh nach Kassel; Amtsrichter Weizsäcker in Oranienburg als Landrichter nach Marburg; Amtsrichter Frohwann zu Altona als Landrichter nach Kiel; Rentmeister Herwig zu Frankenberg nach Homberg.

Bestätigt: Bürgermeister Prediger zu Kirchhain.

Wiedergewählt: Bürgermeister Kraiger zu Fritzlar für eine Amtsdauer von 12 Jahren.

Ausgeschieden: Gerichtsassessor Dr. Barnhagen aus dem Justizdienste infolge Bestätigung seiner Wahl zum besoldeten Beigeordneten der Stadt Itzehoe.

Verlobt: Juwelier Willy Scheel mit Fräulein Lotte Hahn (Kassel, Oktober); Hauptsteueramtsassistent Hermann Scheele zu Frankfurt a. M. mit Fräulein Marie Jäger (Hanau, Oktober).

Vermählt: Katasterkontroleur Otto Badenhausen mit Fräulein Frieda Vorberg (Wattenscheid, 4. Oktober); Leutnant Ernst Gustav von Löbbecke zu Wandsbeck mit Fräulein Olga Münchmeyer (Hamburg, 10. Oktober); Gewerbeinspektionsassistent Dr. phil. Wetzel zu Berlin mit Fräulein Reich (Kassel, 12. Oktober); Kaufmann Zinn mit Fräulein Herzog (Kassel, 13. Oktober); Generalagent Erdmann Jungnickel zu Nordhausen mit Fräulein Frieda Landgrebe (Kassel, 14. Oktober); Schirmfabrikant Karl Pfankuch mit Fräulein Marie Reuß (Kassel, 15. Oktober); Kaufmann Adolf Lappe mit Fräulein Wilhelmine Schiebeler (Kassel, 16. Oktober); Kaufmann Julius Siebert mit Fräulein Minna Kropf (Kassel, 18. Oktober); Thierarzt Oskar Kühn mit Fräulein Margarethe Gebhardt (Kassel, 19. Oktober); Fabrikbesitzer Friedrich Wilhelm Ottomeyer zu Steinheim mit Fräulein Elisabeth Schlakke (Kassel, 25. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Regierungssekretär W. Wimmel und Frau Emma, geb. Haustein (Kassel, 11. Oktober); Kaufmann Georg Hooß und Frau (Kassel, 16. Oktober); Landessekretär Kropf und Frau Henny, geb. Kees (Kassel, 25. Oktober); eine Tochter: Oberleutnant Feodor Haack und Frau Alexandrine, geb. Freiin von Eschwege (Kassel, 18. Oktober); Kaufmann Emil Oelrich und Frau Frieda, geb. Kullmann (Kassel, 23. Okt.).

Gestorben: Lehrer a. D. Heinrich Schieck, 80 Jahre alt (Marburg, 9. Oktober); Kaufmann Albert Schweickhardt, 35 Jahre alt (Göppingen, 13. Oktober); Pfarrer Paulus, 54 Jahre alt (Naitschau bei Greiz); Rechtsanwalt Otto Kraus (Hanau, 13. Oktober); Hauptmann a. D. Heinrich von Sybel (Kassel, 15. Oktober); verwittwete Frau Minna Braun, geb. Albrecht, 67 Jahre alt (Kassel, 15. Oktober); Frau Anna Plümer, geb. Joost, 46 Jahre alt (Kiel, 15. Oktober); Oekonomierath Karl Vogeley, 74 Jahre alt (Kassel, 16. Oktober); Pfarrer Dr. Ernst Eduard Lucius, 80 Jahre alt (Forsthaus bei Echzell); Frau Regierungs- und Baurath Emma Schwarzenberg, geb. Berner, 64 Jahre alt (Kassel, 17. Oktober); Oberst Hans Mueller, 50 Jahre alt (Kassel, 18. Oktober); Frau Lydia Reich (Kassel, 20. Oktober); Kanzleisekretär Konrad Riemann, 82 Jahre alt (Kassel, 20. Oktober); Maurermeister Georg Loeser, 84 Jahre alt (Kassel, 23. Okt.); Apotheker Wilhelm Wolf, 50 Jahre alt (Kassel, 25. Okt.); Pfarrer Wilhelm Siebert, 72 Jahre alt (Wolfershausen, 27. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XIII. Jahrgang. Kassel, 16. November 1899.

* * * * * Bilder aus Hessenland.*) * * * * *

III.

Hanstein.

Auf schwindelnder Bergeshöhe,
Du uralter Felsenhorst,
Hoch über dem Bette der Werra,
Steil über dem dunkelen Forst,
Wie mit der Klippe verwachsen,
Stolz reckst du, Titanenbau,
Die majestätischen Thürme,
Empor in das heitere Blau.

Manch Dörfchen, dir wie zu Füßen
Des Herrschers angeschmiegt,
Um Schutz und um Hülfe zu flehen,
Tief drunten im Thale liegt . . .
Bald über gesegnete Fluren,
Wo golden die Aehre reift,
Bald über bewaldete Höhen
Der Blick des Wanderers schweift:

Zu Thüringens Bergen und Burgen,
Zum Harz, wo am Brockenhaus
Im Abendglanze die Fenster
Weit blinken in's Land hinaus;

Hinüber zum Bergkönig Weißner,
Zur „Kasseler Kuppe“ empor,
Wo, wie ein riesiger Pfeiler,
Springt trutzig die „Kalbe“ vor;

Hinab, wo die gastlichen Dächer
Der Weiler und Städtchen im Thal,
Geschmückt mit dem Kranze der Gärten,
Hell flimmern im Sonnenstrahl —
Das ist mit all' seinem Zauber
Fürwahr ein so liebliches Bild,
Als ob des Sterblichen Auge
Blick' in der Sel'gen Gefild!

IV.

Amöneburg.

Amöneburg, du ragst empor
Auf weitem Wiesenplan
Und lenkst mit Tempel, Kreuz und Chor
Die Seelen himmelan:
Dem Eiland gleichst du, das im Sturm
Dem Boot durch Nacht und Graus
Heimzeigt mit lichtumstrahltem Thurm
Den Weg zum — Vaterhaus. —

Albert Weiß.

*) Vergleiche Heft 16 des laufenden Jahrgangs.



Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Ein am Trosse sehr gewachsener, in seiner kriegerischen Kraft sehr geschwächter Zug bewegte sich am 8. Dezember aus Kiel durch die öde Winterlandschaft bei großer Kälte. Die nicht starken Märsche, der Aufenthalt in frischer Luft besserten den Gesundheitszustand, auf Befehl des Landgrafen nahm ufm Keller in der Grafschaft Schaumburg acht Tage Erholungsquartiere, in denen die Kriegsleute wieder freundlich empfangen wurden. Erst in der letzten Woche Januars 1679 erreichte das Regiment Niederhessen.

Das im Jahre 1677 in's Feld gezogene Corps hatte 700 Mann und 100 Reiter durch den Tod verloren, das Regiment von 1678 etwa 600 Mann, ein Gesammtverlust von 1400 seiner kräftigsten Söhne in kurzer Frist, empfindlich für das kleine Land.

Was war damit geleistet worden? äußerst wenig, dank der traurigen dänischen Kriegsführung. —

Dieser erste Zug hessischen Kriegsvolks des stehenden Heeres in fremden Dienste war ein abschreckendes Vorspiel für die Hingabe der braven tapferen Männer, die in der Folgezeit so vielfach stattfinden sollte.

Der hessische Fürst wurde im Jahre 1682 zum Kriegsobristen des Oberrheinischen Kreises gewählt: hiermit im Zusammenhange steht die Errichtung von Regimentern zu Fuß und zu Pferd. Diese wurden Ende des April 1682 in ein Lager in der Aue bei Kassel zusammengezogen, das erste Uebungslager, von dem wir in Hessen Kunde haben. Mit den stehenden Truppen wurde auch der Landausschuß in dem 19 Wochen dauernden Lager geübt.

Zu Beginn des Jahr 1683 erscheinen folgende Truppen: die Leibgarde zu Pferd (1 Komp.), das Regiment zu Pferd des Obersten Rau zu Holzhausen (8 Komp.), das Dragonerregiment des Grafen August zur Lippe (5 Komp.), sowie einige einzelne Kompagnien Reiter und Dragoner; an Fußvolk: das Regiment des Obersten Johann ufm Keller (11 Komp.), das Regiment des Grafen zur Lippe (8 Komp.), das Regiment des Prinzen Philipp zu Hessen (8 Komp.), etliche einzelne Kompagnieen.

Welche von den hier angegebenen Völkern Landgraf Karl herbeiführte, um beim Entsatze Wiens gegen die Türken mitzukämpfen, hat sich bis jetzt noch nicht feststellen lassen; der Fürst erreichte das kaiserliche Heer erst zwei Tage nach der Schlacht.

Im Jahre 1684 traten zu dem kleinen Heere: das Leibregiment zu Pferd, das Regiment zu Fuß des Grafen Friedrich Wilhelm zu Leiningen (12 Komp.) und das Regiment zu Fuß des Obristen Dietrich von Hanstein (12 Komp.)

Der 1. Juli 1683 brachte die Ordonnanz Landgraf Karl's, welche das Exercitium des Fußvolkes, die Handhabung und die Griffe mit der Waffe vorschrieb. Zwei Drittel desselben trugen die Muskete (Musketirer), ein Drittel die Pike (Pikenirer)! Eine kleine Anzahl ausgesuchter tapferer und furchtloser Männer, die Grenadiere, hatten die Granate mit der Hand zu werfen, eine für sie selbst höchst gefährliche Verrichtung. Für die Reiterei bestanden Vorschriften, die noch, ähnlich den Lehrbüchern unserer Zeit, aus dem Kreise der Männer hervorgegangen waren, die das Waffenhandwerk zu ihrem Berufe gemacht hatten.

Im Jahre 1685 zogen zwei Oberrheinische Kreisregimenter, eins zu Pferd, eins zu Fuß, zum Heere nach Ungarn, in denen ein großer Theil Hessen waren und deren Aufstellung dem Landgrafen hauptsächlich zufiel. Sie machten die Feldzüge beim Kaiserlichen und Reichsheere bis 1688 mit, hatten große Anstrengungen zu überstehen und wurden von Krankheiten gelichtet.

Die beiden Regimenter, das zu Pferd nach dem Tode des Obristen Rau von Holzhausen, 12. September 1685, unter dem Obristen Hermann Wilhelm von Spiegel, das zu Fuß unter dem Grafen von Nassau-Saarbrücken, kämpften mit in der Schlacht bei Mohacs am 12. August 1687, in der die Türken ungeheuere Verluste erlitten, während das deutsche

Heer nur 600 Mann einbüßte. Im Herbste 1688 erreichten die Regimenter die Heimath wieder.

Der Feldzug in Morea.

Seit dem Jahre 1683 führte die Republik Venedig ebenfalls Krieg mit den Türken, um die Halbinsel Morea von ihnen zurück zu erobern; bei ihrem verfallenden Kriegswesen vermochte die früher so mächtige Republik zu Lande nicht mehr hinlängliche Streitkräfte aufzubringen, schloß daher mit verschiedenen deutschen Fürsten Verträge ab, kraft deren jene Regimenter zu Fuß gegen Sold und Unterhalt stellten. Venedig wendete sich im vierten Jahre des Krieges in seiner Noth um Kriegsleute auch an den Landgrafen Karl, es kam ein Soldvertrag über ein Regiment von 1000 Mann zustande. Durch Abgabe versuchter tüchtiger Männer der bestehenden Regimenter und Werbung bis zu dem Bedarfe wurde das neue Regiment unter dem Namen des Prinzen Karl, eines Sohnes des Landgrafen, aufgestellt. Den Befehl führte der Oberstleutnant Georg du Mont, Sohn eines nach Kassel geflüchteten französischen Offiziers, ein sehr tüchtiger, kriegserfahrener erst 32jähriger Mann. Der Kampf gegen die Feinde des Christenglaubens war in jener Zeit noch so volksthümlich, daß zu den Offiziersstellen Zudrang herrschte und auch in der Zahl der Unteroffiziere wie in Reihe und Glied manche aus den besseren Ständen sich fanden.

Der Kriegsherr musterte am 23. April 1687 zu Hersfeld das neue Regiment, eine erlesene Truppe, von der Ehre und Ruhm zu hoffen war. Sie erwarb sich auf ihrem Marsche überall Beifall, in Venedig besonders, wo das straffe Exerzitium großen Eindruck auf die bewegliche italienische Bevölkerung machte. Es begreift sich dies, wenn man weiß, daß z. B. bei einer Begrüßung das in Linie stehende Regiment nach dem Trommelschlage zweimal rechtsumkehrt, zweimal linksumkehrt, viermal rechtsum und viermal linksum machte. Erst am 10. August wurden die Hessen im Hafen von Korinth ausgeschifft und stießen zu dem Heere, das der schwedische Feldmarschall Graf Otto von Königsmarck befehligte, der auf Rügen den Hessen gegenübergestanden hatte. Er hatte das türkische Heer bei Patras am 24. Juli auf das Haupt geschlagen, selbst nur geringe Verluste erlitten, die Hessen kamen jetzt sehr erwünscht.

Der eigentliche Leiter der Kriegführung war aber der Generalkapitän Morosini, der höchste Befehlshaber der Flotte, die bei einer sachgemäßen Führung des Krieges nur als Transportmittel für das Heer und zu dessen Unterstützung hätte verwendet werden sollen: allein der hochmüthige Generalkapitän lebte noch in vergangenen Jahrhunderten, als Venedigs Seemacht auf dem Meere gewaltig war, er ordnete die Landarmee der Flotte unter und nöthigte daher jener außerordentliche Zeitversäumnisse und widerspruchsvolle Verhältnisse auf. Das Heer mußte thatlos bei Korinth stehen bleiben, bis Morosini Morea umsegelt hatte, rückte an die Ostseite der Landenge von Korinth bei Erscheinen der Flotte, wurde am 20. September eingeschifft und am 21. September bei Athen an das Land gesetzt.

Man eröffnete Laufgräben gegen die Festung von Athen, die Akropolis; eine von einem lüneburgischen Leutnant gerichtete Bombe fiel in den Tempel der Minerva, wo die Türken ihre Schätze, aber auch den Pulvervorrath untergebracht hatten, dessen Explosion einen Theil des herrlichen Baues zerschmetterte. Am 28. September kapitulirte die türkische Besatzung und zog ab, Athen war in christlichem Besitze, doch gab Morosini im Frühjahr 1688 die Stadt auf, die nun der Rache der wiederkehrenden Türken verfiel.

Am 5. April 1688 marschirte das Heer ab, um sich auf der Insel Poros von den es schwächenden Krankheiten herzustellen, es blieb hier vom 11. April bis zum 7. Juli. In dieser Zeit stießen zu dem Heere: ein wolfenbüttelsches, zwei bayreuthische Regimenter, ein Regiment Malteser und 1700 Schweizer; erwartet wurden noch 4000 Mann Württemberger. Unter den 24 000 Mann des venetianischen Heeres befanden sich 12 000 Deutsche; viele Prinzen, Edelleute und abenteuerlustige junge Männer, die meisten aus Deutschland, wollten in dem neuen Kreuzzuge Ruhm gegen die Ungläubigen erwerben und zogen als Freiwillige mit unter dem Banner Venedigs.

Als Ziel des Feldzuges wurde jetzt Negroponte gewählt, das Heer rückte am 15. Juli vor die Festung in's Lager, das hessische Regiment ging mit einem Regiment von Bayreuth und drei italienischen gegen die Türken vor, die nach einem Gefechte sich zurückzogen. Das verschanzte türkische Lager wurde heftig beschossen und verschiedene Stürme auf dasselbe unternommen. Ein Hauptangriff war der am 20. August 1688, bei dem die Hessen den stärksten Theil der türkischen Werke, den Marabut, mit großen Opfern erstürmten. Doch alle Tapferkeit und die in den zahlreichen noch folgenden Stürmen gebrachten Opfer überwältigten nicht die türkische Feste; nach vielen Mühsalen, Krankheiten und Leiden mußte das Christenheer abziehen, 14. Oktober 1688,

Das hessische Regiment kehrte erst im Jahre 1689 in die Heimath zurück, erreichte Kassel zu Anfang des Aprils. Von 56 Offizieren desselben waren 9 vor dem Feinde, 19 durch Krankheit, 1 durch Mord geblieben. Drei Brüder Raabe hatten vor Negroponte ihr Grab gefunden, der vierte kehrte als Krüppel heim. Von der Mannschaft des Regiments, das mit 1000 Mann in's Feld gezogen war, sahen 184 ihr Vaterland wieder, aber nur 164 derselben waren gesund.

Ruhmreich und ehrenvoll hatten die Hessen diesen Feldzug bestanden, ihren Namen als ausgezeichnete Kriegsleute von vortrefflicher Manneszucht von Neuem bekannt gemacht. Aber das Ergebniß ihrer Tapferkeit und der der zahlreichen anderen deutschen Truppen in Venedigs Heere war doch ein klägliches, dank der venetianischen Kriegführung.

* * *

Kaiser Leopold hatte den Landgrafen von Hessen veranlaßt, mit dem Könige von Spanien, Karl II., im Jahre 1684 einen Vertrag abzuschließen, der dem Könige die erprobten hessischen Regimenter sichern sollte. Wegen des Pfälzer Krieges, den Ludwig XIV. vom Zaune brach, wurden im Jahre 1688 noch errichtet: Das Dragonerregiment des Grafen Johann Ernst von Nassau-Weilburg (welches 1866 noch im 1. [Leib-] Husarenregimente enthalten war), die rothe Dragonereskadron des Generalleutnants Grafen August zur Lippe, die nur bis 1697 bestanden hat, und das Dragonerregiment des Obersten Alexander Hermann von Wartensleben (1832 dem Leib-Dragoner-Regimente, jetzigem preußischen 13. Husarenregimente einverleibt); das Regiment zu Fuß des Prinzen Friedrich, ältesten Sohnes des Landgrafen Karl (1866 als zweites Bataillon des 1. Infanterieregiments Kurfürst noch vorhanden), und das Regiment zu Pferd des Obersten Bernd Simon von Kärßenbruch, aus dem 1687 errichteten Regiment von Nassau-Weilburg (das erste dieses Namens) und Hessen-Rotenburg nebst einem Theile des Leibregimentes zusammengestoßen. Infolge Vertrages mit Wilhelm von Oranien marschirten 1688 im Oktober nach den Niederlanden: das Fußregiment des Erbprinzen, das Regiment zu Pferd Kärßenbruch und das Dragonerregiment Graf Lippe unter Obrist Baron Friedrich von Kettler. Ein Kriegsmann in diesem Heerhaufen soll das Lied gedichtet haben: „Es zogen drei Regimenter wohl über den Rhein, ein Regiment zu Fuß, ein Regiment zu Pferd und auch ein Regiment Dragoner". Kettler erhielt schon 1689 das Weilburgische (zweite) Regiment. Das Lippe'sche führte Hans Henrich von Boyneburg von 1689 bis 1697 in den Niederlanden. Das Erbprinzen-Regiment, 12 Kompagnien, theils von anderen Regimentern, theils neu geworbene, führte Anton Detlef von Schwerin 1688 bis 1697, wo es Stock des 2. Bataillons des Leibgarderegiments wurde.

Zu dem hessischen Kriegsvolke sind noch zu rechnen: ein Unionsregiment zu Fuß unter dem Obristen Grafen Christian Ludwig zu Sayn und Wittgenstein, ein Unionsregiment zu Pferd des Grafen August zur Lippe (beide von den Kreisständen errichtet, 1697 eingegangen). Sodann traten noch auf ein Bataillon von Buttler und ein Bataillon Derenthall sowie einige Jägerkompagnien, die nicht lange bestanden.

Landgraf Karl hatte die Neigung seines Stammes zum Kriegswesen in hohem Grade, er suchte die Ausbildung im Kriege bereits sehr jung unter General Rabenhaupt von Sucha, der in hessischem Dienste gestanden, und Wilhelm von Oranien in dem seit 1672 in den Niederlanden von Ludwig XIV. entfesselten Kriege.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Hochzeit an Landgraf Moritz' Hofe.

Von Friedrich Henkel.

An Gabriel von Donop, zur Unterscheidung von seinem Vater gleichen Vornamens „der Jüngere" benannt, wurden wir durch die unlängst im „Hessenland" veröffentlichte verdienstvolle Arbeit „Lippoldsberg" von C. Neuber erinnert, der seiner in Nr. 17 dieser Zeitschrift Seite 218 als Desjenigen gedenkt, welcher von Heinrich von Cramm (nicht Cramer, wie dort angegeben) die Pfandschaft jenes ehemaligen Klosters erwarb. Er bekundete löblichen Familiensinn dadurch, daß er seiner Zeit eine Stiftung machte, „vermöge welcher einer der Donop'schen Familie, der zu Kassel (später zu Marburg) studiret, von der Hessischen Rentkammer jährlich 50 Thaler ausbezahlt erhält. Auch kann hierzu in Ermangelung eines Familiengliedes ein Fremder

in Vorschlag gebracht werden", und wir werden ihm dafür ein ehrendes Andenken um so lieber bewahren, als thatsächlich schon mancher Marburger Student aus dem „Donop'schen Benefizium" eine nicht zu verachtende Zubuße zur Bestreitung der Kosten seines Studiums erhalten hat, denn der ursprüngliche, für damalige Zeit sehr ansehnliche Grundstock von 2000 Thaler hat sich die Jahrhunderte hindurch auf die Weise vermehrt, daß nicht immer sämmtliche Zinsen zur Vertheilung gelangten, trotzdem zwei, später sogar drei Studenten zu gleicher Zeit daraus unterstützt wurden. Angehörige der Familie von Donop haben im Ganzen nur verhältnißmäßig selten das Benefizium in Anspruch genommen, sie widmeten sich mehr dem Soldatenstande.

Aber auch aus anderen Gründen darf im „Hessenland" auf dieses Mannes Lebenslauf, der leider noch nicht genügend in seinen letzten Abschnitten erforscht worden ist, eingegangen werden, denn kein Geringerer als Landgraf Moritz selbst machte sich zu seinem Freiwerber, richtete ihm die Hochzeit in seinem Schlosse zu Kassel aus und beurkundete, die Brautleute mit fürstlicher Freigebigkeit beschenkend, den Ehevertrag, wie das aus mehreren Schriftstücken auf dem Staatsarchiv zu Marburg und der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel zu ersehen ist.

Wir erinnern daran, daß Landgraf Moritz am 25. Mai 1572 geboren wurde, von 1592 bis 27. März 1627, wo er die Regierung niederlegte, regierte und am 14. März 1631 zu Eschwege starb, und schicken einige Angaben voraus über die Eltern und den Bruder des von Moritz so Begünstigten, der ihm von Graf Franz von Waldeck mit einem Schreiben vom 9. Januar 1591 „für einen Jungen (Junker?) oder aber für einen Hengstreuter" empfohlen worden war, infolge dessen er zunächst als Kammerjunker angenommen, danach aber zum Stallmeister ernannt wurde (St.-A.). Unser Gabriel von Donop war der Sohn des Drosten zu Pyrmont, späteren Großvogts zu Celle, Gabriel von Donop, Erbherrn zu Donop, Wöbbel (bei Schieder, nicht Schieden, s. S. 218) und Masbruch in Lippe († 1599), und der Margarethe von Oberg, einer Tochter des Levin von Oberg zu Duttenstedt und der Sophie von Reden. Seines älteren Bruders, des Levin von Donop, Erbherrn zu Altendonop, Lüdershof und Wöbbel, geb. 1567, gest. 1641, geschieht als eines gelehrten Mannes Erwähnung, der Drost (?) zu Zierenberg, später hessischer Geheimer Rath und lippischer Landdrost war, letzteres beides zu gleicher Zeit, „so daß beide Landesherren sich in seine Verdienste gleichsam theilten", wie darüber noch ein Briefwechsel im Archiv zu Detmold aufbewahrt wird.

Bezeichnend für die auf fürstliche Prachtentfaltung gerichteten Gepflogenheiten am Kasseler Hofe in jener Zeit ist es, daß die Gabriel von Donop gegenüber bewiesene Huld und Freigebigkeit durchaus nicht vereinzelt dasteht, sondern zum mindestens ein Seitenstück in einer gleichen Veranstaltung hat, die 1½ Jahr später ihren glänzenden Verlauf nahm und sich in Oeynhausischen Regesten folgendermaßen verzeichnet findet:

„1595, August 6. Landgraf Moritz von Hessen ladet den Landgrafen Ludwig von Hessen, Fürst Bernhard zu Anhalt, die Gräfin von Waldeck, Graf Simon zur Lippe, Graf Franz von Waldeck und Graf Ernst von Schaumburg zu dem Montag den 15. September am Hoflager stattfindenden hochzeitlichen Ehrentage und christlichen Kirchgange seines Kammerjunkers Adam Arend von Oeynhausen mit Anna Rebekka, weiland Georg Schutzbar's, genannt Milchling's Tochter, Kammerjungfrau der Landgräfin. Die Gäste möchten sich am Sonntag den 14. September einfinden und Fouriere und Futterzettel vorausschicken. Der Landgraf sowie die Eltern, Vormünder und Freunde des jungen Paares würden den Herrschaften für ihre Anwesenheit sehr dankbar sein." Datirt Kassel, wie oben, Konzept im Archiv zu Marburg.

Zu der das Jahr zuvor mit großem Gepränge abgehaltenen Festlichkeit liegt uns vor folgendes „Verzeichniß, was vor Fürsten, Grafen und vom Adel auf Gabriel von Donop des Jüngern Hochzeit, so auf christkünftigen Sonntag Estomihi angestellt, von M. g. f. und Herrn eingeladen worden": Herzog Ernst zu Sachsen, Landgraf Ludwig, Erzbischof zu Bremen, Herzog Philipp zu Braunschweig, Graf Johann Georg zu Solms, Graf Simon zur Lippe, Graf Franz zu Waldeck. Es folgen von der Ritterschaft: Otto von Rolshausen zu Mühlbach, Friedrich von Rolshausen zu Durlach, Kaspar Schenck, Kurt Schenck zu Fritzlar, Rudolf Wilhelm Rau, Alexander Döringk, Johann Magnus Holzapfel, Philipp von Rotenhausen, Georg von Bischofferode, Johann von Orffel, Lippisch Drosten zum Sternberg, Melchior von und zu der Than, Burghard von Wildungen der Aeltere, Heidenreich von Stockheim, Daniel, Helwig und Georg von Eringshausen*), Kaspar

*) Die drei von Eringshausen gehörten zur Verwandtschaft der Braut, deren Großvater Friedrich von Rolshausen, † 1585, hessischer Oberst, ein dem Landgrafen Philipp mit hingebender Treue dienender Kriegsheld, mit Anna von Eringshausen vermählt war.

von Rolshausen Wittwe, die alte Wittwe von Rolshausen zu Ziegenhain, Christoph Meisenbug's Wittwe, Otto von Wildungen und Ernst von Stockheim; von den Landjunkern: Werner von Wallenstein, Wolf Hermann von Treusch, Rabe von Amelunxen, Berndt Hundt, Johann Meisenbugk, Eitel Georg von Buchenau, Eckbrecht und Christoph v. d. Malsburgk; von den Hofjunkern: Leo von Lewenstein, Churdt von Grifft, Walrabe von Boyneburg und Hermann Gottschalk v. d. Malsburg. Die Gäste sollen sich schon Sonnabend den 9. Februar einfinden. (St.-A.)

Man sieht, es handelte sich dabei um ganz stattlichen Besuch, von dem einzelne Gäste, wie die beigesetzten Randbemerkungen ergeben, nämlich die Herzöge zu Sachsen und Braunschweig, mit 58 und 68 Pferden zu erscheinen gedachten.

Auf der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel befindet sich folgendes Konzept:

„Eheberedung zwischen Gabrielen von Donope dem jüngeren vnd Annen von Rolßhausen, uffgericht den 9. Februarij Ao. 1594.

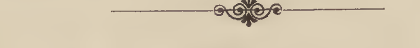
Wir Moritz von Gottes gnaden lantgraffe zu Heßen, Graw zu Catzenelnbogen, Dietz, Zigenhain und Nidda ꝛc., thun kund und bekennen, das wir aus besonderer zuneigung, so wir zu weiland Johan von Rolßhausen, seligen gewesenen Obristen vnser vestunge Caßell, vnd Gabriell von Donope dem jüngern, vnserem Cammerjunkern, getragen, auch noch haben vnd tragen, zwischen gemeltem Gabriell von Donope eins- und dan ehegemeltes Johan von Rolßhausen seligen nachgelaßener eltister Dochter, junfer Annen von Rolßhausen andertheils, mit ihrer allerseits, wie auch ihrer Vatter, Mutter, vnd Nehister Verwandter Freundschafft wißen vnd bewilligen, eine Christliche Vermehlung des standts der Heiligen Ehe abgeredt, bethedingt vnnd beschloßen haben, sowie vnderscheidlich Folgett, Nemblich vnnd:"

Hieran reihen sich nun die nach dem Gebrauche der damaligen Zeit mit breiter Umständlichkeit in's Einzelne gehenden Festsetzungen, aus denen uns interessirt, daß „nicht allein der Braudt vatter, sondern auch ihr grosvatter, der Obrist weiland Friederich von Rolßhausen seligen Für Ihrer beider seligen abscheid ihren letzten willen jn schrifften nach sich gelaßen . . ., welche beyde Testamente von den Durchlauchtigen vnd hochgeborenen Fürsten weiland vnserm geliebden Gottseligen Hern vnd Vatter Landgraff Wilhelm ꝛc. vnd dan vnsern freundlichen lieben Vettern vnd Vattern Landgraff Ludwigen zu Hessen ꝛc. bestedigt worden sein". Nach dem letzten Willen des Brautvaters Johann von Rolshausen soll jede der vier Töchter*) 2000 Gulden Heirathsgeld „neben den verordneten Ketten zur Kleydung vnd geschmück" haben, zu deren Aushändigung „der junfer Mutter, die witibe Walper, geborene vom Hayn**), nach gefolgtem beylager" verpflichtet wird. „Es sollen auch über voriges heyrathgutt einhundert gulden aus dem stifft Kauffungen, welche den adelichen junffern jm Fürstenthum Heßen zu ihrer rethlichen aussteuer verordnet, dem von Donope gleichfalls zu vorigen zwey thausend gulden gehandreicht vnd gegeben werden."

*) Anna gilt als die älteste, nach ihr folgte Margarethe, die sich an Ewald Jobst von Baumbach zu Binsförth, hessischen Oberforst- und Landjägermeister, gestorben zu Homberg am 4. Januar 1638, dessen Nachkommenschaft im Mannesstamm 1779 mit Adam Georg von Baumbach ausstarb, vermählte. Von den anderen beiden Töchtern ist nichts bekannt. Ein Sohn des Obersten Johann von Rolshausen († 22. Januar 1591) wird verzeichnet mit Wilhelm Moritz von Rolshausen, 1592—1661, in Schweden.

**) Die Mutter der Walpurgis vom Hayn war eine geborene von Rüxleben.

(Schluß folgt.)



Die Waldblume der hohen Veen.

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Abend des einundzwanzigsten Dezember Eintausend fünfhundert und fünfzig brach dunkel herein.

In der Herberge „zur Rose" in Mecheln ging es hoch her. Der Büchsenmeister Rommel war mit neuer Dienerschaft und Pferden aus Hessen angekommen, um, wie er sagte, die bisher bei dem gefangenen Landgrafen bediensteten Hessen abzulösen, wie das von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegte. Diese wurden durch den Pagen Wersabe entlassen und die Neuangekommenen zum Dienst in Eid und Pflicht genommen. Nach altem Brauch gaben die Neuangekommenen sowohl wie die Verabschiedeten ihren Ein- und Ausstand, und die Krüglein Moseler gingen fleißig von Hand zu Hand. —

Nicht ohne Absicht hatte der Page das Ganze laut und auffällig in Szene gesetzt, wußte er doch, daß es an Spähern nicht fehlte. Da saßen sie die wetterbraunen Burschen, karteten und würfelten, sangen und tranken, daß es eine Herzenslust war. Nur Hans Han, dem der Zeugmeister Rommel ein so gutes Lob ertheilt hatte, fehlte noch.

Endlich erschien er. Er war eine große, handfeste Gestalt, mit einem Angesichte, das aus Eichenholz geschnitzt zu sein schien, und einem Paar Augen, denen man ansah, daß sie gewohnt waren, sich jegliche Gefahr in der nächsten Nähe zu betrachten.

Er trat auf den Büchsenmeister zu und hatte eine kurze, leise geführte Unterredung mit ihm. Als er sich verabschiedet und es sich bei seinen Kameraden bequem gemacht hatte, wandte sich der Büchsenmeister dem Pagen zu und meinte: „Woran Keiner gedacht hat, das hat der Han wieder einmal fertig gebracht, daran könnt Ihr den umsichtigen Kriegsmann spüren. Wie er mir mittheilt, so sind die meisten der Hispanier beritten, habt Ihr auch das in Anschlag gebracht, Junker? Wie bald würden sie uns zu Pferde eingeholt haben!"

„Auch daran ist gedacht, Zeugmeister; die Wache wird morgen früh den Pferdestall verschlossen finden!" entgegnete nicht ohne Selbstgefühl der Junker.

„Meint Ihr, Junker, daß das genüge? Ein herzhaft geführter Tritt mit einem schweren Reiterstiefel dürfte Schloß und Riegel zu Schanden machen. Da hat der Han sich und uns doch besser zu helfen gewußt. Er hat den Kammerdiener Henkt zu bestimmen gewußt, die schmutzigen Betttücher und sonstiges Linnenzeug, wie zur Wäsche, einzuweichen. Natürlich muß solches auch wieder getrocknet werden, ehe es in die Truhe kommen kann, und da es an Trockenleinen fehlte, haben beide, der Han und Henkt, den kleinen Negerknaben, den der Hauptmann von Algier mitgebracht hat, durch ein Glas Wein, den er leidenschaftlich liebt, gewonnen, aus dem Stalle die Stricke von den Sätteln zu lösen, die als Sattelgurten dienen, und herbei zu schleppen. Das ist so unverfänglich als möglich, die Spanier aber sollen das Nachsetzen nun wohl bleiben lassen."

In diesem Augenblicke erschien, wie zufällig von einer Handlungsreise zurückkehrend, der Antwerper. Schnell hatten sich Rommel und der Page mit ihm verständigt, und da er die Meldung brachte, daß die Unterlegspferde zum Wechsel überall des Herrn warteten, so bestellte der Page die Neuangekommenen auf den nächsten Morgen, pünktlich um ein halb sieben Uhr vor die Pforte des Küchengartens auf die Landstraße.

Der Himmel war den Tag gänzlich bedeckt gewesen, um so zeitiger brach die Nacht herein. Mit dem Dunkelwerden verabschiedete sich der Page von den Zechgenossen auf fröhliches Wiedersehen am kommenden Morgen. Er ging nicht geraden Weges in das Schloß, sondern auf einem Umweg um es herum nach dem Stadtthore zu bis zur Plankenthür des Küchengartens. Er lehnte sich dagegen, und sie flog aus den Angeln. Sie vorsorglich wieder anlehnend, schritt er weiter der Thüre zu, die in der Plankenwand den Durchgang aus dem Lustgarten in den Küchengarten vermittelte. Er probte noch einmal den Schlüssel, und da er ihn schließend fand, eilte er nach dem wohlbekannten Plätzchen unter den Tannen.

Soeben schlug die Schloßuhr sechs Uhr. Das war die Stunde, die ihm Marie zu einem Stelldichein bestimmt hatte. Er lauschte hinaus, ob er ihr Nahen nicht vernehme, doch er hörte nichts als das Rauschen des Windes, der sich mächtig zu erheben anfing, in den dunkelen Wipfeln der Tannen.

O, wie Vieles hatte sich bei diesem jungen Manne in den letzten drei Monaten verändert! Die Ungeduld, mit der er das Mädchen erwartete, gab davon das beredteste Zeugniß. Der leichtsinnige Schmetterling sollte seine Waldblume missen und fühlte dabei mit einer ihm bisher unbekannten Tiefe des Schmerzes, daß ihr Verlust seinem jungen Leben eine nie vernarbende Wunde schlagen müsse. Er kam, um Abschied zu nehmen, und mußte sie zugleich täuschen, wenn das Wagestück, dessen er sich unterfangen hatte, nicht mißlingen und seinem Herrn nicht neue Gefahren erwachsen sollten. —

Das leichtfertige Spiel, in dem er sich vermessen hatte, aus Liebe zu seinem Fürsten die geringe Waldblume aus den Bergen der hohen Veen um ihre Liebe zu betrügen, war ihm unter den Händen längst zum bittersten Ernste geworden. Das arme Kind, das sich erst seit Kurzem in der Stadt befand und von dem Treiben der Welt wenig wußte, war leicht zu betrügen gewesen. Aber gerade ihre Arglosigkeit, ihre rührende Hingabe und harmlose Unschuld im Vereine mit der kindlichen Schönheit ihrer Jugend verfehlten ihre, mit jedem Tage sich verstärkende, Wirkung auf Anton von Wersabe um so weniger, als er selbst, trotz seines leichten Sinnes, doch noch ein unverdorbenes Blut war. Wie viel hätte er jetzt darum gegeben, wenn er das Hageröschen aus dem Hochwald mit seinem herben und süßen Duft der Wildniß und der Fremde in die heimathlichen Ziergärten seines Vaterhauses hätte verpflanzen können! Ihn beklemmte das Gefühl, daß er die erste große Schuld auf sein Leben geladen habe, und er sann ernstlich darüber nach, wie er sie in der elften Stunde wieder gut machen könne.

Endlich hörte er ein leises Knirschen des Gartenkieses, die Tannenzweige bogen sich auseinander, und im nächsten Augenblick lag Marie in seinen Armen.

„O," rief sie nach der ersten Begrüßung aufgeregt, „o Anton, welch ein Unglück! Denke Dir, der Moralis, der widerliche spanische Rottmeister mit dem alten, verlebten Gesicht und dem Pechschnurrbart, hat heute Abend bei meinem Oheim um mich angehalten, und der hat ihm zugesagt. Morgen schon soll das Verlöbniß in's Reine gebracht werden. Ich habe die Werbung aus der Kammer belauscht. Es ahnte mir schon längst etwas dergleichen, wenn ich den alten Schleicher im Lehnstuhl hinter dem Weinkruge des Pathen sich einnisten und mich dabei mit seinen Luchsaugen verfolgen sah. Nun ist das Unglück da, und das Schlimmste dabei ist, daß mein Oheim nicht nachlassen wird. Er hält den Moralis für reich und eine anständige Partie und wird glauben, nur für mein Bestes zu sorgen, wenn er die väterliche Gewalt, die er über mich elternlose Waise besitzt, anwendet, um mich mit dem Spanier in das Ehejoch zu zwingen."

Dem Pagen gab diese unerwartete Nachricht einen Stich in das Herz, zugleich aber brachte sie den Entschluß zur letzten Reife, mit dem er sich nun schon seit Wochen getragen hatte.

„Wie kann davon die Rede sein, daß Du dem lüderlichen Burschen aufgeopfert werdest?" sagte er, indem er das Mädchen neben sich auf die Steinbank zog; „nie, so lange Anton von Wersabe noch seinen Arm rühren kann! Doch ein Unglück kommt nie allein, sagt man bei uns zu Haus, und so ist es hier. Ich habe Dich heute ersucht, mir hier ein Stündchen zu gönnen, um Dir mitzutheilen, was ich bisher Dir zu sagen nicht den Muth hatte, weil es mir selbst fast vor Kummer das Herz abdrückt. Kurz und gut, Marie, ich muß morgen in der Frühe im Dienste meines Herrn von hier fort reiten, und niemand, ich am wenigsten, weiß zu sagen, ob und wann ich jemals wieder kehren werde. Bitte, laß mich ausreden", fuhr er zu sprechen fort, als sie ihn mit einem Laut des tiefsten Seelenschmerzes und mit einer Menge hastiger Fragen über Zweck und Ziel seiner Reise unterbrochen hatte. „Es giebt ein Mittel, diese Trennung zu vermeiden, die jetzt infolge der Werbung des Spaniers noch gefährlicher geworden ist. Ich habe es genau bedacht und schlage Dir in Ehren und Tugenden vor: komm mit mir und folge mir aus dem Hause Deines Oheims; ich werde Dich auf die Meydenburg bei Bremen in das Haus meines Vaters und in die Arme meiner guten Mutter geleiten, und, da Du mir oft gesagt hast, daß Du unserer Religion im Grunde Deines Herzens hold seist, so zweifle ich nicht, daß meine greisen Eltern dem Glücke ihres einzigen Kindes nichts in den Weg legen werden."

Marie hatte still diesen Worten gelauscht. Der Page fühlte aber an dem Erkalten ihrer Hand und an dem fröstelnden Zusammenschauern ihres Körpers, trotz der Dunkelheit, daß sie todtenbleich geworden war. Sie lehnte das blonde Köpfchen an seine Schulter und sagte dann mit einer Stimme, der man das verhaltene Schluchzen anhörte: „Anton, was würde man von mir denken, wenn ich auf solche Weise das Haus des Oheims verlassen würde? Meine Ehre wäre dahin, und was habe ich armes Kind Dir und Deinen vornehmen Eltern anderes zu bieten, als meinen unbefleckten Ruf! Sorge nicht, ich bleibe Dir unter allen Umständen getreu, und tritt dermaleinst durch die Gnade des Kaisers eine Aenderung in der Lage Deines Herrn ein, dann komme zu dem Oheim, begehre meine Hand, er wird sie Dir um so weniger verweigern, als auch er im Herzen der neuen Lehre zugethan ist, und dann folge ich Dir, und ginge es bis an das Ende der Welt."

Dem Edelknaben gingen diese Worte des Mädchens wie scharfe Messer durch die Seele. Er fühlte ihre Wahrheit, aber er begriff auch, daß sie ihn ewig von der Geliebten schieden. Denn mochte — so sagte er sich — die Flucht des Landgrafen gelingen oder nicht, nie würde der alte Bruck in die Verbindung Mariens mit einem Manne willigen, der diese betrügen und ihn selbst dadurch in das Unglück hatte stürzen wollen. Was Marie selbst anging, so hoffte er, sie werde ihm seinen Vertrauensbruch nachträglich verzeihen, wenn sie ihm nur erst gefolgt und das Abenteuer glücklich bestanden sei. Er entschloß sich daher noch zu einem letzten Versuch.

„Versprich mir wenigstens," sagte er, „daß Du meinen Vorschlag diese Nacht hindurch noch einmal sorgsam erwägen willst. Jetzt ist meine Zeit um, Seine Fürstlichen Gnaden erwarten mich. Morgen gegen sieben Uhr reite ich mit den heute verabschiedeten Dienern heimwärts. Erwarte mich um sechs Uhr in der Frühe, und wenn Du Dich, wie ich hoffe, bis dahin besonnen hast, so sei zur Flucht gerüstet."

Weiter wagte er nicht zu sprechen, denn es dünkte ihn, er habe den Kies des Gartenweges unter einem Fußtritt knirschen hören. Auch Marie lauschte in die rabenschwarze Nacht hinein. Noch verharrten beide eine Weile in lautlosem, ängstlichem Horchen, doch war nichts zu hören als das Heulen des Windes, dem in der Ferne das dumpfe Rauschen der Dyle antwortete.

„Es ist nichts; ich habe mich geirrt", sagte der Jüngling, und Beide trennten sich, um auf verschiedenen Wegen dem Schlosse zuzueilen. —

Das scharfe Ohr Anton's hatte ihn jedoch nicht getäuscht. Kaum waren er und Marie in der Finsterniß verschwunden, so trat der Rottmeister Moralis hinter dem Stamm einer Eiche hervor, die sich in der Nähe des Tannendickichtes befand, das den beiden Liebenden eben noch zum Aufenthaltsort gedient hatte.

„So hat der Luigi sich doch nicht verhört, als er mir heute die Meldung machte, er habe zufällig die Verabredung zu diesem Stelldichein erlauscht", murmelte der Spanier und schüttelte beide Fäuste hinter den Davoneilenden her. „Ein verdammter Kerl, dieser Lombarde; ich glaube, er selbst hat ein Auge auf das Mädel geworfen und mich nur auf die Spur dieser Liebelei gebracht, weil er meiner Eifersucht zutraut, ich würde sie im Keim ersticken können. Aber sei dem, wie ihm wolle; der arme Landsknecht, so ein hübscher Bursche er ist, kann mir nimmer gefährlich werden; aber dieser adelige Knabe! Diavo Caracho, das ist ein gefährlicherer Gegner! Und wie ist mir denn? Hat diese Ketzerbrut dem Mädchen nicht gesagt, er müsse morgen in der Frühe ausreiten, und wir haben doch keine Anzeige davon? Habe heute schon eine ähnliche Glocke läuten hören. Einer der neuen Diener des gefangenen Ketzers soll sich zu äußern vermessen haben, der Fürst werde frei sein, ehe noch das Jahr sich erneut habe. Diavo Caracho! Hängt das am Ende mit dem zusammen, was ich so eben hörte, und will man mir die Braut mit sammt dem Gefangenen zugleich entführen?"

Er sann eine Weile nach, dann fuhr er, sich entfernend, in seinem Selbstgespräche zu reden fort: „Warte nur, deutsches Füchslein, der Moralis will Dir eine Falle zurichten, darin Du nicht blos den Schwanz, sondern auch den Kopf zusammt dem Balge lassen sollst!"

VII.

Inzwischen entlud sich ein Wetter über der Stadt Mecheln, wie sich deren ältesten Bewohner nicht erinnerten, eines erlebt zu haben. Eine Windsbraut fegte über die alten Dächer, als wollte sie sie von der Erde wegblasen, trillte die alten, rostigen Wetterfahnen auf dem Giebel des Schlosses, daß sie lautkreischend aufschrillten, warf die hohen Schornsteine prasselnd auf das Straßenpflaster und schlug die Laden und Schaltern auf und zu, daß die Fenster erklirrten.

Während die Dienerschaft des Schlosses sowohl als auch die des Gefangenen sich ängstlich in der Küche versammelt hatten, machte sich der Edelknabe noch mit den Zurüstungen für den morgenden Tag zu schaffen, ohne sich weiter um das aufrührerische Element zu kümmern. Ja es schien, als wäre es ihm erst recht willkommen. Vorsorglich sah er noch einmal nach, ob der Doppelanzug für den Landgrafen in Ordnung sei, den man für den Fall mitnehmen wollte, daß bei der flüchtigen Eile der Fürst seinen Pelzmantel verlieren würde, oder ob die Anschnallsporen bereit lägen, denn der Gefangene fürchtete auf den engen Stiegen, die er zu passiren gezwungen war, trüge er von vornherein andere, sich darein zu verwickeln. Als er alles in Ordnung fand, machte er noch einmal einen Rundgang und kam so an der Küche vorbei, in die das Wetter das ängstliche Volk der Diener versammelt hatte. Laut lachend sahen sie einem Affen zu, den einer der Küchenjungen auf dem Anrichtetisch die verschiedensten Kunststücke machen ließ.

Als Wersabe dieses sah, durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke. Der Affe gehörte dem Hauptmanne Don Guevara, war dessen Lieblingsthier, das er als Beutestück von seinem Zuge gegen Algier mitgebracht hatte. Seit einiger Zeit beliebte das Thier fast allmorgentlich einen kleinen Spaziergang in den Schloßgarten zu machen, was jedesmal das ganze Schloß in Bewegung setzte, um seiner wieder habhaft zu werden. Dieses fiel dem Kammerknaben ein, und gleichzeitig kam ihm der Gedanke, wenn der Zufall es wolle, daß der haarige Geselle morgen früh einmal wieder frische Luft genießen möchte und sein Fehlen das ganze Schloß auf die Beine brächte, was dann? Die Sache könnte für das geplante Unternehmen gefährlich werden. Dem mußte er vorbeugen. Er trat in die Küche ein, bewunderte die Geschicklichkeit der kleinen Bestie, wußte das Gespräch bei dem Küchenjungen gar bald geschickt auf deren Vorliebe für Morgenspaziergänge und dann schließlich jenen zu einer Wette um zehn Stüber zu bringen, daß es ihm nicht gelinge, den Affen in der nächsten Nacht so zu wahren, daß er nicht entwischen könne. Der Küchenjunge schlug ein, und Wersabe verließ mit sich selbst zufrieden und mit dem Bewußtsein die Küche, noch in letzter Stunde vielleicht etwas abgewandt zu haben, an das niemand gedacht hatte, und das sehr leicht das Scheitern des bisher so gut geplanten Unternehmens hätte herbeiführen können.

Beruhigt und ermüdet, wie er von alle der Aufregung und Lauferei war, warf er sich in dem Vorzimmer des Landgrafen in einen Lehnsessel und schlief bald fest ein, trotzdem der Sturm mit allem Ungestüm an dem Fenster rüttelte. Aber sein Schlaf war ein unruhiger. Böse Träume quälten ihn. Das Bild des schönen Waldrösleins

spielte in diese hinüber und spiegelte sich dort in den sonderbarsten Gestalten. Zuletzt sah er die holde Blume geknickt am Boden liegen, die Pracht ihrer Farben war erloschen, und die verblichene Blüthe stach sonderbar ab von dem Purpurthau, den der goldene Morgen darüber getropft hatte. Das rüttelte ihn auf, und er erwachte.

Der Narr, eine Parthie Kleider auf dem Arme, eilte vorüber und sang, als er den Erwachenden erblickte:

„Der Kukuk, der träumet,
Ist nicht recht gescheit;
Schöner Kukuk,
Verschläfst ja
Die kostbare Zeit!
Kukuk."

Mit einer Verwünschung des Davoneilenden sprang Wersabe auf seine Füße und trat an das Fenster. Draußen war es noch rabendunkele Nacht. Der Aufruhr der Elemente hatte sich ausgetobt und tiefer Ruh' den Platz geräumt, einer Ruhe, die nur fernher durch das unheimliche Rauschen der Dyle unterbrochen wurde. Da schlug die Schloßuhr die fünfte Stunde; das spornte den Lauschenden zur Eile. Bald war er reisefertig, hatte im Garten nachgesehen, ob noch alles so sei, wie er es verlassen, war hierauf in die Herberge zur Rose geeilt, um dort den Stand der Dinge zu prüfen, und kehrte dann auf demselben Wege in das Schloß zurück. Er hatte alles in Ordnung gefunden. Nur die Plankenwand im Garten hatte der nächtliche Sturm umgerissen; doch das wollte wenig heißen, war ja dadurch der angefertigte Schlüssel unnöthig geworden.

(Fortsetzung folgt.)



Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein zu Kassel. Die erste Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel in diesem Winterhalbjahr wurde an gewohnter Stätte im Saal der Realschule in der Hedwigstraße am 30. Oktober abgehalten. Der Vorsitzende Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner eröffnete die Sitzung mit einem Rückblick auf die Vereinsthätigkeit im vorigen Sommer sowie Mittheilungen über die in den letzten beiden Monaten im Mitgliederbestand des Vereins eingetretenen Aenderungen. Verloren hat derselbe 9 Mitglieder, davon 3 durch den Tod, dagegen sind 14 Mitglieder neu aufgenommen worden. Die Bibliothek des Vereins erhielt an Geschenken die folgenden: 1) Vom Amtsrichter Dr. Köhler-Arolsen Stammtafel der Familie Köhler aus Hessen-Kassel. (Verfaßt vom Geschenkgeber.) 2) Von Dr. K. Knetsch seine Dissertation: Die Erwerbung der Herrschaft Schmalkalden durch Hessen. 3) Vom Stadtkassenrath Bödicker-Kassel die von ihm herausgegebenen Verhandlungen des hessischen Städtetags, III—X, und die Verhandlungen des hessischen Sparkassenverbandes, I—V. Beide Zusammenstellungen sind auch dem „Hessenland" zugegangen, wofür an dieser Stelle der schuldige Dank ausgesprochen sei. 4) Von Prof. Dr. Edward Schröder zu Marburg seine Urkundenstudien eines Germanisten, T. II. 5) Von Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Ackermann-Kassel die 2. Auflage des von ihm bearbeiteten Kataloges des Bosemuseums sowie einen Münzkatalog von Hirsch in München. 6) Von Oberst Moyé-Kassel a. Befehlsbuch für das Kasseler Zeughaus vom Jahre 1821, b. Rapport von der Waffenmanufaktur zu Schmalkalden. (Beides handschriftlich.) Sodann begann Oberstleutnant a. D. von Stamford seinen Vortrag: Unser Freiheitskampf des Jahres 15 n. Chr. gegen die Römer, mit Beziehung auf die dadurch ermöglichte Wiederauffindung des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde. In einer am 13. November stattfindenden außerordentlichen Monatsversammlung wird derselbe seine Ausführungen beenden.

Am 6. November begannen wieder die im vorigen Winter so gut besucht gewesenen Unterhaltungsabende des Vereins. Im vorigen Jahre im Kaffee Verzett abgehalten, waren sie jetzt nach der Stadt Stockholm verlegt. Der Vorsitzende Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner nahm das Wort, um durch Darlegung einiger in seiner Heimath Gudensberg lebenden Sagen und noch nicht verschwundener abergläubischer Gebräuche einen Beitrag zu der vom Verein besonders zu pflegenden Volkskunde zu geben. Dr. med. Schwarzkopf berichtete über gelegentlich von Ausschachtungsarbeiten vor dem Hause des Kaufmanns Eimer am Holzmarkt zu Kassel gefundene und dem Verein überwiesene Glas- und Thonscherben, die er vorlegte. Nach Aeußerung des Direktorialassistenten des königlichen Museums Dr. Böhlau sind die Glasbruchstücke nicht sicher zu datiren, während die Scherben etwa in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zu setzen sein dürften. Der Holzplatz hat in früheren Jahrhunderten als Begräbnißplatz gedient, die dort befindliche gothische Magdalenen-

kirche ist erst im Jahre 1788 bei dem Neubau der Fuldabrücke abgebrochen. Dr. Böhlau führte an einer Reihe von Fundstücken (Thonscherben) weiter aus, wie schwer diese zu datiren seien. Bruchstücke von glattem und weichem Thon, die nicht klingend gebrannt sind, wies er der prähistorischen Zeit zu, so Funde vom Wartberg bei Kirchberg und Wehlheiden, Stücke vom Münzfunde bei Wittelsberg dem Ende des 15., von Kleinvach dem 13. Jahrhundert. Verzierungen, die durch Eindrücken des Daumens oder eines dreieckigen Holzstückchens hervorgerufen sind, kehren über weite Zeiträume wieder. Kanzleirath Neuber trug seine Aufzeichnungen über den Dorfgeismarschen Gesundbrunnen in der Nähe von Fritzlar im Thal der Elbe zwischen Geismar und Züschen vor; wir werden den Vortrag zum Abdruck bringen. Dr. Brunner gab dann auf Grund einer im städtischen Archiv zu Kassel aufbewahrten Akte, aus welcher zu ersehen war, daß nach der Wiederaufrichtung des Kurfürstenthums gegen die Beamten, welche sich nicht ganz patriotisch verhalten hatten, vorgegangen wurde, Aufschluß über ein gegen den Amtmann in Borken eingeleitetes Verfahren. Auf die Aussagen desselben hatten die Franzosen nämlich an dem Sohn eines Schäfers zu Borken ein Bluturtheil vollstreckt, weil er unter Burschen gewesen war, die 1806 den mit der Wegführung der erbeuteten Pferde des kurfürstlichen Marstalls beauftragten Stallmeister überfallen und mißhandelt, dann die Pferde nach Homburg gebracht und allerlei Unfug verübt hatten. Die als Richter eingesetzten kurfürstlichen Regierungsräthe (7) fällten ein zwiespältiges Erkenntniß. Der Kurfürst überwies die Sache hernach der Juristenfakultät in Marburg, worauf der Amtmann seiner Stelle enthoben wurde. Landesbauinspektor Röse konnte weiter die erfreuliche Mittheilung machen, daß der stilgerechte Ausbau des Thurmes der Breitenaner Klosterkirche gesichert sei. (Vgl. Aufsatz von A. Fey mit Abbildung in „Hessenland" 1896 S. 86 ff., ferner 1899, S. 118.)

Jubiläum. Für die äußere Feier des in Nr. 19 auf S. 253 bereits angekündigten fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Gymnasialdirektors Dr. Georg Buchenau zu Marburg ist höheren Orts der 9. November festgesetzt worden. Der Jubilar erhielt den Charakter als Geheimer Regierungsrath, auch der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zeichnete denselben durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft aus.

Generalkonsul Rose als alter Marburger Burschenschafter. Zu Ehren ihres von Samoa zurückgekehrten alten Herrn, des Generalkonsuls Rose, veranstaltete die Burschenschaft Arminia-Marburg vor einigee Zeit in Berlin eine kleine Feier. Eine Abordnung der aktiven Burschenschaft, der sich die in Berlin ansässigen alten Herren angeschlossen hatten, überreichte dem Manne, der auf gefährdetem Posten einem übermächtigen Feind gegenüber die deutschen Interessen würdig vertreten hat, ein goldgesticktes Ehrenband.

Ludwig Liebe. Zum 80. Geburtstage des Tondichters Ludwig Liebe sendet uns Carl Preser folgendes Gedicht:

An Ludwig Liebe,

zum 80. Geburtsfeste, 26. November 1899.

Nie kreuzten sich, nach Freundesart,
Im Leben uns'res Schicksals Bahnen.
Und von des Einen ird'scher Fahrt
Empfand der And're kaum ein Ahnen.

Im Reich der Töne lag Dein Feld,
Du sangst, und schriebst die Sänge nieder;
Ich galt der Welt als Federheld,
Ich schrieb und sang dabei die Lieder.

So zogen wir, uns fremd, dahin,
Zwei Sternen gleich im Weltenraume,
Und nur ein treuer Sängersinn
Dacht' an den And'ren, wie im Traume.

Da plötzlich floß ein Liederstrom
Von Herz zu Herz, aus Süd und Norden,
Es war, als ob in einem Dom
Aufstieg ein Wogen von Akkorden.

„Das deutsche Lied, das deutsche Wort"
Sie führten geistig uns zusammen,
Und seitdem lodern fort und fort
In uns'rer Brust der Freundschaft Flammen.

Und will auch noch das Schicksal nicht
Zusammenführen uns im Leben,
So lasse, Freund, uns treu und schlicht
Einander das Gelöbniß geben:

Wer einst von uns dem And'ren schon,
Weltmüd', im Tod vorangegangen,
Der soll den Freund mit Harfenton
Am Thor der Ewigkeit empfangen.

Doch wie, — wenn uns St. Peter flieht
Und uns versagt die Eintritts-Bitte — — ?
Dann, Freund', tön' unser „Osterlied",
Und Petrus ist im Bund der Dritte.

Wächtersbach. **Carl Preser.**

Der von unserem Mitarbeiter hier gefeierte Altmeister deutschen Sanges, Ludwig Liebe, ist

am 26. November 1819 zu Magdeburg geboren. Liebe ist ein Schüler von C. Schwarz, Aug. Mühling und C. Wachsmann, machte aber seine Hauptstudien von Ende 1841 bis Mitte 1844 hier in Kassel bei Spohr und Baldewein, aus welcher Zeit er unserer Fuldastadt immer ein treues Andenken bewahrte. Er verbrachte dann eine längere Zeit in Straßburg, hielt sich mehrere Jahre in Paris und London auf und stand zuletzt als Musikdirektor in Konstanz, von wo er sich vor wenigen Jahren nach dem Hinscheiden seiner treuen Lebensgefährtin in die Ruhe zurückzog und jetzt den Abend seines sangesreichen Lebens bei einer in Chur verheiratheten Tochter verlebt. Die deutsche Sangeswelt besitzt von dem feinfühlenden Tondichter herrliche Stücke, Oratorien, Kantaten, Lieder und Männerchöre; er ist, neben Silcher, der meist vertretene Komponist in den deutschen Kommersbüchern. Sowohl seine heiteren als seine ernsten Liederweisen sind gleich anziehend. Von den zahlreich komponirten Preser'schen Liedern nennen wir in erster Linie das für vierstimmigen Männerchor sowie für Einzelstimme mit Klavierbegleitung erschienene Lied „Die Rheinundine", das ein Volkslied im wahrsten Sinne des Wortes ist, dann „Osterlied" (Op. 183 Nr. 1) für gemischten Chor, „Das erste Lerchenlied", „Sonntagsmorgen", „Frühlingsliederlust", „Deutscher Geist", „Deutsch Wort und Lied", „Die Nordsee", „Rheinweinduft", von den burschenschaftlichen Blättern jüngst aus dem Lahrer Kommersbuche auszeichnend hervorgehoben, „Sehnsucht", „Mein Herz ist ein Königreich", „Du bist ein Meer", „Der Doppelstern" u. a. m. Erst noch in jüngster Zeit sind von Liebe mehrere Chöre bei Luckhardt in Leipzig erschienen, und aus dem gleichen Verlage haben wir noch verschiedene Lieder-Kompositionen im Laufe des Winters zu erwarten. Unsere besten Wünsche dem greisen Altmeister! Möge ihm seine Schaffenskraft noch lange erhalten bleiben.

Todesfall. Der in Trenton N.-Y. ansässige Bankdirektor Friedrich Walter aus Melsungen starb gegen Ende des vorigen Monats im Alter von 61 Jahren im deutschen Hospital zu Philadelphia an den Folgen einer Operation. In ihm verliert das Deutschthum in Nordamerika eine seiner zuverlässigsten Stützen.

Soeben erschienen: „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, N. F. Bd. 24 (der ganzen Folge 34. Band), Erste Hälfte, Kassel 1899" nebst den zugehörigen „Mittheilungen", Jahrgang 1898.

Wegen Raummangels sind wir leider genöthigt die Fortsetzung der fesselnden Aufzeichnungen aus der Selbstbiographie von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel (1792—1869), auf die ersten Nummern des nächsten Jahrgangs zu verschieben.



Personalien.

Ernannt: Amtsgerichtsrath Dr. von Spindler zu Hanau zum Landgerichtsrath daselbst; die Gerichtsassessoren Haseloff, Drüeke und Zeddies zu Amtsrichtern in Melsungen bezw. Grebenstein und Großalmerode; die Forstassessoren Willach, von Eschwege und Rieck zu Oberförstern in Eiterhagen, bezw. Böddeken und Gottsbüren; Rechtsanwalt Eckhardt zu Witzenhausen zum Notar; Referendar Klusmann zum Gerichtsassessor; Reichsbankrendant Steglich in Kassel zum Bankassessor.

Bestätigt: die Wiederwahl des Bürgermeisters Kraiger zu Fritzlar.

In den **Ruhestand** treten: Rechnungsrath Faßhauer zu Kassel, Bibliothekar der Regierung; Regierungssekretär Müller zu Kassel.

Beauftragt: Thierarzt Melde zu Marburg mit der kommissarischen Versehung der dortigen Kreisthierarztstelle.

Verliehen: dem Gymnasialdirektor Dr. Buchenau zu Marburg der Charakter als Geheimer Regierungsrath; dem Oberpfarrer des 11. Armeecorps Konsistorialrath Osterroth zu Kassel der Kronenorden 2. Klasse; dem Justizrath Dr. Schmidt zu Marburg der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Stadtbauinspektor Fabarius zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse, desgleichen dem Hegemeister Neumann zu Gershausen sowie den Förstern Schmidt zu Reddehausen und Griesar zu Häuserdick bei der Versetzung in den Ruhestand.

Verlobt: Architekt Hugo Wagner mit Fräulein Else Bücking, Tochter des Bauraths (Bremen, Nov.).

Vermählt: Gerichtsassessor Dr. phil. Theodor Vilmar zu Vöhl mit Fräulein Rocholl (Kassel, 8. November).

Geboren: Zwillingssöhne: Archivar Dr. Otto Küch und Frau, geb. Grebe (Marburg, November); ein Sohn: Kaufmann Hermann Galland und Frau Frida, geb. Herbst (Frankfurt a. M., 2. November).

Gestorben: Pastor Heinrich Gerhold, 61 Jahre alt (Verden a. Aller, 23. Oktober); Generalleutnant z. D. Max von Mayer, 65 Jahre alt (Wiesbaden, 1. November); Bergingenieur Karl Simon (Kassel, 7. November); Kaufmann Ernst Scheldt, 57 Jahre alt (Kassel, 7. November); verwittwete Frau Zahlmeister Elisabeth von Cannegießer, geb. Lucan (Kassel, 7. November); Leutnant Ernst von Starck, 25 Jahre alt (Kassel, 7. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XIII. Jahrgang. Kassel, 1. Dezember 1899.

Kehr' in Dich ein.

Kehr' in Dich ein! Es wechselt hier auf Erden
Nur allzu oft das menschliche Geschick.
Der hellste Glanz kann bald verdunkelt werden,
Und Thränen statt des Lächelns steh'n im Blick.
So leicht versinkt des Glückes Sonnenschein —
Kehr' in Dich ein!

Kehr' in Dich ein! Der Lenz des Lebens schwindet,
All' seine Blüthen, bald sind sie dahin!
Doch was das Herz dem Himmel fest verbindet,
Bleibt früh und spät ein herrlicher Gewinn,
Es hilft hinweg leicht über alle Pein —
Kehr' in Dich ein!

Kehr' in Dich ein, wenn nach dem Streit des Tages,
Der manche Wunden in die Seele sengt,
Wenn nach dem Jubel fröhlichen Gelages
Dich still und ernst die dunkle Nacht umfängt,
Wenn Du allein mit Dir im Kämmerlein —
Kehr' in Dich ein!

Kehr' in Dich ein! Nie brich im Uebermuthe
Herzlos den Stab ob Deines Nächsten Haupt,
Leicht wird das Böse, selten nur das Gute,
Von Vielen ja nur allzu gern geglaubt.
Sei stets gerecht, nicht urtheil' nach dem Schein —
Kehr' in Dich ein!

Kehr' in Dich ein, und forsch' in ernstem Sinnen,
Ob And'rer Fehl nicht auch Dein eig'ner ist,
Eh' unbedacht in herzlosem Beginnen
Ein Richter Du für jene Schwachen bist.
O, halt' das Herz von solcher Schuld Dir rein!
Kehr' in Dich ein!

Kehr' in Dich ein! Von feindlichen Gewalten
Wird nur zu oft das beste Herz bedroht,
Mag sich die Liebe dann in ihm entfalten,
In ihr ruht Leben und im Hasse Tod!
In dunkler Nacht strahlt sie im hellsten Schein —
Kehr' in Dich ein!

(Aus „Helldunkel". Verlag von Ernst Hühn, Kassel.)

Anna Stirn-Rivière.





Johannes Herrgot.

Ein Beitrag zur hessischen Gelehrtengeschichte.

Von Wilhelm Schoof.

Unter dem Titel „Johannes Herrgot und Johannes Marius Philelphus in Turin 1454, 1455. Ein Beitrag zur Geschichte der Universität Turin im 15. Jahrhundert“ ist kürzlich von dem Bonner Oberbibliothekar Theodor Klette eine Schrift erschienen (Bonn 1898), die unser Interesse in hohem Grad beansprucht. Es handelt sich darin um eine Papierhandschrift der Greifswalder Universitätsbibliothek, die 1454 und 1455 zu Turin geschrieben, von dort nach Greifswald verschlagen worden ist und bisher unveröffentlichte Dokumente zweier Humanisten, eines italienischen und eines deutschen, enthält, von denen der letztere, Johannes Herrgot, aus Hessen und zwar aus Marburg stammen soll.

Ein Gelehrter dieses Namens ist bisher gänzlich unbekannt geblieben. In bibliographischen und biographischen Werken sucht man seinen Namen vergebens, und Nachforschungen nach ihm in Bibliotheken und Archiven sind bisher erfolglos geblieben. Es bleibt die Greifswalder Handschrift somit die einzige Quelle seiner einstigen Wirksamkeit, und darin besonders eine auf Herrgot gehaltene Lobrede des Marius Philelphus. Die Handschrift ist von Anfang bis zu Ende von Johannes Herrgot geschrieben und enthält Konzepte von Reden, die er selbst und Johannes Marius Philelphus während Herrgot's Rektoratsjahr gehalten haben, Abschriften und Entwürfe von kanonistisch-juristischen Schriften und solchen moral-philosophischen Inhalts, einige kleinere Schriften von Kirchenvätern und Klassikern (Augustin, Cyrill, Plutarch), sowie gelegentliche zeitgenössische Begebenheiten betreffende Kleinigkeiten ohne besonderen Werth.

Unter den von Klette herausgegebenen zehn Dokumenten interessirt am meisten das erste. Es enthält die am 10. August von dem Professor der Eloquenz und Doctor artium Johannes Marius Philelphus gehaltene Lobrede auf den zum Rektor der Universität Turin für das Amtsjahr 1454/55 gewählten Johannes Herrgot.

Nach bewährtem Rezept (Cic. de inventione, I, 24 sq.) entwirft er uns in freilich recht weitschweifiger Weise ein Bild von der Herkunft, der Person, den Tugenden und sonstigen Charaktereigenschaften Herrgot's, die ihm sehr erwünschte Gelegenheiten geben, sich über den Begriff der Tugend überhaupt in längerer Ausführung zu ergehen, dabei gelegentlich auch in einen humoristischen Ton verfallend. Dabei ist die Rede mit einer Fülle von Gelehrsamkeit gespickt, eine Masse von Gedanken und Citaten aus griechischen und lateinischen Schriftstellern, Prosaikern und Dichtern der klassischen wie der scholastischen Zeit bietet er auf. Man hat beim Lesen das Gefühl, daß es ihm mehr darum zu thun gewesen sei, bei den Zuhörern eine recht günstige Meinung von seiner Gelehrsamkeit zu erwecken. Für uns sind nur die Stellen von Interesse, die sich auf Leben, Person und Amt Herrgot's beziehen. Gehen wir näher auf diesen Theil der Rede ein, so können wir leicht die strenge Disponirung der Rede erkennen. Philelphus spricht zuerst von der Heimath, der Familie und früheren Amtsthätigkeit Herrgot's, von seinem Namen (alles zusammenfassend unter dem Begriff fortuna) und kommt dann auf seine körperlichen Eigenschaften zu sprechen (de corpore).

Nach Philelphus stammt Johannes Herrgot „nicht aus einer unbedeutenden oder mittelmäßigen Gegend Deutschlands, sondern aus Hessen, dem gesegneten Lande, in welchem mehr als in übrigen Theilen Deutschlands in jeder Beziehung eine staunenswerthe Harmonie (pax) und Ueberfülle an Reichthum herrscht“. Gebürtig aber ist er aus Margburg in der Mainzer Diözese, einer Burg, die, wenn sie jemand nicht kennen sollte, als Markburg (!) bei uns erklärt wird wegen ihrer Wohlhabenheit; da man oft etwas nach den bewirkenden Umständen (?) zu benennen pflegt. Daß dies eine solch' reiche Gegend sei, kann unser Rektor, über den ich rede, am besten bestätigen. Denn er zeigt schon durch sein Gesicht und seine

Farbe, in welcher Wohlhabenheit er aufgewachsen ist, in welchem er nicht weniger den Glanz der Sonne als die Breite des Mondes vereinigt hat. Der Herrscher dieses Landes aber ist der zweite aus der Reihe der Fürsten, welchen die Wahl der deutschen Kaiser obliegt (!). Daher ist fast nichts mehr zur Bereicherung seines Lobes zu sagen. In ganz besonderm Ansehen aber steht das Land noch heute dadurch, daß einst der zweite jener Fürsten der Gemahl der heiligen Elisabeth war, deren Leichnam bis auf den heutigen Tag sich in Marburg befindet." Ueber seine Herkunft sagt er, daß Herrgot aus ritterlichem Geschlecht von einem vornehmen Vater abstamme. Weiteres über seinen Lebensgang erfahren wir nicht. Seiner bevorzugten Abkunft habe Herrgot seine Würde als Summissarius an der Straßburger Hochkirche zu verdanken, eine Würde, zu welcher nur Männer von ritterlicher Herkunft Zutritt erlangten. Mit diesem hohen Amte seien auch große Einnahmen verknüpft, von denen jedoch Herrgot nur wenig für sich, den größten Theil vielmehr für Almosen und Werke christlicher Liebe verwende. Er besitze einen ausgedehnten Freundeskreis, aber keinen edlen Menschen zum Feind. Müsse der nicht ein Vorbild aller Tugend sein, dessen Name, Herrgot, bei den Deutschen nichts Geringeres bedeute als das lateinische deus. Wer könnte einen Mann hassen, der den Namen „Gott" führe? Soweit die Lobesbezeugungen Philelph's, die er unter dem Begriff fortuna zusammenfaßt. Seine nächsten Ausführungen gelten den körperlichen Eigenschaften Herrgot's. Neben Körperstärke und einer unglaublichen Geschicklichkeit besitze er eine anmuthige, edle Schönheit, zumal nach erfolgter Rasur des Bartes, wie man ihn jetzt sehen könne. Auch sei er strahlenäugig, wie Minerva einst gewesen sei. Diese Farbe hätten die Augen infolge der häufigen Nachtwachen beim Studieren bekommen. Es sei staunenswerth, wie viel dieser Mann arbeite und studiere, wie viel Excerpte er mache von Aussprüchen der Philosophen, Kanoniker und Heiligen, welch' ein Vergnügen ihm die Gelehrsamkeit sei.

Der Rest der Rede, der durch eine Fülle von Gelehrsamkeit prunkt, ergeht sich auf etwa 14 Seiten über die zahlreichen Tugenden Herrgot's. Viel von Belang über den Lebensgang und die Beurtheilung Herrgot's ist nicht darunter. Denn man hat immer das Gefühl, daß diese prunkvollen, mit einer Fülle von Citaten gespickten Worte weniger Herrgot's, als des blühenden Stiles wegen gebraucht werden. Wieder ist hier bei der Aufzählung der Tugenden Cicero, namentlich De inventione und De officiis, sein Vorbild. Die continentia, temperantia, clementia, prudentia, perseverantia, animi fortitudo und viele andere Tugenden rühmt er an ihm. Ganz besonders hebt er seine religiösen Eigenschaften hervor. Ganz aus religiösem Drange geleitet habe er den Erdkreis durchwandert bis zu den Grenzen der Christenheit und an jenem Kampf gegen die Ungläubigen theilgenommen, in welchem mit dem König von Polen und dem Kardinal Giuliano von Santo Agnolo so viele Christen an einem Tage zu Grunde gegangen seien. Gemeint ist (nach Klette) die blutige Schlacht bei Varna am 10. November 1444, in welcher der jugendliche König Ladislaus von Polen und der Kardinal-Legat Giuliano Cesarini fielen.

Damit haben wir außer dem Jahre 1454 einen zweiten Anhaltspunkt für die Festlegung der Lebensdaten Herrgot's. Wie und wo er die Zeit vor 1444 zugebracht hat, ist uns unbekannt, ebenso, wo er die Zeit nach 1444 bis zu seinem Rektoratsjahr (1454) zugebracht. Klette nimmt an, daß ihm die hohe Würde eines Submissarius in Straßburg erst nach seiner Rückkehr von jenem Kriegszuge zu Theil geworden sei, und daß er dies Amt seit 1444 zunächst einige Jahre versehen habe. Um's Jahr 1448 dürfte er dann von dem bestehenden geistlichen Recht, welches Pfründeninhaber zum Besuche eines studium generale auf fünf und oft mehr Jahre von der Residenzpflicht entband, Gebrauch gemacht haben, und als Scholar nach Italien gewandert seien. Bestärkt wird diese Annahme noch durch eine Aeußerung Herrgot's in seiner Promotionsrede (Handschr. S. 18), wonach er als seine Lehrer Johannes de Grassis und Johannes de Panitiis, Rechtsgelehrte an der Turiner Universität, bezeichnet, woraus wir schließen dürfen, daß er sich in den letzten Jahren dem Studium des kanonischen Rechts in Turin gewidmet hat; ganz abgesehen davon, daß nach allgemeinem Brauch ein mehrjähriger Aufenthalt an derselben Universität bei der Wahl zum Rektor für den Kandidaten als nothwendige Vorbedingung galt.

Soweit reichen die Zeugnisse über Herrgot, die wir der Lobrede des Philelphus entnehmen können. In welcher Weise Herrgot seines Rektoratsamtes gewaltet hat, erfahren wir nicht des Näheren. Daß es aber an Stürmen mancherlei Art nicht gefehlt hat, läßt sich von vornherein aus der unruhigen politischen Zeitlage und aus Andeutungen schließen, welche den beiden bei Gelegenheit der Ankunft des Landesfürsten in Turin von Herrgot gehaltenen Begrüßungsreden zu entnehmen sind (Handschr. S. 17 und Pergamentblatt an der Innenseite des Deckels). Daß er

aber sein Amt mit größtem Geschick verwaltet, dafür zeugt Philelphus. In seiner für die Licenz Herrgot's im kanonischen Recht gehaltenen Rede (Handschr. S. 19) rühmt er, daß Herrgot seine Kräfte und seine ganze Existenz eingesetzt habe im Kampf gegen die der Universität drohenden Fährlichkeiten (vehementibus necessitatibus), daß er den Fürsten mit Klagen und Bitten bestürmt habe und nicht eher gewichen sei, als bis seine Wünsche Erfüllung gefunden hätten. Zum Lohn für seine Tüchtigkeit sei er denn auch vom Fürsten an den Hof berufen und zum fürstlichen Rath ernannt worden. Auch sonst habe Herrgot keine Mühe und Kosten gescheut, wo es das Interesse und Ansehen der Universität gegolten habe.

Ein hervorragendes Ereigniß während des Rektoratsjahres Herrgot's bildet nach der Handschrift seine Promotion zum Licentiaten und Doktor des kanonischen Rechts (Handschr. S. 19) und die hiermit verbundene Verleihung der insignia doctoralia (Handschr. S. 18).

Am 10. August 1455 legt Herrgot, unter Uebergabe der Amtsinsignien, einer mit Pelzwerk besetzten Kapuze und Mantelkragen, an seinen mit Namen nicht genannten Nachfolger das Amt als Rektor nieder (Handschr. S. 18) und scheint bald darauf Turin überhaupt verlassen zu haben, um nach Straßburg zurückzukehren. Straßburg, den 13. Januar 1456 datirt das auf den Tod einer Straßburger Courtisane gedichtete Epitaphium Susanne magne (Mscr. fol. 154), hierher weist auch die auf fol. membr. 1 enthaltene Vorschrift De Jubileo ecclesie Argentinensis, sowie das S. 20 erwähnte Consilium coram Argentinorum auditore sive Judice, aus dem Jahre 1462 datirt.

Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Leistungen Herrgot's liegt auf dem Gebiet des kanonischen Rechts. Selbstschöpferisch auf dem theoretischen Gebiete seiner Wissenschaft scheint er nicht aufgetreten zu sein; auf eine praktische Bethätigung seiner Kenntnisse aber weisen u. A. hin das Consilium coram Argentinorum auditore (S. 20), die responsio iuridica (S. 149), sowie auch die glückliche Führung der Amtsgeschäfte als Rektor in schwierigen Zeitläuften. Was sonst an kleineren Schriften Herrgot's die Handschrift bietet, wie die Oratio de morte regis Aragonum (S. 9), die Oratio laudis ad regem (S. 147), die Oratio flexibilis (S. 149), die Oratio laudis ad principem (S. 153), so gehören sie in das Gebiet der vielfach an Ereignisse der Zeitgeschichte anknüpfenden humanistischen Stilübungen, an denen jene Literatur so reich ist. Auch der lange De virtute colenda bezeichnete Traktat gehört hierher. Ob aber der in der Handschrift dem Augustin zugeschriebene Tractatus de omnibus virtutibus (S. 150) wirklich von Augustin herrührt und nicht vielmehr Herrgot selbst zum Verfasser hat, mögen Fachleute entscheiden.

Eine Hochzeit an Landgraf Moritz' Hofe.

Von Friedrich Henkel.

(Schluß.)

Weiter ist Folgendes auf die Freiwerbung und das fürstliche Geschenk Bezügliche bemerkenswerth:

„Zum Dritten, weill wir vnsrem Chammerjunkern Gabriell von Donope wegen vns seiner etliche jahr hero bewiesener getrewen Diensten, die gnedige Vertröstung hiebevohr gethan, da er sich mit vnserm gnedigen rath vnd willen (wie dann geschehen) verheyrathen würde, das wir dan ihme vnd seine vertrawte mit etlichen thausend gulden zu erkauffung eines in vnserm Fürstenthumb gelegenen guts gnedig bedenken wollten, so wollen wir beiden Eheleuthen zu ihrer rethlichen vnderhaltung diese summa gulden, die wir jn einer besondern verschreibung uns zu specificiren fürbehalten, aus unserer Renthcammer järlich verzinßen laßen, bis so lange ihnen die gelegenheit mit erkauffung eines gut wie obstehet fürfeltt, alsdan soll das capital von uns erlegt werden vnd dariegen der zinß fallen."

Zum Vierten giebt der Bräutigam mit Einwilligung seines Vaters seiner Vertrauten eine Verschreibung, „wie unter denen vom Adel gebräuchlich," von zwölf Malter partim auf einen Meierhof, welchen zur Zeit Görge Mönch in dem Dorfe Belle, im Amte Blomberg belegen, bauet, womit sie nach Morgengabe-Recht und Gewohnheit soll schalten dürfen, doch derart, daß wenn die Brüder von Donop nach dem Tode ihres Vaters ihre Güter unter sich theilen würden, Gabriel das Recht haben soll, den Hof mit 200 Thalern zu befreien, „vnd soll der junkern von Rols-

hausen dennoch mit diesen zweyhundert thalern nach morgengabsrecht zu schaffen frey vnd bevor stehen".

Es folgen nun noch vier umfangreiche Sätze, in welchen alle möglichen Fälle für Leben und Sterben der Eheleute und ihrer zu erwartenden Kinder vorgesehen werden. Danach schließt es:

„Dessen zu wahrer vrkund seind zwo gleichlautendte eheverschreibungen vffgerichtett, dero wir ein jede mit eigen handen vnderschrieben vnd vnser secret jnsiegell daran wißendlich hängen laßen, desgleichen haben sich vnderschrieben vndt gesiegelt Gabriell der junger von Donope als Breutgam vnd Gabriell der elter von Donope des Breutigams vatter, desgleichen Martin von Donope vnd David Spiegell.

Dan wegen Junffer Annen von Rolßhausen ihres vatters seligen Bruder Otto von Rolshausen, Otto von Wildungen, Jegermeister, Samuell von Dallwig, Heßischer rath, vnd Geörge von Bischofenrode, Johan von Vffeln, trost zum Sternberge. Geschehen zu Cassell, Sambsstages vor Estomihi den neundten Monatstag Februarij Anno Domini eintausend fünfhunderdt neuntzig vnd vier."

Die Eheleute haben das Geschlecht nicht fortgepflanzt und es liegt Grund zu der Annahme vor, daß die Frau dem Manne in den Tod voranging. Von dem Zeitpunkte, wann das geschah, wissen wir ebensowenig etwas, wie von der Ersteren sonstigen Schicksalen. Daß Landgraf Moritz sehr bald seine Absicht, Gabriel v. Donop in den hessischen Landen ansässig zu machen, zu verwirklichen suchte, bezeugt ein auf dem Staatsarchiv zu Marburg aufbewahrtes Konzept eines vom 21. Januar 1595 datirten, Nassenerfurt betreffenden Lehnsbriefes für ihn. Dieser Besitz gehörte ursprünglich den Holzsadel, bis ihn der letzte des Geschlechts, Werner, † 1526, 1516 an die von Wildungen verkaufte. Danach sollen ihn die von Schraudtwiesen besessen haben, und 1590 ist er an Philipp Wilhelm von Cornberg, den Sohn Wilhelm's IV. und der Elisabeth Wallenstein, † 30. August 1616, gekommen. 1598 wurden die von Baumbach, die noch heute im Besitz davon sind, mit Nassenerfurt belehnt. Gabriel von Donop hatte also entweder bald wieder verzichtet oder trat den Besitz überhaupt nicht an. Donop'sche Familiennachrichten lassen ihn allerdings Herr zu Nassenerfurt sein, auch soll er nach diesen auf die Herrschaft Auburg, wo vorgenannter Ph. W. v. Cornberg Erbdrost war und die er zu Lehen hatte, eine Anwartschaft eingeräumt erhalten, sie aber mit Rücksicht auf seine Kinderlosigkeit gegen gewisse Bedingungen wieder zurückgegeben haben.

Zur Ergänzung der in bereits oben erwähnter Arbeit über Lippoldsberg von Herrn Kanzleirath C. Neuber gemachten Mittheilung sei hier aus C. B. Behrens, „Die von Steinberg", S. 60, Folgendes eingeschaltet:

Burchard von Cramm (Sohn des Heinrich von Cramm und der Jutta von Steinberg) kam jung in's Hessenland und wurde mit Landgraf Wilhelm dem Mittleren erzogen, blieb auch sein Leben lang darin, hatte das Haus und Amt Trendelburg vom Landgrafen pfandweise inne. Seiner geschieht Meldung 1476, 1482. Anno 1493 hat er sich zu Olper (Oelber) mit den Gusteden verglichen. Seine Gemahlin war Gertrud v. Boyneburg gen. Hohenstein, Tochter Heinrich v. Boyneburg's gen. H. und der Ilse v. Scheurnschloß.

Sein jüngster Sohn, Burchard von Cramm, blieb auch im Hessenlande, besaß um's Jahr 1555 das Kloster Lippoldsberg und war hernach Landgraf Ludwig's, des Testators, Statthalter zu Marburg; starb Anno 1599, Oktober 5. Gemahlin Katharine Zengerin. Dessen Sohn Heinrich von Cramm heirathete am 13. Dezember 1592 Klara Anna v. Dörnberg, geboren 1569, Wittwe 1608. Er tritt 1602 die Pfandschaft von Lippoldsberg an Gabriel von Donop ab.

1603, März 19. wird Gabriel von Donop mit Lippoldsberg belehnt. Bald danach scheinen die Beziehungen zwischen ihm und dem Landgrafen Moritz zum Leidwesen des Letzteren eine Trübung erfahren zu haben, denn 1605, August 22. schreibt dieser an Donop, er wisse die Ursache nicht, warum er bei ihm und am Hofe nicht sein möge. Aus dieser Zeit etwa rührt auch ein Aktenstück her, das in einem Umschlag ein in viele kleine Stücke gerissenes Schreiben birgt, und Gabriel von Donop wird bezichtigt, dieselben dem Sendboten des Landgrafen vor die Füße geworfen zu haben. Ausgeglichen muß jedoch dieses Zerwürfniß wohl wieder gewesen sein, als Donop 1609, Mai 25. den Landgrafen bittet, ihm zu Lippoldsberg die Jagd im Nonnenholze zu gestatten. Zu diesen, alle dem Staatsarchiv zu Marburg entnommenen Nachrichten tritt aus derselben Quelle als zeitlich letzte, daß 1625, Oktober 31. Levin v. Donop dem Landgrafen mittheilt, sein Bruder sei vor einigen Tagen abgereist. Zuvor, im Mai desselben Jahres, datirt Gabriel v. Donop zwar in einer Streitsache gegen Hans Rohns sel. Wittwe und Kinder ein Schreiben von Lippoldsberg, aber schon 1621 hatte ihn der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg als kurbrandenburgischen Rath und Stallmeister, auch Amtmann zu Gennep (jetzt zu

den Niederlanden gehörig und bei der Mündung der Niers rechts an der Maas liegend), mit dem Dorfe Praest, zwischen Emmerich und Rees, belehnt, Donop dürfte also doch wohl schon längere Zeit in den Diensten dieses neuen Herrn gestanden haben. Gestorben ist er nach den im Staatsarchiv zu Marburg vorhandenen Nachrichten etwa im Jahre 1629, also noch vor Landgraf Moritz.



Die Waldblume der hohen Veen.

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Im Schlosse angekommen, wandte Anton sich alsbald nach der Küche des Kastellans, wo er der Verabredung gemäß Marien finden sollte.

Sie erwartete ihn bereits. Ihre verweinten Augen und blassen Wangen verriethen, daß sie eine schlaflose Nacht hinter sich habe.

Der Jüngling eilte auf sie zu, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr innig in die blauen Augen, die mit einer unendlichen Zärtlichkeit, aber zugleich tief traurig zu ihm aufschauten.

„Du hast Dich besonnen, Marie; Du gehst mit mir, nicht wahr? O, Du kannst mich nicht allein ziehen lassen? Mein Roß ist stark und schnell; es wird uns Beide dem schönsten Glück sicher entgegen tragen."

„Unmöglich, Anton; ich sagte Dir es schon gestern, und was ich eine ganze lange, thränenvolle Nacht gesonnen habe, es kommt doch alles wieder auf das zurück, was schon der erste Augenblick gebieterisch mir eingab — ich kann nicht! Ist Dein Herr frei und hat Friede mit dem Kaiser gemacht, so wird mein Oheim in unsere Verbindung willigen. Dann erst kann ich Dir mit Ehren aus diesem Hause folgen, und will es thun, ohne nur zu fragen wohin. Vorher aber ist es unmöglich."

Diese Worte erweckten in Anton's Brust wieder die volle Gewalt seiner Liebe und seines Schmerzes, die durch die vorhergehende Nacht und die sonstigen Geschäfte, denen er sich alsbald nach dem Erwachen hatte widmen müssen, auf Augenblicke zurückgedrängt worden waren. Er sah wieder die Traumbilder der Nacht, die geknickte Rose mit den blutigen Thautropfen auf den verfärbten Blättern. Der ganze Jammer seiner Schuld und eines Abschieds für das Leben erfaßte ihn und ließ ihn auch den letzten Rest seiner Vorsicht vergessen.

„Der Landgraf wird frei, noch heute, noch in dieser Stunde!" rief er leidenschaftlich aus, „schon stampfen drüben am Stadtthor die Rosse ungeduldig das Pflaster, die ihn und mich den Rhein hinauf in das Hessenland tragen sollen. Es ist der letzte Augenblick, Marie! Wenn Du ihn nicht nutzest, so werde ich nie wieder hierher zurückkehren können; wir haben uns dann für immer verloren."

„Du sprichst im Fieber, Freund," sagte Marie überrascht, aber ungläubig lächelnd, „noch lässet der Kaiser Deinen Herrn nicht ziehen, und wie sollte er gegen den Willen des Kaisers durch die Wachen am Thore kommen?"

„Muß er denn durch das Portal? Haben wir nicht noch das Seitenpförtchen, dessen Schlüssel Du selbst uns — —"

„Das also war es? O, welch ein Licht geht mir auf!" schrie jetzt Marie laut auf. Sie war todtblaß geworden, taumelte zurück und sank wie gebrochen auf einem Schemel zusammen. „Das also war es; nicht Liebe zu mir, sondern der Wunsch, Deinen Herrn zu befreien, ließ Dich mir den Schlüssel abschmeicheln. O, gehe aus meinen Augen, Du Ungetreuer! Ein Mensch, und stolzirte er in Sammet und Seide, und mißbraucht so grob das Vertrauen, ist des Sonnenstrahls nicht werth, der ihn bescheint. Hinweg aus meinen Augen! Ueberlaß mich der Schmach, das in mich gesetzte Vertrauen mißbraucht zu haben; überlaß mich dem Jammer, selbst in der schändlichsten Weise betrogen worden zu sein. Gott weiß es, ich betrog den Oheim und ließ mich selbst betrügen, nur deshalb, weil ich Dir so unendlich vertraute — weil ich Dich so unendlich liebte!" —

Wersabe sah mit Entsetzen die Folgen seiner Unvorsichtigkeit.

„Vergieb mir, Marie; o, vergieb mir!" rief er, vor ihr niederfallend und ihre Knie umfassend, „ich schwöre es Dir zu bei allem, was mir heilig und lieb ist, daß, was ich in frevlem Leichtsinn begonnen, ich nun im heiligsten Ernst zu Ende führen will!"

Allein Marie hörte nicht auf ihn. „Fort, Junker!" rief sie von Neuem, „oder seid gewärtig, daß ich auf der Stelle gehe, dem Oheim meine Schuld zu bekennen und —" Sie hielt ein, und indem ein warmer Blick, gleich einem Sonnenstrahl, die Thränenwolken ihrer Augen durchbrach und über den Knieenden hinglitt, fuhr sie zu sprechen

fort: „Nein, fliehe Anton! Führe aus, was Du nicht lassen kannst! Mich treffe die ganze Schuld! Eile! Vor allem aber verlasse mich", setzte sie hinzu, indem ihre Blicke sich von Neuem verfinsterten. „O, mein armer Kopf, was ist hier das Beste, was soll ich thun?" —

„Was sie längst hätten thun sollen, pflichtvergessene Jungfer, das werde ich jetzt nachholen!" ließ sich in diesem Augenblicke eine dritte Stimme vernehmen. Es war Moralis, der, seinen langen Raufdegen in der Faust, unter der Thür erschienen war und das vorausgegangene Gespräch offenbar belauscht hatte. „Also deshalb spielte die Jungfer die Spröde!" fuhr der Spanier in seiner Rede dann hitzig fort. „Wahrlich, es war die höchste Zeit, daß ich das giftige Krötennest entdeckte. Heraus mit dem Schlüssel, Junker, und dann folgt mir zu Euerm saubern Herrn!"

Anton von Wersabe sah, daß alles verloren sei, und der Grimm der Verzweiflung bemächtigte sich des Wehrlosen gegenüber dem auf ihn eindringenden bewaffneten Spanier.

„Holt den Schlüssel, wenn Euch danach gelüstet!" rief er, ergriff eine langzinkige Ofengabel und ging, den wuchtigen Eichenstiel schwingend, auf den Rottmeister los.

Dieser parirte den Hieb seines Gegners, holte zum gewaltigen Stoß aus und — — ein gellender Aufschrei Mariens, die sich, um das Gräßlichste zu verhüten, in diesem Augenblick zwischen die Beiden geworfen hatte, durchzitterte die Luft.

Die Kämpfenden zuckten zusammen. Wersabe schleuderte seine Waffe zur Seite und stürzte sich über die tödtlich Getroffene auf den Boden. Ihre Augen waren geschlossen, die Wangen und der liebliche Mund zeigten die Bläße des Todes, auf dem weißen Brusthemd über dem Mieder aber erschienen purpurrothe Blutstropfen, die sich rasch zu einem unheimlichen breiten, nassen Flecken erweiterten. Der laute Weheruf des Junkers schien das entfliehende Leben einen Augenblick aufzuhalten. Noch einmal öffneten sich die blauen Kinderaugen und verweilten mit einem Blick unsäglicher Zärtlichkeit auf Anton's untröstlichem Gesichte. Dann schlossen sie sich für immer. Des Spaniers Stahl hatte sie in das Herz getroffen.

„O meine arme, arme Waldblume, wie ist mein Traum zur Wirklichkeit geworden!" wehklagte Anton in tiefstem Seelenschmerze. —

Im nächsten Augenblicke aber hatten ihn auch schon die Arme des Rottenführers umspannt, mehrere Landsknechte traten hinzu, legten ihm Fesseln an und schleppten den vom Blute der Geliebten Ueberströmten in die Zelle des Landgrafen, wohin nun auch der Narr und der Kammerdiener des Fürsten, die inzwischen ebenfalls gefesselt waren, von andern Bewaffneten gezerrt wurden.

VIII.

Der Landgraf hatte die Nacht wachend verbracht. Eine freudige Ungeduld ließ ihn sich schlaflos auf seinem Lager wälzen. Schon glaubte er zu fühlen, wie die goldene Morgenluft der Freiheit und des Vaterlandes seine brennende Stirn umwehe. Er konnte die festgesetzte Zeit und Stunde kaum erwarten. Um 4 Uhr erhob er sich, schlug selbst Licht, las einen Psalm und befahl seine Sache in inbrünstigem Gebete seiner Gewohnheit gemäß Gott.

So waren Stunden verstrichen. Bereits hatte er das dritte Viertel auf Sieben, das von der Schloßuhr herüber getönt, gezählt. Der Landgraf lauschte immer häufiger, ob sich der wiederkehrende Schritt Wersabe's noch nicht auf der Treppe hören lasse. Doch alles blieb still, nur zuweilen schienen entfernte Stimmen im Erdgeschoß laut zu werden, und jetzt sogar — was war das? — glaubte er, einen Jammerruf vernommen zu haben. Er öffnete die Thür, um besser zu hören; in demselben Augenblick aber zog ihn ein wildes, vielstimmiges Geschrei, das von dem Garten her an sein Ohr drang, an das Fenster. Kaum hatte er sich genähert, so hörte er drüben im Küchengarten Schüsse fallen und vernahm gleich darauf den Hufschlag mehrerer Pferde, die mit Windeseile auf der Landstraße davon galoppirten.

Diese letzten Wahrnehmungen hatten ihn das beunruhigende Geräusch im Hause einen Augenblick vergessen lassen. Er wurde erst wieder daran erinnert, als sich im Vorzimmer polternde Schritte hören ließen, und gleich darauf durch die aufgerissene Thür Anton von Wersabe mit auf den Rücken gefesselten Händen herein gestoßen wurde. Der Rottmeister Moralis folgte mit vier Landsknechten, von denen er alsbald zwei an die kleinen Fenster des Gemaches postirte, während er selbst mit den beiden anderen an der Thür stehen blieb.

Bei diesem Anblick mußte für Philipp auch der letzte Zweifel darüber schwinden, daß alles verloren sei. Sein eben noch hoch geröthetes Gesicht wurde mit einem Male sehr bleich, und ein unsäglich bitterer Zug spielte einige Augenblicke um seine Lippen. Mit einer gewaltigen Anstrengung aber, die man auch körperlich in seiner hochaufathmenden breiten Brust arbeiten sah, unterdrückte er diese Anwandlung. „Ich bin bei ihm in der Noth, ich will ihn heraus reißen und zu Ehren machen," flüsterte er in sich hinein und wandte sich dann mit vornehmer Ruhe den Eintretenden zu.

Seitdem Anton von Wersabe von der Leiche Mariens hinweggerissen worden war, befand er sich

in einem halb bewußtlosen Zustande. Ueber seiner Umgebung schien ihm ein tiefer Nebel zu liegen, und er in einem wüsten Traum begriffen zu sein. Aus dieser Betäubung erwachte er erst dann wieder, als er sich seinem fürstlichen Herrn gegenüber sah. Hier durchzuckte ihn zum ersten Male der entsetzliche Gedanke, daß nun auch das Unternehmen der Flucht vereitelt sei, und zwar durch seine Unvorsichtigkeit und seinen Leichtsinn, durch denselben Leichtsinn, dem auch Marie zum Opfer gefallen war.

Im Uebermaße seines Leides stürzte er dem Landgrafen zu Füßen.

„Gnade, Herr! Gnade!!“ flehte er mit von Thränen erstickter Stimme. „Ich bin der Schuldige. Meine unbedachte Leichtfertigkeit hat alles verdorben. Gerne will ich sie büßen mit den härtesten Strafen, die Eure Gnaden mir auferlegen werden; nur entziehet Eurem armen Kammerknaben, der heute ohnehin schon so unsäglich unglücklich geworden ist, nicht auch noch sein letztes Gut: Euren Glauben an seine Treue und seine Liebe zu Euch!“

Gerührt hob der Landgraf den Knieenden auf. In seinem eigenen Unglück that es ihm wohl, einen andern Unglücklichen trösten zu können. „Ich merke wohl, daß das Spiel verloren ist,“ sagte er gütig, „aber was Du redest, Anton, verstehe ich nicht. — Was indessen auch geschehen sein mag, so weiß ich doch schon jetzt mit vollster Gewißheit das Eine, daß Du mein lieber und treuer Diener bist und bleiben sollst, so lange Gott uns beiden dieses Leben in Gnaden fristet!“

Moralis hatte nicht gewagt, diese Unterredung zu hindern, wußte er doch offenbar noch nicht, aus welcher neuen Tonart mit dem Gefangenen geredet werden sollte, und schien er doch vorerst mit Ungeduld auf weitere Befehle zu warten.

Da ließen sich eilige Schritte draußen im Vorzimmer hören, die Thür wurde aufgerissen und herein stürmte die hochaufgeschossene, spindeldürre Gestalt des Hauptmannes Don Juan de Guevara. Seine mageren Glieder in dem enganschließenden Sammetgewand zitterten vor Erregung, und das für gewöhnlich aschgraue Gesicht hatte infolge der innern Wuth, die ihm den Athem versetzte, eine in das Olivengrüne spielende Färbung angenommen. Er schoß sofort auf den Landgrafen los, so dicht als möglich an ihn herantretend, und schleuderte ihm in verbissener Wuth und mit gurgelnder Stimme die Worte in das Gesicht: „Glaubte schon die Ketzertücken Euch ziemlich ausgetrieben zu haben, Herr von Hessen; aber par Dios e San Jago di Compostella, ich will Euch jetzt zähmen, wie man ein wildes Thier im Käfige zähmt!“

Der Landgraf war einen Schritt zurück getreten und betrachtete ruhig mit übereinander geschlagenen Armen den giftsprudelnden spanischen Junker. Dieser durchmaß jetzt mit langen Schritten das Zimmer und rief dann wieder, indem er krampfhaft an den feinen, lang über die schmalen, ringgeschmückten Finger herabfallenden Handkrausen zupfte und die schmalen, dünnen Lippen zu einem höhnischen Lächeln zwingend: „Dort schaut zum Fenster hinaus, Herr; ich beginne die Bändigung der Bestie damit, daß ich Euch in einem Vorspiele zeige, was zu diesem Zwecke Eurer selber wartet!“ —

Ein Landsknecht beeilte sich, eines der beiden kleinen Fenster aufzureißen, und der Landgraf warf, ohne seine Stellung zu verändern, einen flüchtigen Blick hinaus. Was er jedoch da drunten im Garten in dem Dämmerlichte des aus nassen Wolkenschleiern hervorbrechenden jungen Tages erblickte, ließ ihn seine angenommene Gleichgültigkeit für den Augenblick vergessen. Er trat mit einem hastigen Schritt an das Fenster und blickte scharf in den Garten hinab. —

Dort war ein Haufen spanischer Landsknechte damit beschäftigt, an einem Eichenbaume, den Fenstern des Landgrafen gerade gegenüber, die Leichname zweier hochgewachsener breitschultriger, blonder Jünglinge aufzuhängen, von denen der eine eine klaffende Stichwunde in der Brust, der andere einen Schuß in der Gegend der Schläfe zeigte.

„Es sind die Verräther, die Dich befreien wollten!“ erläuterte der Hauptmann.

Aus den Augen Philipp's tropften heiße Thränen hinab auf die Hand, mit der er den Fensterrahmen krampfhaft umspannt hielt, und er gab sich keine Mühe, sie seinem Peiniger zu verbergen.

„Hans Han,“ murmelte er leise, „ja, ich erkenne Dich, trotz Deiner vlämischen Kleidung, wieder, und Deinen Todesgesellen auch, ihr jungen und freudigen Helden mit den mannlichen Herzen aus den Zeiten des ersten Glanzes und Sieges, wie ihr mir bei Ingolstadt die rühmlich erbeuteten Maulesel verehrtet! Gott schenke Euch die ewige Ruhe, Ihr Treuen!“

„Wie gefallen Euch Eure Befreier, Philipp?“ grinste höhnisch der Hauptmann.

„Ihr, Don Guevara,“ antwortete der Landgraf verächtlich, „seid außer Vermögen, die That dieser armen Landsknechte zu würdigen, Ihr müßtet dazu wenigstens einige Tropfen ihres edlen Blutes in Euern Hidalgoadern haben. Die heldenhafte Treue, mit der sie ihr Leben für mich ließen, ist mir ein Trost in meinem Leide, und ein anderer ist der, daß die Uebrigen glücklich entkommen sind, denn Euere Grausamkeit bürgt mir dafür, daß sie eben=

falls an jenen Bäumen hängen würden, falls sie in Euren Händen wären."

„Die Bestie trotzt noch immer!" entgegnete der Spanier, indem er es für angezeigt hielt, der bis dahin verbissenen Wuth die Zügel schießen zu lassen. „Fort mit ihm hinauf in das Thurmgemach unter dem Dache und vernagelt ihm die Fenster! Wie am Anfang seiner Haft weichen zwei Mann bei Tag und bei Nacht nicht von seiner Seite! Kein Deutscher oder Vlamänder wird mehr zu ihm gelassen! Wir wollen doch sehen, ob die hessische Wildkatze in dem zehn Fuß langen Käfig, wo weder die frische Luft des Himmels, noch Sonnen- und Mondenschein Zugang haben, nicht endlich zahm werden will, und wenn nicht, nun dann soll der verruchte Ketzer in der Kammer sterben! Die Uebrigen aber" — er meinte damit den Pagen, den Narren und den Kammerdiener — „bleiben hier in Verwahrung, bis die aus Brüssel erwarteten Richter sie dem peinlichen Verhör unterziehen! Euch, Rottmeister, mache ich mit dem Leben für die Ausführung meiner Befehle verantwortlich!"

Moralis verbeugte sich unterwürfig, und Don Juan de Guevara stolzirte hinaus, froh, sein Herz von dem es fast erstickenden Ingrimm einigermaßen erleichtert zu haben.

IX.

Anderthalb Jahre waren seit den im vorigen Kapitel erzählten Erlebnissen verstrichen. Man schrieb den einundzwanzigsten Mai Eintausend fünfhundert zweiundfünfzig. In den Gärten des Dorfes Zirl im obern Innthale, drei Stunden herwärts vor Innsbruck, standen die Aepfelbäume in voller Blüthenpracht. Denn es war ein ungewöhnlich spätes Frühjahr, und über den hohen Kuppen der Martinswand, die eine halbe Stunde unterhalb des Dorfes aus schwindelnder Höhe steil in das Thal abfällt, lachte heute zum ersten Male in diesem Jahre ein blauer, sonniger Maihimmel.

In der grünen Thalfläche, am Fuße der genannten Gebirgswand, auf der sich vor fünfzig Jahren der Kaiser Maximilian auf der Gemsjagd dermaßen verstiegen hatte, daß er, wie die Leute im Thale erzählten, nur durch Engelshülfe gerettet worden war, hatten mehrere Fähnlein Landsknechte ihr Lager aufgeschlagen. Zwischen den weißen Leinwandzelten, vor denen die Hellebarden und Hakenbüchsen in Haufen zusammengestellt und eine stattliche Anzahl von Feldschlangen und Falkonets aufgefahren waren und in der Sonne blitzten, herrschte ein buntes, geräuschvolles Treiben. Man sah es diesen übermüthigen Gesellen an, daß das Kriegsglück ihnen hold gewesen war und daß sie bereits einen siegreichen Feldzug hinter sich hatten, und doch zeigten die blanken Sturmhauben von Eisenblech, die sie gegen die in Friedenszeiten beliebten breitrandigen Filzhüte mit den wehenden Hahnenfedern vertauscht hatten, und die blitzenden Brustharnische und Beinschienen über den sonst prahlerisch zur Schau getragenen geschlitzten Wämsern und Pluderhosen, daß sie noch auf lustiger Kriegsfahrt begriffen seien.

Es waren hessische Regimenter, die Vorhut des Heeres, das drei Tage zuvor den Gebirgspaß bei der Veste Ehrenberg, die sogenannte Klause, erstürmt und dabei dreitausend Feinde gefangen, eintausend andere erschlagen oder in den Lech gesprengt hatte, denn was der junge Landgraf verheißen und woran er seit Jahren mit unermüdlicher Beharrlichkeit gearbeitet hatte, das war nun doch endlich geschehen: das Netz war fertig geworden, das dem stolzen Gegner der evangelischen Religionsfreiheit und des gefangenen Landgrafen Philipp über den Kopf geworfen werden und ihn zur Nachgiebigkeit zwingen sollte. Durch die Waffenthat bei der Ehrenberger Klause war das feste Thor des Gebirgslandes Tirol gesprengt worden, in das sich der jetzt fast von allen seinen Freunden verlassene Kaiser geflüchtet hatte. Nunmehr ging der Zug des jungen Landgrafen und seiner Verbündeten auf die Landeshauptstadt Innsbruck los, wo Karl V. mit dem Reste seiner Streitkräfte weilte und wo er, wie es hieß, noch einmal das Kriegsglück versuchen wollte.

Da, wo das Lager bis an das linke Ufer des schäumenden Innflusses reichte, stand eine Bauernschenke, unter deren weit vorspringendem, nach Landesart mit schweren Feldsteinen belasteten Dache ein lustiger Verkehr ab- und zugehender Landsknechte herrschte. In der niedrigen Stube des Erdgeschosses saß eine Gesellschaft von Wehrherren der Reiterei und des Feldzeugs hinter hohen Kannen, jeder ein großes weißes Kreuz, das Feldzeichen der Verbündeten, über der Brust, das breite Schlachtschwert zwischen den Knieen, und ließen die Fenster des niedrigen Raumes von dem donnernden Gesang der Kriegs-, Liebes- und Schelmenlieder erzittern, an denen jene wildbewegten Tage so reich waren. Aus ihrer Mitte stach die uns wohl bekannte Gestalt Hans Rommel's hervor, dessen Gesicht eine ausgelassene Fröhlichkeit malte. Er machte den Vorsänger und war unermüdlich in dem Vorschlagen und Anstimmen neuer, frischer Lieder, worin Kaiser und Papst schlecht weg kamen, zum geheimen Verdrusse des Wirthes, der in seiner Loden-Jacke, den ledernen Kniehosen und dickwollenen Wadenstrümpfen von Tisch zu Tisch eilte und die sauerste Mühe hatte, alle die durstigen, feindlichen Reiterkehlen zu befriedigen.

Jetzt stimmte Hans Rommel wieder an und alle fielen dröhnend in den in jenen Tagen beliebten Gesang ein:

„Den wir mit höchster Ehr
Haben gekrönt, vertrauet sehr,
Dem wir mit unserm Geld und Gut,
Ja auch mit unserm Leib und Blut,
Haben gethan Hülf und Beistand,
Der will jetzt unser Vaterland
Gern mit Gewalt unter sich bringen,
Uns von der alten Freiheit dringen.

Hochmuth und falsche Lehr
Haben sein Herz verblendet sehr,
Wie kann der Euer Oberhaupt sein,
Der sich sondert — — —" *)

Hier brach der Vorsänger plötzlich ab und sprang mit einem klirrenden Satze über den Tisch nach der Thür, worin die hohe, breite Gestalt eines Mannes in der schwarzen bürgerlichen Tracht der reisenden Kaufleute erschienen war.

„Gottwillkommen, Herzbruder Kurt!" rief Rommel aus und warf sich im Uebermaß seiner Freude dem Ankömmling um den Hals, „Deine alten Knochen beruhigen mich darüber, daß ich nicht ein dem Grabe entstiegenes Gespenst in den Armen halte. Das fehlte mir allein noch, daß Dich der Wind an diesem frischen Maitag daher wehte. Und nun auf die Bank dort an meine Seite, und bei gutem Trunke erzählt! Denn weißt Du wohl, Bruder, daß ich Dich zum ersten Male wiedersehe, seit Du mir damals in dem vermaledeiten Küchengarten von Mecheln abhanden kamst?"

„Weiß wohl, alter Geselle", entgegnete nicht minder herzlich der Fremde, der ehemalige Antwerper Krämer Kurt Breidenstein, „weiß wohl; aber warum hast Du nicht zeitiger Deine Karthaunen und Feldschlangen ihre Stimme erschallen lassen? Sie hätten mich, wie sie es jetzt gethan, unfehlbar aus jeder Ecke des Weltalls herbeigezogen. Habe mir gestern den Ehrenberg angesehen, wahrlich ein Prachtstück Arbeit, das Du da mit Deinen Stückkugeln geliefert hast, Kamerad! Schade nur, daß ich drei Tage zu spät kam und nicht auch mit beim Tanze sein konnte!"

„Wo hast Du es gelernt, so glatte Worte zu schleifen, Kurt? Aber hier ist die Kanne, thu mir Bescheid und dann erzähle!"

Auch von den übrigen Anwesenden bezeigten sich die, welche Kurt Breidenstein von früher her kannten, sehr begierig, die Schicksale des Mannes zu erfahren, der seit dem vereitelten Fluchtversuche völlig verschollen und von seinen Freunden in Hessen für todt gehalten worden war. Die jüngeren Herren setzten dagegen ihr Plaudern und Singen fort, während Kurt Breidenstein erzählte: „Unsere Wege trennten sich, als wir zu unserer nicht geringen Verwunderung, anstatt des erharrten Landgrafen, die Spanier mit ihrem spindeldürren Hauptmanne im Schloßgarten erscheinen sahen. Ich höre ihn noch immer in athemloser Hast: ‚Schutt! Schutt!' kommandiren und habe es noch vor Augen, als wäre es heute gewesen, wie der Hans Han, nachdem er dreien der fremden Gäuche die Schädel gespalten, von einem Hellebardenstich durchbohrt an meiner Seite todt zur Erde sank, während gleichzeitig eine Büchsenkugel den Philipp Weigel in die Schläfe traf. Wir wehrten uns mannlich, Hans, und Dein breites Schwert hätte den stolzen Hidalgo unsern beiden Knechten um ein Haar nachgeschickt, wenn sich der armselige Kerl nicht immer vorsichtig hinter den Seinigen gehalten hätte. — Aber zu machen war allwege nichts mehr in dieser versalzenen Sache, und als Du endlich mahntest, die Flucht zur Hand zu nehmen, und Ihr alle auf die Gäule sprangt, da merkte auch ich wohl, daß es die höchste Zeit sei; aber zugleich wurde ich auch jetzt erst gewahr, daß ich einen Stich in das Bein bekommen hatte, der mich am Reiten behinderte. Schon waret Ihr zum Thore hinaus, und die Spanier schrieen dem Wärter zu, dasselbe zu schließen — was der Guevara füglich früher hätte bedenken sollen —, da faßte ich mich kurz, erstach meinen Klepper, wie Du es bereits mit den Rennern des Pagen und des Landgrafen, sowie den Pferden der beiden getödteten Knechte gethan hattest, wandte mich nach der Stadt zurück und erreichte in möglichst geschwindem Lauf durch allerhand Seitenwege das Haus eines Geschäftsfreundes, den ich als einen wackern Gesellen und Feind der Spanier kennen gelernt hatte. Bei dem Laufe trug ich Sorge, den verwundeten Schenkel mit der Hand zu pressen, und so verrieth keine Blutspur, wohin ich geflüchtet war. Der wackere Vlamänder aber hat mich Monate lang in seinem Hause verborgen und gepflegt bis zu meiner völligen Genesung. Da ich nicht Weib noch Kind habe, auch darauf Bedacht genommen hatte, vor dem Wagniß meine kleine Habe in Antwerpen zu Geld zu machen, so befand ich mich so übel nicht. Das Traurigste, was mir begegnete, war die Kunde von der schändlichen Behandlung, die der rachsüchtige Hauptmann dem alten Herrn nach dem Fehlschlagen des Wagnisses angedeihen ließ, und von dem Tode der armen, kleinen Marie, deren Geschichte damals natürlich in aller Leute Mund war und gewiß auch bis zu Euren Ohren gedrungen ist. Der junge Herr von Wersabe hat seine Leichtfertigkeit schwer büßen müssen. Ich sah ihn am zweiten Morgen nach dem Ereig=

*) Voigt, in Raumers Taschenbuche IX, S. 496.

nisse mit dem Narren und Hans Henkt in Ketten auf einem niedrigen Wagen; von Landsknechten umgeben, nach Brüssel abführen. Der Wagen fuhr an unserm Hause vorüber, und in demselben Augenblick kam aus der Seitengasse der Leichenzug der kleinen Marie, sodaß der Gefangenenwagen eine Zeit lang halten mußte, und der Kammerknabe alle Folgen seines Leichtsinnes nochmals in aller Schrecklichkeit vor Augen hatte. Obwohl mich das Wundfieber arg plagte, so schleppte ich mich doch hinter den Fenstervorhang, um das traurige Schauspiel mit anzusehen. Der graue Winterhimmel, das dumpfe Grabgeläute, der mit Immergrün bedeckte Sarg mit dem geknickten, mühsam an einem Stab schleichenden, alten Bruck dahinter, das schluchzende Volk zur Seite und dann drüben der mit Ketten gefesselte junge Herr, der todtenbleich und stieren Blickes den Sarg anstarrte, — das alles gab ein unbeschreiblich betrübtes Bild, das mich lange noch in meinen Fieberträumen verfolgte. Der alte Bruck ist wenige Wochen darauf aus Gram gestorben, nachdem er sein Vermögen der Stadt Mecheln zu milden Stiftungen vermacht hatte. Don Guevara und sein nichtsnutziger Fähndrich Moralis wurden zur Strafe dafür, daß sie sich den Landgrafen um ein Haar hätten entwischen lassen, abberufen und sollen in die hispanischen Kolonien der neuen Welt geschickt worden sein. Von Dir hörte ich ferner in meinem Pathmos, daß Du glücklich zum Lande hinaus gekommen wärst, aber blos mit einem Begleiter, da die vier andern gefangen und alsbald in Brüssel aufgeknüpft worden seien."

„Leider, leider, Kurt!" warf Hans Rommel ein, „es waren nasse Knaben, die sich gleich bei dem ersten Pferdewechsel zu lange hinter der Weinkanne aufhielten und so von den Verfolgern gefaßt wurden, die uns dicht auf den Fersen waren, obwohl sie sich erst hatten beritten machen müssen, was ihnen, dank der Vorsicht des Han, Gott habe ihn selig, nicht allzuschnell gelang, und wir ihnen durch das Erstechen unserer überzähligen Rosse einen guten Vorsprung abgewonnen hatten."

(Schluß folgt.)



Die neue katholische Kirche zu Kassel.

Wie in Heft 21 berichtet, wurde am 23. Oktober 1899 die in der Kölnischen Allee zu Kassel erbaute Kirche „zur heiligen Familie", zu welcher am 3. Oktober 1897 der Grundstein gelegt worden war, durch den Bischof Adalbert von Fulda konsekrirt.

Die architektonische Gestaltung des Baues nähert sich dem Charakter der in der sogenannten romanischen Bauperiode errichteten Basiliken. Nur von einer Annäherung kann die Rede sein, denn die wesentlich den Charakter eines Bauwerkes bestimmenden Merkmale, seine Verhältnisse, entsprechen durchaus nicht jenen eines Bauwerkes des 11. oder 12. Jahrhunderts, wenn schon bei den Einzelheiten der Architektur ein Anknüpfen an die Formensprache jener Zeit nach Möglichkeit erstrebt wurde. Während bei den alten Bauten zumeist das Verhältniß von 1 : 2 oder diesem sich nähernde Zahlen dem Grundriß und der Höhenentwickelung zu Grunde liegen, ist hier beispielsweise das Verhältniß der Axweite des Seitenschiffes zu jener des Mittelschiffes 1 : 4; die Gesammtbreite des Langschiffes ist nahezu gleich der Gesammtlänge desselben (ohne Orgelbühne); das Chor ist von sehr geringer Tiefe, die Höhenentwickelung des Hochschiffes zeigt ein Verhältniß der Breite zur Höhe gleich 3 : 4.

Alle diese Maße geben dem Innern ein vollständig von den alten Bauten abweichendes Gepräge; handelte es sich ja auch nicht darum, eine alte Klosterkirche zu schaffen, wie solche jene Basiliken durchweg waren, — sondern die Pfarrkirche für eine Gemeinde, in der möglichst jeder den Geistlichen an Altar und Kanzel sehen und hören will.

Die Längenaxe des Baues ist der Platzgestaltung halber von Nord nach Süd gerichtet; der Thurm steht, etwas über 1 m gegen die Haupt(Nord-)front vortretend, westlich der eigentlichen Kirche, mit dieser durch einen bis zur Hochschifftraufe gehenden Verbindungsbau zusammenhängend. Wegen seiner hohen Lage ragt er trotz verhältnißmäßig geringer Höhe (rund 50 m) weit aus dem Stadtbild heraus, mit der romanischen (Rautendach-)Haube den Beschauer etwas fremdartig anmuthend.

Die verschiedenen Außenseiten des Baues sind sehr einfach gehalten, nur die Nord-Front (nach der Kölnischen Allee gekehrt) weist einigen Schmuck auf. Da hinter dieser Wand die Orgel aufgestellt werden sollte, so erschien es richtiger, inmitten derselben kein Fenster anzuordnen; um die Mitte zu betonen, wurde der mittlere Bogen mit kräftigem Schlußstein versehen, auf dem sich ein sich windender Drache befindet, das Symbol des Bösen,

das überwunden von dem Inbegriff aller Menschen-Tugend — der heiligen Familie, zum Triumph und der Erhöhung des Guten beiträgt. Auf dem Drachen erhebt sich ein Säulchen, das eine weit ausladende Konsole stützt, auf welcher das Standbild der heiligen Familie Platz finden soll, mittelalterlichem Brauche gemäß durch einen Baldachin überdeckt.

Auf stattlicher Freitreppe steigt man zu der Vorhalle empor, die mit drei kräftig profilirten, auf monolithen Säulen ruhenden Bogen sich nach der Straße öffnet.

Der Haupteingang ist durch einen ornamentirten Bogen ausgezeichnet, während die übrigen Bögen schlicht gehalten wurden, aber fast durchweg den im Mittelalter üblichen Ablauf des Profils aufweisen. Da im Tympanon der Hauptthür später ein Reliefbild eingesetzt werden wird (wahrscheinlich die Geburt Christi als das Erscheinen der heiligen Familie auf Erden), so erhielten die Kapitäle nur Blatt-Ornamente.

Von der Vorhalle gelangt man durch ein reich geschnitztes, mit Bronzerosetten verziertes Eichenholzportal in das Mittelschiff, durch zwei seitliche, etwas einfacher gehaltene Pforten in die Seitenschiffe. Die rechtsseitige Pforte gewährt gleichzeitig den Zugang zum Thurm, von dessen unterm Geschoß aus eine im Halbrund sich anlegende Wendeltreppe zur Orgelbühne führt. Weiterhin vermittelt eine in einer Ecke des Thurmes eingebaute steinerne Wendeltreppe den Aufstieg nach oben, zu einem als Archiv in Aussicht genommenen Raume und zu der zukünftigen Uhrkammer. Von dieser wird durch eine eiserne Treppe die Glockenstube erstiegen, in welcher sich auf eisernem Stuhl die vier stattlichen Glocken (C, D, E, F) im Gesammtgewicht von etwa 100 Ctr. befinden. Um den aus den Giebeln der Glockenstube sich bietenden prachtvollen Rundblick auf Kassel und Umgegend genießen zu können, wird im Innern ein schmaler Umgang in dieser Höhe hergestellt werden. — Der Thurm ist auch von außen (von der Westseite her) durch eine kleine, nach Art alter Thurmthüren stark mit Eisen beschlagene Pforte zugänglich.

Durch das linksseitige Portal in der Vorhalle kommt man zunächst in die kleine Taufkapelle, die noch des Taufsteins harrt.

Wie bei den Bauten der romanischen Zeit, so wurde auch bei der Kirche zur heiligen Familie erstrebt: in den Zierformen, bei aller Einfachheit im Ganzen, Mannigfaltigkeit im Einzelnen zu zeigen. So weisen die Kapitäle fast durchweg verschiedene Ornamente auf. Als Vorbilder dienten die älteren Kapitäle des Domes zu Naumburg, die herrlichen Reste der Barbarossapfalz in Gelnhausen, Formen aus der Stiftskirche in Fritzlar und aus niedersächsischen Kirchen. Im Langschiff finden sich die verschiedenen Kapitälbildungen der romanischen Zeit — Würfel-, Kelch- und Korbform — im Wechsel vereinigt.

An die bei unseren Altvordern in jener Bauperiode so beliebten phantastischen figürlichen Darstellungen in den Kapitälen wird erinnert durch die Kapitäle der Seiteneingänge der Vorhalle und jene an den Apsiden im Innern. Neben je einem mit einer zur Arche des Bundes zurückkehrenden Taube gezierten Kapitäl — in beiden Portalen — zeigt der Eingang zur Taufkapelle ein das reinigende Wasser der Taufe versinnbildlichendes Quellenmännlein, der Eingang zum Thurm ein Figürchen, das mit sehr magerer Geldbörse versehen darauf hinweist, wie gering und schwer zu beschaffen die Mittel zum Bau waren; es mag auch andeuten, daß demnächst beim Besteigen des Thurmes eine kleine Gabe gefordert werden wird.

Das Innere der Kirche entbehrt zur Zeit jeglichen Schmuckes; außer den mit mäßig reichem Zierrath versehenen Kapitälen der zwölf die Längswände und Orgelbühnen tragenden Säulen ist alles von größter Einfachheit.

Die inneren Kapitäle der Neben-Apsiden zeigen links einen Hinweis auf die heilige Kunigundis, die einmal als Königin, dann als demüthige Nonne des Stiftes Kaufungen erscheint; rechts ist der heilige Heinrich als deutscher Kaiser und Schirmherr der Kirche dargestellt. Im Chor sind in den vier Kapitälen der $^3/_4$ Ecksäulen die Symbole der vier Evangelisten angebracht (Löwe, Ochs, Engel und Adler).

Sämmtliche Säulen haben attische Basis mit Eckblättern, die auch unter sich möglichst mannigfaltig gestaltet werden.

Die in ihren Haupttheilen aus Eichenholz bestehende Decke soll dereinst eine reiche Malerei erhalten und die Wandflächen durch bildliche Darstellungen belebt werden. Die Fenster sind nothdürftig verglast. Aus dem rechten Seitenschiff führt ein überwölbter Gang in's Pfarrhaus und gestattet zugleich den Ausgang in's Freie. In den Seitenschiffen befinden sich zwei Beichtstuhlnischen, in denen aber die Stühle noch fehlen. An dem linksseitigen Vierungspfeiler soll späterhin eine monumentale Kanzel aufgestellt werden, einstweilen ist eine Holzkanzel errichtet. Querschiff und Chor sind gleichfalls noch ganz kahl. Von den in den beiden halbrunden Nischen der Querschiffjoche geplanten Nebenaltären sind zur Zeit nur die sehr einfach gehaltenen steinernen Altartische vorhanden. Für einen Theil der Fenster ist durch hochherzige Stifter farbige Verglasung in Arbeit, zwei der-

selben sind bereits eingesetzt: über dem rechtsseitigen Nebenaltar das den heiligen Heinrich, über dem linksseitigen jenes die heilige Kunigundis darstellende Fenster. Es sind dies die beiden Heiligen, denen wegen ihrer Beziehungen zu Kassel die Kirche in zweiter Linie geweiht ist. Der Haupttitel der Kirche ist: „Kirche zur heiligen Familie.“ — Aus dem rechten Querschiff führt uns ein großes Portal durch den Pfarrgarten nach dem an der Südseite des Grundstückes sich hinziehenden Akazienweg. Lang- und Querschiff erhielten ein Geplätte von Mettlacher Fliesen, soweit nicht der Raum durch das Gestühl beansprucht wird, unter dem sich Holzfußboden befindet.

Aus dem Querschiff gelangt man auf drei Stufen in das die Breite der Vierung aufweisende Chor mit halbrunder Apsis; diese hat abweichend von den gewöhnlichen Anlagen keine Fenster, doch ist die Beleuchtung des beiderseits mit großen Fenstern versehenen Chores genügend und von großer Wirkung. Erwähnung verdient noch das Geplätte, das zum Theil aus Stiftmosaik nach gegebener Zeichnung ausgeführt wurde.

Der Hochaltar, auf einem Unterbau von drei massiven Marmorstufen, ist nach der Zeichnung eines geistlichen Architekten in Köln gefertigt. Links an das Chor schließt sich der Sakristeibau an; eingeschossig, aus der eigentlichen Sakristei und einem größeren, zu Versammlungen in Aussicht genommenen Paramentenraum bestehend. Beide Räume sind unterkellert, theils um Platz zur Aufbewahrung kirchlicher Geräthe, theils um Raum für eine späterhin anzulegende Centralheizung zu haben.

Wenn das Innere, das sich bislang sowohl akustisch, als auch in seinen Raumverhältnissen als zweckentsprechend erwiesen, dermaleinst mit reicher Malerei und Ausstattung versehen sein wird, wird Kassel um ein würdiges und schönes Gotteshaus reicher sein. G. K.

Aus alter und neuer Zeit.

Der kurhessische und der allgemeine Landesbußtag. Mit der Einführung des allgemeinen Landesbußtages für das Ende des Kirchenjahres ist man in überraschender Weise wieder zu unserem ersten Anfang in Hessen zurückgekehrt, wie in Folgendem des Näheren dargelegt sei. Der jährliche große Buß- und Bettag, der aus der Noth des dreißigjährigen Krieges hervorgegangen ist, wurde nämlich im Jahre 1634 auf den 19. November verlegt, nachdem er in den drei Jahren 1631—1633 am 14. September gefeiert war. Diese Verlegung dürfte deshalb geschehen sein, weil der 19. November der Jahrestag der heiligen Elisabeth, der Stammmutter des hessischen Fürstenhauses, ist.

Wenn dann vom Jahre 1814 ab der große Bettag auf den 1. November verlegt wurde, so geschah das bekanntlich deshalb, weil in der Nacht auf den 1. November 1806 die Franzosen in Kassel eingerückt waren und am 21. November die Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. in seine Residenz stattfand, also um das Andenken an diese zwiefache November-Erinnerung, eine schmerzliche und eine freudenreiche, festzuhalten. Aus diesem Grunde erhielt er den Namen „Buß-, Bet- und Danktag“, während er früher „Fast-, Buß- und Bettag“ genannt war. Mit dem „Danktag“ wußte man aber schon nach zwei bis drei Jahrzehnten nichts mehr anzufangen, so schnell verblaßte die Erinnerung. Die Geistlichen übertrugen, um den Namen „Danktag“ gerechtfertigt erscheinen zu lassen, den Dank mit Vorliebe auf die Ernte, zumal von einem Erntefest in Kurhessen damals noch keine Rede war. Im Jahre 1892 beschloß dann die Gesammtsynode auf Antrag des Metropolitans Riebeling in Wolfsanger die Bezeichnung „Danktag“ zu streichen.

So hoch auch die Erinnerung des 1. Novembers anzuschlagen ist, noch schwerer dürfte jene viel ältere hessisch-vaterländische Erinnerung in's Gewicht fallen, daß schon in der Mitte des dreißigjährigen Krieges der Landesbußtag am 19. November abgehalten wurde, also genau um dieselbe Zeit, in der er jetzt wieder gefeiert wird. F. R.

Pflastern in alter Zeit. Als im Jahr 1704 eine umfassende Verbesserung des Steinpflasters der Stadt Kassel nothwendig war, erließ Landgraf Karl unter dem 22. April den Befehl, daß die dazu erforderlichen Steinfuhren theils durch die Gespanne seines eigenen Marstalls, theils durch die Geschirre der Einwohner der Residenz dergestalt geleistet werden sollten, daß jeder Geschirrhalter ohne Unterschied des Standes acht Steinfuhren, und zwar, damit es nicht auf einmal zu beschwerlich fallen möge, vier Wochen lang jede Woche zwei Fuhren zu verrichten habe.

In der diesem Befehl beigefügten namentlichen Spezifikation der Geschirrhalter finden sich nicht

weniger als 51 Adlige, Offiziere, Hofbeamte, Staatsbeamte und Hofdiener — als letzter „Hofmetzger Reißmann" —, während nur 19 Bürger verzeichnet sind. In der ersteren Kategorie stehen 7 Regierungsräthe und auch der „Herr Superintendens". Die mitgetheilten Zahlen beweisen, daß zu jener Zeit eine viel größere Anzahl Honorationen der Stadt Kassel in der Lage war, Wagen und Pferde zu halten, als dies heutzutage der Fall ist.

Spätrast auf der Rhön.

(Meinem lieben Freunde Valentin Traudt in Rauschenberg zur Erinnerung an unseren gemeinsamen Ausflug auf die Milseburg und den Kreuzberg im August 1899.)

An der Abendwolken Saum
Will der letzte Schein verglimmen,
Und verstummt im weiten Raum
Sind des Tages wirre Stimmen.

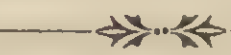
Nur ein leiser Glockenton
Zittert noch durch's Waldgehege. —
Schwarze Schatten fallen schon
Ueber die bethauten Wege.

Aus dem Thalgelände sacht
Zu den höchsten Bergesgipfeln,
Wächst herauf die stille Nacht
Zwischen regungslosen Wipfeln.

Von den dämmerkühlen Höh'n
Schau' ich einsam rastend nieder. —
Fern im Dunkeln, mild und schön,
Glänzt ein Lichtlein hin und wieder.

Was mir Schmerzliches gescheh'n
In der Welt von bösem Munde,
Muß versinken und verweh'n
Vor dem Frieden dieser Stunde.

Straßburg i. Elsaß. **Christian Schmitt.**



Aus Heimath und Fremde.

Auszeichnung eines hessischen Dichters und Schriftstellers. Der hessische Landsmann Dr. Julius Rodenberg in Berlin ist anläßlich des 25jährigen Bestehens der von ihm vorzüglich geleiteten „Deutschen Rundschau" durch Verleihung des Professortitels geehrt worden.

Künstlerpreis. Dem hochbegabten Schöpfer des Philippsdenkmals Bildhauer Hans Everding zu Kassel ist bei dem ausgeschriebenen Wettbewerb für ein in Weimar zu errichtendes Lisztdenkmal von den dortigen Preisrichtern für seinen Entwurf ein Preis von 1000 Mark zuerkannt worden.

Hessischer Geschichtsverein zu Kassel. In der Monatssitzung des Vereins für hessische Geschichte zu Kassel sprach am 27. November Dr. med. Karl Schwarzkopf vor einem bis auf den letzten Platz gefüllten Saale über „Kassel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, besonders der Belagerung durch Tilly im Jahre 1626". Für seinen überaus belehrenden, eingehenden und fesselnden Vortrag erntete der Redner lebhafte Anerkennung.

Anna Ritter-Abend. Unter lebhafter Theilnahme des Kasseler Publikums fand am 14. d. M. zu Kassel ein Vortragsabend der so rasch zu hohem Ansehen gelangten heimischen Dichterin Frau Anna Ritter, geb. Nuhn statt, an welchem lediglich eigene Dichtungen derselben auf dem Programm standen. Da die Dame auch trefflich vortrug, so fehlte es nicht an rauschendem Beifall. Näheres über den Lebensgang und die Dichtungen der Genannten ergiebt sich aus der Skizze „Anna Ritter, eine hessische Dichterin" von Wilhelm Schoof (S. 30—33 des laufenden Jahrgangs vom „Hessenland").

Universitätsnachrichten. Die Zahl der Studierenden der Universität Marburg beträgt im Wintersemester 1899/1900 1040. Dazu kommen noch 74 Personen, die zum Hören von Vorlesungen berechtigt sind, darunter 8 Damen.

Von den Dekanaten der Universität Erlangen sind augenblicklich zwei in den Händen von Gelehrten, die aus dem ehemaligen Kurhessen gebürtig sind, nämlich das Dekanat der theologischen Fakultät, welches Professor D. Dr. Lotz, und das der juristischen Fakultät, welches Professor Dr. Hellwig bekleidet.

Todesfall. Am 17. November verstarb zu Hannover ein verdienter Offizier, Oberst z. D. Oskar Mackeldey, Sohn des ehemaligen kurhessischen Staatsraths. Geboren im Jahre 1825, trat der nunmehr Verschiedene, nachdem er das Lyceum Fridericianum bis Prima durchgemacht hatte, als Freiwilliger in das kurhessische Leibgarderegiment, in welchem er Offizier wurde. Im Jahre 1850 nahm er infolge des Verfassungskonflikts seinen Abschied, wurde aber bereits 1852 als Leutnant im Leibinfanterieregiment wieder in den aktiven Dienst aufgenommen, in welchem er bis zum Hauptmann aufrückte. Nach 1866 trat er in das 1. hessische Infanterieregiment Nr. 81 über. Am 4. Dezember 1879 wurde er zum Obersten und Kommandeur des 44. Infanterieregiments befördert und 1882 zur Disposition gestellt.

Hessische Bücherschau.

Hessisches Trachtenbuch von Ferdinand Justi.

Noch rechtzeitig, um als willkommene Weihnachtsgabe begrüßt zu werden, erscheint von dem im „Hessenland" bereits mehrfach erwähnten Hessischen Trachtenbuch des Marburger Gelehrten Ferdinand Justi die erste Lieferung mit 8 farbigen Abbildungen und etwa $4^1/_2$ Bogen Text. Der Preis dieser ersten Lieferung stellt sich in einer Sammelmappe nur auf 6 Mark, ist mithin im Verhältniß zu dem Gebotenen erstaunlich billig, es wird nämlich hier zum ersten Male das Alter und die Bedeutung der betreffenden Trachten wissenschaftlich untersucht, auch sind die Abbildungen von hervorragendem Werthe. Nur durch die von der „historischen Kommission für Hessen und Waldeck" dem Unternehmen gewährte Unterstützung ist es der Verlagshandlung möglich, sich mit dem Preise zu begnügen. Mit diesem Werk beginnt die Reihe der Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck, welche bei N. G. Elwert in Marburg erscheinen werden.

Leben des Professors Catharinus Dulcis von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Ferdinand Justi. Mit Dulcis' Bildniß. Marburg (N. G. Elwert) 1899. 8°. 46 S. Preis M. 1.—

Der erste Marburger Professor der neueren Sprachen Catherin le Doux (Catharinus Dulcis), ein Sohn der savoyischen Berge (1540—1626), der in Marburg von 1605—1625 wirkte, hat in einer sehr lesenswerthen Selbstbiographie sein wechselvolles unstätes Leben, welches ihn meist als Reisebegleiter vornehmer Herren, zum Theil aber auch auf eigene Hand in fast alle Länder Europas und in die asiatische Türkei führte, ausführlich beschrieben. Wir kannten bislang seine Aufzeichnungen nur aus einem Auszuge, den Wilhelm Dilich in seiner lateinischen Beschreibung der Stadt und Universität Marburg, die Professor Julius Caesar im Jahre 1867 veröffentlichte, gegeben hat. Dem oben genannten hochverdienten Marburger Gelehrten der Gegenwart ist es erst möglich gewesen, das sehr seltene Druckheft, dessen selbst Strieder nicht habhaft werden konnte, in lesbarer deutscher Uebersetzung zugänglich zu machen. Es ist dies um so verdienstlicher, als darin eine Menge von Ereignissen und Personen erwähnt werden, die in den gangbaren Handbüchern der Weltgeschichte nicht zu finden sind, und auch in kulturhistorischer Beziehung manches Bemerkenswerthe berichtet wird. Die Art des Stoffes brachte es mit sich, daß der sorgsame Uebersetzer eine stattliche Reihe von Anmerkungen hinzufügen mußte, um zu der Erzählung des Catharinus die erforderlichen Erläuterungen zu geben. In diesen erläuternden Anmerkungen steckt ein ganz hübsches Stück Arbeit, für dessen Uebernahme dem Herausgeber gebührend zu danken ist.

Geschichte des hessischen Volksschulwesens im neunzehnten Jahrhundert von Heinrich Theodor Kimpel. I. Bd. 1800—1866. Kassel (A. Baier & Co.) 1900. 353 S. gr. 8°. Preis 4 Mark.

Nach des Verfassers eigenen Worten ist das vorliegende Werk eine Frucht treuer Liebe zur Volksschule und zum Volksschullehrerstande und in erster Linie den Volksschullehrern des Hessenlandes gewidmet. In fünfzehn Kapiteln wird uns hier die Geschichte der hessischen Volksschule des neunzehnten Jahrhunderts bis 1866 vorgeführt. Die Ausführungen, die sich auf nicht weniger als

34 Quellenschriften stützen, sind in gutem Deutsch sehr anregend und fesselnd geschrieben. Alle Einseitigkeit ist dabei vermieden, Licht und Schatten gerecht vertheilt. Des Dankes der hessischen Lehrerschaft darf der Verfasser gewiß sein, aber auch für alle Freunde der hessischen Geschichte ist das Buch eine willkommene Ergänzung unserer Kenntniß der inneren Zustände des früheren Kurfürstenthums Hessen. Der Preis des Buches ist bei der schönen Ausstattung desselben nicht zu hoch. —h.

F. H. Himmelreich, Pfarrer, Geschichte des Fürstenhauses Solms-Braunfels. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Wetzlar, Schnitzler, 1899.

Ein kleines, bescheidenes Büchlein, das gewiß in den Kreisen, für die es zunächst bestimmt ist, — der Ertrag soll zum Besten des Solmser Heims verwandt werden — viele Leser finden wird. In schmuckloser, aber würdiger Darstellung bietet uns der Verfasser, der auch eine Greifensteiner Chronik geschrieben hat, die Geschichte der fürstlichen Linie Solms-Braunfels von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Er theilt sich den Stoff in vier Theile ein: I. Die ältesten Grafen von Solms 1100—1400. II. Die Grafen von Solms-Braunfels (Bernhardslinie) bis zur Landestheilung, 1400—1602. III. Die Grafen von Solms-Braunfels in ihren drei Linien (Braunfels, Greifenstein, Hungen) 1602—1694. IV. Die Grafen und Fürsten von Solms-Braunfels (Haus Greifenstein) 1694—1898. Beigegeben sind zwei Geschlechtstafeln, von denen Tafel 1 die Grafen von Bernhard II. (1409—1459) an enthält, während Tafel 2 die Fürsten von Solms-Braunfels seit Friedrich Wilhelm, der 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, aufführt. Leider hat der Verfasser gar keine Quellen angegeben. Wenn es selbstverständlich auch über den Rahmen seiner Arbeit hinausging, überall den Text mit Belegstellen zu begleiten, so wäre am Ende doch eine kurze Angabe der benutzten Literatur recht am Platze gewesen. Wer sich sonst für die Solmser Geschichte interessirt, den verweisen wir auf zwei reichhaltige Werke darüber: Schaum, Das Grafen- und Fürstenhaus Solms, Frankfurt 1828, und Rudolf Graf zu Solms-Laubach, Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses Solms, Frankfurt 1865; daselbst findet man auch nähere Literatur. E. B.

Personalien.

Ernannt: Divisionspfarrer Noack zu Darmstadt zum Militäroberpfarrer des XI. Armeecorps zu Kassel; Referendar Klusmann zum Gerichtsassessor.

Verliehen: den Oberförstern Tiebel zu Misdroy, Pelissier zu Katlenburg, Bechthold zu Mengsberg, Manger zu Escherode, Heymach zu Ehrsten, Busold zu Krofdorf und Wittig zu Bieber der Titel Forstmeister; dem Kreisphysikus Dr. Eichenberg zu Witzenhausen der Charakter als Sanitätsrath; dem Justiz-Hauptkassen-Rendanten Rechnungsrath Maaß zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse.

Versetzt: die Amtsgerichtsräthe Hempfing in Hofgeismar, Dr. Volgenau in Kassel, Landgerichtsrath Fuchs in Limburg als Landgerichtsräthe nach Kassel, Amtsrichter Klepper in Schmalkalden als Landrichter und Amtsrichter Limberger in Kirchhain nach Kassel.

Vermählt: Hauptmann Prätorius Freiherr von Richthofen mit Fräulein Scharf (Kassel, November); Leutnant Freiherr von Brackel zu Fulda mit Fräulein von Kintzel (Kassel, November).

Geboren: ein Sohn: Regierungsbaumeister Wilhelm von Sturmfeder und Frau, geb. Renner (Kassel, 16. November); Rechtsanwalt Hattenhauer und Frau Anna, geb. Klinkerfues (Minden i. W., 17. November); Universitätsmusikdirektor Jenner und Frau (Marburg, 27. November).

Gestorben: Pastor Joh. Wilhelm Reinhard, 41 Jahre alt (Cullom, Illinois, 5. November); verwittwete Frau Obergerichtsrath Emma Rhode, geb. Heiner (Kassel, 10. November); verwittwete Frau Geheime Regierungsrath Elise Rumpf, verwittwet gewesene von Cölln, 85 Jahre alt (Kassel, 14. November); verwittwete Frau Postsekretär Mathilde Sälzer, geb. Löffler, 49 Jahre alt (Kassel, 14. November); verwittwete Frau Justizrath Marie Hadlich, geb. Martins, 83 Jahre alt (Kassel, 14. November); Frau Postsekretär Elise Rapsilber, geb. Wilke, 68 Jahre alt (Kassel, 15. November); Cand. med. Wilhelm Brandt, 29 Jahre alt (Kassel, 15. November); Oberlehrer Otto Eitel, 41 Jahre alt (Frankfurt a. M., 16. November); verwittwete Frau Forstmeister Marie von Münchhausen, geb. Fischer (Rinteln, 16. November); Oberst z. D. Oskar Mackeldey, 74 Jahre alt (Hannover, 17. November); verwittwete Frau Elise Ackermann, geb. Sinning, 65 Jahre alt (Kassel, 17. November); Kadettenpfarrer Traugott Wegener (Marburg, 17. November); verwittwete Frau Pfarrer Christian Handwerk, geb. Kehr (Marburg, 19. November); Fräulein Laura von Griesheim (Kassel, 21. November); Bürgermeister a. D. Karl Claus, 72 Jahre alt (Grebenstein, 22. November); Frau Wilhelmine Krahn, geb. Sieck (Hamburg, 26. November).

Berichtigung.

Der in voriger Nummer auf S. 282 wegen seines ausgezeichnet bestandenen Referendarexamens erwähnte Rechtskandidat Martin ist nicht der Enkel des verstorbenen Oberappellationsraths dieses Namens, sondern der des früheren Generalsuperintendenten zu Kassel.

Briefkasten.

R. und S. in K., L. in B. Besten Dank für freundliche Benachrichtigung über den Irrthum.

V. T. in R. Sehr willkommen. Brief folgt auch wegen des „Vorschlags". Vielen Dank.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XIII. Jahrgang. Kassel, 18. Dezember 1899.

Deutsche Weihnachten.

Und wenn am tiefsten stand die Sonne,
So ließ im winterlichen Grün
Das deutsche Volk in Siegeswonne
Der Lenzeshoffnung Flammen glüh'n.
Auf, nach den sonnengold'nen Reichen
Ging so des Geistes stolzer Flug,
Denn Licht, — Licht war das heil'ge Zeichen,
Das aufwärts all sein Wünschen trug.

Da floß in milder Nacht hernieder,
Fern diesem Glüh'n, ein Sphärensang,
Der wunderbar, wie Engelslieder,
In's zage Herz der Menschen drang:
„Auf Erden Frieden! Denn geboren
Ist allem Volk ein heil'ges Haupt,
Und keine Seele geht verloren,
Die an dies Werk der Liebe glaubt!"

Und wie die Erde wird vom Wogen
Des ewig schönen Meers umkreist,
So hat die Botschaft sie umzogen,
Die Heil und Segen uns verheißt.
Hosianna jubelten entgegen
Ihr einst nur Hirten Nachts im Feld,
Doch Halleluja klingt dem Segen
Jetzt zu von Zungen aller Welt.

Und wenn am tiefsten steht die Sonne,
Schmückt nun des Winters einz'ges Grün
Im deutschen Haus die Weihnachtswonne,
Wo Herzen und wo Kerzen glüh'n;
Und auf dem weiten Erdenrunde
Begrüßt kein Volk in gleicher Pracht
Die gottgebor'ne Heilandskunde
Aus jener stillen, heil'gen Nacht.

Die lichtumfloss'nen Fichten prangen,
Süß klingt der Glocken Siegesklang:
Willkommen, Heiland! Sei empfangen
Mit Jauchzen und mit Lobgesang.
Die gold'nen Sterne draußen lauschen
Dem Jubel an dem Licht-Altar;
Ach Herr, da möcht' ich wieder tauschen
Mit Zeiten, — wo noch Kind ich war.

Wächtersbach. Carl Preser.



Zum 70. Geburtstage Preser's.

(Nachdruck verboten.)

An den Ufern der schnellen Kinzig liegt das liebliche Wächtersbach, die Residenz des Fürsten von Ysenburg-Wächtersbach. Es ist ein stilles Städtchen, gelehnt an die Ausläufer des Vogelsberges, die mit ihren prächtigen Wäldern, in denen schon Kaiser Rothbart jagte, hereinschauen in die winkeligen Gassen und Gäßchen. Und von jenseits des Thales schickt der rauhe Spessart seine Grüße herüber . . . Wer alle die traulichen Plätze der Umgebung kennt, wer schon in dem schattigen Park gewandert ist bis hinauf zu dem sich anschließenden Walde, wird den eigenen Reiz empfunden haben, den diese zarte Anmuth der Landschaft ausströmt. Mächtige Baumriesen erzählen von vergangenen Tagen, ein verträumtes Wässerlein rauscht zu Thal . . . Als der hier wohnende Fürst die Dienste eines treuen Mannes suchte und Carl Preser aus Böhmen zu sich rief, vereinte sich mit seinem Werben, das Werben der Natur, und der Hessendichter ließ seinen Stab hier rasten. An sanftem Berghang, in der Nähe des Schlosses liegt das trauliche Dichterheim, eine offene Halle für gleichgesinnte Männer. Ich kann die Stunden nicht vergessen, welche ich mit Christian Schmidt, dem Leiter der „Erwinia" und Sänger der „Alsalieder", in Preser's Haus verbringen durfte. Verwaltet von der Hand einer geliebten Gattin, die verständnißvoll das Schaffen des sangesfrohen Mannes verfolgt, belebt und durchklungen von dem Frohsinn lieblicher Töchter, ist es so recht ein Poetenwinkel wie man ihn selten findet. Unbefangenheit und Frische in der rauschenden Natur, Unbefangenheit und Frische im Geiste des Hauses! Es ist zu bedauern, daß sich der liebe Hessensänger so einen frostigen Tag ausgewählt; denn nun kann sich der Wald nicht gebührend einstellen und seine lieben Vögel müssen in fernem Lande seiner gedenken. Wir Menschenkinder aber können nur sehr dürftig das ersetzen, was die Natur in Rhythmen und Reimen als Geburtstagswunsch ihrem Lieblinge gespendet hätte. „Der Herr Hofrath ist 70 Jahre alt geworden", wird die geschwätzige Meise schon im nächsten Frühjahr weiter erzählen, und die angekommenen Sänger werden es nicht glauben, wenn sie den Freund so rüstig durch den Park schreiten sehen. Ja, Preser ist jung geblieben und frisch rauschen noch heute seine Lieder wie vor 30 Jahren. Ein echter Dichter altert nicht und darf nicht altern, soll doch sein Volk immer wieder jung an ihm werden . . . Ein tiefes Natur-



Carl Preser.

gefühl sitzt eben in ihm, eine große Liebe zu seiner Heimath, die ihn mit tausend Fäden umspannt, die ihm durch tausend Adern Kraft zuführt von der Mutter Natur. Das ist das Geheimniß seiner Frische! Welche Anmuth der Phantasie, welche Anschaulichkeit und Beweglichkeit! Und dann die Innigkeit und Mannigfaltigkeit des Humors, vom derben bis zum feinen und feinsten! Und dann das gesunde Gefühl für die bezeichnende Form, das zarte Ohr für schöne Klangwirkungen! Darum ist es auch Zeit, daß sich das Publikum die Dichtungen Preser's einmal in der Nähe betrachtet, um zu begreifen, was für ein Prachtmensch er ist. Ich denke da besonders an seine „Gedichte“, „Heimische Bilder und Gestalten“, „Waldesrauschen“, „Hutten“ und das „Arminslied“. In steter Verbindung mit dem Leben, ohne großstädtische Sensationssucht, ohne Symbolisterei hat er uns herrliche Gaben geschenkt, indem er sich den freien Blick, den klaren Kopf und das gute Herz wahrte inmitten der Literaturstürme der vergangenen 20 Jahre.

Für eine einseitige Kunst, etwa eine Kunst für Künstler, eine Dokumentation eigenherrlicher Gelüste gegenüber dem „Herdenvieh“, hat er nie geschwärmt. In stillschweigendem Einverständniß mit den wirklichen Fortschritten der Zeit, in stetem Zusammenhang mit der Volksseele, entstammend einem Volke, das eine herrliche Vergangenheit hat, ist er der geworden, der er ist. Man kann strenge ästhetische Maßstäbe an seine Lieder legen, und doch sind sie dem „gemeinen“ Manne gut verständlich; er bereitet dem Kenner sowohl als auch dem Mann aus dem Volke heitere und erquickende Genüsse. Bei jedem Kunstwerk entscheidet die Art der Verbindung von Talent und Persönlichkeit; denn davon hängt der Lebensodem ab, den es ausathmet, d. h. ausathmen muß. Dieser Lebensodem weht uns aber aus Preser's Lyrik vor allem erfrischend entgegen, und wir wünschen — Egoisten wie wir nun einmal sind —, daß es dem Jubilar vergönnt sein möge, noch recht viele Jahre zu seiner Heimath Freude zu schaffen.

So! — —

Nun bin ich noch die gelehrte Abhandlung schuldig und vor allem die Biographie. Die gelehrte Abhandlung überlasse ich der Zunft, die Biographie schließe ich mit dem Anfang: Carl Preser erblickte am 21. Dezember — das Jahr kann man sich ausrechnen — zu Kassel das Licht der Welt. —

Valentin Traudt.

* * *

Den obigen erfreulichen Darlegungen unseres werthen Mitarbeiters wollen wir doch noch zur Ergänzung einige Mittheilungen über den äußeren Lebensgang des allverehrten Geburtstagskindes folgen lassen.

Carl Preser wurde am 21. Dezember 1829 zu Kassel als der Sohn eines Polizeibeamten geboren. Er besuchte die polytechnische Schule in Kassel und die Akademie der bildenden Künste behufs Ausbildung zum Architekten, ging dann in das Finanzfach über und zwar zur kurhessischen Domanialverwaltung. 1854 machte er sein Staatsexamen. Hernach wurde er Hoftheatersekretär und Redakteur der amtlichen Kasseler Zeitung, 1866 Hofsekretär der neuen Hofverwaltung. Mit dem Kurfürsten ging er nach Prag und entwickelte dort eine reiche publizistische Thätigkeit als Politiker und als Nationalökonom. Seit Dezember 1868 war er der Verfasser aller Leitartikel für die „Prager Bank- und Handelszeitung“. Nach den Ereignissen des Jahres 1870 beschloß er seine politische Thätigkeit. Nach dem Tode des Kurfürsten wurde er Mitglied des Landeskulturraths des Königreichs Böhmen, 1876 Zentraldirektor im Dienst des Grafen Erwin von Nostitz, auch Mitglied des k. k. Staatseisenbahnrathes. 1884 gab er ein bedeutendes nationalökonomisches Werk „Die Erhaltung des Bauernstandes“ heraus und wurde dann durch den Fürsten zu Ysenburg und Büdingen als Kammerdirektor an die Spitze seiner Verwaltung nach Wächtersbach berufen. D. Red.



Rekrutirung und Werbung unter Landgraf Friedrich II.*)

Wie in der in diesen Blättern wiederholt besprochenen Schrift Paetel's „Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen“ dargelegt ist, hatte schon Landgraf Philipp damit begonnen, an Stelle der Lehensgefolgschaft und der Landfolge zur Ergänzung seiner Truppen die freie Werbung zum Kriegsdienst gegen Sold einzuführen. Dieses Werbesystem gelangte im dreißigjährigen Krieg zur vollen Ausbildung, artete aber schon während dieses Krieges mehr und mehr zu gewaltsamen Werbungen aus und erhielt sich in dieser mißbräuchlichen Form wie in ganz Deutschland so besonders auch in Hessen bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

*) Wir schieben vorläufig zwei kleinere Beiträge zur Geschichte des hessischen Heeres unter Friedrich II. ein, nach deren Vollendung die Fortsetzung des Aufsatzes: „Das stehende hessische Heer“ von C. von Stamford sich anschließen wird.

Zu den vielen großen Verdiensten Friedrich's II. von Hessen ist es zu rechnen, daß dieser Landgraf den Ausschreitungen der gewaltsamen Werbungen ein Ziel setzte, indem er unter dem 16. Dezember 1762 ein Reglement darüber erließ, „wie es künftig mit den Rekrutirungen und Werbungen im Lande zu halten". Dies Reglement kündigt als seinen Zweck an, die zu nicht geringer Bedrückung der Unterthanen gereichenden gewaltsamen Werbungen sowohl, als die zwischen den Regimentern selbst über die Werbung und Rekruten entstehenden mannigfaltigen Streitigkeiten zu verhüten, und theilt zunächst sämmtliche dem Landgrafen gehörenden Fürstenthümer und Lande nach dem Verhältniß der darin befindlichen Mannschaft in gewisse Werbekantone ein, von denen jedem Regiment sein besonderer Kanton angewiesen wird, aus dem allein dasselbe die neben den Ausländern, deren fortgesetzte Anwerbung den Regimentern zu Fuß „äußerst anempfohlen wird", noch benöthigten Rekruten entnehmen soll.

Jede gewaltsame Werbung wird dergestalt ernstlich verboten, daß jeder Oberoffizier, wenn er eine gewaltsame Werbung oder andere Excesse dabei entweder selbst vornimmt oder durch seine Befehle veranlaßt, nach Befinden mit der Kassation, Unteroffiziere und Gemeine aber mit unausbleiblicher Leibesstrafe belegt werden. Zugleich geht das Reglement von dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht aus, indem sämmtliche Unterthanen und besonders die junge Mannschaft an ihre Schuldigkeit und Pflicht, womit sie ihrem von Gott gesetzten Landesherrn verbunden sind, erinnert und ermahnt werden, wenn sie von den Beamten zu Rekruten ausersehen werden sollten, sich solches ohne Widerreden und Murren gefallen zu lassen. So gestaltet sich denn die Rekrutirung zu einer eigentlichen Zwangs-Aushebung, bei der nur noch das jedem Rekruten bei dessen Zulieferung an ein Regiment zu zahlende Handgeld an eine freie Werbung erinnert.

Als Unterlage für das Aushebungsgeschäft dienen die von den Beamten zu führenden Listen, aus denen zu jeder Zeit der Bestand der sämmtlichen in ihrem Bezirk befindlichen Mannschaft zu ersehen sein muß. Auf Grund dieser Listen wird die junge Mannschaft im Alter von 16 bis 30 Jahren alljährlich, etwa auf oder gegen Ostern, den zur Werbung berechtigten Offizieren vorgestellt, wobei sämmtliche Vorgestellte gemessen, diejenigen aber, welche Mängel und Gebrechen an sich zu haben vorgeben, durch die Militärärzte („Feldscherer") untersucht werden. Ueber das Ergebniß der jährlichen Besichtigung wird vom Beamten eine neue, vom Offizier mitzuunterschreibende Liste aufgestellt. Aus dieser Liste der Kantonisten haben dann die Beamten den vom Regiment des Kantons bei ihnen anzumeldenden Bedarf an Rekruten nach ihrem freien Ermessen auszuwählen. Dabei haben sie dahin zu sehen, daß die abzuliefernden Rekruten gesund, von starken und geraden Gliedmaßen, mit keinen sichtbaren Gebrechen behaftet, nicht unter 16 und nicht über 30 Jahre alt, nicht unter 5 Schuhen 6 Zollen, oder bei noch vermuthlichem Wachsthum doch nicht unter 5 Schuhen 4 bis 5 Zollen preußischen Maßes groß seien. Die Beamten haben jedoch unter denen, welche solchermaßen zum Kriegsdienst tüchtig sind, diejenigen am ersten zu nehmen und zu Rekruten abzuliefern, welche am besten von Hause zu entbehren stehen und durch deren Wegnehmung der Ackerbau und andere nöthige Hantirungen und Gewerbe keinen Abbruch leiden. Die Offiziere sind gehalten, die ihnen zugelieferten Leute, wenn sie nur kein offenbares Gebrechen, wodurch sie zum Kriegsdienst untauglich wären, an sich haben, unweigerlich anzunehmen und jedem 1 Rthlr. Handgeld zu geben.

Von der Wehrpflicht werden theils örtliche, theils persönliche Befreiungen zugestanden. So soll den Städten Kassel, Marburg, Rheinfels, Rinteln und Ziegenhain die ihnen bisher, außer in ganz außerordentlichen Fällen, vergönnte allgemeine Freiheit von der Ausnahme bleiben und werden dieselben daher einem Kanton überhaupt nicht zugetheilt. Ferner sind „die sogenannten Honoratiores, als Beamte und Prediger" für ihre Personen und Kinder keiner Ausnahme unterworfen und werden deshalb in die von den Beamten zu führenden Mannschaftslisten gar nicht aufgenommen. Endlich sollen — obwohl an sich wehrpflichtig — mit aller Ausnahme und Werbung verschont bleiben: Hausgesessene oder solche, obgleich junge Leute, welche eigene Güter haben, oder einzige Söhne sehr begüterter Eltern, Lehrbursche, Meistergesellen, besonders bei Wittwen, denen sie das Handwerk fortsetzen, ebenso diejenigen, welche sich auf die Studien legen, ingleichen die in wirklicher Arbeit stehenden Bergleute, Kesselmenger und ihre „höchstnöthigen" Knechte, fleißige Salzführer, „so mit glaubwürdigen pflichtmäßigen Päßen versehen sind", herrschaftliche Bediente, auch „wirklich in Librey stehende Dienstboten", jedoch sämmtlich nur für ihre Personen, nicht aber ihre Kinder und Angehörigen.

Die dem Reglement beigefügte Uebersicht der Kantone zur Werbung für sämmtliche Regimenter zu Pferd und zu Fuß zählt im Ganzen 22 Kantone auf: 8 für die Kavallerie, 13 für die Infanterie und 1 für die Artillerie. Die Zahl der

Kantone entspricht der Zahl der Regimenter, deren im Verhältniß zu der Größe der hessischen Lande immerhin recht hohe Summe weniger übermäßig erscheint, wenn man in Betracht zieht, daß jedes Regiment nur sechs, zum Theil sogar nur fünf Kompagnien oder Eskadrons zählte. Unter den Bezeichnungen der nach ihren Kommandeuren benannten Regimenter finden sich u. A. die Namen Wolf, Heister, Gilsa, Malsburg.

Die bis jetzt besprochenen Bestimmungen des Reglements von 1762 bezogen sich nur auf die Feld-Regimenter. Neben diesen letzteren bestanden noch Garnison-Regimenter, und hinsichtlich ihrer schrieb das Reglement vor, bei Ablieferung der Rekruten an die Feld-Regimenter sollten die Beamten darauf sehen, daß zu jährlicher Ergänzung der Garnison-Regimenter an jedem Orte, welcher einen oder mehrere Mann zu diesen zu stellen habe, die dazu nöthige Mannschaft dazu beibehalten werde, auch bei der alle drei Jahre vorzunehmenden Musterung diejenigen, welche ihre Zeit gedient und deswegen oder ihrer sonstigen Umstände halber entlassen werden müßten, ersetzt werden könnten.

Zu dem Ende haben die Beamten über diejenige Mannschaft, welche auf ihre Aemter oder Gerichte kommt, besonders genaue Listen zu halten und darin den Ab- und Zugang wohl zu wahren, auch die vorgefallenen Veränderungen alle halbe Jahr, oder wann und so oft es erfordert wird, an das Kriegs-Kollegium — die oberste Behörde für alle Militär-Angelegenheiten — einzusenden.

Diese Bestimmungen in Betreff der Garnison-Regimenter werden durch eine Verordnung vom 10. April 1767 dahin ergänzt und geändert, daß bei jedesmaliger Aufstellung der Listen über die junge Mannschaft eines jeden Orts diejenigen, welche nur für die Garnison-Regimenter sich schicken und zu deren Ergänzung bleiben müssen, „wozu wohl ein Drittheil der ganzen Mannschaft zu rechnen sein möchte“, von den übrigen, woraus die Feld-Regimenter die benöthigten Rekruten empfangen können, abgesondert werden. Den Feld-Regimentern wird zugleich eingeschärft, daß sie sich mit der für sie ausgezogenen Mannschaft begnügen und keine Leute, weder aus den Garnison-Regimentern selbst, noch aus der zu deren Ergänzung abgesonderten Mannschaft ferner begehren, noch weniger sich „anzumaßen“ unternehmen werden. Die periodische Musterung der Garnison-Regimenter wird statt auf drei auf sechs Jahre festgesetzt.

In einem Erlaß vom 24. Januar 1766 werden die Bestimmungen des 62er Reglements über die Rekrutirung für die Feld-Regimenter durch den landesherrlichen Befehl ergänzt, daß diejenigen, welche als ständig beurlaubt geführt werden, weil sie entweder zu ferneren Diensten nicht brauchbar oder von Hause nicht entbehrlich seien, entlassen werden sollen; ebenso sollen diejenigen, welche in andere Kantons gehören, entlassen und denjenigen Regimentern, welche Anspruch auf sie haben, zur Annehmung überlassen und zugeschickt werden, dagegen die Stellen der abgehenden aus der jungen Mannschaft eines jeglichen Kantons ersetzt und daher dazu so viel junge Leute, als zu der Zahl der beständig Beurlaubten erforderlich sind, nämlich: beim 2. und 3. Gardebataillon per Kompagnie 18, bei den übrigen Infanterieregimentern 24, bei den Kürassierregimentern 6, bei den Dragonern 12, bei den Husaren 27 per Eskadron und bei der Artillerie 42 Mann, „mehrere aber nicht, wie von einigen Regimentern bisher geschehen“, mit Vorwissen und nach Befinden der Beamten ausgehoben und verpflichtet werden.

Die Eintheilung des Landes in Kantone wurde durch einen landesherrlichen Befehl vom 8. September 1774 im Sinne der Herstellung einer größeren Gleichmäßigkeit der Größe der Kantone in verschiedenen Punkten abgeändert. Die Zahl der Kantone blieb die alte, in der Bezeichnung der Regimenter, denen die einzelnen Kantone von Neuem zugewiesen werden, finden sich mehrere den Wechsel der Kommandeure anzeigende Aenderungen: so heißt das frühere Dragonerregiment „Heister“ nunmehr „Schlotheim“, das frühere Regiment „Gilsa“ jetzt „Ditfurt“, „Malsburg“ jetzt „Donop“, die früheren Regimenter „Berthold“, „Wilde“ und „Gräfendorff“ tragen nunmehr die Namen „Loßberg“, „Knyphausen“ und „Mirbach“.

Durch ein mit Genehmigung des Landesherrn vom Kriegs-Kollegium zu Kassel erlassenes Regulativ vom 12. Februar 1784 wurde die seitherige Untereintheilung der Kantone in Kompagnie-Kantone beseitigt und das Ausnahme- und Rekrutirungsgeschäft bei jedem Regiment demjenigen Stabsoffizier, der der dritte von oben war, dergestalt übertragen, daß von diesem das Geschäft solange, bis er Kommandeur werde, allein versehen werden solle. Weiter traf dies Regulativ mehrere Einzelbestimmungen über Führung der Kantonslisten und dergleichen.

Damit gelangten die gesetzgeberischen Maßnahmen Friedrich's II. auf dem Gebiet des Heeresersatzwesens zum Abschluß. Auf Grund derselben wurden nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die hessischen Regimenter ergänzt, fortgesetzt bei einem trefflichen kriegstüchtigen Mannschaftsbestand

erhalten und so befähigt, den alten hessischen Kriegsruhm zu bewahren und im amerikanischen Feldzug, vor Frankfurt, vor Mainz und in den Niederlanden von Neuem mit Auszeichnung zu kämpfen.

Die Verordnungen Friedrich's blieben, abgesehen von der westfälischen Zwischenherrschaft, in Kraft bis 1817, in welchem Jahre sie unter Kurfürst Wilhelm I. durch eine neue Rekrutirungsordnung vom 28. April ersetzt wurden. v. W.



Die Waldblume der hohen Veen.

Geschichtliche Erzählung von Ludwig Mohr.

(Schluß.)

„Anton von Wersabe", fuhr Kurt fort, „hat einige Monate lang auf der ‚steinernen Pforte' in Brüssel gefangen gesessen; da aber der Landgraf in allen seinen Verhören auf das Bestimmteste erklärte, der Kammerknabe habe überall nur auf seinen besonderen Befehl gehandelt, so hat man ihn schließlich los geben müssen. Er soll darauf zu seinen Eltern auf der Meydenburg bei Bremen gegangen sein."

„Jetzt aber ist er hier im Feldlager", unterbrach Rommel den Erzähler, „und zwar im Gefolge des jungen Landgrafen. Bei unserm Sturm auf den Ehrenberg hat das junge Blut gekämpft, wie ein Löwe. Ich sah ihn zu meinem allergrößten Erstaunen plötzlich aus der Ferne an der Seite Friedrich's von Rollshausen, der an diesem Tage aller Orten der vorderste war. Am Abend hörte ich dann, daß er verwundet sei, was bei dem tollkühnen Drauflosstürmen nicht wohl anders sein konnte. Was aber aus ihm geworden ist, wissen wir nicht, da wir mit der Vorhut alsbald haben vorwärts ziehen müssen. — Und nun weiter, Kurt; wie bist Du endlich aus Mecheln heraus gekommen?"

„Das war zuletzt sehr einfach", fuhr dieser zu sprechen fort. „Als ich endlich geheilt war, waren volle sechs Monate vergangen. Einen Feldscheer hatten wir nicht zuziehen dürfen, um kein Aufsehen zu erregen, und so war die Heilung verzweifelt langsam gegangen. Kein Mensch dachte mehr daran, daß noch ein Theilnehmer des Fluchtversuches in den Mauern der Stadt stecke, und so kam ich unbehelligt über die französische Grenze, fing in Rheims mit dem Rest meines Geldes wieder einen kleinen Handel an, der mich dort festhielt, bis Deine Feldschlangen mich riefen, Hans. Da regte sich das alte Landesknechtsblut von Neuem in mir; ich ließ alles wieder fahren und folgte dem Rufe, bis ich Dich endlich erreicht habe. Und nun, Hans, vergilt Gleiches mit Gleichem und laß auch mich hören, wie Dir es ergangen, und was Frau Magdalene macht und die Knaben."

„Das ist bald gesagt. Ich kam mit Hilfe der von Dir bestellten Ersatzpferde glücklich den Rhein hinauf bis Rheinfels, hielt mich dort einige Tage versteckt und wandte mich dann gleichfalls nach Frankreich. In Paris versah mich mein Bruder, der Ulrich, der, wie Du weißt, des König Artilleriemeister zur See ist, mit Geld und Ausweisbriefen, und ich konnte mich bald durch die zahlreichen geheimen Boten, die damals zwischen den Höfen des Königs und des jungen Landgrafen hin- und hergingen, mit Frau Magdalenen und Simon Bing in Verbindung setzen. Ich habe dann den Mittelsmann bei den Verhandlungen gemacht, die endlich zu dem Bündniß des jungen Herrn und des Kurfürsten Moritz mit dem Könige und zuletzt zu diesem Kriege führten. Als die Rüstungen in Hessen begannen, ging ich heimlich dorthin und half sie aus oft gewechseltem Verstecke mit betreiben. Auch meine Magdalene und die Knaben konnte ich dabei von Zeit zu Zeit sehen. Ich sage Dir, Kurt," fuhr der Sprecher nach einer Pause in seiner Rede fort, worin er vergeblich versuchte, seine starke innere Bewegung zu bemeistern, „ich sage Dir, sie hat sich in diesen schweren Jahren voll und ganz bewährt als das, für was ich sie stets gehalten habe, als eine hessische Frau, aller Tugenden voll, wie ich Dir einsamem Gesellen recht bald eine gleiche wünsche. Und als es dann zum Auszug kam, da hieß sie mich freudig gehen, denn, sagte sie, wie ich damals das Unglück Eueres Zuges nach Mecheln voraus fühlte, so ahne ich jetzt mit Gewißheit, daß Ihr Sieg und Freiheit dem Vaterlande erringen werdet."

Schon während Rommel die letzten Worte sprach, entstand an der Thür eine Bewegung, Neugierige eilten hinaus, und die zunächst Sitzenden reckten die Köpfe. Jetzt trat ein Jüngling ein, den linken Arm in einer Binde tragend, das bleiche Gesicht von blonden Locken umrahmt, deren Fülle die Sturmhaube mit der ehedem weißen, jetzt pulvergeschwärzten Federzier nicht völlig zu verdecken vermochte.

„Der Junker von Wersabe!“ riefen Rommel und Breidenstein aus und eilten dem Eintretenden entgegen, dessen Name, der seit dem Sturme auf die Ehrenberger Klause rasch im Lager berühmt geworden war, währenddem in der Schenkstube flüsternd von Munde zu Munde ging.

„Willkommen im Lager darf ich Euch nicht mehr heißen, Junker,“ sagte Hans Rommel, „nachdem Ihr Euch durch Eure bewunderungswürdige Tapferkeit bereits einen der höchsten Ehrenplätze in ihm errungen habt. So kann ich Euch denn nur noch als Waffenbruder begrüßen, mit dem gemeinsam zu Felde zu liegen, mir stets eine hohe Ehre und Freude sein soll.“

Ueber die Züge des Junkers, die mit ihrer früheren rosigen Frische auch die damalige leichtsinnige Fröhlichkeit bis auf die letzte Spur verloren hatten und jetzt einen schweren, fast finsteren Ernst zeigten, glitt bei diesen Worten des kriegsberühmten landgräflichen Büchsenmeisters ein stolzes Lächeln.

„Ich will's und kann's nicht verbergen,“ sagte er, die Begrüßung der beiden Männer erwidernd, „daß der Ehrenberger Tag der erste glückliche gewesen ist, den ich seit dem zweiundzwanzigsten Dezember Eintausend fünfhundert und fünfzig erlebt habe. Bis zum letzten Athemzuge werde ich es Gott inbrünstigen Dank wissen, daß er mir endlich die Gelegenheit vergönnte, in meinem Blute die Schmach auszuwaschen, die ich damals unserem fürstlichen Herrn und auch Euch, liebwerthe, edle Herren, durch meine Leichtfertigkeit zufügte. Die andere Schuld freilich, die ich damals auf mich geladen habe,“ fuhr er dann, in seinen traurigen Ernst zurück sinkend, zu sprechen fort, „die werde ich bis an mein Ende zu büßen haben, und deshalb wäre ich herzlich froh gewesen, wenn mir auch der zweite Wunsch vor dem Ehrenberg in Erfüllung gegangen wäre, und eine feindliche Kugel mich schon jetzt mit meiner armen Waldblume wieder vereiniget hätte.“

Hans Rommel und Kurt Breidenstein drückten dem Jünglinge bewegt die Hand. Sie wußten dieser tiefen Traurigkeit gegenüber das Wort nicht zu finden, das Menschenmund ja überhaupt nicht, sondern nur Gott selbst durch den Verlauf der Zeit und der Lebensführungen zu sprechen vermag. Es entstand eine Pause. Aus der andern Ecke der Schenkstube aber, wo sich die jungen Reiter auch durch das Eintreten Wersabe's nicht lange in ihrem fröhlichen Treiben hatten stören lassen, klang es herüber:

Im Krug auf rother Haiden
Da wußte ein Röslein zart
Ein Reiter und konnt's nicht vermeiden,
Zur rothen Haide zu reiten
Nach langer, reisiger Fahrt.

Doch ach, wie ward ihm beklommen,
Als er um's Morgenroth
Zur rothen Haide gekommen,
Da hatte im Kruge genommen
Quartier ein andrer — der Tod.

Nun muß er weiter reiten
In Herzeleid jetzund.
O Röslein auf rother Haiden,
Das Scheiden, das bittre, das Meiden,
Macht ihm das Herz todwund,

Nun muß er weiter traben,
Weit in die Welt — so weit,
Bis schließlich dem bleichen Knaben
Auf fremder Haide gegraben
Das Grab blutfremde Leut'.

Wersabe war an das Fenster getreten, um die heftige Bewegung zu verbergen, die das zufällige Zusammentreffen dieses Gesanges mit seinen schmerzlichen Empfindungen ihm verursacht hatte.

Als das Lied in dem Klappern der Weinkannen und dem lärmenden Geplauder der Zecher verhallt war, wandte er sich wieder zu Rommel und Breidenstein und sagte: „Ueber meine betrübten Herzensangelegenheiten hätte ich beinahe vergessen, daß ich eine Botschaft an Euch auszurichten habe. Herr Landgraf Wilhelm wird in wenigen Minuten hier eintreffen. Er hat bereits gehört, daß Ihr angekommen seid, Kurt Breidenstein, und befahl mir, vorauszueilen und Euch sowie Hans Rommel zu ihm zu bescheiden, sobald er in das Lager eingeritten ist.“

Indem schlugen die Trommeln draußen Lärm, Hörner und Zinken mischten sich darein, und ein brausender Jubelruf wälzte sich von Zelt zu Zelt.

Alle eilten nach der Thür und drängten in das Freie. Auf dem freigelassenen Platz in der Mitte des Lagers war soeben eine glänzende Reiterschaar aufgezogen, in der man Friedrich von Rollshausen, der infolge seiner vor dem Ehrenberg bewiesenen Tapferkeit nachmals zum hessischen Marschall ernannt wurde, Simon Bing, die Feldobristen Reifenberg, Georg von Reckerode u. a. bemerkte. Inmitten dieser Reiter aber hielt auf einem grauen friesischen Streithengst Landgraf Wilhelm, ganz in schwarzes Eisen gekleidet. Er hatte keinen andern Schmuck als eine goldene Löwenagraffe, womit die nickende Straußenfeder an der Sturmhaube befestigt war. Auf dem jugendlichen, männlich festen Gesicht des jungen Mannes lag eine ihm in guten Stunden eigenthümliche, stille Heiterkeit, als er die Hand erhob und dadurch den Lärm der Musik und die lauten Zurufe zum Schweigen brachte.

„Meine Herren, wackere Kampfgenossen!“ rief er mit heller, weitvernehmbarer Stimme, „ich bringe Euch fröhliche Botschaft. Kaiser Karl hat sich bereits ehegestern von Innsbruck über das Gebirge

nach Villach in Kärnthen begeben, die Fähnlein, die noch um ihn versammelt waren, haben sich zerstreut, die Hauptstadt dieses Landes liegt offen vor uns. Zugleich aber hat der Kaiser Herrn Johann Friedrich von Sachsen aus der Gefangenschaft bereits entlassen und zugesagt, es ebenso mit Unserem lieben Vater zu halten; auch über unsere sonstigen Desiderien mit uns zu Passau in Verhandlung zu treten, also, daß dieser Krieg, den wir um der ungehinderten Uebung des Evangeliums, der gemeinen Freiheit deutscher Nation und insonderheit der Erledigung der gefangenen Fürsten willen unternommen haben, einer fröhlichen Endschaft entgegen geht!"

Ein unermeßlicher Jubel folgte diesen Worten. Wieder lärmten die Trommeln, schmetterten die Trompeten und Zinken, und Heil- und Segensrufe für den jungen Landgrafen und seine Verbündeten erfüllten die Luft.

Der Landgraf hatte inzwischen die durch Anton von Wersabe Beschiedenen sowie diesen selbst in seiner Nähe bemerkt. Er winkte der tobenden Menge von neuem Schweigen zu und fuhr dann in seiner Rede fort: „Da wir uns also heute der nahen Freiheit unseres lieben Vaters freuen dürfen, so drängt es mich, denen meinen Dank zu sagen, die dereinst in böser Zeit mit höchster Kühnheit und Darangabe von Leib und Leben das Werk der Befreiung begonnen haben, dessen Ende wir jetzt erleben. Euch, Hans Rommel und Kurt Breidenstein, desgleichen auch Dir, Anton von Wersabe, gilt dieser Dank. Ich erstatte ihn deshalb hier in dieser offenen Versammlung tapferer Männer, weil sich etliche naseweise Klüglinge vermessen haben, Euer zu Mecheln begonnenes Vornehmen deshalb zu tadeln, weil es von keinem glücklichen Ausgange begleitet gewesen ist. Diesen sage ich, daß es nichts Ehrlicheres und Löblicheres giebt, als um das Vaterland oder gar um den Vater des Vaterlandes sein Leben zu wagen und daranzusetzen, wie Ihr es gethan habt, ganz abgesehen davon, ob der Erfolg ein günstiger oder ein mißlicher ist. — Mit Eurer That aber habt Ihr allen Nachkommen ein Beispiel gegeben, wenn es gleiche Noth erfordert, ihr Leben um die Ehre und Freiheit des hessischen Volkes und Vaterlandes ebenso unverzagt zu wagen und einzusetzen. Ich weiß," fuhr der Landgraf dann, vom Pferde steigend und einem jeden der Angeredeten die Hand schüttelnd, zu sprechen fort, „ich weiß, daß ich im Sinne meines Herrn Vaters handele, wenn ich Euch, Hans Rommel, hiermit sämmtliche Geschütze und Feldstücke des Landes unterstelle und Euch zum obersten Zeugwart des Heeres erkläre. Euch, Kurt Breidenstein, wird es nach Euern abenteuerlichen Fahrten in fremden Landen, so hoffe ich, wieder nach der alten Heimath im lieben Hessenlande verlangen; der Secretarius unseres Geheimen Rathes wird Euch daher bei unserer Heimkunft nach Kassel die Briefschaften über das Eigenthum eines Gehöftes dicht bei Biedenkopf behändigen. Ihr endlich, Anton von Wersabe, habt vor der Ehrenberger Klause bewiesen, daß Ihr dem weichen Kammerknabendienste entwachsen seid. Ich ernenne Euch hiermit zum Fähndrich im Regimente des Herrn Feldobristen von Reckerode. Seid ferner tapfer, wie Ihr es vor drei Tagen waret; aber seid auch weise," setzte der Landgraf mit leiserer Stimme hinzu, „befehlt Eueren Kummer Gott, dem rechten Tröster, und spielt nicht wieder, wie bei dem Ehrenberge, freventlich mit Euerm Leben; das Vaterland wird seiner noch oft bedürfen! — Und nun," rief der Landgraf, den Dank der überraschten treuen Männer rasch abschneidend, indem er sich wieder auf das Roß schwang und es vorwärts trieb, „und nun auf nach Innsbruck!"

Christabend.

Nun tönen wieder traute Christnachtklänge,
Ein Stück der Jugend wird uns neu beschert,
Und durch den Busen beben die Gesänge,
Die 's liebe Mütterchen uns einst gelehrt.

Es prangen wieder bunte Weihnachtskerzen;
In jeder Brust kehrt heller Jubel ein,
Und lauter schlagen heut' die Menschenherzen,
Und froher blicken aller Augen drein.

Heut' steigt die Liebe zu den Menschen nieder —
Und ist verrauscht die Freude erst im Haus,
Bin ich im Geist auch bei der Mutter wieder
Und lösch' auf ihrem Arm die Lichtlein aus . . .

Valentin Traudt.



Erinnerungen aus der Probekandidatenzeit.

Von A. M.

II. Scherz und Ernst.

Als der erste Theil der Erinnerungen im „Hessenland“ erschienen war und meine kleine Schwägerin Frieda sie gelesen hatte, sah sie mich erst eine Weile von der Seite nachdenklich an und äußerte dann leider ohne jegliche Schmeichelei: „Ich weiß nicht, in Deinen Erzählungen ist eigentlich gar keine Handlung.“ Einigermaßen entrüstet erklärte ich ihr, daß man in derartigen kurzen, zwanglosen Skizzen nicht immer nach einer bedeutenden Handlung suchen dürfe. Aber grausam, wie Kinder sind, stellte sie, nicht zufrieden mit meiner Antwort, die verfängliche Frage an mich: „Ja, warum schreibst Du denn überhaupt solche Geschichten?“ Kinder und Narren sagen die Wahrheit! Warum zeichne ich diese kleinen Erlebnisse auf? Sie sind herzlich unbedeutend, das weiß ich selber, und doch hoffe ich, der gütige Leser wird mir verzeihen, wenn ich seine Geduld zu sehr auf die Probe gestellt habe, sofern er wenigstens selbst ein Hesse ist, denn die Sehnsucht nach unserm lieben alten Hessenland ist es allein, die mich, den in die Ferne Verschlagenen, immer wieder antreibt, mit solcher Vorliebe in die Vergangenheit zurückzuschauen, wo ich noch auf hessischer Erde, unter lieben Menschen weilen durfte. Von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich nun auch die Fortsetzung der Erinnerungen wohlwollend entgegenzunehmen.

Ich hatte bereits von dem Stolze gesprochen, der den Probekandidaten bei Beginn seiner Thätigkeit in hohem Maße beseelt. Gewöhnlich kommt er mit dem erhebenden Gefühl an die Anstalt, endlich einmal den Schülern zu zeigen, daß ein wirklich interessanter Unterricht auch in der That Begeisterung erwecken könne, in's Praktische übersetzt, daß der alte Stratege Cäsar, gegen den er gewöhnlich zuerst losgelassen wird, unter seiner Leitung den Schülern eine maßlose Freude bereiten wird. Es vergehen einige Stunden, und siehe da, der angehende Provinzial-Schulrath merkt, wenn er nicht gänzlich von der superbia paedagogica erfüllt ist, aus gewissen verdächtigen Zeichen, als da sind häufiges Gähnen der Tertianer, Spielen mit den Händen und Federhaltern, Hinaussehen aus dem Fenster, daß es recht schwer ist, in diesen scheinbar verhärteten Gemüthern die echte Begeisterung zu entzünden. Er merkt den Eindruck, den er ausübt, und wird verstimmt. Allzuleicht täuscht man sich übrigens als Anfänger, um eine Aeußerlichkeit anzuführen, in der Länge der Lehrstunde. Man hat sich zu Hause eingehend vorbereitet, hat sich den Gang der Stunde im Geiste zurechtgelegt, hofft Stoff genug zu haben, und wenn man dann nach Erledigung des Pensums etwas erschöpft und erleichtert auf die Uhr schaut, ist erst eine halbe Stunde verstrichen.

Da passirte einmal einem Probekandidaten in dieser Hinsicht eine nette Geschichte. Der hatte in der Quinta das schöne Gedicht von Uhland „Das Schwert“ zu behandeln, hatte sich zu Hause einen klaren Plan gemacht und begann nun in voller Begeisterung den Unterricht. Alles klappte vorzüglich, alles war erschöpfend behandelt, und vom hohen Thurme schlug die tückische Uhr einhalb drei. Unser Kandidat war von der Langsamkeit des Perpendikels recht peinlich berührt, doch kurz entschlossen begann er, indem er noch eifriger als sonst bemüht war, sich mit seinen nicht zu knapp gemessenen Stiefeln in den Fußböden einzubohren, nach dem alten Satze: Repetitio est mater studiorum, das Durchgenommene noch einmal zu wiederholen. Diesmal ging es natürlich noch besser und schneller, und nach 10 Minuten stand er wiederum am Grabe seiner Habe. Jetzt wurde er unruhig, eine nochmalige Wiederholung hätte die Geduld des gemüthsruhigsten Quintaners erschöpft, da kam ihm ein rettender Gedanke: er ließ das Gedicht in oratio obliqua umwandeln, und in der That klang es nun wunderschön und ergreifend, als die Schüler nun begannen: Zur Schmiede sei ein junger Held gegangen, der habe sich dort ein gutes Schwert bestellt. Der Schmied habe sich schmunzelnd den Bart gestrichen u. s. w. Diese Uebung reichte allerdings bis zum Schlusse der Stunde aus, aber ich kann es leider nicht verschweigen, daß der findige Pädagoge seit dieser Zeit den Namen „Die oratio obliqua“ führte und daß alle Postkarten, die er in der Folge von Kollegen erhielt, in indirekter Rede abgefaßt waren. —

Ein Probekandidat hat aber nicht gar zu selten auch die Absicht, ein sehr beliebter Lehrer zu werden; bald redet er einen Quartaner freundlichst an, bald schlägt er einem Quintaner zutraulich auf die Schulter, fragt bei gegebener Gelegenheit die Primaner, was sie studiren wollen, und redet sehr ernst, aber doch auch etwas burschikos mit ihnen über die Verhältnisse auf der Hochschule, kurz, er treibt diese Politik so lange, bis er merkt, daß auf diese Weise die Herzen der Schüler nicht gewonnen werden können und daß er noch weit davon entfernt ist, das zu werden, was ihm so leicht erschienen war, nämlich ein beliebter Lehrer. Wer aber etwas klüger ist, bestrebt sich vor allen Dingen, die Gunst der Herren Kollegen zu erringen.

Als ich am ersten Tage meiner probekandidatenthümlichen Thätigkeit in das Lehrerzimmer eintrat, sah ich am Fenster in eifriger, angeregter Unterhaltung zwei Kollegen stehen, von denen mir der eine sofort auffiel. Ein dichter, blonder Vollbart umrahmte das bedeutende, etwas röthliche Gesicht, hinter der Gelehrtenbrille blitzten ein Paar feurige Augen heraus, die hohe, edelgewölbte Stirn kam voll zur Geltung, da sie sich über den ganzen Kopf er-

streckte, und die langen Hände machten von Zeit zu Zeit lebhafte Gesten. Ich erfuhr bald, daß dies Herr Dr. Blasius war. Halt! dachte ich sofort, mit dem mußt du dich gut stellen, trat an ihn heran und machte ihm eine tiefe Verbeugung. Ein kurzes Kopfnicken war die Antwort, dann wandte er sich wieder zu dem anderen Kollegen und fuhr ruhig in seinem Gespräche fort. Ich gestehe es, ich war verblüfft, eine so schlechte Behandlung war mir seit langer Zeit nicht vorgekommen. „Die Geographie," begann Herr Dr. Blasius, zu dem älteren Kollegen gewendet, von Neuem, „ist zweifellos früher sehr vernachlässigt worden. Die Schüler lernten nur Namen auswendig, nichts weiter; der Lauf der Flüsse, die Lage der Gebirge war dem Schüler meistentheils unbekannt. Die Karte und andere gute Anschauungsmittel müssen im Vordergrunde des ganzen Unterrichts stehen, vor allem aber ist das Kartenzeichnen zu üben." Der angeredete Kollege stieß einen undeutlichen Ton aus, denn er aß gerade sein Frühstück, und diesen Ton schien Herr Dr. Blasius für Zustimmung zu halten, denn er brach das Gespräch ab, schlug einen großen Atlas auf und wälzte ihn in erschreckender Weise. Aha! dachte ich sofort, die Erdkunde ist sein Steckenpferd! Da wollen wir ihn bald haben! „Was den Lauf der Elbe in der norddeutschen Tiefebene anbetrifft," eröffnete ich, nachdem ich mich ihm wieder genähert hatte, kühn den Angriff, „so scheint er mir in mancher Hinsicht nicht geringe Aehnlichkeit mit dem Unterlauf des Nils zu haben." Ein eisiges Lächeln überflog seine Züge. „Meinen Sie," erwiderte er in einem unbeschreiblichen Tone und blätterte so stark im Atlas weiter, daß die Karten rauschten.

Mit der Erdkunde war es also nichts; ich mußte an Anderes denken! Jedoch das Lehrerzimmer war nicht der geeignete Ort dazu, sein Vertrauen zu erwerben, das Gasthaus, der gemüthliche Stammtisch, schien mir günstigere Gelegenheit darzubieten. Dort, bei ungezwungener Unterhaltung, konnte ich ihn und seine Eigenthümlichkeiten genauer kennen lernen. Und nun saß auch ich häufiger am Stammtisch und nahm an den tiefsinnigen Gesprächen der Tafelrunde bescheidenen Antheil. Da eines Abends, das tönende Erz hatte die zwölfte Stunde verkündet, die Stimmung war schon recht belebt geworden, kam das Gespräch auf die Poesie. Ha! wie leuchteten da die Augen des Unnahbaren auf! Welche Begeisterung strahlte aus seinen geistreichen Zügen! Goethe, Schiller, Uhland, Klopstock, Heine quollen von seinen Lippen. Er redete von den süßen Nachtigallen, erwähnte deren Unmäßigkeit im Thaugenuß, entflammte sich an Jasmin, Rosmarin, Rothdornhecken und Gelbveigelein, sprach von Geierpfiffen, der Annette v. Droste-Hülshoff und über die Verständlichkeit ihrer Gedichte. Den ganzen Ausführungen aber setzte er die Krone auf, indem er ein eigenes Gedicht vortrug. Der Schluß desselben schlug zündend in die Herzen der Zuhörer ein. Er hieß:

„Und so lassen die Kamönen
Immer noch ihr Lied ertönen."

Seit dieser Zeit wurde auch ich in seiner Gegenwart poetisch; kamen wir an einer Wiese vorbei, auf der einige magere, schleppfüßige Kühe weideten, so gerieth ich in Entzücken, gingen wir durch einen Wald, so rühmte ich den herrlichen Duft, das helle Grün der Buchen, das Dunkel der Tannen, das weiche Moos des Bodens, und brauchte mich hierbei noch nicht einmal anzustrengen, da ich in Wirklichkeit, wie wohl jeder Hesse, ein begeisterter Freund des Waldes war. Von Zeit zu Zeit verfehlte ich auch nicht in Erinnerung an sein eigenes Gedicht der schönen Kamönen zu gedenken. Doch bald merkte ich, daß die Erwähnung dieser von ihm angesungenen Jungfrauen zweifellos peinlich auf ihn wirkte, von Tag zu Tag warf er mir verdächtigere Blicke zu, und endlich mußte ich einsehen, daß mich ihm auch die Poesie nicht näher bringen würde.

Was sollte ich thun? Ich war entfernter vom Ziel als im Anfang! In tiefe Gedanken versunken, saß ich einst auf meinem Zimmer und überlegte mir, wie man den Schülern die Konstruktion des Accusativus cum infinitivo am besten klar machen könnte. Dazwischen gedachte ich des guten Blasius und seiner kühlen Zurückhaltung. Da — — plötzlich fiel mein Blick auf ein zufällig auf dem Tische liegendes Heft. Es war das vorjährige Programm des Gymnasiums, auf dem Titelblatt stand groß und kühn der Name Blasius. Er war es, der die Abhandlung dazu geschrieben hatte. „Ueber den Einfluß der Erziehung auf den Charakter" lautete das hochbedeutsame Thema. Schon in der nächsten Minute saß ich da und vertiefte mich mit dem größten Eifer in seine Arbeit. Nachdem ich die wirklich interessante Lektüre beendet hatte und die Zeit zum Vesperschoppen herangekommen war, ging ich freudestrahlend in das Gasthaus zur Sonne, wo die ganze Stammtischrunde bereits versammelt saß. Das Gesicht meines lieben Doktors, der oben am Tische saß, erglänzte in heiterer Selbstzufriedenheit. Die Gelegenheit war günstig, bald saß ich an seiner Seite vor einem großen Paßglas. Als eine Pause im Gespräche, das sich glücklicherweise um pädagogische Fragen drehte, eintrat, begann ich, indem ich mich zu einem andern Kollegen hinwandte, der auf der anderen Seite des Tisches saß: „Es ist traurig, sehr traurig, daß heutzutage die Schule nur das eine Bestreben hat, möglichst viele Kenntnisse in den Köpfen der Schüler anzuhäufen und immer bereit zu halten, während es doch meines Erachtens gerade darauf ankommt, unsere Jugend durch Kräftigung des Willens vor den Gefahren des modernen Lebens zu bewahren." Nach diesen sich auf S. 19 seiner Abhandlung befindenden Worten machte ich eine Pause, um die Wirkung zu beobachten. Ich konnte mit derselben schon sehr zufrieden sein, denn Dr. Blasius, der mir bis dahin fortwährend den Rücken zugedreht hatte, wandte sich halb zu mir, sodaß ich bereits seinen ersten Westenknopf sehen konnte. „In unserer Zeit," fuhr ich fort, „ist die Erziehung in der Schule Nebensache und wird vollständig dem Eltern-

hause überlassen. Dem Elternhause soll allerdings die Hauptaufgabe zufallen, aber auch die Schule hat Pflichten, ernste Pflichten in dieser Hinsicht!" Das letzte hatte ich mit erhobener Stimme gesprochen. Aus der Ecke, wo Blasius saß, erscholl ein dumpfes Grunzen der Befriedigung. „Um dies zu können," schloß ich meine Rede, „ist es freilich nöthig, daß man sich mit jedem einzelnen Schüler ganz eingehend beschäftigen kann, daß man ihn und seine ganze Eigenart genau kennt. Dies ist aber bei der Ueberfüllung unserer Klassen leider oft unmöglich, und zur Theilung der Klassen ist kein Geld da!" Dr. Blasius hatte sich mir jetzt völlig zugewandt, an seinem Gesichte merkte ich, wie sehr ihn seine eigenen auf Seite 22 der Programmarbeit stehenden Behauptungen gefesselt und gefaßt hatten. In kluger Weise stand ich auf und ging auf kurze Zeit hinaus. „Du," sagte da Blasius ganz erregt zum Kollegen Muckl, „in dem habe ich mich aber sehr getäuscht; das ist ja ein außerordentlich klarer Kopf, mit dem muß ich in näheren Verkehr kommen".

Nach 8 Tagen hatte ich Brüderschaft mit ihm getrunken, die übrigens, im Vertrauen gesagt, bis heute Stand gehalten hat, obwohl ich ihm kurze Zeit darauf die Geschichte von meiner Hinterlist zu seiner größten Heiterkeit erzählte.

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein zu Marburg. Der Hessische Geschichtsverein zu Marburg eröffnete am 24. November seine Wintersitzungen. Den Hauptvortrag des Abends hielt Privatdozent Dr. Hermann Diemar über „Neues über den Geschichtsschreiber Lampert, genannt von Hersfeld". Redner betonte zunächst die Doppelbedeutung dieses vielumstrittenen berühmten Schriftstellers des 11. Jahrhunderts als großen Stilisten und wichtigen Berichterstatters und setzte den gegenwärtigen Stand der Forschung über die Werke Lampert's kurz auseinander. Darauf fußend verfocht dann Redner eine ganze Reihe neuer Thesen über die Persönlichkeit des Autors, mit deren Hülfe er für die Kritik der Werke eine neue Grundlage zu gewinnen hofft. Lampert sei ein Welscher, stamme aus den Maaslanden, dem damaligen Niederlothringen, und habe insbesondere Beziehungen zu Lüttich, dessen Schule er seine eminente Bildung mitverdanke. Darauf habe er in Bamberg gelebt. Aus Lüttich scheine Lampert's Freundschaft mit Friedrich von Lothringen, nachherigem Papst Stephan IX., zu stammen, aus Bamberg die mit Günther, nachherigem Bischof von Bamberg, und mit Anno, nachherigem Erzbischof von Köln. Diese drei bedeutenden Staatsmänner seien wichtige, zu wenig beachtete Nachrichtenquellen für Lampert gewesen. Im Jahre 1058 bezw. 1059 nach Hersfeld gekommen, habe Lampert dort bis zum Jahre 1074 gelebt, aber nicht länger. Die herrschende Ansicht, daß die zwischen 1077 und 1080 entstandenen großen Annalen, das Hauptwerk Lampert's, in Hersfeld geschrieben seien, müsse als völlig unbegründet und völlig widersinnig aufgegeben werden. Damit falle ein großer Theil der bisherigen Lampert-Literatur. Ein Aufenthalt Lampert's in Köln sei für 1074 wahrscheinlich, ein solcher am Rhein für Anfang 1077 ausdrücklich bezeugt.

Der Vortragende hatte wiederholt zustimmend oder ablehnend zu den Ergebnissen des Lampertforschers Holder-Egger Stellung zu nehmen, er meinte, daß Holder-Egger sich in einen förmlichen Haß gegen Lampert hineingearbeitet habe. Gegen diese Formulirung wandte sich Professor Wenck unter Hervorhebung der einzigartigen Verdienste Holder-Egger's um die Chronistik des Mittelalters und Lampert's insbesondere.

Privatdozent Dr. Thiele legte hierauf im Anschluß an seinen im vorigen Winter über Fuldaer Miniaturen aus der Karolinger Zeit gehaltenen Vortrag eine im IX. Jahrhundert in der Fuldaer Schreibstube entstandene Baseler Germanicus-Handschrift vor. Der Fuldische Ursprung wird direkt bezeugt durch eine auf dem letzten Blatte befindlichen Notiz aus dem XIII. Jahrhundert und besonders durch einige Seiten angelsächsischer (vornehmlich von Fuldaer angelsächsischen Mönchen angewandter) Schrift bestätigt. Dazu paßt aber auch der Charakter der illustrirenden Federzeichnungen, in welchen antike Typen und Formengebung mit ähnlicher Treue wie in anderen Fuldaer Miniaturen bewahrt sind. Ein eigenthümliches Geschick hat die aus Aratus übersetzte poetische Himmelsbeschreibung von Tiberius' Neffen Germanicus, der nicht nur als genialer Feldherr, sondern auch als Dichter und feiner Uebersetzer Lorbeeren erntete, zu einem der am meisten verbreiteten Lehrbücher der mittelalterlichen Bildung bestimmt. Die Fuldaer Handschrift enthält außer diesem Sterngedicht noch einen ausführlichen mythologisch-astronomischen Kommentar, historische und astronomische Einleitungen, ist aber besonders werthvoll durch die auf dem ersten Blatt stehende antike Sphärenkarte und durch die Figuren der einzelnen Sternbilder, unter denen namentlich die Darstellung der Jungfrau als römische Viktoria und die des

Fuhrmannes als antiken Wagenkämpfers ihre Herkunft aus einer antiken Prachtausgabe des Gedichtes erkennen lassen.

Zum Schluß machte Professor Wenck eine Mittheilung über den wahren Todestag der heiligen Elisabeth, als welcher nicht mit der Kanonisationsbulle der 19., sondern vielmehr der 16. November (sie starb kurz vor Mitternacht) 1231 anzusehen sei. Am 19. November wurde Elisabeth begraben.

Unterhaltungsabend des Kasseler Geschichtsvereins. Am 11. Dezember hielt der Kasseler Geschichtsverein in der „Stadt Stockholm" seinen zweiten Unterhaltungsabend ab, welcher sehr gut besucht war. Den Vorsitz führte Bibliothekar Dr. Brunner, welcher auch die Reihe der zwanglosen Mittheilungen des Abends damit eröffnete, daß er auf eine Urkunde des Stadtarchivs zu Kassel hinwies, nach welcher das Grundstück, auf welchem das alterthümliche Deichmann'sche Haus Ecke des Marställerplatzes und der Brüderstraße erbaut ist, erst im Jahre 1603 seitens der Brüderkirche veräußert worden sei, während das Haus selbst die Jahreszahl 1597 zeige; der Bau sei demnach wohl erst später in Angriff genommen. Dr. Knetsch erwähnt dazu, daß die Wiederherstellung des Hauses seitens der Familie Deichmann auf Grund alter Zeichnungen erfolgt sei, welche die Zahl 1597 trügen. Der Vorsitzende legte sodann die erste Lieferung des Justi'schen Trachtenwerkes vor, welches im „Hessenland" bereits besprochen ist. Die vorzügliche Ausstattung des Werkes gefiel allgemein. Die Mitglieder des Geschichtsvereins erhalten dasselbe zu dem ermäßigten Preise von 4 Mark für die Lieferung (statt 6 Mark). Weiter wurden in Umlauf gesetzt ein gegossenes Relief König Jérôme's aus Dr. Brunner's Besitz und ein eigenhändiges Schreiben Landgraf Wilhelm's V. vom Jahre 1629, Eigenthum des Bankiers Fiorino. Darauf sprach Dr. Grotefend über die Ergänzung des hessischen Offiziercorps unter Landgraf Friedrich II. Die Ausführungen des Redners werden im „Hessenland" zum Abdruck gelangen. Dr. Brunner zog daraus die Folgerung, daß die Behauptung Seume's, in Hessen habe kein Bürgerlicher Offizier werden können, damit völlig widerlegt sei. Major a. D. von Stamford bestätigte aus seinen Forschungen, daß im 17. und 18. Jahrhundert vielfach gemeine Reiter zu Unteroffizieren und hernach zu Offizieren befördert seien. Kanzleirath Neuber folgerte aus einer von ihm zur Verlesung gebrachten Stelle des Frankenberger Chronisten Gerstenberg über Bestattung der Todten der Stadt im Dorfe Geismar, daß kein Grund zu der Annahme vorliege, Dorf Geismar sei älter als Stadt Frankenberg. Dem widerspricht Dr. Brunner, der die Aufstellung Gerstenberg's lediglich auf dessen Lokalpatriotismus zurückgeführt sehen wollte. Daran schloß sich eine Auseinandersetzung zwischen Oberstleutnant a. D. von Stamford und Dr. Böhlau über die Bestattungsweise der Römer und Germanen.

Dr. Böhlau zeigte ein schönes Steinbeil vor, welches kürzlich auf dem Grundstück des Gutsbesitzers Bettenhäuser-Zwehren gefunden worden war und von diesem dem Museum zum Geschenk gemacht worden sei. Dr. Böhlau besprach hierauf an der Hand einer großen Skizze die im laufenden Jahre von Lehrer Vonderau zu Fulda auf Kosten der Stadt ausgegrabene Pfahlbauansiedlung unterhalb des Frauenbergs bei Fulda. Die reiche Ausbeute dieser Ausgrabung, welche im Museum zu Fulda ausgestellt ist, wurde vom Vortragenden in seiner fesselnden, äußerst sachlichen Weise des Näheren erläutert. Wie die Fundstücke, von roh bearbeiteten Feuersteingeräthen, Feuerstein in Knollenform an bis zu Metallgeräthen und Glasringen ausweisen, ist die Siedelung zu verschiedenen Epochen bewohnt worden, die sich etwa auf den Zeitraum von 200 v. Chr. bis 500 n. Chr. erstrecken mögen. Als Sturmius zuerst diese Gegend besuchte (774), war sie nicht mehr bewohnt. Zu beachten ist besonders, daß sich an vielen Gefäßscherben Wellenornamente finden, welche kaum anders als slavischen Ursprungs sein können, für eine slavische Siedelung an dieser Stelle spricht die Thatsache, daß noch in späteren Güterregistern Slaven erwähnt werden, welche gegen einen Zins als Kolonen die Güter des Klosters bebauten. Die Germanen selbst haben, soweit bis jetzt bekannt, keine Pfahlbauten angelegt. Ausführlich verbreitet sich über diesen Pfahlbau die zugleich vorgelegte Publikation des Fuldaer Geschichtsvereins, bearbeitet von Herrn Vonderau, dem Herr Dr. Böhlau für seine sehr werthvollen Arbeiten hohes Lob zollt.

Zum Schluß sprach Dr. Lange noch über die Errichtung eines sogenannten „Gäks" *) hier in Kassel. Dieses seiner Erklärung nach dunkle Wort bedeutet in der Form von Kaak den Pranger (wie in Obermarsberg), in übertragener Bedeutung dann aber eine galgenartige Vorrichtung mit einem Korbe oder Holzkäfig neben einem Teich. Der mit dem Gäk zu Bestrafende kam in den Holzkäfig, der unter Spott- und Hohnrufen in die Höhe gezogen und je nach der Schwere des Vergehens ein oder mehrere Male in das Wasser getaucht wurde. Solche Vorrichtungen fanden sich in Alsfeld, wo

---

*) Vergl. „Hessenland" 1895, S. 137, 181.

es noch eine Lokalität „an der Gák“ giebt, in Marburg auf dem Markt u. a. O. Es war dies eine Strafart für leichtere Vergehen, und zwar besonders für Feld- und Gartendiebstähle, wie eine im städtischen Archiv befindliche Verordnung vom 4. April 1761 sagt, daß Gartendiebe „mit dem Gák oder Drillhaus, welches zu dem Ende auf dem Ledermarkt (Südseite der Martinskirche) aufgebaut werden wird, bestraft werden sollen“. Eine Verordnung von 1770 befiehlt dagegen, die Gartendiebe mit einem angehängten Bleche, worauf ihr Verbrechen bezeichnet ist, eine Stunde lang durch die Stadt zu führen und darauf in das Zuchthaus auf 14 Tage mit einem Willkom abzuliefern. Am 1. Dezember 1794 wird sodann angeordnet, daß bei Gartendieben die Strafe des Gákes zuweilen wieder zur Hand genommen werden soll, doch wurde es September, ehe man an die Aufrichtung der Maschine ging. Ein Aktenstück des Archivs von St. Martin giebt hierüber genaue Auskunft, in welchem der Stiftskassirer Büchling bezw. das Konsistorium gegen die Aufrichtung des „Gáks“ oder „Schnapgalgens“ auf dem Kirchhof protestirt. Damals lag dort, wo jetzt etwa das Philippsdenkmal steht, das Tuchhaus, oberhalb desselben der Durchgang, welcher auf das Südportal der Kirche führt, daneben nach Westen (dem jetzigen Mollat'schen bezw. dessen Nachbarhaus zu) der Pferdeteich. Wie nun aus der Akte hervorgeht, hatte man den Galgen auf den Kirchhof selbst, neben den Zugang zur Kirche gestellt, was mit Recht von der Kirchenbehörde als unschicklich bezeichnet wurde. Der Stiftsschreiber führte hierbei aus, daß der Galgen, wie alte Leute sich erinnerten, *außerhalb des Kirchhofs*, an der westlichen Mauer des Pferdeteichs gestanden habe und man ihn auch hier wieder anbringen solle. So entschied denn auch die Regierung, welche am 26. September (Freitag) befahl, daß der Galgen noch vor dem Sonntag entfernt und an seine alte Stelle „gegenüber dem Braunischen Hause nahe dem Zaitenstock“ aufgestellt werde. Das zu Ehren des Landgrafen Wilhelm VI. gedruckte Werk zeigt auf einer Tafel in der rechten Ecke die Martinskirche, Tuchhaus, Pferdeteich und den Galgen an der bezeichneten Stelle, wie aus einer vom Vortragenden angefertigten und vorgelegten Skizze zu ersehen war. Herr Kanzleirath Neuber fügt dem noch hinzu, daß mündlichen Mittheilungen zufolge eine ähnliche Vorrichtung noch im Anfang dieses Jahrhunderts am Druselteich gewesen sei.

---

90. Geburtstag. Der unseren Lesern als Mitarbeiter aus früheren Jahren wohlbekannte Oberlehrer a. D. G. Th. Dithmar zu Marburg feierte am 10. Dezember in verhältnißmäßig außerordentlicher Rüstigkeit seinen 90. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wurde dem verdienten Manne nunmehr in ehrender Anerkennung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Titel „Professor“ verliehen.

Universitätsnachrichten. Der Professor der Theologie D. Dr. Graf von Baudissin zu Marburg hat einen Ruf an die Universität Berlin erhalten und wird ihm Folge leisten. — Der Titular-Professor Dr. Walter Judeich zu Marburg ist als ordentlicher Professor der alten Geschichte an die deutsche Universität in Czernowicz (Bukowina) berufen und wird dorthin übersiedeln.

Schon seit längerer Zeit besteht die Absicht, dem berühmten verstorbenen Marburger Chirurgen Geh. Medizinalrath Professor Dr. Roser ein Denkmal zu errichten. Ein Stock zu den Kosten desselben ist bereits gelegt. Hoffen wir, daß der Plan nunmehr verwirklicht werde.

Theater. Die Oper „Die Bettlerin vom Pont des Arts“ von Karl von Kaskel, Text nach der gleichnamigen Erzählung von Wilhelm Hauff, erlebte am 5. Dezember am Königlichen Theater zu Kassel ihre überhaupt erste Bühnenaufführung. Dieselbe gestaltete sich für den Komponisten wie für die Bühnenleitung zu einem vollen Achtungserfolge. Die Inszenirung des neuen Stückes ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, die aber glänzend überwunden sind. Regie und Maschinenmeister haben zu dem Erfolge ganz Erhebliches beigetragen.

Todesfälle. Am 1. Dezember verschied zu Wiesbaden, wo er seit mehr als 30 Jahren als Musik- und Gesanglehrer lebte, im 71. Lebensjahre Musikdirektor Wilhelm Weins, gebürtig aus Hanau. Seine Hauptthätigkeit entfaltete der Verstorbene als Leiter von Männerchören. Der nach ihm benannte Weins'sche Gesangverein in Hanau, kurz die Weinser genannt, stand und steht noch auf hoher Stufe. Bis wenige Jahre vor seinem Tode war er Dirigent der „Concordia“, die ihre Erfolge dank seiner Initiative hauptsächlich auf dem Gebiete des Volksliedes suchte und errang. Als Gesanglehrer wurde Weins hochgeschätzt, auch als Komponist volksthümlich gewordener Lieder und Chöre war ihm vielfach Anerkennung beschieden.

Am 2. Dezember verstarb zu Berlin unser hessischer Landsmann, der vortragende Rath im Ministerium für Handel und Gewerbe, Geheime Ober-Bergrath Rudolf Nasse. Derselbe war am 1. Juli 1837 zu Marburg geboren. Nach Ablegung des Ab-

iturientenexamens auf dem Gymnasium daselbst widmete er sich seit April 1856 dem Vorbereitungsdienst im Bergfach im Bezirk des Ober-Bergamts zu Bonn, wurde nach Zurücklegung des Universitätsstudiums und der vorgeschriebenen praktischen Thätigkeit am 17. Januar 1864 zum Bergreferendar und am 1. Februar 1867 zum Bergassessor ernannt. Als solcher war er längere Zeit beim Ober-Bergamt in Bonn und auf dem Staatsbergwerk Gerhard-Prinz Wilhelm bei Saarbrücken beschäftigt, dessen Leitung ihm am 1. April 1873 übertragen wurde. Im Dezember 1879 zum Bergrath, im Juni 1885 zum Ober-Bergrath ernannt, trat er im September dieses letzteren Jahres als Mitglied in das Kollegium des Ober-Bergamts zu Dortmund ein. Im Juli 1888 wurde er mit dem Vorsitz der Königlichen Bergwerks-Direktion zu Saarbrücken betraut und im Februar 1891 zum Geheimen Bergrath ernannt. Kurz darauf wurde er zunächst als Hilfsarbeiter in die Bergabtheilung des Ministeriums für Handel und Gewerbe berufen, woselbst ihm im Juli desselben Jahres die Stelle eines vortragenden Rathes übertragen wurde. Im Dezember 1894 wurde er zum Geheimen Ober-Bergrath befördert und erhielt beim Ordensfest 1896 den Rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife. Die umfassenden Kenntnisse und Erfahrungen, die sich Nasse auf geologischem, bergtechnischem und wirthschaftlichem Gebiet erworben und die er durch längere Reisen im Auslande erweiterte und vertiefte, hat er in zahlreichen Schriften und Aufsätzen niedergelegt, welche die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf sich zogen. In allen seinen Stellungen hat der Verstorbene, so schreibt der „Staats-Anzeiger", durch seine reichen Kenntnisse, seine Pflichttreue und sein liebenswürdiges, bescheidenes Wesen die Achtung und Zuneigung seiner Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen erworben.

Hessische Bücherschau.

Die erste (?) Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins: „Die Pfahlbauten im Fuldathal. Herausgegeben vom Lehrer Joseph Vonderau." 4⁰. 36 Seiten Text mit 2 Plänen und 7 Tafeln. Fulda (Aktiendruckerei in Kommission) 1899. Preis 3 M.

Es muß vor allem betont werden, daß in Hessen bis jetzt Pfahlbauten nicht nachgewiesen sind, und hierauf beruht Herrn Vonderau's unbestrittenes Grundverdienst. Ferner hat der Herr Verfasser in unermüdlicher Sorge für seine schöne Entdeckung es vermocht, in Herrn Fabrikant Richard Schmitt und dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Antoni die besten Förderer der oft schwierigen und kostspieligen Ausgrabungen zu finden, deren Ergebnisse textlich klar dargelegt werden unter folgenden Abtheilungen: I. Entdeckung der Niederlassung, II. Beschreibung des Fundortes, III. Die abgegrabene Strecke, IV. Beschreibung des Pfahlwerkes, V. Bearbeitete Steine, VI. Bearbeitetes Hirschhorn, VII. Bearbeitete Knochen, VIII. Bearbeitetes Holz, IX. Ornamentirte Bein- und Hirschhorngegenstände, X. Typische Scherbenreste, XI. Metallreste, XII. Verschiedene Fundstücke, XIII. Thierreste, XIV. Pflanzenreste, XV. Einiges über die Fundstätten Mahr, Fritz und Falke, und XVI. Schlußwort. Unterstützt wird der Text durch zwei Plantafeln, deren erste im Maßstab 1 : 75 000 das Fuldathal zwischen Kohlhaus und Gläserzell zeigt, dann den Plan der Ausschachtung in 1 : 200 und endlich in 1 : 40 ein Durchschnittsprofil der abgegrabenen Stellen; die zweite Plantafel zeigt die Fundorte alle in 1:3000 in einer Höhenkarte völlig deutlich. Endlich sehen wir die werthvollsten Fundstücke, die alle im Stadt-Museum zu Fulda aufgestellt sind, auf sieben Tafeln tadellos, nach dem Verfahren Meisenbach-Riffarth in München, in vielen Lichtdrucken dargeboten, nach trefflichen Aufnahmen des Photographen H. Knauff-Fulda: Tafel I zeigt 28 Feuerstein-Lamellen, Kernstücke und sonstige Steinwerkzeuge; Tafel II bearbeitetes Hirschhorn unter 24 Nummern; Tafel III 21 mehr oder minder bearbeitete Thierknochen; Tafel IV 15 Holzgeräthe, besonders Ruderfragmente; Tafel V neben zwei Glassachen 29 ornamentirte und sonstige Knochen- und Hirschhorngegenstände, besonders Kämmchen und Nadeln; Tafel VI in ½ der natürlichen Größe 46 typische Scherbenreste und Tafel VII die 17 Metallreste, unter denen Gold, Kupfer, Bronze und Zinn vertreten sind. Die glänzende Ausstattung und der geringe Preis machen der Fuldaer Aktiendruckerei und dem dortigen Geschichtsverein hohe Ehre. Gern unterschreiben wir endlich die Worte wärmster Anerkennung, die Herr Dr. Böhlau-Kassel in Nr. 276 III der Fuldaer Zeitung vom 2. Dezember d. J. und sonst dem verdienten, unermüdlichen, selbstlos-bescheidenen Thun des Herrn J. Vonderau mit vollem Rechte hat zu Theil werden lassen.

Fulda, 9. Dezember 1899. Dr. Seelig.

F. Justi, Hessisches Trachtenbuch. Lieferung 1. 8 Blatt mit $4^{1}/_{2}$ Bogen Text in Mappe. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1899.

Der Geheime Regierungsrath Professor Dr. Ferdinand Justi zu Marburg, unser hochgeschätzter Landsmann, hat seit Jahren seine Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der hessischen Trachten gelenkt, darüber langjährige Studien gemacht und umfassende Sammlungen angelegt, auch in einem ausführlichen Text die von ihm selbst aufgenommenen außerordentlich charakteristischen Abbildungen erläutert und die Herleitung und Geschichte der einzelnen Trachtstücke behandelt. Es ist dies eine Aufnahme, die in den bisherigen Kostümwerken noch nicht beachtet worden ist, und ist hier vielmehr zum ersten Male der Versuch gemacht, die einzelnen Bestandtheile der ländlichen Tracht zeitlich zu bestimmen und ihr Vorkommen in der älteren Literatur und namentlich auf Buchillustrationen und auf Bildern der Gemäldesammlungen nachzuweisen. Der Verfasser hat diese Sammlungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck zu Marburg in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt, und diese hat, nachdem es ihr gelungen war, die zur Herausgabe des Werkes erforderlichen nicht unerheblichen Kosten mit Unterstützung von Fürsten, Ständen, Vereinen und Privaten zu beschaffen, die Herausgabe des Prachtwerkes in die Hand genommen, von dem nun als eine willkommene Weihnachtsgabe für jeden Vaterlandsfreund die erste Lieferung vorliegt, ein gleich werthvolles Zeugniß für die Leistungen des Verfassers und die rührige Verlagshandlung.

Das uns dargebotene Heft enthält vor allen Dingen eine Einleitung, die einige noch nicht gehörig erörterte Fragen einer Beantwortung nahe zu bringen sucht. Einmal, worauf der Reiz und das Stilgemäße der Volkstracht beruht, dann, aus welchen Gründen die aus der höfischen oder städtischen Kleidung entsprungene Volkstracht fest geworden ist, während die Mode wechselt; drittens, wann und wie eine Veränderung der Volkstracht stattfindet oder diese ganz abgelegt wird. Hieran schließen sich Bemerkungen über die Verbreitung der Trachten in Hessen und über das Vordringen der jüngeren unter ihnen in das Gebiet der älteren.

Außer dieser werthvollen Darstellung birgt das vorliegende Heft acht Abbildungen von Volkstrachten aus der Umgegend von Marburg, namentlich aus den Ortschaften Eisenhausen, Selbach, Elnhausen, Bottenhorn, Wommelshausen, Kaldern, Steinperf und Mornshausen, die in musterhafter Weise in dem bekannten graphischen Institut von Julius Klinkhardt zu Leipzig ausgeführt sind. Daß sich der Verfasser zunächst mit diesen Trachten beschäftigt, hat in Folgendem seinen Grund.

Die Volkstrachten, in vielen Gegenden Deutschlands bereits verschwunden, sind in der Nähe von Marburg und Biedenkopf reich entfaltet und zeigen dem Wanderer, welcher die anmuthigen, von Wald umsäumten Wiesenthäler mit ihren malerischen Dörfern durchstreift, ein lebendiges Stück deutscher Vergangenheit, ja die Gegend gewinnt für ihn an Reiz, wenn sie zur Zeit der Aussaat und Ernte vom Landvolk in seiner farbenheitern Kleidung belebt oder in der Sonntagsstille von Gestalten in schwarzer Feiertracht auf den Wegen zur Dorfkirche durchwandelt wird.

Da die neue Zeit mit ihrem erleichterten Verkehr und ihrem Trieb, Gegensätze auszugleichen und Veraltetes zu beseitigen, auch in diese stillen Thäler einzieht, so wird das Verschwinden der hessischen Volkstrachten, welches bei der männlichen Bevölkerung schon längst begonnen hat, unaufhaltsam vor sich gehen.

Das Werk ist auf fünf Lieferungen berechnet, deren jede für den im Verhältniß zu dem Gebotenen außerordentlich billigen Preis von 6 Mark zu beziehen ist. Außerdem ist für die Mitglieder derjenigen Vereine, welche an den Herstellungskosten des Werks theilgenommen haben, die Anschaffung dadurch erleichtert, daß sie das Werk zum Vorzugspreis von 4 Mark für die Lieferung erhalten können.

Möge das werthvolle Werk die Anerkennung finden, die es im reichsten Maße verdient.

Otto Gerland.

„Geistliche und weltliche Gedichte" von M. Herbert. Stuttgart und Wien (Verlag von Jos. Roth) 1900. Broschirt 2,50 M., gebunden 3,50 M.

Es ist ein starker, 286 Seiten umfassender und elegant ausgestatteter Band Gedichte, den unsere Landsmännin, Frau Therese Keiter, hier der Oeffentlichkeit übergiebt, und in dem sie uns die Empfindungen eines durch schweres Leid heimgesuchten Lebens erkennen läßt. Die „geistlichen" Gedichte sind frei von aller Frömmelei, zeigen vielmehr die reine Hingabe der Dichterin an ihren Glauben und das Ringen nach Wahrheit, Beides als das, was ihre Seele erfüllt und bestimmend auf ihren Geist einwirkt. Schon anfangs die Gedichte „In Memoriam", die einem geliebten Todten gelten, tragen deutlich diesen Zug. Gleichwohl scheint sie in der „Demuth Niederung" (!) zu weit zu gehen, denn wenn die Dichterin (S. 25) sagt:

Und ob du mich mit Füßen auch getreten,

so möchte man es ihr fast verübeln, daß sie die Schuld daran, in gesuchter oder zu weit gehender Erniedrigung, auf sich nahm und dann „weinend mußte um Verzeihung beten". Was dagegen die „weltlichen" Gedichte anbetrifft, so spricht aus ihnen ein natürliches Gefühl, sie sind, ohne gerade in Höhen und Tiefen zu dringen, oft eigenartig im Ausdruck und entspringen einem vornehmen Denken, das die Dinge der materiellen Welt in idealer Durchbildung wiedergiebt. Ich stehe also nicht an, diesen „geistlichen und weltlichen Gedichten" vor manchen anderen Gedichtebüchern, bezüglich ihres poetischen Gehaltes, den Vorzug zu geben, doch nicht ohne das „addito salis grano". Ich stelle nämlich die Novellendichterin Herbert, mit ihrem brillanten Stil und der feinen Beobachtungsgabe, viel höher. Die gebundene Sprache hat ihr in manchen Gedichten die Freiheit und damit die Schönheit in der Wiedergabe ihrer Gedanken genommen. Offenbar entspringt daraus auch die zu große Enthaltsamkeit in Anwendung von Kunstmitteln, wie z. B. des Reimes, bei welchem die Dichterin ohnehin an die Verse Liliencron's erinnert:

Nur kann ich auf den Tod nicht leiden,
Wenn die Deutschen den reinen Reim vermeiden.

Störend wirkt unter dem Zwang der Form auch das öftere Fortlassen von Hilfszeitworten oder Artikeln, wie z. B.

Schweigend will ich Leben büßen.
Junge Magd und werdend (!) Kind.

Ob man aber von „gestorbenen Worten" aussagen kann:

Ihr Auge schloß sich stumpf und schwer,

oder ob man die „Weltgeschichte" als „Vorhölle" bezeichnen darf, „in die wir treten," — das gebe ich der Dichterin zu bedenken. C. Pr.

Das Lob des Kreuzes. Eine Kloster- und Hofgeschichte aus der Karolingerzeit. Von Jos. Grau. Köln a. Rh. (Bachem) 1899. VII und 596 S. 8°. Preis 6 M., elegant gebunden 7,50 M.

Die in Fulda lebende Verfasserin kennt die Geschichte der Fürstabtei, wie keine andere, durch ihre vielverzweigten, ernsten Vorstudien. Schon vor 14 Jahren etwa erschien von ihr in der Fuldaer Zeitung die romantische Geschichte Dientzenhofer's unter dem Titel „Der Dombaumeister von Fulda", die uns in die Bau-Mäcenatenzeit des ersten Adalbert (v. Schleifraß), also in den Beginn des 18. Jahrhunderts versetzte. Diesmal dagegen führt uns die in anderthalb Dezennien weiter geschulte Phantasie der Dichterin um ganze 900 Jahre zurück, in die Zeiten der ersten römischen Kaiser deutscher Nation, Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen, an den Beginn des 9. Jahrhunderts. Rabanus Magnentius Maurus, der ab 847 fast zehn Jahre Erzbischof von Mainz gewesen und 856 hochbetagt starb, war 822—844 der fünfte Abt von Fulda, allwo er das bauliche Kleinod der St. Michaelskirche veranlaßte. Er steht deshalb in seiner Jugendkraft im Mittelpunkt der Erzählung; denn noch heute verehrt die alte Bonifatiusstadt, besonders durch die seit 1856 alljährlich wiederholte Rabanusfeier des kgl. Gymnasiums, in ihm einen Lokal-Heiligen neben S. Bonifaz, der heiligen Lioba, S. Sturmi und Eigil. Es ist aber weder gelungen, Rabanus trotz mehrfacher Anläufe zu kanonisiren oder zu beatisiren, noch sind seine Schriften oder theologischen Ansichten in Rom als der Kirchenlehre überall entsprechend anerkannt worden, und seine Biographen, vor allem Kunstmann, sind wissenschaftlich kritiklos dem übelbeleumdeten Trithemius gefolgt. Wer gegenüber den in Folge davon überschwänglichen Darstellungen, wie sie meist die Fuldaer Literatur bietet, eine begründete, andere Ansicht kennen lernen will, lese nur Wilh. Scherer's Deutsche Litteraturgeschichte über Raban und seine Werke nach. Die Forschung hat demnach sein Bild erst noch kritisch zu schaffen, und, wie so oft, wird das annähernd Richtige in der Mitte der Extreme liegen; um so dankenswerther ist das weise Schalten mit der vorhandenen Tradition, — bei völligem Herausarbeiten der untrügbaren sittlichen Größe Raban's —, bei Josephine Grau lobend anzuerkennen. Ob es ihr wohl gelingt, die durchaus falsche, fuldische Schreibung Rhaban, statt des althochdeutschen „Hraban", zu entfernen, dürfte nach dem trotz Will stets wieder auftauchenden, unrichtigen „Bonifacius" mehr als zweifelhaft erscheinen. — Ehe unser Held zur Abtswürde emporstieg, war er bereits in der ganzen damaligen Welt der Gebildeten hochberühmt als Leiter und Reorganisator der Fuld'er Klosterschule, ferner als fruchtbarer Exeget und Polyhistor und endlich als Verfasser eines äußerlich und innerlich kunstvoll gefügten Gedichtes „Laudes sanctae crucis", welches ja auch unseren Roman betitelt hat. Als Gegenstück zu dieser idealen, jugendlichen Lichtfigur Raban's tritt der stramme und übermäßig baulustige, dritte fuldische Abt Ratgar (803—817) als Herr in Fulda auf, gegen den es mehrfach fast zu einer Revolte unter den zu arg bedrückten Mönchen kam. Diese Klosterszenen vor allem hat Josephine Grau echt dramatisch als Glanzpunkt des Romans nach den Quellen gestaltet. Ueberhaupt weiß die Verfasserin alle die bewegten Zeiten, welche der eigent-

lichen Grundlegung des Klosters Fulda durch Sturmi (743—44) folgten, als tüchtige Schülerin von Freytag, Scheffel und Weber, uns lebendig vor Augen zu führen, und sie verbindet damit die Bekehrung einer stolzen, edlen Sachsenjungfrau „Hadumut“, die als fränkische Gefangene auf der Kaiserpfalz Salzburg ob Neustadt an der Saale weilt; diese alte Kulturstätte, um die schon in grauer Urzeit Chatten und Hermunduren blutig gerungen hatten, liegt von Fulda nur getrennt durch den alten „Asenberg“, den man heute Kreuzberg benennt, und die Berge der Rhön bei Gersfeld.

Hatten schon die Leser der „Kölnischen Volkszeitung“ im Feuilleton beide Theile des Romans mit Spannung verfolgt, so liest man, nachdem im Spätherbst das Ganze in schmucker Buchausgabe vorliegt, jetzt „das Lob des Kreuzes“ gern noch einmal, zudem gar spannend die Sorbennoth in Bischofsheim hinzutritt und in der stolzen Welfin Judith, der zweiten Gemahlin des frommen Ludwig, eine bußunfertige Gegenfigur zu Hadumut gezeichnet wird. Aber schließlich finden alle, vor allem auch Abt Ratger, durch das Kreuz und unter dem Kreuze den Seelenfrieden. Auch verlieren wir in all' den vielen Ereignissen nie das vielverschlungene Geschick des Raban'schen Gedichtes aus den Augen, von dem wohl, ähnlich wie bei Scheffel von Ekkehard's Waltarilied, eine Verdeutschung hätte angefügt werden können. Störend für einen Historiker wirkt eigentlich nur der nach der spätmittelalterigen Legende und dem blonden Bilde Dürer's gezeichnete Aufriß von Karl's des Großen äußerer Erscheinung, die durch die besten Quellen als klein und schwarzhaarig und -äugig überliefert wird, freilich mit furchtbarem Blick im Zorne. Als Otfrid's Heimath wird uns „der“ Elsaß angegeben, das ist französisirend falsch statt das Elsaß; auch scheint uns „Mutchen“ als Koseform für Hadumut etwas allzu modern zu klingen.

Doch wenig wollen diese kleinen Ausstellungen besagen gegenüber einer in jeder Hinsicht gelungenen historischen Dichtung, die wir mit voller Ueberzeugung jedermann, auch nach ernster Lektüre verlangenden Männern und Frauen, vor allem aber als Weihnachtsgabe, zumal in dem schmucken Einbande, der weiblichen Jugend bestens und nach eingehender Prüfung an der Hand der Quellen empfehlen können.

Fulda, im Dezember 1899. Dr. Seelig.

Der deutsche Wald im deutschen Liede. Ein nationales Erbauungsbuch von einem Waldfreunde. Berlin (Verlag von H. Walter) 1899. Gebunden 5 Mark.

Der Herausgeber dieses wirklich nationalen Erbauungsbuches ist ein Hesse. Da er aber seinen Namen nicht selbst nannte, so darf ich nicht indiskret sein und ihn hier zum Besten geben. Zweifellos aber hat er sich durch Herausgabe dieses unter Mühen und vieler Arbeit zusammengestellten Werkes ein ganz besonderes Verdienst erworben, denn ein schöneres Buch über den deutschen Wald in all' seinem Weben und Wirken hat unsere Literatur nicht aufzuweisen. Es umfaßt Liederweisen von Rückert, Eichendorff, Goethe, Matthisson, Platen 2c. bis herab auf die Dichter der neuesten Zeit, 366 an der Zahl mit 856 Gedichten, Sprüchen und Liedern, die mit Kunstsinn sowie mit poetischem Gefühl ausgewählt sind. Als Weihnachtsgeschenk, namentlich auch für die männliche Jugend, eins der schönsten Bücher.

C. Pr.

„Kindermund in Dichtungen“ von Eugen Hané. Stuttgart (Verlag von Greiner & Pfeiffer) 1900.

Der Lyriker Hané ist als Mitarbeiter den Lesern des „Hessenlandes“ nicht unbekannt. Und hat er auch in jüngster Zeit wenig von sich hören lassen, so soll doch seine neueste poetische Gabe hier nicht unerwähnt bleiben, denn diese Aussprüche aus Kindermund im Gewande der Dichtung bilden geradezu ein entzückendes kleines Buch, das noch manche Auflage erleben wird, zumal es etwas Neues ist. Lassen wir eins der Gedichtchen für alle sprechen:

Der unheimliche Franz.

Tante kratzt die Reste ab
Eines Kuchens aus der Pfanne,
„Uje, wir bekommen Geld!“
Sagte Franz zur Magd Susanne.

Tante hört's und fragt das Kind,
Was die Rede wohl bedeute:
Aberglauben oder Spaß,
Ihm bekannt durch fremde Leute?

„Vater sagte neulich doch,“
Spricht der Wicht, „ich hab's vernommen:
Kratzt einmal die Tante ab,
Werden wir viel Geld bekommen.“

C. Pr.

„Marburg, Führer durch die Stadt und ihre Umgebung“ von Heinrich Doerbecker. Mit 8 Ansichten, neuem Stadtplan und dem Verzeichniß der Wegemarkirungen des Oberhessischen Touristenvereins. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1900. 94 S. 8⁰. Preis 80 Pf.

Auf einen neuen Führer durch die alma mater Philippina hinzuweisen und ihn gar zu empfehlen, dürfte manchem als ein müßiges Unternehmen er-

scheinen. In der That stehe ich sonst auch derartigen Erscheinungen etwas skeptisch gegenüber. Im vorliegenden Falle aber hat die rührige Elwert'sche Verlagsbuchhandlung hier einem „wirklichem Bedürfniß" abgeholfen und eine Feder dazu auserwählt, die wie keine andere dazu berufen scheint. Der jugendliche Verfasser, der sich bereits vor einigen Jahren durch sein anonym erschienenes Werkchen „Marburg, seine Universität und deren Institute" als unübertroffener Schilderer der alma mater bewährt hatte, hat diesmal die Hülle fallen lassen und ist nun mit seinem Namem zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit getreten. Und er braucht sich seines Namens nicht zu schämen. Ihm, dem seit einigen Jahren die Gabe zu hören gänzlich versagt worden, ist dafür eine andere in erhöhtem Maß zu Theil geworden, die Gabe zu schauen, nicht nur äußerlich, auch innerlich, d. h. dichterisch zu empfinden und zu gestalten.

Die „trutzig ragende Stadt, die den ganzen Tag in den blinkenden Spiegel schaut, den ihr die silbern vorübergleitende Lahn hinhält," die „hessische Bergschöne, die ein klein wenig eitel ist" hat es ihm angethan. Ihr, die ihn so oft auf einsamen Spaziergängen durch ihr liebreizendes Bild für das, was ihm vom Schicksal versagt wurde, entschädigt hat, glaubt er eine Schuld der Dankbarkeit mit seiner Gabe abzutragen. Und ein dankbareres Werk kann sich unsere „lahnumflossene Musenstadt mit dem frisch-frohen Studio darin, der, selbst noch ein Stück Romantik, wie kein Anderer empfänglich ist für die Poesie alter hochgiebeliger Häuser," nicht wünschen. Worin der vorliegende Führer jedem andern gleichen wird, sind die Angaben der dem Verkehr dienenden Anstalten, das Verzeichniß der Sehenswürdigkeiten u. s. w., die einmal unentbehrlich sind, worin er sich von allen früheren aber scharf unterscheidet, das ist die ganze Eigenart, in der er geschrieben ist. Der Verfasser ist eben zugleich Poet, er schaut sich die Stadt mit eigenen Augen an, er weiß über die mannigfachen Trockenheiten, die ein solches Buch nur zu leicht aufweist, durch eine flotte, frische Sprache hinwegzutäuschen, so daß die Lektüre an und für sich schon ein Genuß ist. Daher ist es auch allen, die Marburg schon kennen, aber empfänglich sind für eine eigenartige Beschreibung seiner Schönheiten, angelegentlich zu empfehlen. Niemand wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. W. S.



Personalien.

Verliehen: dem Domänenpächter Oberamtmann Ehrbeck zu Wendershausen der Kronenorden 4. Klasse; dem Garnisonauditeur Oden zu Mainz der Charakter als Justizrath; dem Amtsphysikus a. D. Dr. Hohmann zu Neukirchen der Charakter als Sanitätsrath.

Ernannt: die Amtsrichter Henning in Zierenberg, Gesing in Grebenstein, Gieberich in Wächtersbach, Lahmeyer in Kassel und Rother in Bieber zu Amtsgerichtsräthen; die Referendare Krug und Dr. Roßbach zu Gerichtsassessoren; der Sekretär Bromm zu Marburg zum Landessekretär zu Kassel.

Versetzt: Landgerichtspräsident von Hassell zu Lüneburg nach Kassel; Landrichter Stoll zu Bochum nach Hanau; die Amtsrichter Prausnitz in Ziegenhain und Thomaszik in Wanfried nach Hanau, bezw. Schmalkalden.

Bestätigt: der zum Bürgermeister der Stadt Frankenberg gewählte Gerichtsreferendar Dertz.

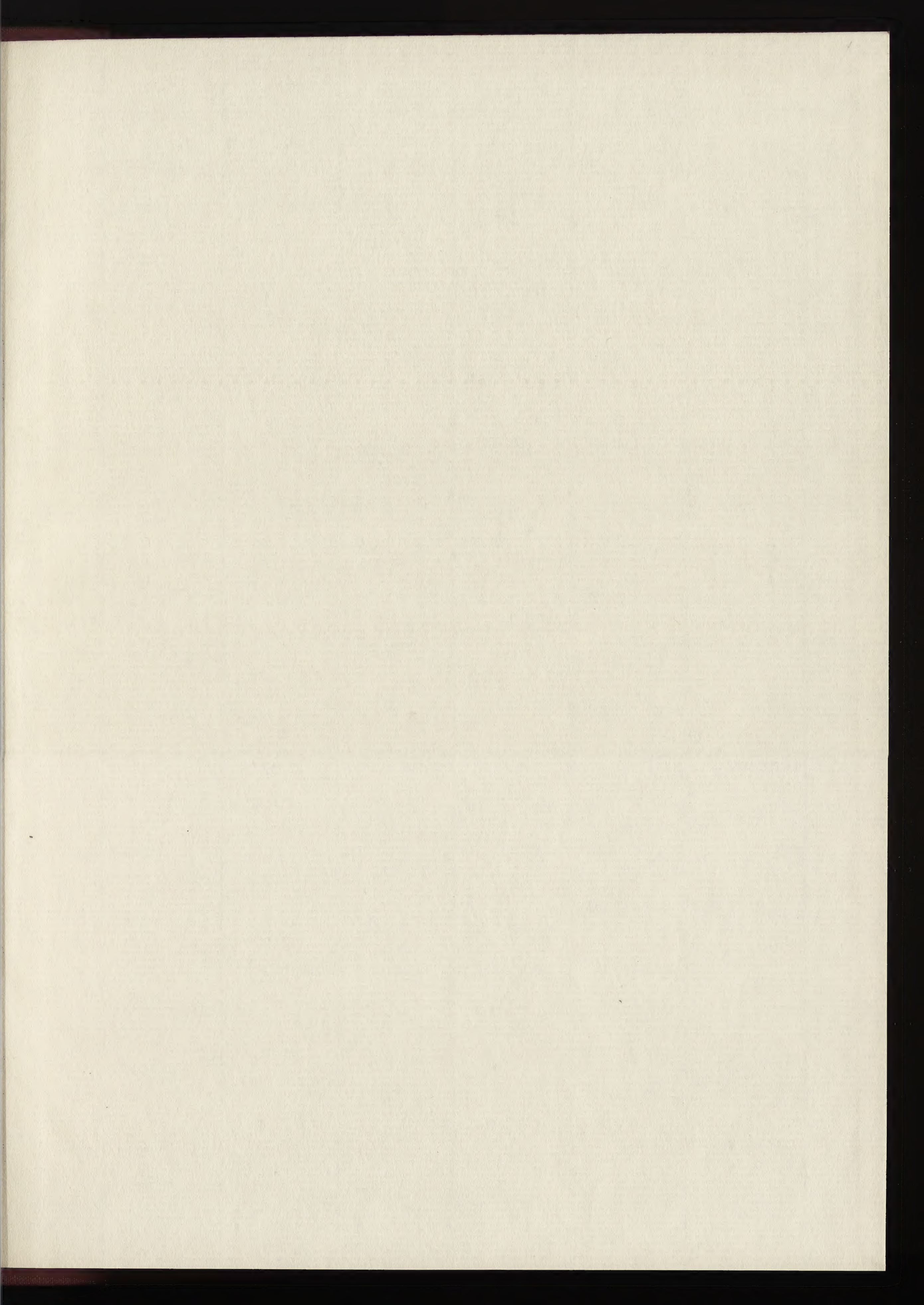
Uebertragen: dem Regierungsassessor von Alten zu Kassel die komissarische Verwaltung des Landrathsamts zu Schleswig; dem Regierungsbaumeister Behrendt die Verwaltung der Kreisbauinspektorstelle zu Eschwege.

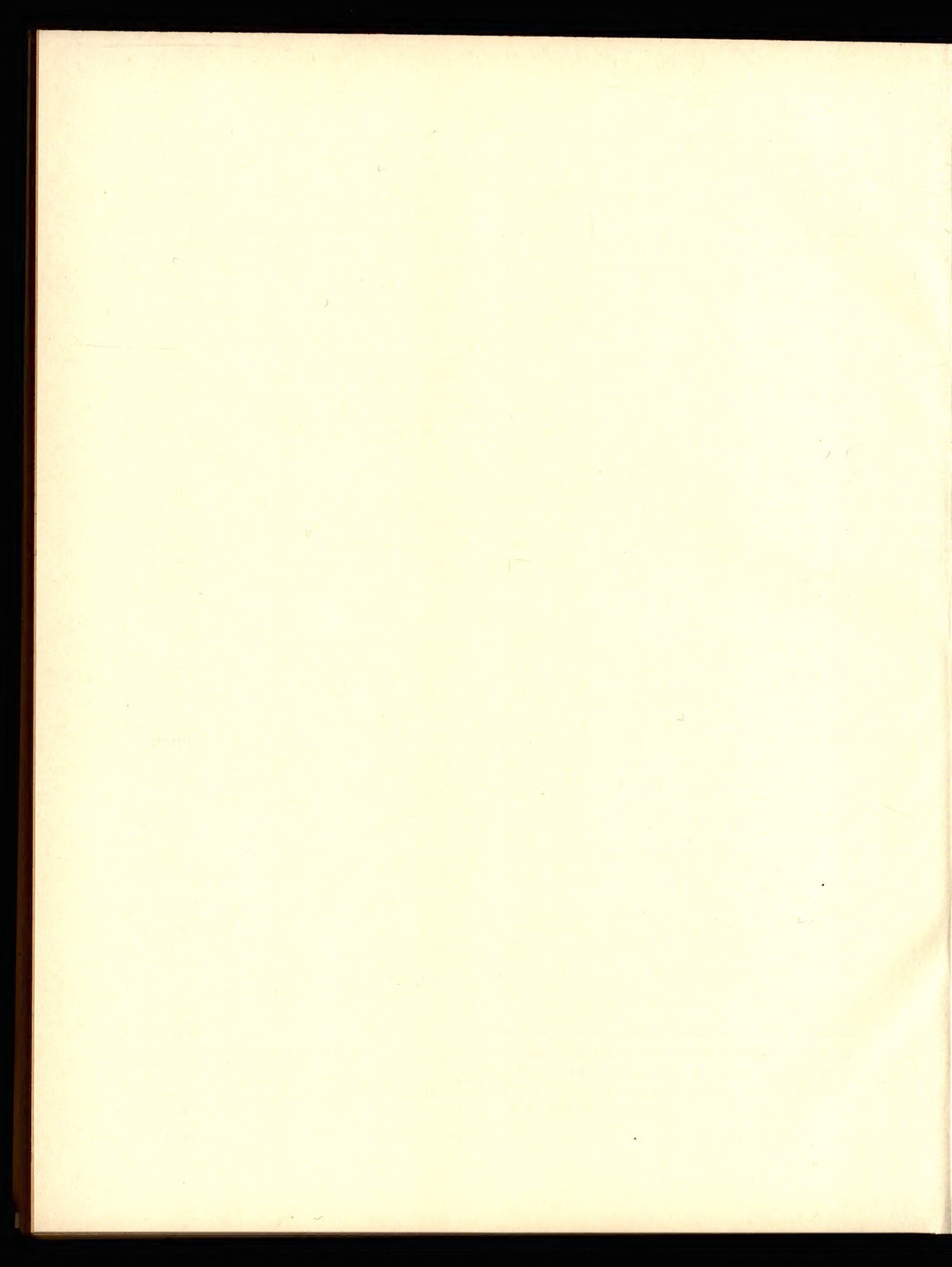
In den **einstweiligen Ruhestand** tritt: Landgerichtspräsident Geheimer Oberjustizrath von Stockhausen zu Kassel.

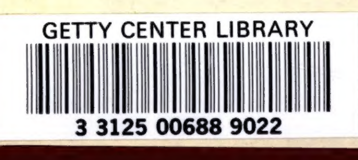
Geboren: ein Sohn: Dr. med. Hermann Schüler und Frau Marie, geb. Bergemann (Kassel, 27. November); Oberlehrer Dr. Stamm und Frau, geb. Bernhard (Hersfeld, 3. Dezember); Bankier Gustav Plaut und Frau Selma, geb. Meßner (Kassel, 15. Dezember); Kaufmann August Behmann und Frau Albertine, geb. Denß (Kassel, 15. Dezember); Hofbuchdruckereibesitzer Richard Gotthelft und Frau Selma, geb. Alsberg (Kassel, 17. Dezember); eine Tochter: Regierungsassessor Hermann Oppermann und Frau Hedwig, geb. Volz (Wiesbaden, Dezember).

Gestorben: Dr. O. Hohls, Sanitätsoffizier der Burenarmee (Ladysmith); Weinhändler Karl le Goullon, 54 Jahre alt (Kassel, 24. November); Kaufmann Ferdinand Hesse, 36 Jahre alt (Kamerun, 24. November); Frau Geheime Regierungsrath Klara Sternkopf, geb. Froebel, 60 Jahre alt (Kassel, 26. November); Frau Emilie Schiffer, geb. Schwartz (Warburg, 26. November); Steuerinspektor a. D. Otto Rothhaus, 74 Jahre alt (Kassel, 27. November); Kassenassistent Jakob Hilgenberg, 48 Jahre alt (Kassel, 30. November); Musikdirektor Wilhelm Weins, 70 Jahre alt (Wiesbaden, 1. Dezember); Rentier Ferdinand Saenger, 78 Jahre alt (Kassel, 2. Dezember); Generalleutnant z. D. Hermann Freiherr von Meerscheidt-Hüllessem, 69 Jahre alt (Kassel, 3. Dezember); Kaufmann Orenius, 74 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); Bäckermeister Friedrich Wittich (Kassel, 12. Dezember); Königl. Rentmeister Jakob Diederich (Melsungen, 13. Dezember); früherer Werkmeister Julius Barsch, 71 Jahre alt (Kassel, 15. Dezember); Kaufmann und Tanzlehrer Karl Köhler (Kassel, 16. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.






GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 9022

